This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

AH 3PUI H

P. 2. 14

ANDOVER THEOL. SEMINARY
JUL 3 1897
LIBRARY.

48,994

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin 1896.

Verlag von Martin Warneck.
(Inhaber von Hugo Rother's theolog. Buchhandlung.)

Digitized by Google

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Period. 46
v. 23
1896

Der Anteil des evangelischen Deutschland an dem Werke der Weltchristianisierung.

Vom Herausgeber.

Das bekannte Buch Gunderts: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten" schließt seine orientierende Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des evangelischen Missionswerks mit den Worten: „Ein kleiner Anfang ist gemacht, die Erde ist noch sehr voll Nacht." Wenn man den Stand der Mission vor 100 (und zum Teil noch vor 50) Jahren mit dem von heute vergleicht, so ist allerdings ein großer Fortschritt zu konstatieren. Damals eine dem Evangelio Christi verschlossene, heute eine ihm geöffnete Welt. Damals eine im Rationalismus schlafende Christenheit, der die Mission als eine Thorheit erschien, heute ein mächtiger, alle Kirchenabteilungen durchwehender Missionsgeist. Damals ein selbst der Zahl nach dürftiges Fähnlein von unerfahrenen Missionaren, heute eine stattliche Armee von erprobten Glaubensboten, welche ein die Grenzen des Weltpostvereins weit überschreitendes Gebiet besetzt haben und als Kulturpioniere und Völkererzieher eine auch in den Augen der Welt geachtete Stellung einnehmen. Damals Gesamtbeiträge von jährlich kaum wenigen hunderttausend, heute eine Freiwilligkeitsleistung von über 50 Millionen Mark. Damals ein auch numerisch noch sehr kleiner Missionserfolg von einigen zehntausend Heidenchristen, heute bereits eine Schar von beinahe 3 Millionen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich vermehrt wie ein Kapital, bei welchem Zins zu Zins geschlagen wird. Damals kaum hier und da eine vereinzelte selbständige heidenchristliche Gemeinde, heute tausende organisierter Gemeinden, die sich selbst erhalten und aus ihrer Mitte Lehrer und Prediger stellen, ja hier und da bereits werdende Volkskirchen! Das ist wahrlich eine göttliche Legitimation des Missionsauftrags, daß er 1800 Jahre nach seiner Erteilung gleichsam aus dem Grabe aufsteht und eine weltgeschichtliche Bewegung in Scene setzt, die unser Jahrhundert zu einem Missionsjahrhundert gemacht hat.

Aber noch können wir lange nicht sagen, wie man am Ende der beiden ersten Missionsperioden sagen konnte: es ist geschehen, Herr, was du befohlen hast, es ist mit der Einführung der nichtchristlichen Völker der Gegenwart in die Jüngerschaft Jesu erst der Anfang, ja

ANDOVER THEOL. SEM. LIBRARY.

Digitized by Google

erst ein kleiner Anfang gemacht; die Hauptburgen des Heidentums sind kaum belagert, noch lange nicht eingenommen. Von den ca. 1500 Millionen Menschen, welche die heutige Bevölkerung der Erde bilden, ist erst ein knappes Drittel dem Namen nach christlich, reichlich zwei Drittel bestehen noch aus Anhängern nichtchristlicher Religionen. Und wenn unter diesen 1006 Millionen Nichtchristen heute auch — von den 2500 unverheirateten weiblichen Gehilfen abgesehen — etwa 4500 ordinierte (und ca. 900 nichtordinierte) evangelische Missionare und neben ihnen mehr als 4200 ordinierte Mitarbeiter aus den Eingeborenen den Sendungsauftrag ausrichten — was ist das unter so viele? Es liegt noch ein großes Werk vor uns, und die heimatliche Christenheit muß noch sehr zunehmen in diesem Werke, wenn sie sich der Missionsaufgabe gewachsen zeigen will, die ihr Gott durch die mächtig fortschreitende Weltöffnung stellt.

Die Hauptmissionsleistung kommt zur Zeit auf die evangelische Christenheit englischer Zunge, die reichlich die Hälfte des Gesamtprotestantismus, der auf 155 Millionen berechnet wird, umfaßt. Großbritannien und Nordamerika stellen beinahe zu gleichen Teilen, das erstere mit einigem Uebergewicht, zusammen ca. 3150 ordinierte Missionare und bringen über 40 Millionen Mark Missionsbeiträge auf,*) eine Leistung, welche das prozentuale Verhältnis des englisch redenden Teils des Protestantismus zur Gesamtzahl der evangelischen Christenheit erheblich übersteigt.**) Es ist nicht bloß der größere Wohlstand, der intensivere überseeische Sinn und der ausgedehnte Kolonialbesitz, der dieses Uebergewicht der englischen und nordamerikanischen Missionsthätigkeit über die Missionsleistungen der übrigen protestantischen Welt erklärt; ein regeres christliches öffentliches Leben und vielleicht die Vielgliedrigkeit des dortigen Protestantismus ist wesentlich mit daran beteiligt.

*) Genau läßt sich die Summe nicht feststellen, da weder die großbritannischen noch die nordamerikanischen Missionsgesellschaften eine reinliche Heidenmissionsstatistik liefern, sondern auch die Arbeit unter griechischen und römischen Katholiken, ja selbst unter andern protestantischen Kirchenabteilungen mit in dieselbe einbeziehen und für uns eine sichere Scheidung nicht überall möglich ist.

**) Selbstverständlich paßt dieses generalisierende Urteil nicht auf alle einzelnen Bezirke des Protestantismus englischer Zunge. Es giebt in Großbritannien und Nordamerika weite Kreise, die wenig und selbst solche, die gar nichts für die Heidenmission leisten, wie umgekehrt es in der nichtenglischen Hälfte der evangelischen Christenheit Kreise giebt, die mehr prästieren als die englische Durchschnittsleistung. Es handelt sich hier nur um die Gegenüberstellung der genannten beiden Teile des Protestantismus als ganzer.

Digitized by Google

Der Prozentsatz der deutschen Missionsleistung entspricht leider bis heute weder der numerischen Stärke noch der geistigen Bedeutung der deutschen evangelischen Christenheit. Allerdings ist eine beträchtliche Steigung dieser Leistung im letzten Jahrzehnt eingetreten, wie die nachfolgende Vergleichung zeigt:

	Missionare	Einnahme	Heidenchristen*)
1883:	517	2 707 218 M.	193 975
1894:	685	3 705 456 „	290 899
	+ 168	998 238 M.	96 924

So erfreulich diese Steigung im Laufe von 11 Jahren ist, so bringt sie unsre Missionsleistung doch noch immer nicht auf den prozentualen Anteil, welcher dem evangelischen Deutschland an der Gesamtleistung des Protestantismus nach seiner Bevölkerungsziffer zufiele. Wir repräsentieren mit Einschluß der Schweiz über ein Fünftel der evangelischen Christenheit, bringen aber noch nicht den 13. Teil der Missionsbeiträge auf und stellen etwa den 7. Teil der Missionsarbeiter, die selbständigen weiblichen Gehilfinnen außer Ansatz gelassen. Wir arbeiten weit billiger als die Engländer und Amerikaner, und unser Anteil an dem Missionserfolg ist im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln größer als der ihrige. Es giebt auch in deutschen Landen, außer der Brüdergemeine, die sie alle übertrifft, missionslebendige Bezirke vornehmlich im Süden und im Westen, aber unsre Gesamtleistung wird namentlich durch die Mattheit des Missionssinns in weiten Kreisen Mittel-, Nord- und Ostdeutschlands auf jenes niedrige Niveau herabgedrückt, welches noch nicht die uns zukommende Quote erreicht. Erst wenn die Zahl unsrer Missionare 900 übersteigt und unsre Missionsbeiträge 10 Millionen betragen, nehmen wir die uns zukommende Stelle in der protestantischen Welt ein. Wir haben also allen Grund uns anzustrengen, daß unsre Missionsleistungen wachsen.

Ein starker Antrieb zu solcher Anstrengung sollte auch der Kolonialbesitz sein, den seit einem Jahrzehnt unser Vaterland überkommen hat. Die nationale Verpflichtung gegen die Eingebornen in unsern Schutzgebieten und der durch die kolonialen Interessen gesteigerte überseeische Sinn kommt der evangelischen Mission unsres Vaterlandes noch lange

*) In dieser Zahl sind die sogenannten „Anhänger", Katechumenen ꝛc. nicht mit eingerechnet. Sonst würde sie erheblich höher sein. Die deutsche Missionsstatistik giebt die Zahl der Getauften, allerdings mit Einschluß der Kinder. In 1890 betrug die Zahl der deutschen Missionare 606, die der Heidenchristen 246 903, die Einnahme 3391485 M.

Digitized by Google

nicht in dem Maße zu gute, wie das z. B. in England der Fall ist. Wohl haben die alten Missionskreise in dem deutschen Kolonialerwerb eine Aufforderung erkannt, in den Schutzgebieten neue Missionen zu begründen, wo noch keine waren, und bestehende auszudehnen. Es sind seit 1886 7 neue evangelische Missionen in Afrika und der Südsee in Angriff genommen worden, und ein Teil der Steigung unsrer Missionsleistungen ist auf Rechnung der Anregung zu setzen, welche durch die Kolonialmissionen gegeben worden ist. Aber, soweit wenigstens unsre Kenntnis reicht, sind es wesentlich die alten Missionskreise, welche sich zu gesteigerten Leistungen haben anregen lassen, und die auch die neuen Missionen tragen. Wir haben allerdings vom Anfang der deutschen Kolonialära an uns nicht der Illusion hingegeben, daß mit ihr auch eine neue Missionsära beginnen werde, wie in der kolonialen Sturm- und Drangperiode manche schwärmten; denn wir sind mit den innern Motiven, welche Missionsliebe erzeugen, zu genau bekannt, als daß wir den kolonialen Faktor, für so bedeutungsvoll wir ihn auch halten, hätten überschätzen können. Koloniale Interessen vermögen immer nur da eine Missionsrichtung zu nehmen, wo religiöses Leben und Verständnis vorhanden ist. Unsre Erwartung war eine nüchterne; aber selbst sie hat sich noch als zu hoch gespannt erwiesen. Die Zahl der Kolonialfreunde, welche thatkräftige Missionsfreunde geworden sind, ist bis heute gering. Viele, ja die meisten Missionsfreunde sind Kolonialfreunde geworden, aber leider kann man nicht das Umgekehrte sagen. Wohl hat man in den kolonialen Kreisen sich auch mit der Mission beschäftigt, aber was wir bekommen haben und noch bekommen, das ist wesentlich Kritik und Anklage, Anklage und Kritik, nicht reelle Hilfe. Nun hat ja auch Kritik einen Wert, wenn sie gerecht ist, von sachkundiger Seite kommt und auf religiösem Verständnis der Missionsaufgabe beruht, aber wie oft ist bei den Vorwürfen, die der evangelischen Mission gemacht worden sind, das Gegenteil der Fall gewesen! Wir wollen indes jetzt nicht an Urteile erinnern, die glänzende Beweise ablegen für die Unbekanntschaft der Kritiker sowohl mit dem ABC der Missionstheorie wie mit den landläufigsten missionsgeschichtlichen Thatsachen, sondern am liebsten einen Strich unter die Vergangenheit machen und bitten: nun laßt es doch einmal genug sein der unfruchtbaren Kritik; macht euch mit der evangelischen Mission, zunächst der deutschen, wirklich bekannt und sorgt für eine Kenntnis derselben auch in euren Kreisen; auf diesem Wege kommt's dann hoffentlich auch dazu, daß

Digitized by Google

ihr in den Beutel greift und die evangelische Mission durch Beiträge unterstützt, die sich können sehen lassen.

Um solche Kenntnisnahme zu erleichtern, wird dieser Jahrgang der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ — neben anderem — eine Serie über die deutschen Missionen aus der Feder kompetenter Männer bringen, in der Weise, daß jeder einzelnen Gesellschaft ein orientierender Artikel gewidmet wird. Nicht eine chronologische Geschichte ab ovo, die übrigens von den meisten deutschen Missionsgesellschaften diese Zeitschrift schon gebracht hat, sondern eine Zeichnung gleichsam aus der Vogelperspektive, wie es auf ihrem Arbeitsfeld Ende 1895 aussieht. Eine Allgemeine Missionszeitschrift wie diese, die sich zur Aufgabe gestellt hat, das ganze Gebiet der evangelischen Mission in der gesamten Welt zum Gegenstand ihrer Darstellung und Besprechung zu machen, kann natürlich nur proportionaliter die deutschen Missionen behandeln, und ein Ueberblick über die bisherigen 22 Jahrgänge stellt, glauben wir, der Redaktion das Zeugnis aus, daß sie sich bisher keiner parteilichen Bevorzugung der deutschen Missionen schuldig gemacht hat. Es giebt auch allgemeine Missionszeitschriften englischer Sprache, die nach der unsern und vermutlich durch sie angeregt entstanden sind, aber es ist keine unter ihnen, die sich einer ähnlichen proportionalen Behandlung der nichtenglischen Missionen befleißigt hätte wie wir der englischen und die mit solcher Unparteilichkeit die Solidarität der evangelischen Missionsinteressen aller Nationalitäten vertreten hätte, wie diese Zeitschrift es gethan. Das dürfen wir sagen ohne jede Ruhmredigkeit. Um so berechtigter glauben wir zu sein, jetzt auch einmal im Zusammenhange den Anteil herauszustellen, welchen das evangelische Deutschland an dem Werke der Weltchristianisierung hat.

Es ist eine Thatsache, die uns schmerzlich berührt, daß in der evangelischen Christenheit englischer Zunge die deutsche Missionsarbeit sehr wenig gekannt ist und noch weniger gewürdigt wird. Es geschieht sehr selten, daß die zahlreichen englischen Missionsorgane von der deutschen Mission Kunde bringen, und wenn sie es je und je thun, so sind ihre Berichte mangelhaft und oft fehlervoll. Wir lassen es dahin gestellt, ob allein mangelhafte Bekanntschaft mit der deutschen Sprache die Schuld trägt, oder ob es nationale Selbstgenügsamkeit ist, die sich für berechtigt hält, nichtenglische Missionsleistungen zu ignorieren. Jedenfalls dürfen wir in aller Bescheidenheit unsre Vettern in Großbritannien und Nordamerika daran erinnern, daß diesseits des Kanals und des Ozeans auch noch Leute wohnen und daß es wünschenswert ist, Notiz

Digitized by Google

zu nehmen von dem, was sie reden und thun. Unser Herrgott hat es so geordnet, daß die verschiedenen Nationen verschiedene Gaben bekommen haben, damit sie einander ergänzen und von einander lernen, und wenn unsre englischen Vettern und Glaubensgenossen sich erst die Mühe nehmen werden, deutsche Missionsarbeit etwas gründlicher kennen zu lernen, als sie bisher gethan — vielleicht finden sie, daß sie ebensoviel von uns lernen können, wie wir gerne von ihnen lernen. Und es wäre doch schön, wenn sie an die Stelle ihrer Abschließung von der nichtenglischen Welt eine lebendigere Gemeinschaftspflege mit ihr setzten. Die Mission, an der wir alle arbeiten, ist doch ein gemeinsames Werk; wir müssen uns gewöhnen, sie als ein Ganzes zu betrachten, Leid und Freude mit einander zu teilen und für ihre Interessen solidarisch einzutreten. Und dazu ist unerläßlich, daß eine Nation und eine Kirchenabteilung von der Missionsarbeit der anderen Kenntnis nimmt.

Aber es geschieht nur nebenbei im Blick auf die englisch redende Welt, daß wir uns anschicken, eine Serie über die deutschen Missionen zu veröffentlichen. Unseren eigenen deutschen Landsleuten thut eine genauere Kenntnis von dem not, was das evangelische Deutschland für die Mission leistet. Wir brauchen uns wohl nicht gegen den Mißverstand zu wahren, als ob wir mit unseren Leistungen groß thun wollten, aber angesichts der vielen auf Unkenntnis beruhenden Vorwürfe gegen die deutsche evangelische Christenheit, namentlich daß sie bezüglich der Besetzung der Schutzgebiete ihre Missionspflicht versäume und von den Katholiken sich überholen lasse,*) ist es eine apologetische Pflicht, an die missionarische Gesamtleistung des evangelischen Deutschtums zu erinnern. Gelegentlich der Kolonialausstellung, die in diesem Jahre in Berlin stattfinden wird, soll auch eine Missionsausstellung veranstaltet werden, die erste auf deutschem Boden, und vermutlich giebt dieselbe Veranlassung zu öffentlichen Aussprachen über die Mission. Bei der Unkenntnis, die in den die Presse beherrschenden Kreisen über die Mission vorhanden ist, fürchten wir nun fast, daß das nicht ohne Irrtümer abgeht. Es können nämlich in dieser durch ihren kolonialen Charakter beschränkten Ausstellung nur diejenigen deutschen Missionsgesellschaften vertreten sein, welche in deutschen Schutzgebieten thätig sind, und auch diese Gesellschaften nur mit dem Bruchteil ihrer Arbeit, der auf die deutschen Kolonien entfällt.

*) Vergl. diese Zeitschr. 1892, 441: Zur Missionsfrage in unseren Schutzgebieten.

Digitized by Google

Was in der geplanten Ausstellung zur Anschauung gebracht wird, ist also nur ein sehr kleiner Bruchteil der evangelischen deutschen Missionsarbeit und zwar ein Bruchteil, der noch von sehr jungem Datum ist und der Natur der Sache nach noch nicht viel Erfolg repräsentieren kann. Wie nun vor einiger Zeit seitens einer kolonialen Autorität die kleine norddeutsche Missionsgesellschaft (Bremen) für die gesamte deutsche Mission gehalten und auf diese naive Verwechselung eine Anklage wider die deutsche evangelische Christenheit gegründet worden ist, daß sie so wenig für die Mission leiste, so besorgen wir, daß gelegentlich der beabsichtigten Ausstellung ähnliche Konfusionen sich wiederholen werden. Und dem möchten wir gern vorbeugen. Darum beginnen wir schon jetzt mit einer Artikelreihe über unsere vaterländische evangelische Missionsarbeit, die längst mit stattlichen Scharen von deutschen Sendboten in allen Erdteilen auf dem Plane stand, ehe an eine deutsche Kolonialpolitik gedacht wurde, während es bis dahin eine eigentliche deutsche Mission der Katholiken nicht gab. Die Verpflichtungen, welche die deutsche evangelische Mission gegen ihre alten, gesegneten und fast überall Ausdehnung der Arbeit fordernden Missionsgebiete hatte, gestatteten ihr natürlich nicht, ihre ganze Kraft auf die jungen deutschen Kolonien zu werfen; sie that, was sie konnte, um auch diese zu besetzen, aber zur Zeit repräsentiert ihre Arbeit in den deutschen Kolonien nur den jüngsten und kleinsten Teil ihrer Missionsthätigkeit. Den Lesern dieser Zeitschrift sagen wir ja damit nichts neues; aber wir erinnern daran, damit sie jede Gelegenheit benutzen, die öffentliche Meinung aufzuklären und vor Mißverständnissen zu bewahren.

Allerdings wird ja heute in der Presse der Mission mehr gedacht als früher, nur geschieht es leider selten auf Grund wirklicher Sachkenntnis. Nicht einmal die deutschen Missionen erfreuen sich in der deutschen Presse, wenn ihrer überhaupt gedacht wird, einer sachkundigen Behandlung. Versuchen wir es, zunächst über sie, die uns ja am nächsten liegen, unsere Volks- und Glaubensgenossen zu unterrichten, um durch Missionskenntnis Missionsinteresse und thätige Missionsliebe zu erwecken, damit die deutsche Missionsarbeit wachse und zunehme. Und zu diesem Zweck überantworten wir die Artikelserie über die deutschen Missionen unseren Freunden, damit sie helfen, daß sie unter die Leute komme.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission.

Von P. Ed. Kriele in Barmen.

Vielleicht giebt es keine andere deutsche Missionsgesellschaft, die innerhalb des letzten Jahrzehntes nach jeder Seite hin ein so schnelles Wachstum gehabt hat, als die Rheinische. Man vergleiche nur die Zahlen der Jahresberichte 1884 und 1894 miteinander:

	1884	1894
Hauptstationen	52	74
Europäische Missionsarbeiter	71	105
Gemeindeglieder	26 128	56 944
Eingeborene besoldete Mitarbeiter . . .	137	276
Ordinierte Eingeborne	1	17
Missionszöglinge (im Missionshaus) . .	32	52

An Zahl der Heidenchristen — es sind nur die wirklich getauften aufgeführt, die ca. 8000 Katechumenen sind nicht mitgezählt — steht damit jetzt unter den deutschen Missionen die Rheinische an zweiter, an Zahl der Missionare an dritter Stelle. Die Zahl der Missionszöglinge, die hier in der Heimat zum Dienst unter den Heiden vorbereitet werden, soll mindestens bis auf 60 gebracht werden. Seit Jahr und Tag hätte gut die doppelte Anzahl ausgesandt werden können, ja von Rechts wegen müssen, als zur Aussendung bereit standen. Es ist ja bedauerlich, daß oft wichtige Posten haben unbesetzt bleiben müssen; aber es sind die gesteigerten Anforderungen, die an die heimatliche Missionsleitung gestellt werden, auch ein Zeichen, daß Gottes Segen das Werk draußen in einem Maße gefördert hat, wie die Väter es sich schwerlich haben träumen lassen; und das muß uns mit dankbarer und herzlicher Freude erfüllen. Zwei ganz neue Arbeitsfelder hat Gott innerhalb des letzten Jahrzents der Rhein. Mission zugewiesen: Kaiser-Wilhelms-Land und Ovambo-Land, nördlich von Deutsch-Südwestafrika.*) Von den 105 Missionaren arbeiten gegenwärtig

*) Die beiden Barmer Ovambostationen liegen, das sei gleich hier bemerkt, bereits innerhalb der portugiesischen Interessensphäre; nur die Stationen der Finnen liegen auf deutschem Gebiet. Der neue, übrigens vorzügliche, auch den detaillierteren Ansprüchen der einzelnen besonders deutschen Missionsgesellschaften gerecht werdende Missionsatlas von Grundemann verlegt auch jene irrtümlich auf deutsches Gebiet. — Weiter sei bemerkt, daß man sprachlich korrekt eigentlich Ambo-Land sagen müßte, wie man Herero-Land sagt; Ovambo ist wie Ovaherero Bezeichnung des Volkes. Diese Unkorrektheit hat sich nun aber einmal eingebürgert.

Digitized by Google

nicht weniger als 29 auf deutschem Kolonialgebiet. Im ganzen verkündigen jetzt Barmer Sendboten unter 10 verschiedenen Völkern das Evangelium; unter 5 auf der östlichen Halbkugel: Bastards (Mischbevölkerung des Kap- und z. T. des Namalandes), Nama, Ovaherero, Bergdamra (in Deutsch-Südwestafrika) und Ovambo; unter 5 auf der westlichen Halbkugel: den Niassern, Batakern auf Sumatra, Dajakken auf Borneo, den Chinesen und den Papuas auf Neu Guinea. Ein weites, ausgedehntes und vielseitiges Gebiet! Auch zwei ganz neue Zweige der Missionsarbeit sind in den letzten 10 Jahren in Angriff genommen: die ärztliche Mission und die Arbeit an den Frauen und Mädchen durch Aussendung selbständiger weiblicher Missionsarbeiter. Unter den oben angegebenen europäischen 105 Arbeitskräften befinden sich 2 Aerzte und 7 Missionsschwestern. Beide Arbeiten, mit denen die Rhein. Mission bis jetzt durchaus gute Erfahrungen gemacht hat, sollen in den nächsten Jahren noch weiter ausgedehnt werden. Aber auch abgesehen von diesen neuen Missionsgebieten und diesen neuen Arbeitszweigen ist der Rheinischen Mission auch auf fast allen ihren alten Missionsfeldern in gegenwärtiger Zeit mehr denn je durch ungeahnte göttliche Thüröffnungen, durch Neugestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse u. s. w. eine ganze Fülle neuer Aufgaben gestellt, so daß ein kurzer Ueberblick über den augenblicklichen Stand auch für weitere Kreise, außerhalb der speziellen Barmer Freunde, Interesse haben dürfte.

Zuerst das

afrikanische Missionsgebiet,

und hier zunächst

das Kapland: 10 Stationen mit 13 519 Christen.*) Sämtliche Stationen liegen in der westlichen Hälfte der Kolonie. (Vergl. Grundemann, Atlas Nr. 10.) Es ist noch gar nicht so lange her, daß man im Schoß der Barmer Missionsleitung ernstlich die Frage erwog, ob es nicht an der Zeit sei, die Arbeit im Kapland ganz an die dortige niederländische reformierte Kirche abzugeben. Maßgebend dafür war nicht die Erwartung einer finanziellen Erleichterung der heimatlichen Missionskasse. Eine solche würde nicht stattgefunden haben, denn die

*) Nebenbei bemerkt, schon 1891 gab der Regierungszensus 14 000 rheinische Missionschristen an, während der Jahresbericht Ende 1890 11440 Gemeindeglieder zählte; ein neuer Belag, daß die evangelische Missionsstatistik eher zu niedrige, als zu hohe Zahlen aufweist; bei der römischen Statistik ist's bekanntlich umgekehrt.

Digitized by Google

kapländischen Gemeinden erhalten nicht nur vollkommen sich selbst, sondern liefern auch aus den Erträgen der sogenannten Institute, d. h. aus den mit einem Teil der Missionsstationen (besonders Wuppertal und Saron) verbundenen Besitzungen und Industrien beträchtliche Ueberschüsse ab. Aber man war der Meinung, daß die Arbeit der Rheinischen Mission im wesentlichen daselbst beendet sei, wie denn auch jahrelang die Berichte keine Nachrichten mehr von dort brachten, nur der Jahresbericht jedes Jahr einmal die Erinnerung an die dortige Arbeit auffrischte. Doch der Gedanke, die Arbeit abzugeben, ist jetzt endgiltig abgethan. Und zwar darum, weil nicht nur bei den eigentümlichen politischen und sozialen Verhältnissen der Kapkolonie (vergl. den Artikel von Buchner in dieser Zeitschrift, 1894, S. 1 ff., 52 ff., besonders S. 6 ff.) die rheinischen Missionsgemeinden zu Gemeinden zweiten Grades und ihre Missionare zu Pastoren zweiten Grades degradiert worden wären, sondern weil die Rhein. Mission mit ihrer Arbeit noch lange nicht am Ende ist; das hat die Visitationsreise des Inspektor Dr. Schreiber (im Jahre 1894) zum klaren Bewußtsein gebracht. Missionsdirektor Buchner hat in dem angeführten Artikel gewiß zur Ueberraschung mancher zahlenmäßig dargethan, wie viel eigentliche Missionsarbeit noch im Kapland zu thun ist. Gilt das auch hauptsächlich von dem östlichen Teil desselben, so wohnen doch auch im westlichen Teil, in dem die Barmer Missionsstationen liegen, noch zahlreiche Heiden, die gewonnen werden können. Das zeigen auch die Jahresberichte. In den letzten Jahren haben auf den kapländischen Stationen fast ebenso viel Heidentaufen stattgefunden, als im Nama- und Hereroland zusammen. Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß die Arbeit jetzt mit neuer Energie fortgeführt wird. In den letzten zwei bis drei Jahren sind vier neue Arbeitskräfte dorthin abgegangen, zwei als Gemeindeschwestern ausgesandte Diakonissen nicht mitgerechnet. Und eben jetzt bahnt sich eine weitere Ausdehnung der Arbeit an, es soll sogar eine ganz neue Station angelegt werden.

Unlängst hat nämlich von seiner Station Carnarvon aus der Missionar Stremme eine Reise bis an die Grenze der Kolonie, d. h. den Oranje- oder Großfluß gemacht (cirka 200 km), um einige dorthin verzogene Christen seiner Gemeinde aufzusuchen, die seit Jahren nicht mehr Gottes Wort gehört hatten. Rührend war die Freude der Leute, — es mochten an 20 sein — daß ihnen wieder einmal ein Gottesdienst gehalten und das Abendmahl gespendet wurde. Da war besonders eine alte Frau, die nicht nur den Namen, sondern auch etwas von der Art der alten Hanna hatte, und der es entschieden zu verdanken war, daß wenigstens eine ganze Reihe Frauen trotz der jahrelangen Trennung

Digitized by Google

von der Mission dem Worte Gottes treu geblieben waren. Wie erstaunte aber erst der Missionar, als zu dem Sonntagsgottesdienst, der unter einem großen Baum abgehalten wurde, nicht nur die kleine Christengemeinde erschien, sondern auch eine große Schar von über 250 Heiden aus allerlei Volk: Kaffern, Betschuanen, Nama, Buschmänner, Bastards; zum Teil waren sie von jenseits des Großflusses gekommen. Es war, als wenn die Nachricht, ein „leeraar" ist da, die Leute elektrisiert hätte, und allen lag die wehmütige Frage auf den Lippen: wann bekommen wir denn endlich auch einen Prediger? Eine Kommission begab sich an Ort und Stelle, und die Sache ist jetzt so weit gediehen, daß ein Platz bereits ins Auge gefaßt ist, und zwar Koegas (nicht weit vom südlichen Ufer des Oranje), wo eine Station über kurz oder lang angelegt werden soll. Die dortigen Asbestosminen haben einen starken Zusammenfluß von Menschen der verschiedensten Nationalitäten, die aber alle holländisch verstehen, bewirkt. So fehlt es also selbst im Kapland, diesem ältesten Gebiet der Barmer Mission, nicht an immer neuen Aufgaben; auch von anderen Stationen werden neue Filialgründungen gemeldet; in zwei Gemeinden — Stellenbosch und Carnarvon — ist eine Diakonissenthätigkeit in Angriff genommen, auch den rheinischen Missionschristen in der Kapstadt sucht man neuerdings mehr denn je seelsorgerlich nachzugehen.

Wir überschreiten den Oranjefluß und kommen damit nach Deutsch-Südwest-Afrika, dem Nama- und Hereroland. Namaland: 9 Stationen mit 5414, Hereroland: 10 Stationen mit 3252 Christen, das englische Walfischbai ist mitgezählt. In diesem weit ausgedehnten Gebiet, in dem die Mission 1892 bezw. 1894 ihr 50jähriges Jubiläum feiern konnte, ist ja ganz besonders von den mannigfaltigsten neuen Aufgaben zu reden, welche die politische Neugestaltung des Landes mit sich bringt. Was die bekannten politischen Ereignisse der letzten Jahre betrifft, so muß vor allem eines mit herzlichem Dank gegen Gott betont werden. Wenn wir nach Anweisung unseres Luther in der vierten Bitte auch um „Friede" und „gut Regiment" bitten, so ist diese Bitte jetzt erhört worden. Der Landeshauptmann, Major Leutwein, ist nicht nur ein schneidiger Offizier, sondern, und das ist uns als Missionsleuten das wichtigste, ein Mann, der weit über den Durchschnitt hinaus ein warmes Herz und eine lebendige Teilnahme für die Mission hat. Und wenn die starke militärische Besatzung des Landes — im ganzen über 600 Mann; fast jede Missionsstation ist Garnison — auch manche Mißstände im Gefolge haben und viele Soldaten (aber auch hier fehlt es nicht an manchen löblichen Ausnahmen) ihrem Christennamen keine sonderliche Ehre machen und dadurch den jungen Christen manche Versuchungen bereiten mögen, so soll das doch nicht die Anerkennung beeinträchtigen, daß von seiten

Digitized by Google

des Oberkommandos jederzeit etwaigen Beschwerden der Missionare willig Gehör geschenkt und Abhilfe getroffen wird, soweit das überhaupt möglich ist. Jetzt ist die Landeshauptmannschaft von dem Militärkommando getrennt; aber auch der Major Müller, der das letztere übernommen hat, bezeigt der Mission ein durchaus wohlwollendes Entgegenkommen. Wer da weiß, wie die weitaus meisten Reisenden, Kolonialleute ꝛc. zum Werke der Mission stehen, der begreift, daß wir das alles als ein besonders freundliches Geschenk Gottes ansehen. Und dieses neue Regime hat nun auch endlich dem armen, unglücklichen Lande den so heiß ersehnten Frieden gebracht. Wenn auch während der ganzen 14jährigen Kriegswirren die Mission im allgemeinen nicht nur keinen Stillstand gehabt, sondern sogar Fortschritte gemacht hat, so hat es doch auch nicht an empfindlichen Störungen und Schädigungen gefehlt; mehrere Stationen haben aufgehoben werden müssen, so außer Windhoek Gibeon und noch vor wenigen Jahren Hoachanas, ganz abgesehen von dem demoralisierenden Einfluß der fortwährenden Kriegereien; große Strecken des Landes waren vollkommen zu einer Einöde geworden. Auf seiner Visitationsreise ist z. B. Inspektor Schreiber von Berseba bis Hoachanas einmal sieben Tage lang gefahren, ohne auch nur einem einzigen Eingeborenen zu begegnen; die ganze Strecke glich einer völlig menschenleeren Wüste. Die einzigen Leute, die er antraf, waren preußische Soldaten, die einquartiert waren in — der ehemaligen Kirche von Gibeon! Auch ein Zeichen der Zeit! Das ist nun seit dem letzten Jahre ganz anders geworden. Nicht nur, daß Major Leutwein mit größeren Machtmitteln, als seinen Vorgängern zu Gebote standen, dem Hendrik Witbooi zu Leibe ging; das Geheimnis seines Erfolges lag darin, daß er Hendrik gegenüber die richtige Politik verfolgte.

Wenn man die in Deutschland landläufigen Urteile über diesen merkwürdigen Mann hörte, hatte man manchmal den Eindruck, den Shakespeare den einen Bürger an der Leiche Cäsars aussprechen ließ: „Wenn man die Sache recht erwägt, ist dem Manne großes Unrecht geschehen“. Schon 1894 erschien im Globus ein Artikel, den sein Verfasser, Rektor Kleinschmidt in Görlitz, gut hätte überschreiben können: „Zur Ehrenrettung Hendrik Witbooi's“. (Vergl. diese Zeitschrift 1894, S. 526.) Der Major Leutwein hat ihn nun eben nicht als „ehrlosen Räuberhauptmann“, sondern als einen „ehrlichen Feind der deutschen Regierung“ bekämpft und dadurch erreicht, daß derselbe sich, nachdem am 27. August 1894 seine Feste, die Naawkloof erstürmt war, am 14. September bedingungslos den Deutschen ergab und einen ehrlichen Frieden schloß. Hendrik selbst soll später erklärt haben, hätte er nur geahnt,

Digitized by Google

daß die Deutschen ihn so behandeln würden, dann hätte er sich schon längst unterworfen; er hat bis dahin eben mit dem Mut der Verzweiflung um seinen Kopf gekämpft. Jetzt sitzt er nun ruhig wieder in Gibeon, und wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Major sich nicht in ihm getäuscht hat, wenn er hofft, daß Witbooi's unleugbarer Einfluß, den er auf das ganze Namaland hat, unter den veränderten Verhältnissen den Deutschen nur von Vorteil sein kann. Der Major Leutwein hält große Stücke auf Witbooi. Nur ein kleiner, schöner Zug: das Harmonium, das den Witbooi auf seinen Kriegszügen begleitete, war total zerschossen; da bat der Major den früheren Missionar des Witbooi Olpp, er möchte unter der Hand einige Gaben sammeln, um ihm ein neues Harmonium zu schenken; jedoch bäten er, der Major, und sein Offizierkorps sich aus, die Hälfte der Kosten zu tragen. Keiner ist über die Wendung der ganzen Sache erfreuter, als eben der Missionar Olpp, dessen hoffnungsvoller Zögling Witbooi gewesen ist, und der einst einen Traktat über ihn schrieb, betitelt: „Ein braver Namab." *)

Es ist unstreitig, daß mit alledem für die Nama- und Hereromission eine neue Zeit angebrochen ist. Es werden jetzt allenthalben im Lande die Grenzen der einzelnen Stämme zu einander wie zu dem deutschen Kronlande festgelegt. Natürlich fühlen die Eingeborenen die dadurch ihnen aufgelegte Beschränkung, und es kommt hier und da zu glücklicherweise nur leichten Reibereien. Doch muß auch hier gesagt werden, daß die deutsche Regierung im großen und ganzen mit schonender Rücksicht verfährt und besonders den Vorstellungen der Missionare, die selbstredend in dieser kritischen Zeit es für ihre Pflicht halten, für die Eingeborenen mannhaft einzutreten, gern Gehör schenkt. Andrerseits ist aber diese Neuordnung *für die Mission* in mehr als einer Beziehung förderlich; schon das ist ein Vorteil, daß wie im Namaland die Autorität des Hendrik Witbooi, so im Hereroland die des Samuel Maharero, dessen Oberhoheit auch die beiden Häuptlinge von Omaruru und Otjodzondjupa, Manasse und Kambazembi, anerkannt haben, sich immer mehr durchsetzt. Daß nur je *ein* Oberhäuptling vorhanden ist, anstatt der vielen kleineren und größeren Häuptlinge, die mehr oder weniger selbständig neben einander standen, kann die friedliche Weiterentwickelung nur fördern. Auch wird der Mission eine größere Bewegungsfreiheit bei der Anlage neuer Stationen und Filiale gegeben, wenn sie nicht mehr in demselben Maße wie bisher von der Willkür der einzelnen Häuptlinge abhängig ist. Ja, selbst die größere

*) Uebrigens ist nach den letzten Nachrichten der jetzt vielleicht 60jährige Witbooi krank; es sieht fast aus, als wenn in der Ruhe die Folgen seines langjährigen unruhigen Treibens und der damit verbundenen Strapazen nachkämen.

Digitized by Google

Einengung der Grenzen der Farbigen kann von Segen sein, indem dadurch dem schrankenlosen und übertriebenen Umherziehen mit den Viehherden, wodurch das ganze Weidefeld weit und breit abgeweidet wurde, so daß schließlich alle Not litten, ein Ende bereitet und das Volk genötigt wird, die im näheren Bereich ihrer Gebiete vorhandenen Hilfsquellen mehr als bisher zu erschließen und sich seßhafter zu machen. Wer die Klagen der Missionare kennt über die Verwilderung derer, die im „Außenfeld" sind, über die Leere der Station und damit über den mangelnden Schul- und Kirchenbesuch, der weiß, was das zu bedeuten hat. Zumal im Namaland scheinen sich die Leute jetzt mehr auf den Körnerbau legen zu wollen. Am sichtbarsten zeigt sich aber der Anbruch der neuen Zeit darin, daß allenthalben alte Arbeiten wieder aufgenommen und neue Arbeiten begonnen werden können. Von den sieben im Herbst ausgesandten Missionaren sind nicht weniger als vier nach Deutsch-Südwest-Afrika abgegangen.

Eine ganz neue Aufgabe ist dadurch an die Barmer Mission herangetreten, daß sie es auch auf das Herz nehmen mußte, unseren zahlreichen deutschen Landsleuten, besonders dem Militär seelsorgerliche Dienste zu leisten. Auf allen Stationen, auf denen Soldaten liegen, werden auf Bitten des Kommandos in regelmäßiger Wiederkehr von den Missionaren gern deutsche Gottesdienste gehalten, auf manchen Stationen beteiligen sich auch die Soldaten an den regelmäßigen Andachten. Das aber allein genügte nicht; besonders für die Plätze, auf denen ein größerer Bruchteil Deutscher wohnt, mußte anderweitig Rat geschaffen werden. Das eben ist geschehen. Zwei wichtige Posten sind besetzt worden: Otjimbingue und Windhoek. Die Deutschen in Otjimbingue hatten schon lange um einen Theologen gebeten, der vor allem auch die Schule ihrer Kinder leiten sollte. Der ist ihnen jetzt gesandt in der Person des cand. min. Olpp, des Sohnes des erwähnten Missionars. Noch wichtiger ist fast die Besetzung von Windhoek durch den Pastor Siebe, der, nachdem er mehrere Jahre im Posenschen ein Pfarramt bekleidet hatte, sich, einem jahrelangen Herzenstriebe folgend, gerade in dem Augenblicke der Rhein. Missionsgesellschaft mit der Bitte, als Missionar ausgesendet zu werden, zur Verfügung stellte, als dieselbe eine für Windhoek geeignete Kraft sich von Gott erbat. Finden somit beide, Olpp und Siebe, ihre Wirksamkeit auch zunächst an unsern deutschen Landsleuten, so sind doch beide ausschließlich und allein der Rheinischen Missionsgesellschaft, die auch ihr Gehalt bezahlt, als deren Missionare unterstellt; und es wird Wert darauf gelegt. Beide sollen auch direkte Missionsarbeit thun. Olpp soll als zweiter Missionar in Otjimbingue zugleich die dortige Bergdamragemeinde als sein spezielles Gebiet übernehmen, und mit der Stationierung von Siebe in Windhoek erscheint dieser 1880 von den Barmern verlassene Platz wieder in der Reihe der Rheinischen Missionsstationen.

Digitized by Google

Damit ist aber die Wiederaufnahme alter, wie die Inangriffnahme neuer Arbeiten nicht erschöpft. Im Namaland konnte Hoachanas durch den wieder ausgesandten Missionar Judt von neuem besetzt werden; und es scheint jetzt endlich auch gelingen zu wollen, dem Stamm der Belschoendrager mehr als bisher gerecht zu werden, in deren Gebiet Missionar Fenchel von seiner Station Keetmanshoop aus, etwa 2 Tagereisen östlich, das Filial Giris angelegt und einem tüchtigen Lehrer übertragen hat; dieser letztere hat jüngst das ganze Belschoendragergebiet durchreist und überall gutbesuchte Gottesdienste gehalten. Vor allen Dingen aber kann Gibeon, der Platz Hendrik Witboois, wieder besetzt werden. Der junge Missionar Schröder ist bereits unterwegs und wird Weihnachten eingetroffen sein. In der That kennzeichnet ja nichts so sehr den Umschwung, der sich im Lande vollzogen hat, als gerade diese Neubesetzung der alten einst so blühenden Missionsstation. Gerade vor einem Jahre hat Hendrik Witbooi mit seinen Mannen seinen Einzug in sein altes Gebiet gehalten; was mag da durch die Seele des Mannes gezogen sein! Als Missionar Hegner von Berseba aus am 22. Dezember 1894 Gibeon besuchte, fand er den Platz bereits voller Menschen; wohl an 8—900 mögen's gewesen sein; wenige Monate zuvor noch war er öde und verlassen. Am heiligen Abend haben die Soldaten mit den Eingebornen Weihnachten unter dem Christbaum gefeiert und „o du fröhliche" gesungen. Major Leutwein bat dringend um einen Missionar für seinen „Freund Witbooi"; derselbe sollte ihm, war der Bescheid der Missionsleitung, gewährt werden, falls er darum selbst bäte. Das hat Hendrik Witbooi gethan. Gott gebe, und wir sind des fröhlicher Zuversicht, daß ein neues Leben aus den Ruinen erblüht. Im Hereroland wird endlich gerade in diesen Tagen durch Missionar Kremer eine neue Station angelegt, und zwar Oniha im Otavi-Gebiet, ein ganz Stück nördlich von Otjodzondjupa, also im äußersten bisher noch unbesetzten Nordosten des Landes. Diese letztere Station soll vor allen Dingen Bergdamra-Station werden, und damit kommen wir zu einem weiteren Fortschritte der Missionsarbeit in Deutsch-Südwest-Afrika, der vielleicht mit zu den allerwichtigsten gehört.

Schon seit Jahrzehnten empfand es die Rhein. Mission als eine dringende, ihr auferlegte Pflicht, sich der geplagten und gedrückten Bergdamra anzunehmen, dieser Aermsten der Armen, die die Sprache der Hottentotten mit ihren wunderlichen Schnalzlauten sprechen und die

Digitized by Google

Farbe der Neger tragen, und doch weder Nama noch Ovaherero wie ein ethnographisches Rätsel hin und her im Hererolande, zum Teil in unwegsamen Felsennestern, ihre Wohnsitze haben. An Versuchen, sie zu sammeln, hat es nicht gefehlt; nicht nur, daß auf fast allen Hererostationen, besonders in Otjimbingue und Okahandja kleinere oder größere Bergdamragemeinden bestehen, Otjodzondjupa und Okombahe wurden ursprünglich eigens als Bergdamrastationen angelegt. Aber diese beiden Stationen mußten infolge der Feindseligkeiten der Herero gegen alles was Bergdamra heißt, wieder aufgehoben werden — wenigstens als Bergdamrastationen; und wenn sie auch jetzt wieder besetzt sind, so ist doch Otjodzondjupa nur noch Hererostation; und Okombahe war bis jetzt keine reine Bergdamrastation, infolgedessen den armen Bergdamra, obwohl sie in der Majorität waren, das Leben von den herrschenden — leider auch von den christlichen — Ovaherero möglichst schwer gemacht wurde. Man muß, um das begreiflich zu finden, wissen, welch' ein Maß von Verachtung ein echter Ovaherero für die Bergdamra hat. Hielt man es doch geradezu für eine Entwürdigung, daß der Missionar von Okombahe Schaar auch deren Sprache lernen wollte. „Du mußt nicht die Sprache der Dreckdamra reden, du mußt nur unsere Sprache reden" sagten die Okombaher Ovaherero zu ihm. Nun aber ist jetzt gerade vor einem Jahr durch die deutsche Regierung Okombahe als deutsches Kronland erklärt worden, und damit sind die Bergdamra jenes Gebietes der Oberherrschaft Manasses von Omaruru und somit der Ovaherero entnommen und unmittelbar der deutschen Regierung unterstellt. Der Bergdamrahäuptling Kornelius ist als Häuptling von Okombahe anerkannt und bestätigt. Welche Bedeutung diese Veränderung hat, haben die Bergdamra richtig so ausgedrückt: „nun sind wir Menschen des deutschen Reiches und brauchen uns vor den Ovaherero nicht mehr zu fürchten," und es besteht alle Aussicht, daß Okombahe immer mehr wird, was es von Anfang an sein sollte; eine reine Bergdamrastation. Diese Aussicht wird durch die letzten Nachrichten bestätigt, denen zufolge die Ovaherero immer mehr fortziehen, während ein stetig wachsender Zugug von Bergdamra stattfindet. — Wird so, wie zu hoffen, Okombahe der Sammelpunkt der Bergdamra im Westen, so soll im Osten die gleiche Aufgabe die neu angelegte Station im Otavi-Gebiet übernehmen. Missionar Kremer war 1891 gleichfalls als Bergdamra-Missionar ausgesandt und war als solcher mit ganz besonderer Freude von diesem Völklein begrüßt

Digitized by Google

worden. Rührend war, was er in seinen ersten Briefen erzählte, wie die Kunde, ein besonderer „leeraar" für die Bergdamra sei da, sich im ganzen Lande verbreitet habe, wie dann von allen Seiten Abgesandte gekommen seien, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, wie ein Alter seiner Freude Ausdruck gegeben habe, daß er alter „Bergpavian" (bei den Ovahereros gebräuchlicher Schimpfname für die Bergdamra) noch einen eigenen Missionar bekommen sollte und so fort. Unvergeßlich werden dem Bruder Kremer auch die Stunden sein, die er in seinem Mattenhäuschen auf seiner neuangelegten Station Otjombuima (im Gebiet von Franzfontein) abends beim Lampenschein mit seinen Pflegebefohlenen verlebte. Wenn diese Station trotz ihres schönen Anfanges wieder aufgegeben ist, so ist das darum geschehen, weil es sich herausstellte, daß dieser Platz nicht der rechte war, und daß eine Bergdamra-Mission im Osten nöthiger und fruchtbringender ist. Die Taufkandidaten und auch einige Heiden haben Missionar Kremer nach dem Otavi-Gebiet gleich begleitet; die anderen können, soweit sie nicht nach Okombahe übersiedeln, von Franzfontein aus bedient worden.

Es ist jetzt ganz Deutsch-Südwest-Afrika mit einem fast lückenlosen Netz rheinischer Missionsstationen überspannt. Ob es den Römischen gelingen wird, sich trotzdem einzunisten? Bekanntlich ging vor einiger Zeit die Nachricht durch die Zeitungen, daß der holländischen Missionsgesellschaft der Oblaten zu Volkenburg in Holland die Erlaubnis zu einer Niederlassung in Fulda gegeben worden sei, um deutsche Missionare für Deutsch-Südwest-Afrika auszubilden. Bis jetzt schweigt die Geschichte von dem, was weiter geworden ist. Der Nordosten, der ihnen als neutraler Boden konzediert war, ist ja jetzt auch durch Barmer besetzt. — Den Schluß dieser Uebersicht über die Missionsarbeit im deutschen Südwest-Afrika bilde endlich noch das Urteil eines ganz gewiß vorurteilslosen Mannes, des Premierleutnants H. von François, der in seinem eben erschienenen Buch „Nama- und Damara, Deutsch-Südwest-Afrika" schreibt:

„Ob die Missionare den Regierungsorganen noch etwas mehr in die Hände hätten arbeiten können, darüber kann man verschieden urteilen. Bei alledem darf man aber nicht vergessen, daß der Missionar, gleichviel welcher Nation und welcher Gesellschaft er angehört, unmöglich ein Regierungs- oder Parteiorgan sein kann, sondern vielmehr über den politischen Ideen und Parteiinteressen stehen muß, daß er in höherem Dienste steht, als dem der Menschen. Man versteht diesen Standpunkt nicht sogleich; ich bekenne offen, daß auch ich meine Zeit gebraucht habe, um ihn zu begreifen, und daß deshalb nicht immer

Digitized by Google

vollste Harmonie zwischen den Missionaren und den Regierungsvertretern hat herrschen können. Das hindert mich indessen nicht, an dieser Stelle dem Wirken und Treiben der Missionare volle Achtung und eine über das Durchschnittsmaß der Phrase weit hinausgehende Anerkennung und Bewunderung zu zollen. Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte, zumal Holländer und Engländer, zur sogenannten Erforschung und Kultivierung gethan haben, fällt gar nicht ins Gewicht neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit. Und diese Arbeit will um so mehr bedeuten, als alle egoistischen Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen. Es muß eine erhabene Triebkraft sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteskindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre und Ruhm .... alles preiszugeben, um einer schwarzen oder roten Menschenseele das Geheimnis von der Liebe Gottes .... einzuflößen. Und das alles um einen Jahressold von 2400 Mark, eine dürftige Anfangseinrichtung. Das eigene Interesse wird zurückgestellt, der Missionar wird Nama- oder Hereromann .... Er giebt fortwährend, nicht nur von dem inneren Schatze seines geistigen Lebens und Könnens; nein, um dahin zu gelangen, muß er unermüdlich bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister .... spielen; immer geben, Geschenke, Lehren, Verbesserungen, niemals nehmen, kaum ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das Jahre, Jahrzehnte lang, dazu gehört in der That mehr als Menschenkraft; das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen, man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können."

Uns ist das des Lobes fast zu viel! Aber wir freuen uns solcher Anerkennung gerade aus dem Munde eines solchen Zeugen!

Ueber Ovambo-Land können wir uns kurz fassen; der Oberhäuptling Uejuln hat nach langem Sträuben zur Niederlassung eines dritten Missionars seine Zustimmung gegeben; jetzt sind es trotzdem nur 2 Missionare. Missionar Strahlhut hat zwar nach langen Hin- und Herzügen das Land erreicht — er war im August bis Olukonda, einer der finnischen Stationen gekommen; dafür hat aber Meisenholl schwer erkrankt das Land verlassen müssen; er sucht Erholung am Kap, wird aber, wenn auch genesen, schwerlich wieder auf seinen alten Posten zurückkehren können. Dagegen kommt die erfreuliche Kunde, daß Missionar Wulfhorst am 21. Juli seine 13 Erstlinge auf Omupanda hat taufen können, so daß die Missionare, da einzelne von den finnischen Stationen Zugezogene hinzukommen, jetzt eine kleine Christengemeinde von ca. 35 Seelen in Pflege haben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.*)

Wer in den letzten Monaten in der Tagespresse die Nachrichten aus China aufmerksam verfolgte, der konnte wohl aus denselben folgendes entnehmen: In der Provinz Kuang-tung haben im Mai und Juni 1895 Beunruhigungen von Missionsstationen stattgefunden und im September ist eine der Basler Mission gehörige zerstört, in Szi-tschhuen sind Ende Mai eine ganze Anzahl evangelische und katholische Missionsstationen geplündert und verbrannt. Der Gipfel der Unthaten aber ist erreicht, als am 1. August 1895 in Hua-ßang (Ku-tschheng) in der Provinz Fu'-kien elf mit der Mission verbundene Personen ermordet wurden. Auch eingeborene Christen sind in verschiedenen Gegenden manchen Leiden unterworfen worden. Die Leser der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift" und überhaupt alle Missionsfreunde werden die Verfolgungen neben einer lebhaften persönlichen Teilnahme für die betroffenen Missionare oder eingeborenen Christen auch daraufhin ansehen, ob dieselben etwa einen Schluß auf die Stellung und Stimmung Chinas zum Christentum gestatten möchten. Soweit es möglich ist, soll deshalb der Bericht über jene Unruhen unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden. Zu dem Zweck wird es sich empfehlen, wenn wir zunächst einen etwas allgemeineren Ueberblick zu gewinnen suchen.

Bei den fortgesetzten schmählichen Niederlagen Chinas im Kriege gegen das so viel kleinere Japan hatten manche Missionsfreunde gehofft, die äußeren Schläge könnten zur inneren Demütigung führen und dadurch dem Evangelium die Bahn bereiten. Und in der Hinsicht erschien es als ein günstiges Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig mit der Nachricht von den Niederlagen die Bibel in den kaiserlichen Palast ihren Einzug hielt. Als nämlich der Kaiserin-Witwe zum 60. Geburtstage von christlichen Frauen Chinas ein Neues Testament geschenkt war, wurde bekannt, daß auch der Kaiser Kuang-Hsü nach einer Bibel verlangt habe. (Vergl. Allg. Missions-Ztschr., 1895, S. 137.) Auch das war von manchen als ein günstiges Zeichen gedeutet, daß der junge Kaiser bei Gelegenheit dieses 60. Geburtstages die europäischen Gesandten zum ersten Mal nicht in der Halle für die Abgesandten der Tributärstaaten empfing, sondern innerhalb der „verbotenen" Stadt im kaiserlichen

*) Der Verfasser war früher Missionar in Hongkong. D. H.

Digitized by Google

Palaste selbst. Dies letztere dürfte kaum einer richtigeren Würdigung der allgemeinen Weltlage entsprungen sein, sondern der Nötigung, in diesem Punkte nachzugeben, wenn er nicht die fremden Mächte verletzen (und natürlich die Gratulationen entbehren) wollte, zu einer Zeit, wo er nur zu sehr auf ihre guten Dienste hoffen mußte. Von irgend welcher Hinneigung zu europäischen Ideen oder gar zum Christentum sind einstweilen keine Anzeichen vorhanden, ebensowenig aber auch von einem Aufschwung zu intelligenter Aufnahme der Selbstregierung. Ein Herrscher, der keinen persönlichen Verkehr mit der Außenwelt unterhält, der unter der täglichen Tyrannei einer geisttötenden Hofetikette lebt, wird kaum einen nennenswerten persönlichen Einfluß auf große Regierungsangelegenheiten haben. Die hohen Staatsbeamten, welche in den frühen Morgenstunden von 3—5 Uhr gebeugten Knies ihm nahen, werden vermutlich die Wahrheit in ihnen zweckmäßig erscheinender, großer Sparsamkeit ihm zumessen. Die Audienzen fremder Gesandten werden, wenn sie sich zuweilen wiederholen sollten, keinen wirklichen Austausch herstellen, sondern sich auf Förmlichkeiten beschränken.

In dem geheimen Kronrat, dessen Mitglieder meistens auch zum Zung-li Ja-men oder Ministerium für auswärtige Angelegenheiten gehören, herrscht ein stockchinesischer Geist, und jede Hinneigung zu oder Rücksichtnahme auf europäische Ideen wird mit Argwohn betrachtet. Die beiden neuesten Mitglieder, die Erzieher des früheren und des jetzigen Kaisers, sollen zu der Partei gehören, die stets jedem ausländischen Einfluß sowohl im Heer wie in der Flotte, sowohl in Handels- wie in Missionsangelegenheiten widerstrebt hat. Der amerikanische Missionar Gilbert Reid schreibt in der „North China Daily News", daß einer der gefürchtetsten Zensoren (man könnte sie fast kaiserliche Beichtväter nennen) ihm offen seinen Glauben an die in ganz China geflissentlich verbreitete schändliche Verleumdung, die Missionare machten aus den Augen und Herzen kleiner Kinder Medizin, eingestanden habe.

Die tüchtigsten Staatsmänner Chinas aber sind nicht am Hofe in Peking, sondern es sind zwei von den acht Vizekönigen, nämlich Li Hung-tschang und Tschang Tschi'-tung. Der letztere war früher Vizekönig von Liang Kuang (d. i. Kuang-tung und Kuang-ßi) in Kanton. Er galt bei den Europäern, die gern Geschäfte in großem Maßstabe mit ihm abgeschlossen hätten, als sehr ausländerfeindlich und antifortschrittlich, das letztere aber jedenfalls mit großem Unrecht. Mir schien er immer, vom chinesischen Standpunkte aus betrachtet, ein muster-

Digitized by Google

hafter Patriot zu sein. Er will für China den Fortschritt nach europäischem Muster; aber die Chinesen sollen selbst dafür erzogen, die Hilfsquellen Chinas sollen aufgeschlossen werden. In Kanton hat er eine Art Hochschule für Realwissenschaften, eine Münze nach europäischem Muster u. a. angelegt. Der Erbauer und Direktor der Münze sagte mir einmal, der Vizekönig habe sich öfter aufs leutseligste mit ihm unterhalten und sein Interesse nicht nur für den Plan der Anstalt, die eigentlich für ganz China außer Messing auch Kupfer und Silber prägen sollte, sondern auch für alle Einzelheiten kundgegeben. Er sei überhaupt gegen alle diejenigen Europäer, die er einmal anstelle, sehr freundlich, nur wolle er nicht mehr haben, als unumgänglich nötig seien.

Als Tschang Tschi'-tung 1889 nach Wu-tschhang versetzt wurde als Vizekönig von Hu-kuang (d. i. Hu-pe' und Hu-nan), unterbreitete er dem Kaiser den Plan, eine große Eisenbahnlinie von Peking nach Hankau (gegenüber von Wu-tschhang am Jang-zi-kiang) zu bauen, aber gänzlich mit chinesischem Material und so viel wie möglich durch Chinesen. Als sein Plan gebilligt wurde, begann er Bergwerke, legte ungeheure Hochöfen und Eisenhämmer an, um Stahlschienen und Eisenbahnmaterial aller Art anzufertigen. Einem Kreismandarin, der erklärt hatte, er könne für die Sicherheit zweier ihm anvertrauter europäischer Bergwerksingenieure bei dem unruhigen Charakter der Einwohner des Kreises keine Gewähr leisten, und es sei besser, dieselben zurückzuberufen, sandte er eine Abteilung Soldaten mit dem Bedeuten, da der Landrat die Ausländer nicht schützen könne, so wolle der Vizekönig es selbst thun. Natürlich hatte der Landrat die Truppen zu beköstigen. Tschang Tschi'-tung soll nun aber aus Mangel an genügenden und fähigen europäischen Helfern bei den großen industriellen Unternehmungen wenig Glück gehabt und nicht nur die darauf verwandten Staatsgelder, sondern auch sein eigenes großes Vermögen geopfert haben, das letztere bei einem chinesischen Beamten etwas noch nicht dagewesenes. Im japanischen Kriege soll er zur Fortsetzung bis zum Aeußersten geraten haben und beim Friedensschluß außer sich gewesen sein. Ihm schreibt man die Organisation des Widerstandes auf Formosa zu (?), und es fehlt nicht an solchen, die behaupten, er habe bei den Verfolgungen der Missionare in Szi-tschhuen seine Hand im Spiele gehabt. Das letzte ist aber, im Gebiete eines andern Vizekönigs, sehr unwahrscheinlich. Ob er feindlich zur Mission steht, weiß ich nicht. In Kanton gab er jährlich

Digitized by Google

100 Dollar für die Schulen der Berliner Mission, was wenigstens eine besondere Feindschaft für damalige Zeit auszuschließen scheint, wenn auch das Prangen auf einer Subskriptionsliste noch nicht gerade tieferes Interesse zu bekunden braucht. Neuerdings ist Tschang Tschi'-tung nach Nanking versetzt als Vizekönig von Kiang-nan, d. i. Kiang-su, Ngan-hoei und Kiang-si.

Noch weit bekannter und auch wohl bedeutender als Tschang Tschi'-tung ist Li Hung-tschang, der Vizekönig von Chi'-li. Ein Mann von außerordentlicher Begabung verbindet er mit mehr als gewöhnlicher chinesischer Verschlagenheit eine gründlichere Kenntnis europäischen Wesens, als irgend ein anderer Chinese sich dessen rühmen kann. Als der anerkannt gewandteste Diplomat und geschickteste Politiker ist er seit 25 Jahren zu allen wichtigeren Verhandlungen mit dem Auslande herangezogen, obwohl er nicht zum auswärtigen Amte gehörte. Mehr noch als Tschang Tschi'-tung erkannte er die Notwendigkeit mancher Reformen nach europäischem Muster; aber wenn er einesteils weniger durch Vorurteile und Grundsätze in dem Verfolg der erstrebten Ziele gehindert wurde als jener, so hatte er anderenteils auch nicht die patriotische Begeisterung, etwa dem Vaterlande sein Vermögen zu opfern. Man glaubt im Gegenteil vielfach, daß er in solchem Maße seinen eigenen Vorteil zu wahren gewußt habe, daß er das größte Privatvermögen auf Erden erworben habe. Daß er aber sollte die Missionsverfolgungen begünstigen, ist noch weniger anzunehmen, als dies bei Tschang Tschi'-tung der Fall ist.

Sonst kann man wohl im allgemeinen sagen, daß, während das Volk durchweg friedlich und den Missionaren nicht unfreundlich gesinnt ist, gerade die Gelehrtenklasse, einschließlich der höheren und niederen Beamten, deren Gesinnung man sich von der der übrigen Klassen nicht scharf genug unterschieden denken kann, voll Feindschaft gegen alles Fremde, vor allem gegen das Christentum sind.

Kommen wir nun zu den christenfeindlichen Bewegungen, die zu diesen Betrachtungen Anlaß gaben, und zwar zuerst zu den Verfolgungen in Szi-tschhuen.*)

Einige Bemerkungen über diese Provinz mögen vorausgeschickt werden. Sie ist die größeste von allen 18 Provinzen Chinas. Man muß etwa 1600 km

*) Vergleiche die Kartenbeilage im Juni-Heft 1895. Den neuen Abonnenten steht die Karte gratis vom Verleger zur Verfügung.

Digitized by Google

den Jang-zi-kiang aufwärts reisen, und zwar die letzten 100 km (von der Stadt I-tschhang aufwärts) eine Reise der schwierigsten Art durch die Stromschnellen der großartigen Jang-zi-Schluchten, ehe man die Ostgrenze dieser Provinz erreicht, und von dort kann man fast noch einmal so weit denselben Fluß aufwärts reisen, ehe man zur Westgrenze dieser Provinz kommt. Während die römisch-katholische Mission derselben schon aus der Zeit ihrer Glanzperiode im 17. Jahrhundert stammt, begann von evangelischer Seite zuerst die China-Inland-Mission hier ihre Arbeit im Jahre 1877, und zwar in Tschhung-khing, einer großen Stadt am Jang-zi, dem Sitz eines britischen Konsuls. Von dort aus hat sich die Mission strahlenförmig nach Nordwesten, Norden und Nordosten ausgebreitet. Es werden in diese Provinz diejenigen ihrer Missionare geschickt, die der Kirche von England angehören, und es darf hier wohl erwähnt werden, obwohl das erst nach den Unruhen geschah, daß der längere Zeit in Pao-ning in Ost-Szi-tschhuen thätige Missionar W. W. Cassels, einer von den Sieben der Cambridge-Schar, jetzt vom Erzbischof von Canterbury zum Bischof von Westchina geweiht ist und ihm auch die Missionare der englisch-kirchlichen Mission unterstellt sind.

Außer den schon genannten sind hier noch die amerikanische Baptistenmission, die kanadisch-methodistische und die methodistisch-bischöfliche Mission vertreten.

Die Provinzialhauptstadt Tschheng-tu,*) in welcher die Unruhen zuerst ausbrachen, liegt 4 oder 5 Tagereisen nordwestlich von Tschhung-king und umfaßt mit ihren breiten Mauern von 15 km Umfang eine Bevölkerung von 300000 Einwohnern, die im allgemeinen als betriebsam, ruhig und freundlich geschildert werden, während die Mantschu-Besatzung in einer ummauerten Binnenstadt oder Festung mitten in der Stadt, sowie auch eine zahlreiche mohammedanische Kolonie am Südende der Stadt weniger friedlich sein sollte. So hieß es in der Juninummer von Chinas Millionen. Aber eben als diese Nummer erschien, brach der Aufstand dort aus.

Am fünften Tage des fünften Mondes feiern die Chinesen in allen Provinzen das Drachenbootfest, ein Wettrudern in langen, schlanken Booten zur Erinnerung an einen vor Jahrtausenden ertrunkenen beliebten quasi-Märtyrer, und in dieser Zeit sind immer große Massen von müßigen Leuten auf allen Straßen, Plätzen und an allen Flußläufen versammelt in großer Spannung und Erregung. Eine weit und breit in Szi-tschhuen herrschende anhaltende Dürre mochte in diesem Jahre der erregten Stimmung der Leute in dieser Provinz noch eine gewisse Erbitterung beigemischt haben. So hatte eine böswillige Verhetzung des Volkes möglichst viel Aussicht auf Erfolg. Es war an dem genannten Feste, das in diesem Jahre auf den 28. Mai fiel, als in Tschheng-tu, der Hauptstadt der Provinz Szi-tschhuen, folgender Maueranschlag gefunden wurde:

*) Vielfach auch Tschhen-tu geschrieben, so auf unserer Karte.

Digitized by Google

„Es wird hierdurch zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß die ausländischen Barbaren schlechte Subjekte anstellen, um für sie kleine Kinder zu stehlen, aus deren Augen sie ein medizinisches Oel bereiten. Ich, der Schreiber dieses, habe eine Sklavin Namens Li, welche dies selbst gesehen hat. Ich warne jeden, seine Kinder auf die Straße gehen zu lassen."

Die Missionare der bischöflichen Methodisten, welche dieses Schriftstück zu Gesicht bekamen, sandten sofort Nachricht nicht nur an die Behörden, sondern auch an die andern Missionsstationen der Stadt. Die Kunde hatte indes die an der andern Seite der Stadt gelegene kanadisch-methodistische Station noch nicht erreicht, als dort der Aufstand schon ausbrach. Da ungenaue Berichte zu ungünstiger Kritik Anlaß gegeben haben, so wird es gut sein, den Bericht eines Zeugen zu vernehmen. Ist er etwas lang, so dient er auch dazu, ein Bild von dem einen Hergang zu geben, dem alle folgenden Zerstörungen mehr oder weniger glichen. Der englisch-kirchliche Missionar Jackson aus Tschong-pa schreibt:

„Ich ging am Dienstag-Morgen (28. Mai 1895) nach der Kanadischen Station im Stadtteil Szi-scheng-ßi und bat Dr. Kilborn um eine Zahnoperation. Etwa um 4 Uhr hatten sich große Volksmengen auf dem nahen östlichen Exerzierplatze versammelt, wo sie am Drachenbootfeste zusammenzukommen und Pflaumen umherzuwerfen pflegen. Der Vizekönig erklärte nachträglich, es seien Ausländer dorthin gegangen, um zuzusehen, und hätten dadurch den Aufruhr veranlaßt. Aber es sind keine Missionare auf dem Platz gewesen. Doch begann der Angriff in Szi-scheng-ßi. Gegen 5 Uhr wurden die großen nach der Straße zu gehenden Thore angegriffen und Steine über das ganze Gehöft geworfen. Wir sandten Botschaft an die Beamten, und Dr. Kilborn, Dr. Stevenson und ich versuchten vergeblich, dem Unfug zu steuern; er wurde immer schlimmer. Zuerst wurden die nach der Straße zu gehenden Thüren der Kapelle und des Buchladens zerschmettert, dann das Zimmer des Thorwärters verwüstet, und der Pöbel warf Steine nach uns innerhalb des Vorderhauses. Sodann hoben sie Pflastersteine aus, um die Hauptthore zu sprengen, was ihnen bald gelang. Wir zogen uns nun nach dem Hinterhause zurück, in welchem die Armenapotheke und das Hospital war, nicht anders glaubend, als daß der Pöbel jeden Augenblick hereinstürmen würde. Sie fuhren nur fort, Steine zu schleudern. Da wir längere Zeit gewartet hatten, und keine Hilfe gekommen war, die Menge auch in Begriff stand, hereinzufluten, so mußte etwas unternommen werden. Die beiden Doktoren hatten Flinten, stürmten mit denselben vorwärts und schossen in die Luft. Als die Leute das sahen, flohen sie nach rechts und links und ließen die Straße reichlich 100 Meter weit frei. Wir drei stellten uns dann auf die Straße, um die Menge am Zurückkehren zu hindern, und warteten auf Hilfe. (Ich hoffe, niemand wird denken, daß das Abfeuern der Flinten in irgend einem Sinne der Grund des Aufruhrs war — weit entfernt, es geschah nur, nach reiflicher Ueberlegung, als

Digitized by Google

ein letztes Mittel, den Pöbel abzuhalten, bis Hilfe käme.) Danach erschien eine Anzahl Männer, die sagten, sie seien Polizisten, obwohl man es ihnen nicht ansehen konnte, denn sie hatten weder Stöcke noch Säbel, auch kamen zwei unbewaffnete Soldaten. Ich sandte zwei derselben, um den Beamten und Truppen heranzuholen. Nachdem wir so längere Zeit vorn gewartet hatten, merkten wir, daß die ebenfalls von Anfang an fortgesetzten Bemühungen, das Hinterthor zu sprengen, bald zum Ziele führen würden, wenn nicht schleunigst etwas geschähe. Schon war ein Loch in den unteren Teil der Thür geschlagen. So ging Dr. Kilborn nach der Hinterseite und richtete einen Schuß nach dem oberen Teil der Thür. Als die Angreifer den Schuß hörten und die Splitter fliegen sahen, dachten sie augenscheinlich, daß die Stelle zu gefährlich sei, entfernten sich und kehrten nicht mehr zurück."

Die Missionare entflohen dann durch das von den Aufrührern gebrochene Loch und kamen, von einem Opiumpatienten geführt, nach vielen vergeblichen Versuchen, in Häusern oder im Militärlager Schutz und Unterkunft zu finden, erst um Mitternacht nach der am andern Ende der Stadt gelegenen China-Inland-Station. Am folgenden Tage hatten die Niederlassungen der amerikanischen Mission, der China-Inland-Mission und der ausgedehnte Besitz der römischen Katholiken ein ähnliches Geschick. Es wurde alles geraubt, dessen man nur habhaft werden konnte, und was irgend brauchbar war. Auch die kleineren Beamten nahmen teil an der Beute. „Szui pien", d. i. „greift nach Belieben zu!" war die Losung, die ausgegeben wurde. In der katholischen Missionsstation war man gleich am Anfang des Zerstörungswerks auf eine Kiste gestoßen, welche die Reliquien ihres Märtyrerbischofs Dufresse enthielt. Die gefundenen Gebeine und der Schädel wurden, als die Zerstörung noch im vollen Gange war, am Eingang der bischöflichen Wohnung aufgehängt, und der Polizeioberste verkündigte durch eine Tafel den Vorübergehenden:

„Wir haben jetzt klare Beweise, daß die Ausländer Menschen schlachten. Ihr Soldaten und Bürger müßt euch nicht verführen lassen. Wenn solche Fälle zu unserer Kenntnis gelangen, werden wir mit größter Strenge verfahren."

Daß der ganze Aufruhr von oben herab begünstigt wurde, ist über allen Zweifel erhaben. Nicht nur die amerikanischen Missionare hatten, wie bemerkt, gleich nach der Entdeckung des ersten Maueranschlages dem Obermandarin Nachricht gesandt, sondern auch der katholische Bischof hatte am 29. Mai einen Brief an denselben geschickt und, als er keine Antwort erhielt, sich selbst in einer Sänfte zu dem tatarischen Befehlshaber begeben, war aber unter Drohungen und Beschimpfungen

Digitized by Google

von dessen Amtswohnung zurückgewiesen. Menschenleben zu nehmen hatte aber offenbar nicht im Plane gelegen, denn obwohl die meisten Missionare durch Stunden der größten Angst und anscheinenden Lebensgefahr gegangen, auch erst mehrmals von verschiedenen Amtsgebäuden zurückgewiesen waren, so wurden doch endlich alle im Regierungsgebäude aufgenommen, wo sich schließlich zwei katholische (der französische Bischof und der apostolische Provikar) und 18 evangelische Missionare mit ihren Familien zusammenfanden, gut behandelt und der Sicherheit halber nicht vor dem 9. Juni entlassen wurden.

In den nächsten Tagen wurden noch viele andere Missionsstationen angegriffen und mehr oder weniger beschädigt. In Szin-Fu 24 km nördlich von Tschheng-tu wurde die Thür des Schwesternhauses der englisch-kirchlichen Mission erbrochen, aber die Schwestern konnten durch die Hinterthür entweichen und kehrten bald unter einer vom Mandarin gestellten Schutzwache zurück. In Khiung-tschëu wurde das große katholische Anwesen zerstört und drei Damen der China-Inland-Mission bedroht, aber von Leuten aus dem Volke beschützt. In Kia-ting wurden die Häuser der kanadischen, amerikanischen, China-Inland- und katholischen Mission geplündert und beschädigt. In Ja-tschëu*) wurde das Haus der amerikanischen Baptisten geplündert, in Ma-tschëu das Haus der China-Inland-Mission beschädigt und erbrochen, in Tai-Fu das auf einem Hügel liegende Haus der Amerikaner zerstört, auch in Szu-tschëu, Szui-fu, Ping-schan und Lu-tschëu, sowie endlich in Pao-ning im Nordosten der Provinz kamen Unruhen und Beschädigungen vor. An allen diesen Orten wurden die Missionare bedroht, doch ist nirgends ein Menschenleben zu beklagen.

Es ist wohl außer Frage, daß hinter diesen systematisch über die ganze Provinz ausgeführten Verfolgungen der Einfluß der Beamten und besonders des Vizekönigs Liu Pin-tschang stand. Der apostolische Provikar Pontvianne beginnt seinen Bericht über die Unruhen mit den Worten:

„Die Bosheit hat gesiegt. Unser Vizekönig, ein geschworener Feind der christlichen Religion, hat die Volkswut gegen uns entfesselt, und als wir alles schon gerettet glaubten, fiel alles dem Raube, der Zerstörung, den Flammen anheim."

*) Auf der Karte tschou. Diese Endung wird aber noch besser durchgehends ëu geschrieben mit dem Ton auf e und einem kurz nachklingenden u oder o. Der bekannte Jang-zi-Hafen Han-kau sollte danach eigentlich auch genauer Han-khëu geschrieben werden.

Digitized by Google

Der bekannte und erfahrene Missionar der Londoner Missions-Gesellschaft Dr. Griffith John sagte in einer Beileidsversammlung in Han-kau:

„Die Freundlichkeit der Beamten in Tschheng-tu und an anderen Orten ist ebensowenig ein Beweis ihrer Unschuld wie die Thatsache, daß kein Menschenleben zu beklagen ist. Im Gegenteil, ich sehe in letzterer einen Beweis, daß die Verfolgungen unter ihrer Kontrolle standen. Wenn es einfache Frevelthaten des Pöbels gewesen wären, so wäre es nicht ohne Verlust an Menschenleben abgegangen. Es scheint die Losung ausgegeben zu sein: „Zerstört, aber tötet nicht; treibt aus der Provinz, aber tastet das Leben nicht an!" Dieser Befehl ist befolgt. Das chinesische Volk, die gewöhnlichen Leute, sind nicht gegen uns. Wir könnten in China so sicher leben wie in irgend einem Teile der Welt, wenn die Beamten nicht von einem so fremdenfeindlichen Geiste beseelt wären. Auf die Beamten kommt alles an; wo sie freundlich sind, da sind die Bewohner ruhig, wo sie feindlich sind, da sind sie aufrührerisch."

Von der Richtigkeit solcher Auffassung durch die oben angeführten Thatsachen überzeugt, verlangte Lord Salisbury am 28. September von dem Zung-li Ja-men, daß der Vizekönig Liu Pin-tschang dauernd degradiert werde unter Androhung sofortiger Gewaltmaßnahmen, wenn der Forderung nicht alsbald entsprochen würde. Schon am 1. Oktober wurde ein kaiserliches Edikt ausgegeben, welches kund giebt, daß Liu Pin-tschang seines Ranges entsetzt wird, weil er die Missionare in seiner Provinz nicht beschützte, „und damit sein Beispiel anderen chinesischen Würdenträgern zur Warnung dienen möge, wird hierdurch angeordnet, daß er niemals wieder ein Amt soll bekleiden dürfen."

Es war schon vorher auf Veranlassung der französischen Regierung bestimmt, daß er 7—800000 Lot Silber (etwa 2400000 M.) Schadenersatz aus seiner eignen Tasche zahlen solle.

Zu dem Verhalten der evangelischen und katholischen Missionare in Szi-tschhuen machte der Ostasiatische Lloyd in seiner Nummer 43 vom 16. August 1895 etliche Bemerkungen, die, weil sich das Blatt „die einzige deutsche Zeitung Ostasiens" nennen darf, und weil sie mit dem Hinzufügen, daß der Ostasiatische Lloyd ein „protestantisches" Blatt sei, in hiesigen katholischen Blättern in polemischem Sinne verwertet werden, nicht ganz unbeachtet gelassen werden können. Ich will hier nichts sagen über folgende unverfrorene Behauptung: „Die ganze Welt — hierin sind Freunde und Gegner einer Meinung — stimmt darin überein, daß der Erfolg der protestantischen Missionsarbeit gegenüber den Unsummen und Anstrengungen in China bis jetzt gleich Null geblieben ist" (vergl. hierzu: „Der Missionserfolg in China" Allgemeine

Digitized by Google

Missions-Zeitschrift 1895 Seite 399) und über andere Stellen in derselben Nummer des Ostasiatischen Lloyd, welche auf die Hinstellung des Blattes als eines protestantischen ein eigentümliches Licht werfen. Nur folgendes gehört in den Rahmen dieses Artikels.

Der Ostasiatische Lloyd tadelt, daß der Missionar für jede Gewaltthat, die ihm widerfährt, von der chinesischen Regierung eine Entschädigung fordert. Der Missionar müsse im Märtyrertode sein Ideal erblicken. „Eine solche hehre Ansicht von der Missionsarbeit, die den Märtyrertod als einen krönenden Abschluß betrachtet, herrschte unter den ersten Christen und auch noch bei den ersten Missionaren in China. Wir wollen nur eine Stelle aus dem Tagebuche des ehrwürdigen Jesuitenvaters Verbiest anführen: „ . . J'ai eu le bonheur, mon Dieu, de confesser Votre Saint Nom parmi le peuple, à la Cour, au milieu des tribunaux, sous le poids des chaines et dans l'obscurité des prisons; mais que me sert cette confession, si je ne la signe de tout mon sang." Ein ähnliches Gefühl haben die katholischen Missionare bei den letzten Unruhen in Szi-tschhuen gezeigt, wo kein einziger seine Herde verlassen hat, während die Protestanten auf ihrer Flucht nicht eher Halt machten, als bis sie den sicheren Hafen Schanghai erreicht hatten."

Zu der Bemerkung von Beschwerden bei der chinesischen Regierung nur folgende Stelle aus dem angeführten Bericht des Provikars Pontvianne, der nota bene schon am 2. Juni noch im Regierungsgebäude zu Tschheng-tu geschrieben ist: „Bereits haben wir unsere Beschwerden eingereicht." (Kath. Miss. 1895 S. 232.) In der That ist die Geldentschädigung an die katholischen Missionen auf Betreiben des französischen Gesandten auch aufs prompteste eingegangen.

In betreff der Flucht von Missionaren lesen wir in derselben Nummer des Ostasiatischen Lloyd: „Es scheint, als wenn über 40 katholische Missionsstationen in Szi-tschhuen zerstört worden seien. Und doch hat kein einziger Franzose den Posten verlassen. „Pas un! Ni pour cause de maladies, ni pour affaires particulières, ni pour aller à Peking! Pas un seul!" erklärt der Prokurator mit einigem Stolz." Das klingt sehr französisch. Wie aber ein sich deutsch nennendes Blatt so etwas nachdrucken und dabei in einem Atem fortfahren kann: „Unter diesen sind allerdings vier, darunter ein französischer Graf, von ihren Stationen in jenen fernen Gebieten jenseits des Tschien-jang-Thales verjagt worden und zwar mit solchem Erfolg, daß sie 40 Tage lang über Gebirgspässe und auf Saumpfaden zu fliehen hatten, bis sie endlich Zuflucht in der Hauptstadt von Jün-nan fanden." — das geht über die Logik, die wir gelernt haben. Diese 40tägige Flucht war natürlich nichts weniger als ein Zeichen von Feigheit; aber einen Beweis von Sehnsucht nach dem Märtyrertum, der es nach dem Ostasiatischen Lloyd sein müßte, vermögen wir nicht darin zu erblicken. Ob andernteils von den evangelischen Missionaren etliche nach Zerstörung ihrer Häuser sich nach Schang-hai begeben haben, ist aus den Berichten nicht ersichtlich, wohl aber, daß es bei den meisten nicht der Fall war. Im ersteren Falle wäre natürlich nicht Angst die Triebfeder gewesen, da sie schon anderthalbtausend Kilometer vor Schang-hai in Tschhung-khing Sicherheit hätten finden können; sonst wenigstens in Hän-kau.

Digitized by Google

Der gegen die evangelischen Missionare geschleuderte Vorwurf der Feigheit ist noch deshalb besonders unedel, weil dieselbe Zeitungsnummer sich mit dem eben erlittenen Märtyrertum von evangelischen Missionaren zu beschäftigen hatte. Man wäre versucht zu glauben, daß einer der Jesuiten von Szi-ka-we bei Schang-hai dem Redakteur Navarra etwas geholfen habe, wenn der Ausfall gegen die evangelische Mission nicht doch gar zu plump und übel angebracht gewesen wäre.

Ganz anderer Art als die ausgedehnten Zerstörungen von Missionsstationen in der dem Verkehr der Europäer fern entlegenen Provinz Szi-tschhuen war das einmalige, furchtbare Blutbad von Ku-tschheng in der Küstenprovinz Fu'-kien. In dieser Provinz arbeitet die evangelische Mission, durch 6 (oder einschließlich der Frauen-Mission durch 7) Gesellschaften vertreten schon zum Teil seit 1844 und wird jetzt im ganzen etwa 40000 Anhänger zählen. Ueber die Arbeit der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft in Fu'-kien, welcher der am 1. August 1895 ermordete Missionar Stewart angehörte, ist 1884 in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet. Sie zählte damas 4454, im Jahre 1893 10733 Anhänger. Von Stewarts Familie fielen den Mördern seine Frau, zwei Kinder und eine europäische Wärterin zum Opfer, außerdem zwei Schwestern, Hessie Saunders und Topsie Saunders, von dem australischen Zweig der englisch kirchlichen Mission und 4 Schwestern, Fräulein Marshall, Newcombe, Stewart (keine Verwandte des Missionars) und Gordon von der mit der Church Missionary Society eng verbunden arbeitenden englisch kirchlichen Senana-Mission.

Missionar Stewart und seine Frau stammten aus sehr angesehenen Familien in Dublin. Dort war er geboren 1850, bestand daselbst als Mitglied von Trinity College im Jahre 1873 mit der Auszeichnung der goldenen Medaille sein Examen als M. A. (magister artium). Danach studierte er in London die Rechte, wurde durch Moodys Predigten erweckt und meldete sich 1875 bei der Church Missionary Society als Missionar. Nach einjährigem theologischen Studium in Islington wurde er 1876 ordiniert und nach China ausgesandt. In Fu'-tschëu hat er längere Zeit einem Predigerseminar vorgestanden, für das seine und seiner Frau Verwandte die Mittel aufgebracht hatten; hat aber erleben müssen, daß dasselbe durch eine von der Gelehrtenklasse aufgestachelte Bande zerstört wurde. Dem persönlichen Einflusse von ihm und seiner Frau war es zu danken, daß die eigentlich für Indien arbeitende Senana-Mission eine stattliche Schar (9 Schwestern, lauter Bekannte von Stewart), nach Fu'-kien entsandte. Dieselben waren teils im stande, auf eigene Kosten hinauszugehen, teils wurden sie von Freunden unterhalten, sodaß die Gesellschaft nichts für sie zu zahlen brauchte. Auf einer Reise durch Australien war eine Predigt von Missionar Stewart auch das Mittel in Gottes Hand gewesen zur Bekehrung der beiden Jungfrauen, welche sich dann

Digitized by Google

seiner Missionsgesellschaft anschlossen und mit ihm fielen. Voll Missionseifer sagte er oft: „Man kann nur einmal sterben; was kommt darauf an, wann oder wo?“ Er war so recht der Mann danach, auf seinem Posten zu sterben. Seit 1888 war er in Ku-tschheng stationiert, einer Kreisstadt von 60000 Einwohnern 160 km von Fu'-tschëu, zu der man erst bis Tschui-kau westwärts den Min-Fluß hinauffährt, um dann nordwärts zu reisen. Seit 30 Jahren besteht dort die Missionsstation, seit 9 Jahren mit einem europäischen Missionar besetzt. Nach einer Abwesenheit in England, Australien und Kanada kehrte Stewart im Jahre 1893 nach Ku'-tschheng zurück. Er ließ es sich seitdem besonders angelegen sein, Schulen zu gründen und hatte keine größere Freude, als sie zu besuchen. Wenn ihn da etwa ein Schüler fragte: „Lehrer, wird Jesus mich retten und in den Himmel aufnehmen?“ und die ganze Klasse lautlos gespannt auf die Antwort wartete: „Ja, das will er ganz gewiß“, dann verließ er die Schule mit der Ueberzeugung, daß sie nicht vergebens gegründet war.

Die Leute in dem großen Ku-tschheng und in dem benachbarten Ping-nang-Kreise waren sehr zugänglich und empfänglich. Aber ein Geheimbund, dessen Mitglieder sich damals von animalischer Nahrung enthielten und die Vegetarier-Sekte Zai-Li nannten, hatte schon seit etwa einem Jahre die Gegend beunruhigt. Im August 1894 griffen sie in einem Dorfe A-den-bang, aus dem eine ungewöhnlich große Zahl von Einwohnern sich der Kirche angeschlossen hatten, die Uebergetretenen an, schlugen einige, plünderten den Laden eines andern und raubten einem der angesehensten Christen seine ganze Reisernte vom Felde. Der Landrat wurde benachrichtigt; aber der hatte das Geld für 100 Soldaten, die er eigentlich halten sollte, in seine eigene Tasche gesteckt und konnte, da die Polizisten bewaffnetem Widerstand begegneten, nichts machen. Im Oktober hatten sie die ganze Stadt in ihre Hand bekommen und nicht allein einige der ihrigen aus dem Gefängnis befreit, sondern auch dem Landrat die schmähliche Demütigung auferlegt, daß sein Stellvertreter öffentlich durchgeprügelt wurde. Im März 1895 bedrohten die Vegetarier wieder Ku-tschheng, und die Bewohner der außerhalb der Stadt, jenseits eines Flüßchens gelegenen Missionsstation — 100 chinesische Christen — mußten sich innerhalb der Stadtmauer flüchten. Die europäischen Frauen und Kinder wurden damals auf den Rat des britischen Konsuls zur Sicherheit nach Fu'-tschëu geschickt, kehrten aber im Juni, da man die Gegend wieder für sicher hielt, nach Ku-tschheng zurück.

Während der Monate Juli und August pflegen die Missionsschulen geschlossen zu werden, und die Missionare ziehen auf einen Berg Hua-ßang (Blumenberg), etwa 20 km von Ku-tschheng und 2000 Fuß über

Digitized by Google

der Stadt gelegen. Dicht nebeneinander lagen die beiden einstöckigen Häuser der Kirchen-Mission und der mit ihr verbundenen Frauen-Mission. In das erstere zogen im Juli 1895 Missionar Stewart, nebst Frau, 5 Kindern, der Wärterin und den beiden Fräulein Saunders, in das letztere die Schwestern der Senana-Mission: außer den 4 oben genannten noch Fräulein Codrington. Etwa 5 Minuten von da bewohnte ein Fräulein Hartford von der Kanadischen Mission, die ebenfalls in Ku-tschheng (und zwar innerhalb der Stadtmauern) eine Station haben, für die heiße Zeit ein chinesisches Häuschen, und wieder nahe dabei wohnte ein Missionar Philips der Church Missionary Society ebenfalls in einer chinesischen Wohnung. Letzterer war nur zum Besuch gekommen, um mit den anderen Missionaren eine sogenannte „Keswick"- Woche zu feiern, eine auf Vertiefung und Heiligung des inneren Lebens abzielende Gebetswoche, wie sie alljährlich in Keswick im englischen Seen-Gebiete unter Nachwirkung des Einflusses von Pearsall Smith gehalten werden.

Am Abend des 31. Juli 1895 gingen alle die Genannten zur Ruhe in vollster Ahnungslosigkeit, daß sich die Vegetarier in einer Verschanzung 24 km von Hua-ßang (und ebensoweit von der Stadt Ku-tschheng) entfernt, aufhielten und daß sie die Sommerwohnungen schon ausgekundschaftet hatten, genau wissend, wann die Missionare sie beziehen würden. Nur die Anwesenheit des Missionar Philips war ihnen unbekannt. In der Nacht nach dem 31. Juli machten sie sich mit dreizackigen Speeren und Schwertern bewaffnet unter Anführung eines Mannes mit roter Fahne auf und nahten sich am 1. August früh um 6 Uhr etwa 100 Mann stark unter Hörnerklang und Trommelschlag den kleinen Häusern in Hua-ßang, wo die Missionsleute wohnten. Drei Kinder des Missionar Stewart, die 12jährige Mildred, die 11jährige Kathleen und der 6jährige Herbert, der am dem Tage seinen Geburtstag feierte, waren schon draußen, um Blumen für den Geburtstagstisch zu pflücken. Als sie die Musik der Räuber hörten, liefen sie, in der Meinung, es komme eine Prozession, herbei, wurden von ihnen geschlagen und an den Haaren gerauft, entkamen ihnen aber noch und liefen nach Hause, Mildred und Kathleen in ihr Schlafzimmer. Letztere versteckte sich unter dem Bett und blieb verborgen, erstere konnte das nicht so schnell, legte sich auf das Bett und wurde von einem hereinstürzenden Räuber mehrfach gestochen, besonders arg ins Knie.

Einer der Kundschafter drang mit anderen in Stewarts Schlafzimmer ein, schlug den Missionar mit einem Schwert, und als dieser dasselbe ergriff und festhielt, stach er ihn mit seinem Speer in die Brust, während ein anderer Räuber ihm noch einen Stoß in den Leib versetzte, daß er auf das Bett fiel. Die in demselben Zimmer befindliche Frau Stewart wurde von anderen Eindringlingen ebenfalls mit Speeren durchbohrt. Im Kinderzimmer wurde die Wärterin Helena Yellop getötet, der 6jährige Herbert und das kleinste

Digitized by Google

Kind schwer, der 2½jährige Evan leicht verwundet, Frl. Nellie Saunders, die zu Hilfe kommen wollte, auf der Schwelle niedergestoßen.

Die Mörder begossen dann Stühle und Papier mit Petroleum und zündeten so das Haus an, nachdem sie zuvor herausgeschleppt hatten, was nur irgend für sie von Wert war. Als sie auf ein Hornsignal abgezogen waren, hörte die 11jährige Kathleen unter ihrem Bette das Prasseln des Feuers, schleppte erst ihre ältere Schwester Mildred, dann die drei verwundet im Kinderzimmer liegenden Geschwister aus dem Hause und nachher mit Hilfe von Chinesen zu dem 5 Minuten weit entfernten Hause des Fräulein Hartford.

Gleichzeitig mit den Mordszenen im Sommerhause der kirchlichen Mission spielten sich nicht minder schreckliche in dem unmittelbar daneben liegenden der Senanamission ab. Frl. Codrington, die am Leben geblieben ist, war schon angekleidet, als sie durch den Lärm von Männerstimmen, das durchdringende Geschrei eines Kindes, das Knattern abgefeuerter Schwärmer und das Zetergeschrei der Dienstboten erschreckt wurde. Als sie sofort an den Haupteingang sprang, begegnete ihr Frl. Gordon, die schon draußen gewesen war, mit der Nachricht, die Aufrührer seien gekommen. Vom Entsetzen gejagt, ohne ein Wort zu sprechen, stürzte einer ihrer Lehrer vorn ins Haus und hinten wieder hinaus. Frl. Codrington konnte noch eben die Thür zuschlagen und verriegeln, ehe ein von Stewarts Hause herkommender Räuber einen Speer schwingend, dieselbe erreicht hatte und rief Frl. Gordon zu, sie solle die Läden an der Vorderseite schließen. Dann weckten sie die drei anderen Schwestern, die kaum fertig waren, als auch schon die Räuber die Thür erbrochen hatten und eindrangen.

Nachdem ein Fluchtversuch durch die Küche, deren Thür sie verschlossen fanden, und durch die Fenster von Fräulein Stewarts Schlafzimmer, wo mit Speeren Bewaffnete sie vertrieben, mißlungen war, knieten sie nieder zum Gebet. Die Männer, welche nach Erbrechen der Schlafzimmerthür hereinstürzten, waren zunächst so darauf erpicht, Geld und Wertsachen zu finden, daß sie sie unbelästigt ließen. Als die Schwestern bemerkten, daß die Küchenthür inzwischen geöffnet war, entkamen Fräulein Gordon, Codrington, Stewart und Marshall, welche letztere beim ersten Fluchtversuch schon verwundet war, durch dieselbe auf den Hof, wo sie aber sofort von vielen Männern umringt wurden. Sie wurden auf Geld und Wertsachen untersucht, Fräulein Codrington ein Ring vom Finger gestreift. Es folgte nun eine lange Unterhandlung darüber, ob sie getötet werden oder gefangen geführt werden sollten, um Lösegeld zu erlangen. Schon war den Schwestern befohlen, voran zu schreiten, da kam der Anführer mit der roten Fahne und sagte: „Ihr kennt eure Befehle, tötet sie!“ Fräulein Codrington, die dies alles erzählt, fährt fort: „Jetzt ergriff mich einer der Männer am Gürtel meiner Bluse und richtete sein Messer gegen meinen Hals; als sich aber unsere Augen begegneten, ließ er seine Hand sinken und ging davon. . . . Wir erwarteten nun den letzten Kampf. Ein Schlag gegen den Kopf machte mich für etliche Minuten ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, lag ich zwischen Fräulein Marshall und Stewart am Boden. Da ich noch Männerstimmen hörte, blieb ich regungslos liegen. Dann hörte ich das Kommando des Anführers zum Auf-

Digitized by Google

bruch, vernahm aber auch zugleich das Krachen der Balken im unserm brennenden Hause. Das nächste, was ich hörte, war ein durchdringender Schrei von Kathleen Stewart: „Ach sie haben sie alle getötet!" Sobald ich es vermochte, richtete ich mich auf. Ein Blick sagte mir, daß Fräulein Stewart und Gordon bereits ausgelitten hatten, während Fräulein Marshall und Topsie Saunders noch zu atmen schienen. Diese lagen dicht an der Mauer unseres Hauses, und nur mit großer Anstrengung gelang es mir, sie aus dem Bereich der Flammen zu entfernen." Sie ist dann mit Hilfe von Kathleen Stewart und von Chinesen zu dem Hause von Fräulein Hartford gebracht.*)

Durch Missionar Philips, der einen Teil der Zerstörung aus einem Versteck noch mit angeschaut hat, und Dr. Georgie, der von Ku-tschheng zu Hilfe kam, wurden die Ueberlebenden, von denen Herbert Stewart und das kleinste Kind bald ihren Wunden erlagen, und die neun Leichen, von denen die an der Stelle von Stewarts Hause gefundenen vier nur noch als Asche mitgenommen werden konnten, nach Fu'-tschëu begleitet.

Sind nun auch für diese Greuelthaten chinesische Beamte irgendwie verantwortlich zu machen? Indirekt jedenfalls, da sie sich der Pflicht entzogen, für die nötige Sicherheit im Lande zu sorgen. Und der „beständige mäßige Druck", den nach Ansicht des früheren deutschen Gesandten in China, Herrn von Brandt, die auswärtigen Mächte auf die chinesischen Behörden ausüben sollten (eine Ansicht, um derentwillen er bei den Ausländern an der Küste sehr beliebt war), würde sich in der Beziehung für Chinesen ebenso segensreich erwiesen haben wie für die Fremden, wenn er nicht leider gefehlt hätte. Daß der Landrat in Ku-tschheng und seine Leute selbst vor den Geheimbündlern zu zittern hatten, ist ohne Frage. Aber doch möchte man fast glauben, daß er sie auf die Fremden hetzte, um sie selbst los zu werden. Es sind auf den Druck von seiten Englands hin viele der bei der Unthat Beteiligten eingefangen und im Beisein von Europäern verhört worden. Ihre Aussagen machen wohl den Eindruck der Wahrheit und lassen sich, was den Ueberfall selbst angeht, meist nach dem vorgefundenen Thatbestande als wahr kontrollieren. Nach diesen Aussagen hatte in letzter Zeit ein

*) In dem eben angeführten Bericht fällt es auf, woher Topsie Saunders, die in dem Nachbarhause wohnte, auf einmal kommt. Sie würde sich unter den Umständen kaum zu den andern haben gesellen können. Könnte sie nicht etwa schon in aller Frühe zu ihrer intimen Freundin Fräulein Marshall herübergegangen sein? Dann dürfte man vielleicht annehmen, daß Fräulein Codrington in der Erregung jenes Morgens anfänglich unter dem Eindruck gewesen sei, die vierte Gefährtin sei ihre Hausgenossin Fräulein Newcombe. Von dieser erzählt sie nämlich, sie sei bei dem gemeinsamen Gebet noch anwesend gewesen, aber bei der Flucht durch die Küche von ihnen getrennt. Man hat den Leichnam derselben am Fuße des Hügels gefunden. Wenn nun die genannte Erwähnung des Fräulein Newcombe auf einem Irrtum von Fräulein Codrington beruht, dann dürfte man annehmen, die erstere sei nicht an den Fuß des

Digitized by Google

litterarisch gebildeter Mann, den sie um seiner mehrere Zoll langen Fingernägel willen immer als „Langnagel“ bezeichneten, unter ihnen großen Einfluß gewonnen. Derselbe warf drei Abende hintereinander das Los darüber, ob sie die Stadt Ku-tschheng an vielen Stellen anzünden und, wenn der Landrat entfliehe, denselben töten sollten, oder ob sie eines gewissen reichen Mannes Kornvorräte plündern, oder endlich ob sie die Ausländer ausrauben und morden sollten. Alle drei Male fiel das Los für den letztgenannten Plan. Man möchte nun fast glauben, daß dieser Mann als Werkzeug der Beamten sich bei den Geheimbündlern eingeschlichen habe — es wurden von ihm verfaßte revolutionäre und fremdenfeindliche Gedichte vorgefunden, durch die er sich vielleicht bei ihnen beglaubigt hatte — und daß er die Kunst verstanden habe, das Los nach seinem Wunsche fallen zu lassen. Auch sah sich Herr „Langnagel“ in der Lage, den Räubern in ihrer Verschanzung zu erklären, das Kommen der Soldaten nach der Gegend gelte ihnen nicht, sie würden von denselben nicht belästigt werden. Gefaßt ist er nicht. Sollte obige Vermutung richtig sein, so ging für die Beamten alles nach Wunsch. Das Köpfen von einigen Dutzend Aufrührern nach der Ermordung der Ausländer hatte für sie ja auch weiter keine Unannehmlichkeit.

Verfolgung von eingeborenen Christen. Als die Nachricht von dem Blutbad im Ku-tschheng-Kreise nach Hock-tschiang gelangte (einer Station südlich vom Minflusse, von der in letzter Zeit immer ein nie dagewesener Zuwachs der Mission berichtet war), bemächtigte sich der Leute eine große, freudige Erregung, die noch wuchs, als der Mandarin eine Proklamation erließ, die zwischen den Zeilen gleiche Gesinnung blicken ließ. Gleich nach dem Erlaß dieser Proklamation besuchten 40 Unterbeamte dieses Mandarins die Häuser der Christen

---

Hügels geschleppt (eine peinliche Annahme), sondern der Mörder habe vor Gericht die Wahrheit gesagt, welcher erzählt, er sei (als Ortskundiger, der die Gegend früher ausgekundschaftet) allen andern vorausgestürmt und habe, ehe er das Haus von Missionar Stewart betrat und bei dessen Ermordung half, eine aus dem Nebenhause kommende Frau (Fräulein Newcombe) durch Backe und Hand gestochen und den Abhang hinuntergestürzt.

Derselbe Mann sagt, er sei nach Ermordung von Missionar Stewart zu dem 5 Minuten weit entfernten Hause des Fräulein Hartford gerannt, um auch diese zu töten. Seine Aussage stimmt mit der Erzählung der letzteren genau überein. Sie stieß die auf sie gerichtete Waffe bei Seite, sodaß sie nur am Ohr und Nacken gestreift wurde. Als er dann aber auf sie einschlug, wurde er von ihr zu Hilfe kommenden Chinesen so verhauen, daß sie Zeit gewann zu entkommen.

Digitized by Google

in der Stadt und verlangten in jedem 2 Dollar für die demnächst stattfindenden Götzenfeste und -Prozessionen. Als sie sich des weigerten mit Hinweis auf ein kaiserliches Edikt, das sie davon befreite, wurden ihre Namen angeschrieben, um ihnen einen amtlichen Befehl zuzustellen.

Den nächsten Tag kamen diese Ja-men-Leute mit einigen einflußreichen Gelehrten in ein benachbartes Dorf, plünderten die Häuser der eingeborenen Christen und nahmen ihr Vieh und Ackergerät fort. Dies wiederholte sich mehrere Tage, und endlich wurden acht Häuser von Christen zerstört und ihre Einwohner grausam geschlagen und verwundet. Auf fünfmaliges Ersuchen weigerte sich der Beamte nicht nur, Schutz zu leisten, sondern erließ eine neue Proklamation, worin er erklärte, die Christen hätten die Unruhen durch ihre Verweigerung des Beitrages selbst verschuldet.

Schon vorher, nämlich im Juni und Juli, hatten in der Nähe von Bing-jai, im Südosten der benachbarten Provinz Tsche'-kiang, Verfolgungen von eingeborenen Christen stattgefunden, wobei 21 Häuser, deren Einwohner ganz aus Christen bestanden, zerstört worden waren, während einzelnen Christen in sonst heidnischen Familien nur ihre persönlichen Sachen geraubt waren. Der Anlaß war folgender: Ein Gelehrter, dessen Drachenboot beim Wettrudern geschlagen war, hatte erklärt, seine Niederlage rühre davon her, daß einigen Götzenbildern die Augen ausgenommen wären, und dies könnten nur die Christen gethan haben. Die Beamten hatten sich in jener Gegend ebenfalls durchaus geweigert, den Christen Schutz zu bieten.

Es erübrigt nun noch, ein Wort zu sagen von den Unruhen in derjenigen chinesischen Provinz, die uns Deutschen besonders nahe angeht, da in ihr die Barmer, Baseler und Berliner Mission arbeiten, nämlich von den Unruhen in Kuang-tung. Zusammenrottungen zu Hunderten und zu Tausenden von verzweifelten Leuten, die sich hier vielfach „Sam-hop-wui", d. i. Dreizusammenbund, nennen, kommen in vielen Teilen der Provinz schon seit vielen Monaten unaufhörlich vor, es herrscht eine allgemeine Unsicherheit. Bald scheint es nur auf Raub abgesehen zu sein, bald heißt es, es sei eine Verschwörung gegen die Regierung, bald taucht das Gerücht auf, es sollten sämtliche Missionsstationen in der Provinz zerstört werden. Schon Mitte Mai 1895 wurden im Tschong-lok-Kreise die Baseler Stationen Njen-hang-li und Tschong-zhun derartig bedroht, daß die 100 Anstaltsschüler der ersteren und die 50 Anstaltsmädchen der letzteren in ihre Heimat entlassen

Digitized by Google

werden mußten. Am 28. Mai wurde das mit der weslehanischen Mission in Fat-schan (westlich von Kanton) verbundene Hospital (vergl. Allg. Missions-Zeitschr. 1888, Bbl. 21 u. ö.) von einem Pöbelhaufen angegriffen und teilweise zerstört. Am 2. Juli überfielen mehrere hundert Aufrührer die katholische Missionsstation Wong-then am Ostfluß im Kreise Ho-njen, griffen das 400 Schritte von den übrigen Stationsgebäuden entfernte Waisenhaus an, raubten, was sie konnten, und zündeten es an. Da bewaffnete der vorstehende Pater 29 Christen der Station und schlug die große Ueberzahl der Angreifer in die Flucht. Am 14. September wurde die Baseler Station Moi-lim am Moifluß (der sich in den bei Swatau mündenden Hausluß ergießt) angegriffen und geplündert. Schon im Mai war sie arg bedroht gewesen, so daß der Missionar Kammerer sich nach der englischen Station Ng-kang-po hatte flüchten müssen; auch jetzt hatte er auf eine ihm zugesandte Warnung hin kurz vor dem Anrücken der Aufrührer die Station verlassen können. Von Moi-lim wollten die Rebellen nach der Kreisstadt Hin-nen ziehen. Sie hatten es schließlich zu einer Stärke von 8000 Mann gebracht. Der Missionsveteran Lechler, der im Jahre 1846 zum ersten Mal nach China ausgesandt wurde, und ein jüngerer Bruder Maiers zogen sich von ihrer außerhalb der Stadt gelegenen Station zu einer befreundeten chinesischen Familie innerhalb der Stadtmauern zurück. In der Wohnung stürzte ein Boden, auf dem sich die Missionare befanden, zusammen, so daß diese zunächst unter den Trümmern begraben wurden, aus denen sie nur mit Mühe befreit werden konnten, Lechler mit einer Wunde am Kopf, die genäht werden mußte. Die Aufrührer wurden übrigens, ehe sie Hin-nen erreichten, von der Bevölkerung in der Gegend von Wang-pi, die sich gut bewaffnet und einen Flußübergang befestigt hatte, abgeschlagen.

Was diese Leute zu ihrem Räuberleben treibt, das ist zunächst vielleicht der leidige Hunger, da die zweite Reisernte in den letzten Jahren meist mißriet, und die reichen Besitzer mit ihren Vorräten vielfach halsabschneiderischen Wucher trieben. Die meisten Beamten leben in einem Schlendrian dahin, der sie unfähig macht, irgend etwas ordentliches zur Herstellung der Ruhe zu thun. Wenn die Kreismandarinen „Soldaten“ halten, dann ist es im besten Falle nur eine Art Landgendarmerie. Aber meist stecken sie das dafür bestimmte Geld lieber in die Tasche. Auch in der Provinz Kuang-tung aber giebt es solche Beamte, die die Ausländer und das Christentum bitter hassen

Digitized by Google

und die Aufrührer gern gegen die Fremden hetzen möchten. Der jetzt für einige Jahre in Kanton weilende kaiserliche Examinator ist ein arger Fremdenhasser. Er schenkte jedem Examinanden ein von ihm selbst verfaßtes Werk in Reimen, welches Missionar Schaub von einem Graduierten bekommen hat. Dasselbe hetzt an der Hand des 7. Gebotes von dem sogenannten heiligen Edikte des Kaisers Khang-hi (Allgemeine Missions-Zeitschr., 1893, S. 37 ff.) gegen die Irrlehren in einer Weise, daß jedermann deutlich versteht, daß die Europäer und Christen gemeint sind, wenn auch von Buddhisten und Taoisten die Rede ist. Da heißt es u. a.:

„Die Verkündiger der neuen Irrlehre müssen wie Raubvögel im Walde vernichtet, wie Ratten auf den Straßen gesteinigt werden." „Wie ein Blitz kommt eines Morgens die Strafe über sie. Alle werden niedergemacht. Die Leiter des Volkes werden dafür sorgen, daß die Giftbrut ausgerottet werde."

Wenn die an der chinesischen Küste einflußreichen fremden Mächte sich mit einander vereinigen könnten, einen beständigen Druck auf die Reichs- und auf die Provinzialregierungen auszuüben, daß diese für Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit im Lande sorgen müßten, dann könnte und würde es geschehen, nicht nur zum Nutzen der Ausländer, sondern sehr zum Segen des Landes selber.

Nachschrift. Eben geht mir durch den Sekretär der Amerikanischen Missions-Konferenz die folgende bereits von 517 chinesischen Missionaren unterzeichnete Resolution mit der Bitte um Abdruck zu:

1. Das Blutbad von Ku-tschheng als der Abschluß einer langen Reihe von Vergewaltigungen, bildet einen entscheidenden Wendepunkt, dessen richtige Behandlung für das fernere Gedeihen der Mission in China und für die höchsten Interessen des chinesischen Volks von ungeheurer Tragweite sein muß.

2. Die Politik, welche bisher von den ausländischen Mächten in derartigen Fällen befolgt wurde, hat sich hauptsächlich aus folgenden Gründen als nutzlos erwiesen:

a) Weil die Schuld nicht den Mandarinen und Literaten zur Last gelegt wurde, die doch fast ohne Ausnahme entweder die Anstifter der Verbrechen waren, oder aber ihrer strafbaren Nachlässigkeit wegen doch dafür verantwortlich zu machen waren.

b) Weil durch Annahme von Blutgeld als Entschädigung für Menschenleben die Bestrafung auf Wenigerschuldige oder auf Unschuldige fiel, von denen das Geld erpreßt wurde, und die Geringachtung von Menschenleben dadurch genährt wurde.

c) Weil durch die langen Verzögerungen und häufigen Schwankungen, welche bisher die Behandlung derartiger Fälle charakterisiert haben, die endlich erreichte Entscheidung ihres durchaus notwendigen abschreckenden Eindrucks vollständig beraubt wurde.

3. Wir fordern deshalb alle christlichen Kirchen und besonders die

Digitized by Google

Missionsgesellschaften und ihre leitenden Komitees dringend auf, ihren Einfluß bei den zuständigen Regierungen auf jede Weise dahin geltend zu machen, daß eine derartige Behandlung der jetzigen Krisis angeordnet werde, die geeignet ist, unter Gottes Segen einen friedlichen Betrieb des Missionswerkes in allen Provinzen des chinesischen Reichs anzubahnen.

4. Wir legen es allen christlichen Kirchen an das Herz, ernstlich und ohne Unterlaß Fürbitte zu thun, daß diese Ereignisse durch Gottes Walten zur Verherrlichung seines Namens und zum Wachstum des Reiches unseres Heilandes unter dem chinesischen Volk ausschlagen mögen. Wck.

Missionsrundschau.

China.

Von D. Grundemann.

In den Vordergrund unseres Berichtes drängt sich diesmal der Krieg.*) Mag er auch die Mission nur wenig und vorübergehend berührt haben, — seine Bedeutung für ihre weitere Entwicklung wird niemand bestreiten. Das „himmlische Reich" mit seinen alten verknöcherten Ordnungen ist tief erschüttert worden, so daß es in allen Fugen krachte. Die Ereignisse von 1894/95 werden den Markstein einer neuen Zeit bilden. Ihre Wurzeln reichen weiter zurück. Daß das große, stolze Reich den gewaltigen Schlag einer solchen Niederlage überhaupt zu überdauern vermochte, ohne, wie man nach früheren Vorgängen hätte vermuten können, durch einen Wechsel des Herrscherhauses sich äußerlich umzuwandeln, ist schon ein Zeichen, daß ganz im verborgenen bereits neue Lebenskräfte keimten. Keinem Geschichtsforscher wird es gelingen, die Entstehung dieser Keime klarzulegen und abzuwägen, wieviel davon auf diesen und jenen der mancherlei Einflüsse kommt, denen China im letzten halben Jahrhundert ausgesetzt war. Uns kann es nicht zweifelhaft sein, wenngleich unter Gottes Leitung auch andere weltliche Verhältnisse dazu mitwirken mußten, daß ein sehr bedeutender Teil jener verborgenen Wurzelbildung einer neuen Zeit auf Rechnung des Evangeliums zu setzen ist und auf die treue, fleißige und hingebende Arbeit der Mission, die es nach China gebracht hat. Hier lassen sich Erfolge mehr ahnen als nachweisen, die in keiner Missionsstatistik mit ihren zahlreichen Rubriken zum Ausdruck kommen können. Die sichere Ueberzeugung: „Für China ist eine neue Zeit angebrochen," muß die Herzen der Missionsfreunde mit freudigem Danke erfüllen.

Je größer das Verständnis dafür, desto klarer und zuversichtlicher wird auch der Blick sein auf das, was wir von der neuen Zeit zu erwarten haben. Freilich ist es unwahrscheinlich, daß die großen Massen sich in kurzem den christlichen Gemeinden, die es nun schon in allen Provinzen giebt, anschließen. Die jetzige Generation wird es nicht erleben, daß Chinas Millionen das christliche Bekenntnis annehmen. Nach meiner Auffassung sollten wir die Frage nicht so stellen, als ob jetzt die Entscheidung vorliege mit einem zugespitzten

*) Vergl. 1895 S. 186 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Entweder-Oder, daß das Volk entweder die Zeit seiner Heimsuchung verstehe und sich zum Herrn bekehre oder sich verstocke (vgl. Bas. Jahresb. 95, 31). Wir meinen, daß eine jede einseitige Beantwortung dieser Frage durch die Entwicklung während der nächsten Generation nicht bestätigt werden würde. Allerdings werden wir noch manches in China erleben, was den Eindruck greulicher Verstocktheit macht. So bald werden dort noch nicht die letzten christlichen Märtyrer gefallen sein, so bald werden die Eiterbeulen eines bodenlos verderbten Beamtentums nicht beseitigt werden, und die Plackereien und Hindernisse der Mission nicht aufhören. Aber wir hoffen zuversichtlich, es wird allgemach besser werden. Und wenn wir die mancherseits gehegten Wünsche, daß die christlichen Gemeinden in einigen Jahrzehnten ihre Glieder nach Millionen zählen sollen, für zu hochgespannt halten, so haben wir doch die gute Zuversicht, daß man sie nach Hunderttausenden zählen wird, und daß sie dann schon einen recht spürbaren Einfluß auf das Volksleben ausüben werden.

Jedenfalls sollten alle in China arbeitenden Missionsgesellschaften, wenn schon in voller Nüchternheit, doch mit erneutem Mute und mit verdoppelter Freudigkeit ihre dortige Arbeit weiter treiben. In diesem Sinne wird in vielen Jahresberichten eine Verstärkung der Arbeitskräfte gefordert.

„China kann nicht wieder einschlafen und kann nicht länger seine Thüren nur halb offen halten. Die Eisenbahnen werden brausen, wo bis jetzt erst in der Stille die Telegraphendrähte gespannt waren.... Wir müssen fertig sein und große Verstärkungen bereit halten, ohne Verzögerung die Gelegenheiten für weitere Evangelisation und vollständigere Stationsarbeit zu benutzen. (C. M. Rep. 95, 244.) Wir sind am Vorabende wunderbarer Entwicklungen in China. Die alte Zivilisation ist daran, zu zerbrechen, und eine neue Ordnung der Dinge ist vor der Thür. Dieser Krieg wird ein großer Segen für China werden.... Seien Sie gefaßt auf eine neue Aera im fernen Osten. Sie werden bald lautere Rufe von China erhalten und Ihre Zelte erweitern müssen." (Bapt. M. Rep. 95, 45 f.)

Auf den äußeren Verlauf des Krieges, den Japan im Herbste 1894 begann, um Chinas Oberhoheit über Korea mit seinen ganz verkommenen Zuständen zu brechen, und der nach schnell aufeinanderfolgenden heftigen Schlägen im Frühjahr 1895 durch den Frieden von Schimonoseki beendet wurde, gestattet unser Raum nicht näher einzugehen. Es ist bekannt, daß Japan die Insel Formosa und die benachbarten Pesladores erwarb und nur durch das Dazwischentreten von Deutschland, Rußland und Frankreich bestimmt wurde, auf die ursprünglich ebenfalls geforderte Landschaft Liau-tung zu verzichten. Außerdem erhält der Sieger eine Kriegskostenentschädigung von etwa 600 Millionen Mark. — Niemand hatte einen solchen Verlauf vorausgesehen. Selbst ein Missionar schrieb, obwohl er sich die überlegene Tüchtigkeit Japans nicht verhehlte: „Andrerseits hat China unbegrenzte Quellen und wenn nicht durch schnell aufeinanderfolgende Niederlagen überrascht, glaube ich, wird es sich nie einem demütigenden Frieden unterwerfen." (Bo. Herald 95, 520). Jene unerwartete Wendung aber trat in Wirklichkeit ein. Die dem Kriegsschauplatz zunächstliegenden Missionsfelder schienen in der That bedroht. Beim Beginn des Krieges gedachten auch dort die Missionsfamilien auf dem Posten

Digitized by Google

zu bleiben. Und man muß es anerkennen, daß die chinesische Regierung durch Verordnungen, die allen Beamten eingeschärft waren, auch für ihre Sicherheit nach Kräften gesorgt hatte (ib. 407, 521). Freilich ist die chinesische Regierung in manchen Beziehungen sehr ohnmächtig, und nicht ohne Besorgnis sah man auf das von allen Seiten zusammengezogene Militär, das leichtlich in die Rolle einer Räuberbande verfallen kann. (Lond. Rep. 95, 53.) Auch fürchtete man, daß der Fremdenhaß zu Ausbrüchen geschürt werden könnte. Aber nach beiden Seiten erwies sich die Gefahr als unbegründet. Auf den meisten entfernteren Missionsfeldern ist die Arbeit gar nicht unterbrochen oder gestört worden. Um die Lage richtig zu verstehen, muß man beachten, daß der Chinese sehr wenig Patriotismus hat. Daher auch der Krieg nichts von einer nationalen Erregung brachte, wie man sie bei uns für selbstverständlich hält. „Das Volk (von Shang-hai) in seiner Geldliebe und Vergnügungssucht ist gar keiner tieferen Eindrücke fähig." (Lond. Rep. 95, 41.)

Bei dem Vordringen der siegreichen Japaner veranlaßte jedoch der britische Gesandte, daß die Missionsfamilien aus Peking und andern Inlandplätzen nach den Hafenorten in Sicherheit gebracht wurden. Viele von ihnen haben sich dort im Dienste des Roten Kreuzes nützlich gemacht (ib. 51), wozu bei der Mangelhaftigkeit der chinesischen Sanitätseinrichtungen die dringendste Not antrieb. Nach Beendigung des Krieges wurde überall die Arbeit wieder aufgenommen.

In verschiedenen Berichten findet sich das Zeugnis, daß in den letzten Jahren trotz aller Anfeindungen eine freundlichere Stimmung gegen die Mission im Zunehmen war. (Lond. Rep. 95, 48. Canad. Presbyter. 94, 40.) Doch sind immer wieder Unruhen mit Aufruhr und Verfolgung vorgekommen, die erst vor wenigen Monaten in dem Blutbade von Ku-tschheng einen traurigen Höhepunkt erreichten.

In vielen Fällen sind die von bitterem Haß gegen die Fremden erfüllten Beamten die Anstifter solches Aufruhrs. Wenn sie bisher vielfach bis in die höchsten Instanzen hinauf stillschweigende Billigung, wo nicht sogar versteckte Ermutigung ihres abscheulichen Verhaltens fanden, so dürfte jetzt von den vermehrten europäischen Einflüssen eine Wendung zum besseren zu erwarten sein. Es muß anerkannt werden, daß auch bisher schon hier und da Mandarine in ganz loyaler Weise bedrohten Missionaren ihren Beistand haben zu teil werden lassen. Auch die europäischen Konsuln haben öfters ihren Einfluß in dieser Richtung geltend gemacht. Doch ist weit und breit in der Bevölkerung der Fremdenhaß wie ein Zündstoff vorhanden, der bei geringer Veranlassung entflammt werden kann. Oder wenn es nicht zu gewaltsamen Ausbrüchen kommt, so können hundert und aber hundert Schwierigkeiten der Mission entgegengestellt werden.

Will sich die Mission an einem Orte durch Stationierung eines Katechisten oder gar durch Erwerbung eines Versammlungshauses dauernd niederlassen, so entstehen allerlei Scherereien. Durch langwierige Prozesse, falsche Anklagen, ungerechte Richtersprüche bestochener Mandarine, Versuche, den Katechisten zu verdrängen, Mißhandlungen und Bedrohungen der Besucher der Gottesdienste, Verbote des Uebertritts durch die Stammesältesten sucht man der Verbreitung

Digitized by Google

und dem Einflusse der „Lehre der fremden Teufel" zu wehren. Dennoch sind es nicht nur einzelne, sondern öfters größere Gruppen, welche das Evangelium mit Beifall und Anerkennung, auch mit tieferem Interesse hören. (Bas. Jahresb. 94, 14.)

In der letzten Rundschau hatten wir bereits den Ausbruch zu Sung-pu (nicht Sang-pu) erwähnt, dem die schwedischen Missionare zum Opfer fielen. Bald darauf kam es im Gebiet der Londoner Mission in Nordchina in Yen-san zu einer Christenverfolgung. Sodann erfolgte ein Ausbruch in Hui-an, einem Distrikte der Amoymission, der bis dahin immer für einen der sichersten und friedlichsten gegolten hatte. Es kamen Anzeichen an den Tag von einem weitverbreiteten Komplott zur Ausrottung des Christentums. (Lond. Rep. 94.) Bedrohlich stand es auch in Ho-nan, wo einer der kanadischen Missionare in der Nähe der Kapelle in effigie aufgehängt wurde. Doch kam es dort nicht zum Ausbruch. (Can. Presb. Rep. 94, 43.) Es ließe sich noch eine ganze Reihe ähnlicher Fälle anführen, abgesehen von kleinen Plackereien, die auf einzelne Ortschaften beschränkt blieben. Eine außergewöhnliche Ausdehnung fanden die Unruhen zu Tschen g-tu, der Hauptstadt von Sz-tschuen, bezüglich deren wir aber auf den besonderen Artikel über die christenfeindlichen Bewegungen in China verweisen können, den diese Nummer bringt. Ebenso übergehen wir hier die blutigen Vorgänge in Ku-tschheng, da sie in diesem Artikel gleichfalls ausführlich berichtet sind. Uebrigens, bemerkt der Bo. Herald (436), darf man nicht meinen, daß lediglich Feindschaft gegen die christliche Religion der Grund für solche Ausbrüche ist. Manchmal wird die Religion der Fremden wohl angeklagt; aber die Antipathie geht gegen die Religion nicht mehr als gegen die Kleidung der Fremden. Ein Missionar schreibt: „Kein Volk ist so latitudinarisch wie die Chinesen. Man mag eine Religion haben oder nicht, damit giebt man bei ihnen keinen Anstoß." Englische Kaufleute hätte in Ku-tschheng dasselbe Geschick ereilt wie die englischen Missionare. (ib. 436).*)

*) Ganz ähnlich urteilt der Privatkorrespondent der „Times", der zur Erklärung der Thatsache, daß die Verfolgungen sich vornehmlich gegen die Missionare richten, noch folgendes hinzufügt: „Der letzte Grund für jene Verfolgung liegt in dem Zusammenhange, der zwischen den Bemühungen der Missionare und der Ausbreitung der europäischen Kultur besteht. Europäische Kaufleute, Konsuln und ähnliche Beamte kommen nur mit einem geringen Bruchteile der eingeborenen Bevölkerung in Berührung, während die Einwirkungen der Missionare viel tiefer greifen. Die Furcht vor den Gefahren, die von diesen Einwirkungen dem Bestande der heutigen chinesischen Regierung drohen, ist natürlich in den oberen Schichten der eingeborenen Bevölkerung, insbesondere bei den Mandarinen am lebhaftesten, und von diesen gehen in der That die Verfolgungen durchweg aus. In den Gegenden mit vorwiegender Landbevölkerung, wo ihr Einfluß verhältnismäßig gering ist, kommen solche Verfolgungen daher kaum vor, um so häufiger aber in den großen Städten, wo der Pöbel sich nur zu leicht von den Mandarinen aufreizen läßt. — Das Verfahren, das diese dazu einschlagen, ist stets dasselbe. Das Ansehen, in dem der Missionar wegen der Reinheit seines Lebenswandels von Haus aus durchweg steht, wird zunächst erschüttert durch verleumderische Gerüchte der schlimmsten Art, die in einem Lande, wo Betrug und Heuchelei bis in die obersten Schichten herrschen, bereitwillig Glauben finden. Ferner ist es dem jedes Idealismus ermangelnden Chinesen an sich schon rätselhaft, was den Missionar veranlaßt,

Digitized by Google

Auch das Basler Missionsgebiet ist durch Rebellen und Räuberbanden schwer beunruhigt worden. Im Mai 1895 rotteten sich im Oberlande große Massen Unzufriedener bezw. Anhänger geheimer Gesellschaften zusammen, die mordend und plündernd durchs Land zogen und lawinenartig anwuchsen, da viele, nur um selbst verschont zu bleiben, unter Ableistung des Eides der Verschwiegenheit sich ihnen anschlossen. Die knappe Jahreszeit (Hungerzeit) begünstigte den Aufstand, und die Ausfuhr von Reis hat wahrscheinlich den Anlaß dazu gegeben. Die Missionsstationen Nyen-hang-li, Tschong-tschun und Moilim waren hart bedroht. Unter allem Schrecken, der die Christen ergriff, zeigten sich rührende Züge von Anhänglichkeit an die Missionare. Zu dem einen sagte sein Sprachlehrer: „Zuerst lasse ich mein Leben, ehe es an dich kommt!" Die Lage schien hier und da hoffnungslos. Dennoch gelang es allen Missionsleuten, in Sicherheit zu kommen. Die Behörden und das wenige Militär, das zur Verfügung stand, hatten nichts auszurichten vermocht. Aber ein reicher Mann, der in seinem Hause von einer Bande von 1000 Rebellen belagert wurde, schlug sie bei einem Ausfall mit 24 Mann in die Flucht. Eine kleine Abteilung von Soldaten, die dazu kam, gab den Ausschlag, und so wurde in jener Gegend der Aufruhr gedämpft. Bezeichnend ist es, daß die Soldaten einen gefangenen Anführer, damit er nicht entfliehe, die Fußgelenke entzweischlugen (Heidenbote 95, 78).

Seit anfangs Juni schien alles ruhig zu sein. Aber die zerstreuten Häupter der Rebellion sammelten sich im Juli wieder am Ostflusse, wo sie die katholische Station Wong-then völlig zerstörten (ib. 73). Am 19. September wurde auch Moilim geplündert. Die Missionare waren in Hongkong. Infolge der Bemühungen der politischen Vertreter Deutschlands sollte ein General zur Bestrafung der Schuldigen abgesandt werden. Auch war Schadenersatz zugesagt (ib. 81).

Alle diese Feindseligkeiten sind nichts anderes als der Ausdruck des bekannten Fremdenhasses. Man kann nicht eben konstatieren, daß derselbe in der letzten Zeit besonders zugenommen oder sich verschärft habe. Denn neben den so bedrohten Missionsfeldern sind andere, auf denen das Werk fast ungestört betrieben werden konnte, und wie schon erwähnt, ist sogar vielfach ein wachsendes freundliches Entgegenkommen gegen die Missionare zu konstatieren. Besonders scheinen die Befürchtungen nicht eingetreten zu sein, die vor zwei Jahren in

seine Heimat zu verlassen und zu ihm zu kommen. Um so leichter glaubt er, daß das Bekehrungswerk nur den Vorwand für andere Dinge bildet, die mit den ärztlichen Hilfsleistungen der Missionare in Zusammenhang gebracht werden. So verdienstvoll diese sind, so sehr sind sie in einem Lande, wo die Heilkunde noch auf einer so tiefen Stufe steht und mit abergläubischen Vorstellungen eng verwachsen ist, der Gefahr der Mißdeutung ausgesetzt. Behauptungen wie die, daß die Gehirne kleiner Chinesenkinder und die Augen u. s. w. die wichtigsten Zuthaten der europäischen Heilmittel bilden, finden gläubige Annahme. Die Verfolgungen, die so entstehen, entspringen nur scheinbar den unteren Volksklassen; in Wahrheit sind es die Mandarinen, die durch Ausstreuung derartiger Gerüchte die Wut der Massen künstlich erregen und die, auch wo sie scheinbar der Bewegung sich widersetzen, den Verfolgungen mit verschränkten Armen zusehen. (Nach „Globus", Band 68, 307 f.) D. H.

Digitized by Google

den amerikanischen Blättern laut wurden, nämlich wegen chinesischer Repressalien gegen das die chinesische Einwanderung in die Vereinigten Staaten beschränkende Gesetz (Registration Act, Geary Act oder Exclusion Act — Bo. Her. 93, 217. 390. 463). Außer einer kurzen Notiz darüber in der „Peking Gazette" scheint man die Sache in China wenig beachtet zu haben, geschweige denn, daß es zu politischen Maßregeln gekommen wäre.

Als bedeutungsvoll für die Mission ist hier auch die amtliche Untersuchung über den Opiumhandel zu erwähnen, welche die englische Regierung, den sich mehrenden Klagen über diese nationale Ungerechtigkeit nachgebend, durch eine besondere Kommission veranstaltete. Es wurden zahlreiche Zeugen vernommen. Von einem derselben veröffentlichte der Bericht die Aussage, daß die Missionare in China die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen um Gewinnung von Bekehrten verdecken möchten, indem sie die Schuld auf den Opiumhandel schöben. Der betreffende Herr erklärte zwar öffentlich, daß er dies nicht gesagt habe, aber ein Teil der Presse hatte jenen Bericht begierig aufgegriffen und nutzte ihn gegen die Mission aus. Hiergegen erhoben die Sekretäre von zwölf englischen Gesellschaften, die in China Mission treiben, einen Protest, welcher betont, wie die sämtlichen evangelischen Missionare in China hinsichtlich der verderblichen Wirkungen des Opiums ganz übereinstimmten mit 5000 Aerzten in England, die nachdrücklich jeden nicht medizinischen Gebrauch desselben verurteilten. Die bereits 1893 begonnenen Arbeiten der Kommission zogen sich ziemlich lange hin, und das Ergebnis der Untersuchung ist erst im April 1895 veröffentlicht worden. Leider hat sich dieselbe viel zu sehr auf Indien beschränkt und China aus den Augen gelassen. Der Gebrauch von Opium in Form von Pillen und als Aufguß, wie er in Indien vorherrsche, sei bei mäßiger Anwendung keineswegs schädlich Anders verhalte es sich freilich mit der Gewohnheit, Opium zu rauchen. Aber diese sei in Indien sehr selten. Bekanntlich ist sie in China die vorherrschende. Die englischen Politiker beruhigen nun ihr Gewissen mit dieser Entscheidung, und die ungeheuren Einnahmen gehen fort, unbekümmert um den Schaden, den die Masse des eingeführten Giftes in China anrichtet.

Der Kommission war von einer Anzahl Missionaren eine Denkschrift übergeben, in der unter anderem hervorgehoben wird, daß im chinesischen Volksbewußtsein der Gebrauch von Opium als verabscheuungswertes Laster gilt, das man oft mit Hurerei und Spielwut zusammengestellt findet. (Daher können Opiumraucher nicht Mitglieder christlicher Gemeinden sein.) Auch wird auf die Feindschaft hingewiesen, welche sich England in China durch diesen Handel zuzieht.

Merkwürdigerweise hatte die Regierung in Barma schon 1893 eine Verfügung erlassen, in der auf Grund des buddhistischen Verbotes die Unterdrückung des Opiumgenusses geradezu befohlen wird. Der chinesische Buddhismus scheint unberücksichtigt geblieben zu sein (C. M. Rep. 94, 183 f.; 95, 243 f.)

Zu den Schwierigkeiten, unter welchen die Mission im Jahre 1894 zu leiden hatte, ist auch die Pest zu erwähnen, welche im Süden, besonders in Hongkong und Kanton furchtbare Verheerungen anrichtete.

Die Häuser der unteren Klassen und ihre Lebensgewohnheiten boten der Seuche

Digitized by Google

die günstigste Gelegenheit sich auszubreiten. Die Maßregeln der Regierung zu Hongkong waren trefflich. Sanitätskolonnen mußten die sämtlichen Wohnungen untersuchen. In einem Distrikte mußten ganze Straßen als gefährliche Herde der Epidemie abgeschlossen oder gar durch Feuer beseitigt werden. Oft war der Fußboden mit unbeschreiblichem Schmutz 2—3 Zoll tief bedeckt, der sich seit Jahren angesammelt hat. Höchst nachteilig ist die Einrichtung von Abschlägen nach Art eines Hühnerbodens, in denen in der Höhe von 5 Fuß eine Reihe dunkler Schlafstätten hergestellt sind, die oft ebenso wie der untere Raum mit Menschen überfüllt sind. — Die Regierung sorgte dafür, daß gute luftige Räume hergestellt wurden für die, deren Häuser gesperrt oder zerstört werden mußten.

Bald aber erhob sich die Stimme des Volkes gegen alle wohlthätigen Maßregeln, besonders angestachelt durch die chinesischen Aerzte und die geheimen Gesellschaften. Es kamen wieder die alten Geschichten zum Vorschein: die Regierung ließe Kindern die Leber ausschneiden und daraus Medizin machen, im Hospital würde den Menschen Eis ins Herz gelegt u. s. w. Es komme überhaupt nur darauf an, die Bevölkerung zu vermindern, da die Stadt übervölkert sei. Darauf erfolgte eine massenhafte Auswanderung. Im Juli hatten 61000 Personen die Stadt verlassen und verbreiteten vielfach die Keime der Seuche auf dem Festlande. Manche sonst belebte Teile der Stadt waren wie ausgestorben, und hier und da fanden sich schreckliche Bilder von Tod und Verderben.

Die eingeborenen Christen wollten sich zuerst auch vom Schrecken hinreißen lassen. Aber guter Zuspruch war nicht vergeblich. Es war für sie eine Prüfungszeit, und manche haben erfreulicherweise durch ihre ruhige Glaubenszuversicht bewiesen, daß sie eine bessere Hoffnung haben als die Heiden, und daß sie den Helfer in aller Not kennen. Manchmal fragten die Heiden: „Wie kommt es, daß ihr Christen verschont bleibt? Wir haben Prozessionen gehabt, Feuerwerk abgebrannt und den Göttern Opfer gebracht — alles vergeblich, wir sterben zu Hunderten!“ Die Antworten mancher Christen auf solche Fragen konnten nicht ohne Eindruck bleiben. Die Sterblichkeit unter den Christen war allerdings wunderbar gering (unter 200 Personen von der C. M. S. nur 3 Erwachsene und 1 Kind). In dem schnell errichteten Regierungshospital vereinigten sich die Missionsarbeiter aller Gesellschaften: London M., Baptisten, Kirchenmission und Katholiken (C. M. Rep. 95, 248 f.) Die Vereinigung von Vertretern der verschiedenen Kirchen zu einem und demselben Werke der Barmherzigkeit ist herzbeweglich. Was sonst keine Macht auf Erden zuwege bringt, bewirkte hier die göttliche Zuchtrute. Die barmherzigen Schwestern werden gerühmt. Nicht bloß die europäischen Missionare sondern auch ein eingeborener Pastor, unterstützt von einigen Gemeindegliedern, widmeten sich der Krankenpflege. Freilich: „der Mut der meisten eingeborenen Christen war den Schrecken der Seuche nicht gewachsen“ (London Rep. 95, 32).

„Die Behandlung der Kranken im Hospital war sehr schwierig. Sie widerstanden den Versuchen, ihnen Medizin oder Nahrung einzuflößen, mit zusammengebissenen Zähnen. Einige versuchten uns zu kratzen, zu schlagen

Digitized by Google

und selbst zu beißen, indem sie uns Schimpfnamen gaben. Aber später gewannen wir ihr Zutrauen und wurden mit dankbarem Lächeln begrüßt (C. M. Rep. 95, 249).

Noch schrecklicher wütete die Pest in Kanton, wo man nicht die europäischen Sanitätsvorkehrungen hatte. Die Krankheit wird als der richtige „schwarze Tod" des Mittelalters beschrieben. „Wohin sie kommt, sterben zuvor die Ratten in großen Mengen. Furcht und Schrecken herrscht infolge der Pest unter der Bevölkerung. Alles wird gethan, die Götzen und Götter zu versöhnen. Das Schlagen der Gongs, das Abbrennen von Feuerwerk hört Tag und Nacht nicht auf." Um die Götter irre zu machen, wurde die Feier des Neujahrsfestes wiederholt. Doch alles half nichts. An einem Tage (27. Mai 1894) sollen 2520 Menschen gestorben sein. — Hier kam es zu Aufläufen des Pöbels gegen die Fremden. Eine Missionsdame, die auf der Straße einem Pestkranken Beistand leistete, der aber starb, wurde überfallen und schwer gemißhandelt, konnte aber glücklicherweise noch gerettet werden (Berl. M.-Ber. 95, 84 ff.).

Eine schwere Heimsuchung anderer Art, besonders im Norden, waren Ueberschwemmungen. Die Ernte wurde zerstört und großes Elend und Hungersnot veranlaßt. Manche wohlhabenden Leute hatten nur eine Mahlzeit täglich und von ärmlichster Nahrung. Im Jahre zuvor wird Hungersnot erwähnt, die sich bis zum Kannibalismus steigerte. Angehörige wurden als Sklaven verkauft, eine 16jährige Person für 40 Mark (Bo. Herald 93, 3 u 7). Ein Dammbruch des Peiho brachte große Not, da die Schiffahrt auf dieser wichtigen Wasserstraße unmöglich wurde. Man hielt an der betreffenden Stelle Theatervorstellungen, um den Drachen zu besänftigen — aber es erfolgte sogar ein zweiter Bruch. (ib. 95, 140.) (Schluß folgt.)

Ein neuer Missions-Atlas.*)

Das ersehnte Werk ist erschienen. Schon das reiche Inhaltsverzeichnis läßt viel erwarten: 1. Weltkarte (Doppelblatt). 2. Afrika. Politische Uebersicht. 3. Westafrika (Doppelblatt). 4. Senegambien und Sierra Leone. 5. Goldküste und Togo. 6. Yoruba und Niger. 7. Kamerun. 8. Kongo. 9. Deutsch-Südwestafrika. 10. Kapland (Doppelblatt). 11. Transvaal und Madagaskar (Doppelblatt). 12. Ostafrika (Doppelblatt). 13. Asien. Politische Uebersicht. 14. Vorderasien. 15. Vorderindien (Doppelblatt mit ethnographischem Flächenkolorit). 16. u. 17. Einzelne indische Missionsfelder. 18. Kolsmission. 19. Leipziger und Hermannsburger Mission. 20. Basler Mission. 21. Indischer Archipel; mehrere Nebenkarten (Doppelblatt). 22. Java. Nebenkarten. 23. Sumatra, Nias. 24. China und Japan. Zwei Nebenkarten (Doppelblatt). 25. Kwangtung. 26. Nordamerika. Politische Uebersicht; Nebenkarte: Moskitoküste. 27. Britisch-Nordamerika (Doppelblatt). 28. Westindien. 29. Guyana. 30. Südamerika. Politische Uebersicht. 31. Australien und Ozeanien. Politische Uebersicht (Doppelblatt). 32. Festland Australien. 33. u. 34. Einzelne Inselgruppen und Neuseeland. 35. Kaiser Wilhelmsland. Bismarckinseln. Marschallinseln.

*) R. Grundemann, Neuer Missions-Atlas mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Missionen. Calw und Stuttgart 1896. Vereinsbuchhandlung, gr. 4°. 35 Karten mit vielen Nebenkarten und Kartons, Preis broschiert 8 M., halbfranz 9,20 M.

Digitized by Google

Ein forschender Einblick wird auf jeder Karte über die Fülle der wirklichen Missionsangaben einerseits und über die richtige Beschränkung des Stoffes andererseits staunen. Wer des Verfassers Allgemeinen Missions-Atlas 1869 genau studiert hat, wer seinen Kleinen Missions-Atlas, 2. Auflage 1886, in 12 Kartenblättern, wer J. Bahls Großen Missionsatlas in 4 Heften, 1883 bis 1886 (vgl. hierzu Grundemanns Beurteilung A. M.-Z 1887, 382) und desselben Lille Miss.-Atlas, Kopenhagen 1893, in zehn Karten, kennt, der wird den vorliegenden Neuen Missions-Atlas wirklich als ein neues Werk und als Frucht großer Missionsgelehrsamkeit, emsiger Sammlertreue, unermüdlicher Genauigkeit anerkennen. Oder man nimmt die 2 Ausgabe des Rheinischen Missions-Atlas 1891 in 9 Karten, Barmen, oder den vor kurzem erschienenen Missions-Atlas der Brüdergemeine Herrnhut 1895 in 16 Karten zur Hand, so wird auch diese Vergleichung der Grundemannschen Arbeit nur zur Empfehlung gereichen. Wie die beiden eben genannten trefflichen Atlanten der betreffenden Missionsgesellschaft gewidmet sind, so umfaßt Grundemanns neuestes Kartenwerk die gesamte evangelische Mission in meisterhafter Zusammenfassung.

Technisch ist der Atlas eine hervorragende Leistung, wie es von Grundemann und der Geographischen Anstalt von Wagner & Debes nicht anders zu erwarten war. Flüsse und Meere nebst deren Namen sind blau gedruckt, die Berge braun geschummert, die Schrift ist rein, charaktervoll, klar und dem Auge wohlthuend. Nur die Weltkarte, die politischen Uebersichtskarten von Afrika, Asien, Vorderindien, Nordamerika, Südamerika sind farbig, alle ausführlichen Karten ohne politische Grenzfarbe gedruckt; doch kann jeder die genaue Grenzangabe mit Farben selbst umändern. Ebenso sind die verschiedenen Missionsgesellschaften durch Farbe nicht unterschieden, aber beigedruckte Buchstaben geben klar und deutlich die bezügliche Missionsgesellschaft an.

Ich greife Nr. 11 Madagaskar heraus; welche klar geordnete reiche Uebersicht! Die Gold- und Sklavenküste, Ostafrika, Kolsland, andere Teile Vorderindiens, Sumatra, Kwantung — alles prachtvoll! Viel ist seit Grundemanns Allgemeinem Missions-Atlas auf missions-geographischem Gebiete geleistet worden, aber bei aller Anerkennung insonderheit Bahls ist dieser Neue Missions-Atlas inhaltlich wie technisch die vorzüglichste Arbeit. Wer E. Debes' Neuen Handatlas in 59 Haupt- und 120 Nebenkarten (29 M.) genauer kennt, der erblickt in Grundemanns obigem neuesten Werk ein Missions-Gegenbild. Daß einheitlich der Greenwich-Grad zu Grunde gelegt ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung Daß die deutschen Missionen bevorzugt sind, ist nicht nur erklärlich, sondern sehr dankenswert.

In mancher Hinsicht ist Grundemann, wie der alte Homann-Nürnberg für sich erhoffte: „Suae Majestatis Chartographus" geworden; auch hier liegt eine Art Generalstabswerk, wenn auch in bescheidenerer Ausdehnung, vor. Der Marschbefehl Jesu (Matth. 28) hat bald in alle Welt zu allen Völkern in alle Lande hinein Jesu Heil getragen.

Ein erläuternder Text, wie vielfach gewünscht wurde, ist nicht beigegeben. Statt dessen ist durchweg Bezug genommen auf Gunderts bekanntes Buch: Die evangelische Mission, das nun die Stelle des fehlenden Textes ersetzen muß.

Als richtiger Kritikus müßte ich nun auch einige Fehler erwähnen und Schatten in das Licht zeichnen Ich mag und will es nicht; ich beuge mich vor diesem Werke; wieviel Arbeit und wieviel Wissen steckt in ihm und wieviel giebt es jedem, welcher die Heidenmission wirklich kennen lernen will. Selbst die katholische Mission ist fast ebenso ausreichend bedacht, wie in dem mir vorliegenden Atlas des Jesuiten O. Werner. Gott aber geleite das gediegene Werk mit seinem Segen, daß es nicht nur dem Missionsstudium neue Anregung und der Beurteilung des Missionserfolgs neue solide Unterlage, sondern auch der Missionsliebe und Missionsarbeit neue Antriebe gebe.

Altona. Wallroth.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Nationalität und Internationalität in der Mission.*)

Von F. M. Zahn.

I.

Die heilige Schrift berichtet uns, daß Gott die noch geeinigte Menschheit, indem er ihre Sprache verwirrte, trennte und über die Erde zerstreute. Sie führt damit die Teilung in Völker und die daher entstandene Völkerverschiedenheit auf Gott zurück. So denkt auch Paulus. Zu Athen betont er zwar die Einheit des Menschengeschlechts, aber hebt auch hervor, daß es Gott sei, der den einzelnen Völkern ihre Wohnsitze und die Zeiten bestimmt habe, in denen sie ihr Leben ausleben sollen.

Ist somit die Völkerverschiedenheit nach Gottes Willen, so ist es sittliche Pflicht, sie zu achten. Dazu gehört, daß man sie wie andre Naturgaben und Ordnungen in sittliche Zucht nimmt. Unter Umständen werden wir, was von Natur uns eignet, zu beschränken, aufzuopfern haben. Gerade der Missionsberuf, der Glieder eines Volkes zur Arbeit an andern Völkern veranlaßt, wird dazu nötigen, die Naturanlage besonderer Volksart in Zucht zu nehmen, daß sie die aufgetragene Arbeit nicht störe. In Zucht nehmen heißt nicht ausrotten. Nein, es ist Aufgabe, die Volksart wie jede andre natürliche geistige Ausrüstung zu verwerten.**) Und nicht nur die Volksart, sondern auch

*) Dieser seitens der Redaktion längst geplante Artikel hat seine nächste Veranlassung darin, daß Herr Missionsinspektor Merensky gegen eine Bemerkung von mir, die sich gegen seine Schrift: „Soll die christliche Missionsthätigkeit einen nationalen oder internationalen Charakter tragen?" richtete, Protest erhob (vergl. Allgemeine Missionszeitschrift 1895, 527). Wie ich ihm schon brieflich mitteilte, war meine Bemerkung nicht wörtlich zu nehmen, sie war eine etwas ironische Zuspitzung dessen, was allerdings meines Erachtens in dem Schriftchen zu lesen ist, besonders die Behauptung, daß der deutsche Missionar in deutschen Kolonien seine Kraft am besten entfalten könne. Es würde mir sehr leid thun, wenn aus ihr geschlossen werden sollte, daß ich nicht mit großer Hochachtung auf die Arbeiten des Verfassers sehe. Nur die in dieser Schrift vertretenen Anschauungen halte ich für bedenklich, und ich bedaure, daß D. Grundemann in Nr. 14 der Deutschen Ev. Kirchenz. vom vorigen Jahre zwar einige nicht unwesentliche Punkte ablehnt, aber doch in weitem Umfange zustimmt. Dagegen stimme ich mit der Besprechung in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg. Nr. 3 1895, sowie der im Ev.-Luth. Missionsblatt 1894 S. 448 und im Missionsblatt der Brüdergemeine 1894 S. 349 im wesentlichen überein. Z.

**) vergl. Christlieb, Der Missionsberuf des evangelischen Deutschland. Allgemeine Missionszeitschrift 1875, 193.

Digitized by Google

die Stammesart. Ein Engländer, Schotte oder Irländer hat jeder seine Sonderart innerhalb der britischen Nation. Ein Norddeutscher und Süddeutscher, Schwabe, Preuße, Bayer und Sachse, Rheinländer und Niedersachse haben sehr verschiedene Art, und es würde weder wünschenswert noch recht sein, diesen Reichtum zu gunsten eines Durchschnitts-Deutschen oder Engländers zu verderben.

Voraussetzung richtiger Verwertung der Volksart ist, daß man sie richtig erkenne. Es giebt auch Nationaldünkel. Wie für den Einzelnen, so ist auch für eine Nation das „Erkenne dich selbst" schwierig. Man möchte wohl in den Wunsch des Schotten einstimmen:

O möchte Gott die Gabe mir verleih'n,
Daß ich mich selber seh', wie andern ich erschein'!

Selten finden nationale Selbstporträts bei andern Nationen Beifall, und wir pflegen auch nicht oft das Bild anzuerkennen, das andre Nationen von uns entwerfen, es sei denn geschmeichelt. Nennt man z. B. unter andern Tugenden Fleiß, Einfachheit, Gründlichkeit, Achtung vor fremder Eigenart als charakteristische Eigentümlichkeiten der deutschen Volksart, so werden gewiß andre Nationen dagegen protestieren, daß sie in dem allen uns nachstehen sollen. Die nationale Verschiedenheit liegt überhaupt zunächst nicht auf sittlichem Gebiete; sie besteht in verschiedener geistiger und gemütlicher Naturart, die an sich weder gut noch böse ist. Das eine Volk ist lebhaft, ein andres ruhig, ein drittes formbegabt u. s. w. Auf Grund dieser Naturanlage unter dem Einfluß der Verhältnisse, in denen ein Volk lebt, und der Geschichte, die es erlebt, werden dann auch bestimmte Tugenden in einem Volke sich häufiger ausbilden als bei einem andern. Ein richtiges Bild bekommt man aber nur, wenn man neben die Nationaltugenden die Nationalfehler stellt, die zu bekämpfen sind, und aus deren Bekämpfung auch wieder eine neue Seite im Volkscharakter sich entwickeln kann. Selbst bis in das religiöse Leben hinein macht sich die Sonderart geltend; freilich nicht so, daß eine Nation von sich behaupten dürfte, die „lauterste" Erkenntnis der Wahrheit zu besitzen, aber doch so, daß jeder Nation oder, vielleicht sagen wir richtiger, einigen Nationen die eine oder andre Seite der religiösen Wahrheit und des religiösen Lebens besonders erschlossen ist. Auch hier entspricht dann dem Lichte der Schatten, daß andre Seiten diesen Nationen verschlossen bleiben.

Man sieht, wie bedeutungsvoll die nationale Eigenart ist, aber auch, wie schwierig es sein wird, eine so mächtige Geistesrichtung in

Digitized by Google

sittliche Zucht zu nehmen, sie, um den christlichen Ausdruck zu gebrauchen, zu heiligen. Die Ermahnung: Heiligt eure Volksart! scheint sehr nötig, dagegen hat es wohl keinen Zweck so oft zu mahnen: Empfindet national!*) Das geschieht von selbst. Grundemann hat im wesentlichen recht, wenn er sagt, daß das genus homo sich immer nur in der „differentia specifica" der besonderen Volksart vorfinde, und daß es eine „praktische Unmöglichkeit" sei, einen völlig entnationalisierten Menschen herzustellen. Es giebt viele, die reden, als ob die deutsche Volksart und das Volksgefühl erst 1870 geboren sei, und der Deutsche vordem nur das genus Mensch dargestellt habe. In Wahrheit ist 1870 nur möglich gewesen, weil im deutschen Volk ein tiefes nationales Empfinden mächtig wirkte. Auch die Deutschen, die von dem Volksganzen sich ablösten — ihrer waren viele und werden auch in Zukunft viele sein — verloren nicht ganz und gar deutsche Art, wie oft angenommen wird. Max Müller, obgleich er Professor in Oxford und ein Englisch schreibt, dessen sich kein Engländer schämen wird, hat doch, wie seine Schriften zeigen, deutsche Art und ein deutsches Herz bewahrt. Obgleich im englischen Dienst, ist doch Krapf ein deutscher Träumer, Rebmann eine deutsche Gelehrtennatur geblieben. Insbesondere der evangelischen Mission ist vorgeworfen, sie habe sich englischem Einfluß zu sehr hingegeben und sei nur allmählich zu deutscher Art zurückgekehrt. Wer sich der Männer, die das deutsche Missionswerk geleitet haben, der Blumhardt, Hoffmann, Josenhans, Richter, Harms, Wallmann, Graul, Fabri, Wangemann erinnert, wird fragen, wo bei ihnen englisches, undeutsches Wesen gesteckt haben sollte. Oder um Männer zu nennen, die in Deutschland das Missionsleben geweckt, ein Christoph Blumhardt, Barth, Volkening, Ball, Knak, so waren es schwäbische, rheinische, westfälische, preußische Pietisten, von Fremdländischem war keine Spur an ihnen. Auch unsre Missionare sind mit verschwindenden Ausnahmen deutsche Männer geblieben, selbst wenn sie im englischen Dienste standen. Nein, 1870 hat uns nicht erst zu Deutschen gemacht, sondern uns nur Einigung und die gebührende politische Machtstellung gegeben. Das war eine große Gabe, und das nationale Gefühl ist dadurch sehr gekräftigt. Aber die Folgen sind doch nicht bloß erfreulich. Es ist eine ungesunde Ueberreizung, wenn nun überall vom

*) Wenigstens für das religiöse Leben; für das politische Leben ist die Mahnung manchmal angebracht; aber von dem politischen Leben wird hier nicht gehandelt. D. H.

Digitized by Google

Nationalen, selbst vom nationalen Christentum, die Rede ist. Es ist geschmacklos, daß man allem die Etikette „deutsch-national“ anhängt. Man sollte vorsichtig sein, in solcher Zeit auch noch mit Nachdruck von deutsch-nationaler Mission zu reden.

Man braucht nicht so ängstlich zu sein, nationale Eigenart ist unveräußerlich, aber man darf auch nicht vergessen, sie ist nicht unveränderlich. Sie ist nicht stereotyp. Als die Geschlechter der Menschen auseinandergingen, sind, wie die Geschichte der Sprache erkennen läßt, noch länger Völkerfamilien zusammengeblieben, die erst im Laufe der Zeit sich wieder getrennt haben. Das geht weiter. Unser Volk hat noch in den letzten Jahrhunderten Glieder verloren, die in der Lostrennung eigene Volksart herausgebildet haben. Auf diese Bildung wirkt dann die Geschichte des Volkes ein, die gleichfalls eine fortgehende ist. Man hat die Einfachheit eine deutsche Tugend genannt. Im Vergleich mit den Engländern ist in der That in vielen Sachen dem Deutschen eine größere Einfachheit eigen. Aber unsre Väter wurden unsre Lebenshaltung nicht mehr einfach nennen. In einem Lande, das nur bei harter Arbeit das tägliche Brot gab und im Wohlstand wiederholt durch lange Kriege schwer beschädigt wurde, war die Einfachheit nicht nur eine Tugend, sondern auch ein bitteres Muß. Mit wachsendem Wohlstand wachsen auch unsre Bedürfnisse. So ist der Volkscharakter immer im Werden, und seine Entwicklung geschieht nicht nur von innen heraus, sondern auch von außen her beeinflußt. Die Menschengeschlechter gehen auseinander, aber sie kommen auch zusammen. Es wird wohl kaum ein Volk von weltgeschichtlicher Bedeutung geben, das nicht ein Mischvolk ist. Die mächtigsten Völker der Gegenwart sind es. Das wiederaufstrebende Italien ist aus den verschiedensten Völkerresten zusammengewachsen. In den Adern der unverwüstlichen Franzosen fließt sehr gemischtes Blut. Großbritannien ist in Sprache und Volksart die Frucht wiederholter Mischung verschiedener Völker und Rassen. Auch wir Deutsche sind kein rein germanisches Volk. Friedrich Wilhelm IV. rühmte seine Preußen als das korinthische Erz, das aus allen Metallen zusammengeschmolzen das edelste geworden sei. Fürst Bismarck meinte, daß dem Deutschen etwas fehle zur Staatenbildung und eine Mischung mit slavischem Blute ihm gut thue. Dem sei wie ihm wolle, es ist eine historische Thatsache, daß unsre Volksart aus einer Mischung von Völkern entstanden ist, und daß dieser Bildungsprozeß fortgeht. So fügt es Gott, und es ist nur recht, wenn unter gegebenen Umständen

Digitized by Google

der Mensch darauf eingeht. Wir verstehen es, daß es einem Polen schwer sein muß, sich dem deutschen Volke zu assimilieren, aber wir werden doch sagen, daß er dann Gottes Walten über seinem Volke besser versteht, als wenn er in unfruchtbarem Trotze einen nationalen Traum festhält. Finden wir das bei andern Völkern billig und verlangen wir, daß andre Volksstämme sich uns assimilieren, wenn sie Deutschland zugehören, so dürfen wir unsern Brüdern nicht zürnen, wenn sie unter gleichen Umständen auch so handeln. Tausende Glieder unsres Volkes müssen jährlich das Vaterland verlassen, weil es ihnen nicht genügend das tägliche Brot bietet. Der Gedanke, für sie eine Heimat zu finden, in der sie deutsch bleiben können, hat wesentlich mitgesprochen bei unsern Kolonialanfängen, obgleich man schon vor 1884 wissen konnte, daß es ein herrenloses Land für deutsche Kolonisation nicht mehr gebe. Die meisten dieser Auswanderer finden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Heimat. Dort hat sich aus Bestandteilen verschiedener Völker ein neues Volk gebildet und bildet sich noch. Es ist nicht mehr möglich, daß diese Nation deutsch werde. Unsre Landsleute müssen in ihr untertauchen. Da ist nichts zu „verzeihen"; sie würden unrecht thun, wenn sie ihre Kräfte nicht dem neuen Vaterlande ganz hingeben wollten. Gottes Weg für sie ist, daß sie ihre deutsche gute Art mit einwirken lassen auf den Volkscharakter, der nach Gottes Regieren dort in der Bildung begriffen ist.

Der Missionar ist kein Auswanderer, in den meisten Fällen kann er es nicht sein. L. Harms hat seine Missionare einmal verabschiedet mit den Worten: Ich hoffe euch nicht wiederzusehen. Der gesunde Gedanke in diesen Worten kann nur an ganz wenigen Orten ausgeführt werden. Nur selten ist das Missionsland geeignet, die Heimat des Missionars und seiner Familie zu werden. Aber in den Ausnahmefällen, wo dies möglich, ist kein Grund vorhanden, warum nicht der Missionar mit seiner Familie auch ein Element der in solchen Ländern sich neu bildenden Völker werden sollte. Die Pastoren der Deutschen in Amerika mit ihren Familien gehen alle diesen Weg. Merensky fordert, daß des Missionars Haus in Sprache, Sitte und Haltung deutsch bleibe. Er darf keine Eingeborene heiraten (aus andern als nationalen Gründen muß man dem zustimmen), auch keine Frau aus einer andern christlichen Nation (das ist auch sehr zu bedenken), nicht einmal eine in fremdem Lande geborene Deutsche genügt, weil der unverfälschte deutsche Charakter durch Geburt und Erziehung

Digitized by Google

in der Kolonie nicht mehr da ist; die Frau muß in Deutschland geboren sein. Auch die Kinder müssen in Deutschland erzogen werden. Wir verstehen sehr wohl, daß ein Missionar diesen Wunsch hat. Aber wir würden auch verstehen, wenn er sich sagte: Gott hat mich in ein Land geführt, wo eine neue Nation entsteht. Mein Haus soll auch ein Glied dieses Volkes werden. Ich will helfen, daß das Pfund der Deutschen und die Gedanken, die in einem Missionshaus herrschen, auch vertreten sind. Er würde immer doch nur ein kleineres Opfer bringen, als die vielen Missionare, die ihre Kinder von frühester Jugend an weggeben müssen, und würde nur dasselbe erleiden, was Tausenden seiner Volksgenossen auferlegt wird.

Die Mischungen von Völkern würden nicht möglich sein, wenn nicht die Völker alle Teile *eines* Menschengeschlechtes wären. Grundemanns Bemerkung, daß der Mensch sich nur in differentia specifica vorfinde, ist doch nicht *ganz* zutreffend. Ehe es Völker gegeben hat, gab es eine einheitliche Menschheit, und das Ziel der Geschichte ist eine wieder geeinigte Menschheit, in deren Einheit die Verschiedenheit aufgegangen sein wird. Darum unterscheiden sich auch die einzelnen Völker nicht, wie ein Obstgarten von einem Blumengarten. In jedem Volke giebt es allerlei Arten von Menschen. Daher ist auch die Beschreibung der Volksart so ungemein schwierig. Man nennt die eine oder andre Eigenschaft oder auch mehrere im Verein als charakteristisch für eine Nation, und ohne Schwierigkeit nennt man Beispiele aus einer anderen Nation, bei denen sie sich auch finden. Nicht ein Volk für sich allein, sondern die Menschheit wird die Aufgabe lösen, die Gott dem Menschen gestellt hat. Um die eigene Volksart richtig zu würdigen, muß man die Einheit der Menschheit im Auge behalten. Daraus folgt für eine sittliche Wertung der Volksart, daß man wie die eigene, so auch die fremde und zwar, wenn es richtig ist, auch als höhere anerkennen muß. Es ist ein unsittlicher Patriotismus, der die fremde Begabung und die Ueberlegenheit, *wo sie da ist*, nicht anerkennen will.

In der Mission ist gesündigt worden, indem man die fremde Volksart nicht beachtete. Man kann auch nach der anderen Seite sündigen. Z. B. wird es die sittliche Pflicht des Afrikaners sein, daß er die Art der altchristlichen Völker für die seiner Art überlegene anerkennt. Wenn man z. B. die Musik der Hindu, der Chinesen u. s. w. dem Gesang altchristlicher Völker gegenüber als national berechtigt an-

Digitized by Google

erkennt, so verkennt man doch wohl, daß sie zunächst auch in diesem Stücke von uns lernen müssen. Als Karl der Große italienische Sangesmeister seinen Deutschen brachte, hätte man vielleicht auch den deutschen Gesang, dem man nichts gutes nachsagte, als national berechtigt verteidigen können. Die richtige Wertung der eigenen Volksart hindert nicht, fremde, auch höhere, anzuerkennen und von ihr zu nehmen.

Die Erkenntnis, daß wir nicht Autochthonen, sondern Glieder der Menschheit sind, führt vielmehr zu der Einsicht, daß wir nicht für uns leben können, sondern um unsere Aufgabe und unseren Anteil an der Aufgabe der Menschheit zu lösen, in Gemeinschaft mit anderen Völkern, im Austausch der gegenseitigen inneren und äußeren Güter stehen müssen. Das Rätsel, warum Afrikas keineswegs unbegabte Völker so weit zurückgeblieben sind, erklärt sich zum Teil durch die Thatsache, daß sie in ihrer Abgeschlossenheit den Zusammenhang mit der übrigen Menschheit verloren haben. Je höher ein Volk in der Kultur, desto mehr nimmt es an der Weltgemeinschaft teil. Je näher die Menschheit ihrem Ziele kommt, desto mehr führt sie ein gemeinsames Leben. Es ist eine krankhafte Ueberspannung des Nationalgefühles, wenn man die Güter anderer Völker ausschließen will. In dem Organ des Dr. Karl Peters las man s. Z.: bei einem echten Deutschen müsse alles Fremde von vorneherein Verachtung begegnen, eben weil es fremd sei. Das ist der Rückfall in die Barbarei. Ein Plato, Horaz, Dante, Pascal, Shakespeare werden in Zukunft als Fremdlinge mit Verachtung bestraft, anstatt daß wir „mit Freuden ohn alles Neiden" den Segen sehen und mitgenießen, den Gott andern Nationen für uns mitgegeben hat.

Endlich fordert die Erkenntnis der Einheit der Menschheit, daß es für die Religion keine nationale Grenze giebt. Mit der Völkerverschiedenheit ist auch die Religionsverschiedenheit gekommen. Mit der Einheit ihres Geschlechtes ist der Menschheit auch die Einheit Gottes abhanden gekommen. Für den Monotheisten ist es eine sittlich-religiöse Notwendigkeit, wie die Einheit Gottes, so auch die Einheit der Menschheit festzuhalten. Der christliche Monotheist glaubt, daß die Völker den einen Gott und die Einheit ihres Geschlechtes nicht von selbst wiederfinden, sondern nur durch die Hilfe Gottes, die, in einer Nation vorbereitet, von ihr aus durch die Mission allen Völkern gebracht werden soll. Für den gebildeten Christen ist es darum eine sittlich-religiöse Verirrung, wenn ein überreiztes Nationalgefühl, wie es von

Digitized by Google

einigen unseres Volkes geschehen, das Heil Gottes abweist, weil dadurch unsere Volksart gefälscht und mit „Asiatismus“, genauer mit „Semitismus“ getränkt werde. Und damit kommen wir zu der religiösen Seite der Nationalitätenfrage.

Wir fanden bisher: Es ist sittliche Pflicht, die nationale Sonderart zu bethätigen, wo nicht höhere Pflichten Selbstverleugnung fordern; es bedarf zu dieser nationalen Selbstbethätigung einer richtigen Selbsterkenntnis, die nicht leicht ist; da die nationale Eigenart unveräußerlich ist, liegt die sittliche Arbeit weniger darin, daß man sie geltend macht, als daß man sie heiligen läßt, die gute Veranlagung entwickelt, die böse bekämpft; dabei ist nicht zu übersehen, daß die Bildung von Volksarten immer im Fluß ist, und es darum ebenso wenig gerechtfertigt ist, die gewordene leichthin aufzugeben, als die entstehende hartnäckig abzuweisen; endlich wird keine Geltendmachung der Nationalität sittlich berechtigt sein, die vergißt, daß die Völker nur Teile der Menschheit sind, welche geeinigt war, ehe sie völkerweise getrennt wurde, und daß das Ziel der menschlichen Geschichte nicht die Völkerverschiedenheit, sondern die höhere Einheit des Menschengeschlechtes ist.

II.

Unter den mancherlei Elementen, welche das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika gebildet haben, ist das edelste die Zahl von Auswanderern, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verließen. Sie bezeugten mit ihrem Thun, daß sie etwas Höheres kannten als ihr Vaterland: ihren Glauben, und für diesen Glauben fanden sie in der Fremde, noch ehe sie ihnen zur Heimat wurde, eine Gemeinschaft, die Kirche ihres Bekenntnisses. Ich glaube nicht, daß es in vorchristlicher Zeit, ausgenommen bei Israeliten, vorgekommen ist, daß Menschen um ihrer Religion willen sich von ihrem Volke getrennt haben. Die Christen haben ein Leben und für dieses Leben eine Gemeinschaft, die ihnen über ihr Volk und Vaterland geht. Schon hieraus ergiebt sich, daß nicht das Wesen der Kirche genannt wird, wenn man sie nach einem Volke nennt. Dieses Leben und die ihm eigentümliche Gemeinschaft haben ihren Anfang genommen in der „Fülle der Zeit“. Es hat einer Vorbereitung bedurft. Diese Vorbereitung wird gewiß auch bei den Völkern geschehen sein, obgleich von Melchisedeks Zeiten an bis zum kananäischen Weibe immer einzelne da waren, die wohl bereitet waren das Heil zu empfangen. Dieses selbst war nicht fertig; es wurde vorbereitet in dem Volke, das Gott

Digitized by Google

aus der völkerweise lebenden Menschheit nahm und zu seinem Missionsvolke machte. Es wurde zum Missionsdienst erzogen, durfte ihn aber noch nicht antreten. Die Zeit hierfür nahte, als in Christo der Heiland der Welt erschien. Aber gekommen war sie noch nicht. Er trieb keine Heidenmission und gestattete sie seinen Jüngern auch nicht. Als einmal Heiden Jesum sehen wollten, hat er gesagt, was zuvor noch geschehen müsse. Das Weizenkorn müsse seine Schale im Tode zerbrechen, damit die in ihm liegende Keimkraft entbunden werde, und das Korn nicht nur ein einziges Korn bleibe. Der Sohn des Menschen müsse erhöht werden, um alle zu sich ziehen zu können. Wie das Heil von den Juden kommt, so ist der Heiland der Welt ein Jude geworden. Aber er hatte noch einen höheren Namen, er war der Sohn des Menschen, der Mensch, in dem das genus homo vollkommen und ohne nationale Schranken erschien, und in diesem seinem supernationalen Charakter ist er offenbar geworden, als er im Sterben sein Fleisch ablegte und in der Auferstehung als zweiter Adam erhöht wurde. Darum hat er auch erst als Auferstandener nicht seiner Nation, sondern einer Auswahl aus derselben den Missionsbefehl gegeben, bei keiner nationalen Grenze stehen zu bleiben, sondern unter allen Völkern seine Gefolgschaft, seine Jüngerschaft, wie wir sie nennen, seine Kirche, zu sammeln. Das ist die Mission. Das Werk des über die Völker erhöhten Herrn ist nicht einer Nation, sondern seiner Kirche anvertraut, nicht Nationen zu schaffen, sondern seine Kirche unter allen Nationen auszubreiten. Dies Werk national zu nennen, weil, die es treiben, auch verschiedenen Nationen angehören, ist noch verkehrter, als eine internationale Konferenz national zu nennen, weil ihre Glieder verschiedene Nationen vertreten.

Durch Israels Schuld ist das Heil der Welt am Kreuze vollendet und die Heilsgemeinschaft frei von Israel. Die Heidenmission, wie sie geschichtlich zum Vollzuge kam, war ein Gericht über Israel. Die ersten Heidenmissionare konnten darum nur mit dem tiefsten nationalen Schmerz an ihre Arbeit gehen, mit einem Schmerz, der Röm. 9, 1 ff. einen fast befremdlichen Ausdruck gefunden hat. Darum war es auch Männern wie dem Petrus so schwer, an die Heidenmission zu gehen; nicht, weil sie unzufrieden waren, daß in dem Messias der Segen Abrahams über alle Völker kommen sollte, sondern weil durch die Verblendung des eigenen Volkes dieser Segen nicht in nationalisraelitischer Gestalt kam. Dem Führer in der Heidenmission hat nichts

Digitized by Google

so viel Mühe und Not gemacht, als das Streben seiner jüdischen Glaubensgenossen, durchaus dem Missionswerk den jüdisch-nationalen Stempel aufzuprägen. Er selbst war zu der freieren Stellung nur in einem tiefen Bußkampf gekommen, in welchem der Jude in ihm gestorben war. Nur nach einer heftigen Erschütterung seines alten Menschen, dem die Nationalität so viel galt, war er der Missionar geworden, der den Juden, deren Missionar er auch war, wie ein Jude, und den Gesetzlosen, denen immer mehr seine Arbeit sich zuwandte, wie ein Gesetzloser sein konnte. (1. Kor. 9, 20. 21.) Das heißt mit anderen Worten, daß er, wenn er unter Juden arbeitete, sich diesen gleich stellte, obgleich er kein voller Jude mehr war, und wenn unter Heiden, sich ihrer Sitte anschloß. Paulus ist nicht verheiratet gewesen und hat keine Kinder gehabt; so wissen wir nicht, ob er eine Jüdin gewählt und in seinem Hause jüdische Sitte gepflegt hätte. Der Gehilfe, der ihm am nächsten stand, den er seinen Sohn nannte (1. Tim. 1, V. 2. 18), war aus einer national-gemischten Ehe. Seinem Doppelcharakter als Juden- und als Heidenmissionar entsprechend, hat Paulus ihn dennoch der Juden wegen in einem Punkte jüdischer Sitte unterworfen, während er es bei dem Titus unterließ. (Act. 16, 1 ff.; Gal. 2, 3.) Er betont seine Nationalität nicht. Wenn er davon redet, so geschieht es meistens, um zu sagen, daß er darin dem stolzesten Juden nicht nachstehe, aber alles für Schaden gehalten habe. (Phil. 3, V. 4—7.) Verdienten je Nationalität und nationale Sitte gepflegt zu werden, so war es die Israels. Aber auch sie mußte vor der höheren Aufgabe, aus allen Völkern eine Kirche zu sammeln, zurücktreten. Man darf das Wort von der Verleugnung der Nationalität nicht pressen, indem man sagt, der Mensch muß doch etwas bleiben. Die Selbstverleugnung ist, wenn man den Buchstaben preßt, noch unmöglicher. Ich verleugne mich selbst, ist ein Widerspruch in sich selbst, und doch eine Notwendigkeit und eine Wirklichkeit. Die Regel für den Missionar, seine Nationalität zu verleugnen, bedeutet, daß er das allgemein Menschliche und Christliche vor das Nationale stellen soll. Das kann er, weil Mensch und Christ sein Hauptname, Jude, Hellene, Deutscher, Engländer nur sein Zuname ist. Ich betone dies nachdrücklich, um mich gegen Mißverständnisse zu schützen.

Diese Aufgabe, eine internationale Gemeinde Jesu Christi zu gründen, für welche die nationalen Unterschiede nichts bedeuten (Röm. 10, 12), ist in der ersten Missionsperiode dadurch erleichtert

Digitized by Google

worden, daß Gott die Nationen in einem großen Weltreich geeinigt hatte. Es gab nationale Unterschiede, aber das nationale Empfinden konnte nicht die Lebendigkeit haben, wie etwa bei uns seit 1870, weil den Völkern die nationale Selbständigkeit fehlte. So ist denn auch in den ersten Jahrhunderten die Verschiedenheit der Volksart zwar wohl bemerkbar gewesen, aber sie hat den internationalen Charakter der Kirche nicht verdrängt. Als Erbe aus dieser ersten Zeit haben wir ein Bekenntnis, in welchem wir sagen: Ich glaube an eine katholische Kirche. Die Katholizität hängt für uns nicht so sehr wie für die Bekenner im christlichen Altertum an der äußeren Organisation, aber es ist doch keineswegs so, daß sie für uns nur in der „idealen Kirche" oder gar in dem „idealen Reiche Gottes" da wäre. Die Katholizität ist eine Wirklichkeit, die unser Denken, Reden und Handeln bestimmt oder bestimmen sollte. Wenn sie so wenig zur Erscheinung kommt, so ist das ein Uebelstand, an dessen Beseitigung wir ernstlich arbeiten sollten.

In der Sichtbarkeit hat allerdings die Katholizität schon lange Risse. Einer der noch jetzt bedeutendsten ist der zwischen der römisch- und der griechisch-katholischen Kirche. Man läßt sich durch den Namen irreleiten, wenn man annimmt, daß nationale Verschiedenheit den Riß verursacht. Dogmatische Differenzen und besonders die Ansprüche Roms auf das Supremat sind die Ursache. Beide Kirchen haben ja auch sehr verschiedene Völker in ihrem Schoß, und beide nennen sich „katholisch", erheben also den Anspruch, daß jede die, nicht nur eine Kirche sei. Das gilt nicht für die Kirchentrennung, die uns näher angeht, für die zwischen Rom und den Evangelischen. Der Grund dieser Spaltung ist nicht die Nationalität, sondern die Lehre. Die so reden, als ob die evangelische Auffassung des Christentums für die germanischen, die römische für die romanischen Völker die richtige wäre, nehmen der Reformation ihr einziges Recht, das nämlich, daß ihre Auffassung des Christentums die zu allen Zeiten und für alle Völker richtige sei. Der Riß lief ja auch gar nicht auf der Völkergrenze hin. Merensky nennt unter den Gründen für deutsche Mission in deutschen Kolonien in erster Linie, daß die „deutsch-evangelisch biblische Auffassung" des Christentums, daß also „unser Bekenntnis die evangelische Wahrheit am lautersten widerspiegelt". Nun giebt es aber in unserer Nation auch Nichtchristen, Aprotestanten und Protestanten verschiedenen Bekenntnisses und von noch größerer Verschiedenheit in der Auffassung des gleichen Bekenntnisses. Eine besondere „deutsche" Auffassung des Christentums

Digitized by Google

giebt es nicht. Die Deutschen, welche Leipzig unterstützen, fühlen sich den dänischen, schwedischen, russischen Lutheranern in der Auffassung des Glaubens näher, als den Deutschen, welche Berlin I helfen. Und so giebt es noch andere Differenzen.

Bei der Ueberlegenheit deutscher Heilserkenntnis, meint Merensky, müsse uns daran gelegen sein, daß nicht die Eingeborenen in unseren Kolonien minderwertiger Lehre anheimfallen, z. B. der wesleyanischen. Auch an einer anderen Stelle nennt er es einen Vorzug der Deutschen, daß sie „alle menschliche Treiberei zur Bekehrung in methodistischem Sinne meiden". Nun giebt es aber eine methodistische Kirchengemeinschaft in Deutschland, sie treibt auch Mission, und das in einem deutschen Schutzgebiet. Man kann ihnen doch den deutschen Charakter nicht absprechen, weil sie Wesleyaner sind. Nichts scheint mir irriger, als anzunehmen, daß in dem deutschen Charakter eine Sicherheit gegen den Fehler liege, an den wir bei dem Worte Methodismus denken. Es giebt in Deutschland ganz viele Treiber, und ich glaube, ihrer werden noch mehr werden. Es giebt ganze Gegenden, wo gerade die Missionsfreunde nur noch treiberische Predigten mögen. Sie glauben dabei, ganz gut deutsch und sogar lutherisch zu sein.

Die Protestanten sind von Rom los, aber bei der Trennung haben sie kein eigenes passendes Kirchenhaus bekommen. Ihr Kirchenhaus ist unter die Politiker gestellt worden, das merkt man ihm an. Was zusammengehörte, ist getrennt geblieben; nicht nur die Konfessionsverwandten verschiedener Völker, auch die eines Volkes sind getrennt, besonders in unserem Vaterland. Wir haben keine eine deutsche evangelische Kirche, nicht einmal eine preußische Kirche, keine eine deutsche lutherische oder reformierte Kirche. Dies Unheil ist daher gekommen, daß die Kirche mit den politischen Händeln vermischt wurde. Es würde noch größer werden, wenn man, statt zu warten, daß es sich von innen heraus bessere, aus politischen Gründen ändern wollte. In der Mission war ein kleiner verheißungsvoller Anfang einer Besserung geschehen; es war eine Brücke geschlagen nicht nur zwischen manchen deutschen Kirchen, sondern auch zwischen den Völkern. Die Betonung der Nationalität in der Mission würde ein beklagenswerter Rückschritt sein.

Der Missionsgedanke, den die Kirche ausführen soll, geht dahin, eine Kirche aus allen Nationen zu sammeln. Aus praktischen Gründen ordnet sich diese Kirche in lokale und nationale Gruppen, aber sie ist ihrem Wesen nach katholisch, international, und es fehlt etwas in ihrem

Digitized by Google

Gedankenleben und in ihrer Organisation, wenn diese Katholizität nicht auch in die Erscheinung tritt. Diesen Missionsgedanken hat die Kirche oder die Jüngerschaft Jesu auszuführen, nicht, weil ihre Glieder irgend einem Volke angehören, sondern weil sie Kirchenglieder sind. Zu der Aufgabe bringen sie, wie andere natürliche Gaben, auch ihre nationalen herzu, indem sie dieselben heiligen lassen. Aber insbesondere die nationale Begabung wird nur in dem Geiste selbstverleugnender Liebe verwandt werden dürfen, wenn nicht das Werk seinen internationalen Charakter verlieren und wenn bei demselben nicht nationale Vorteile und Vorurteile Trübungen herbeiführen sollen. Die Kirche darf nicht davon abgehen, daß sie in ihrem Thun nur dadurch sich bestimmen lassen muß, daß sie aufs beste, schnellste und lauterste ihres Herrn Befehl ausrichte: Macht alle Völker zu meinen Jüngern!

III.

Als deutsche Protestanten am Anfang des 18. Jahrhunderts an der Mission sich zu beteiligen begannen, nahmen sie keinen Anstoß daran, in dem Gebiet und zum Teil im Dienst fremder Nationen die Arbeit zu thun. Die Dänen waren damals noch nicht so losgelöst von Deutschland wie heute, sie waren aber doch schon national getrennt. Die Brüdergemeine, selbst national gemischt, ging ruhig in dänische und holländische Kolonien, obwohl ihr Leiter, Graf Zinzendorf, ein Deutscher war. Die dänisch-hallischen Missionare, alle, wenn ich nicht irre, bis auf einen, deutsche Männer, wurden „königlich dänische Missionarii“ und hatten am Ende des Jahrhunderts kein Bedenken, sich von englischen Christen im Missionsdienst verwenden zu lassen. Zu der Zeit schickten sich auch die Engländer an, Mission zu treiben, und auch bei ihnen ist das nationale Element nicht bemerkbar. In Ostindien wurde damals der Grund zum britisch-indischen Reich gelegt, aber die Missionsgedanken, auch bei Carey zuerst, gingen nicht dahin, sondern in die neu entdeckte Südseewelt, welche noch viel später von einem englischen Missionsschriftsteller für das ideale Missionsfeld erklärt wurde, weil dort kein nationales Interesse die Lauterkeit der Missionsgesinnung trübe. Auch in den bei der Gründung der Londoner Gesellschaft gehaltenen Predigten wird die nationale Seite nicht betont, es sei denn, daß die Verpflichtung Englands zur Mission betont wurde. Als wenige Jahre später die englisch-kirchliche Mission gegründet ward, nahm sie ohne Bedenken Deutsche als Missionare an, wie diese sich nicht weigerten, im Verband einer englischen Missionsgesellschaft zu dienen. Die Deutschen mußten sich irgendwo anschließen, wenn sie überhaupt missionieren wollten. Wenn später deutsche Missionsgesellschaften gegründet und selbständige deutsche Missionsarbeiten begonnen wurden, so hatte das nichts mit einer Erstarkung des deutschen Nationalgefühls zu thun, sondern kam nur durch die Erstarkung des Missionssinnes und die Eröffnung von Missionsgebieten. Der Missionssinn in Deutschland wurde stark, eigene Gesellschaften tragen zu können, und verschlossene Länder öffneten sich, z. B. Ostindien. Die erste dieser deutschen Gesellschaften hatte

Digitized by Google

gleich in Südrußland eine eigene Arbeit begonnen, wie auch unter den heute noch von Deutschen bearbeiteten Missionsfeldern ihr westafrikanisches das älteste ist. Diese Selbständigkeit hat keinen nationalen Grund, da ja die Baseler Missionsgesellschaft nur a parte potiori deutsch genannt werden kann. Sie war und ist international. Auch bei den anderen Missionsgesellschaften wird sich schwerlich ein anderes Motiv als das, einen neuen Missionsherd zu gründen, nachweisen lassen. Bei einer derselben, der Leipziger, war allerdings der erste Anstoß ein Mißfallen an der Mitarbeit mit den Engländern, aber nicht aus nationalen, sondern aus dogmatischen Gründen. Man nahm Anstoß an der anglikanischen Ordination. Die Gesellschaft selbst war so wenig national, daß sie anstrebte und meines Wissens noch festhält die Mission der lutherischen Kirche aller Nationen zu sein. Grauls Gedanke wenigstens war dies, und der Gedanke ist sehr schön. Daß das allmählich erwachende nationale Gefühl das treibende Rad der deutschen Missionsgeschichte gewesen, ist unhistorisch. Nur der praktische Gesichtspunkt, daß eine Organisation im eigenen Lande das Missionswerk mehr fördern werde, war maßgebend, und der war berechtigt.

Deutsche Männer vor 1884 haben nicht für nötig gehalten, die Nationalität in der Mission zu betonen. Das ist erst aufgekommen, seit wir Kolonien haben. Leute, welche sagten, das Missionsgeld werde dem Vaterlande entzogen, wurden über Nacht Missionsfreunde. Man hörte sie erklären, daß sie sich ebenso sehr für die Mission als für die Kolonisation interessieren, wobei die Voraussetzung war, daß in Zukunft deutsches Geld und Leben nur in deutschen Gebieten verwendet würde. Die Instruktion für die Judenmission: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch! gilt auch für die Heidenmission; von diesen neuen Freunden wird aber die Regel aufgestellt: Gebt das Evangelium nur da, wo ihr Nutzen davon habt.*) Auch bei manchen kirchlich gesinnten Männern ist die Selbstlosigkeit ihres Missionsinteresses nicht zweifellos, da es sich erst zeigte, als die Mission in der Politik eine Rolle zu spielen begann. Man wird doch gut thun, die Beweggründe dieser neuen Freunde nicht Einfluß gewinnen zu lassen. Das Werk wird doch nach dem Willen des Auftraggebers nur dann richtig betrieben, wenn keine Nebenabsichten das Urteil trüben. Die Frage „Was wird uns dafür?“ ziemt sich nicht für Missionsarbeiter. Auch das Missionsauge muß einfältig sein, wenn der ganze Leib licht bleiben soll.

Nun ist es allerdings natürlich, daß deutsche Missionsliebe, seit wir selbst Heidenländer haben, sich auch diesen vornehmlich zuwende. Niemand bestreitet, daß unsere Schutzgebiete ein uns an-

*) Vergl. den Artikel in dieser Nummer: „Ein kolonial-politisches Programm“. D. H.

Digitized by Google

gewiesenes Missionsfeld sind. Allein wir dürfen dabei nicht vergessen, daß in der Instruktion steht „alle Völker", und daß wir deutschen Protestanten an dieser gemeinsamen Aufgabe der Kirche nach Verhältnis unserer Zahl und unserer gepriesenen Befähigung teilnehmen müssen. In Zahlen ausgedrückt und auf einen Regeldetrisatz gebracht, würde dieser lauten: 155 Millionen Evangelische sollen 1006 Millionen Nichtchristen missionieren, wieviel müssen die 32 Millionen deutscher Evangelischen übernehmen? Antwort: 200 Millionen! Wenn wir unsere Pflicht thun und nicht anderen Völkern unsere Arbeit aufhalsen wollen, so sind die sieben bis acht Millionen Heiden in unseren Schutzgebieten knapp der 25. Teil von dem, was uns zukommt. In jedem Fall wird nur ein minimaler Teil der deutschen Missionsthätigkeit in dem Sinne national sein, daß sie unter deutscher Herrschaft geübt werden kann. Meistens werden wir unter freien Völkern oder in den Kolonien anderer christlicher Völker missionieren müssen, wenn unser Volk die Ehrenstelle, die ihm Zahl, Macht und Begabung unter den christlichen Völkern anweisen, ausfüllen will.

Ja wohl, könnte man sagen, aber eins nach dem andern. Zuerst missionieren wir unsere eigenen Gebiete, und dann machen wir uns an die übrigen uns zufallenden 200 Millionen. Das dieser Argumentation zu Grunde liegende Prinzip würde sein: eine Kolonialmacht hat zuerst ihr eigenes Gebiet zu missionieren und darf sich erst danach anderen Heiden zuwenden. Merensky nennt es eine „schwere Unterlassungssünde", wenn heute noch Deutsche außerhalb ihrer Schutzgebiete Missionen beginnen würden, und ladet Bretlum und Hermannsburg ein, auch in denselben Arbeit zu suchen. Nach diesem Prinzip würden wir, wenn wir erst 1884 begonnen hätten, die gesamte deutsche Missionskraft auf unsere Kolonien verwandt haben. Ich will jetzt nicht zeigen, wie dann unser evangelisches Missionswesen weder daheim noch draußen die Bedeutung erlangt hätte, die es hat. Aber gesetzt, wir hätten dann ebenso viel Missionare im Felde stehen, so würde jeder einen Kreis von 13 bis 14000 Heiden zu evangelisieren haben. Die Engländer, die allein in Ostindien mehr Heiden haben, als auf ihre Rate kommen würden, hätten, wenn alle ihre 13—1400 Missionare dort vereinigt wären, für jeden einen Wirkungskreis von fast 215000. Welch intensives Wirken würde das geben! In der That hat man zuweilen den Eindruck, als ob die Missionstruppen etwas zu sehr zerstreut wären, als ob geistreiche, feuerfangende Männer gut thäten, einen schönen Gedanken auch

Digitized by Google

einmal zu unterdrücken, damit nicht zu viel verzettelt werde. Aber das Prinzip, daß jede Nation sich auf ihr Gebiet zu beschränken habe, ist doch zu sehr im Widerspruch mit offenen Weisungen, die Gott unserer Zeit gegeben hat. Mit Recht hat man unsere Zeit die Zeit der Weltmission genannt. Ueberall hat Gott die Thüren geöffnet, und es ist nicht sein Wille, daß sie unbenutzt bleiben sollen. Wir erkennen in dem scheinbaren Wirrwarr der Bewegungen des Missionsheeres die waltende Hand Gottes, der überall hin, wo den christlichen Völkern der Zugang geöffnet ist, auch seine Heilsboten geleitet hat. Die erhebende Weite des Missionsgedankens schrumpft kläglich zusammen, wenn wir ihn auf unsere kleinen Kolonien einengen.

Daß ein Land deutsch ist, entscheidet mit, aber entscheidet nicht allein bei der Frage, wo deutsche Missionsfreunde arbeiten sollen. Die älteren Arbeiten konnten gar nicht davon sich bestimmen lassen, da es kein deutsches Heidenland gab. Aber mit dem Jahre 1884 könnte doch die Verpflichtung gekommen sein, jetzt die nichtdeutschen Gebiete aufzugeben oder doch zu beschränken, und in der That sind solche Forderungen laut geworden. Wenn man mit Merensky es für schwere Sünde hält, etwas Neues außerhalb deutschen Besitzes zu unternehmen, so verurteilt man auch die alten Missionen zu langsamem Tode. Denn was heißt in einer Mission neues? Auch das Bild, das Grundemann gebraucht, würde, wenn man Ernst damit macht, das gleiche Resultat haben. Er vergleicht die deutsche Missionsgemeinde vor 1884 mit einem unverheirateten Mann, der mit seinem Vermögen fremde Kinder erzieht; das sind die deutschen Missionsgemeinden in China, Sumatra und anderen Orts. 1884 heiratet der Mann und bekommt eigene Kinder, das sind unsere Kolonien. Natürlich giebt er es jetzt auf, fremde Kinder zu erziehen; er macht sich möglichst bald von ihnen los und nimmt sich der eigenen an. Denn wer seine eigenen Hausgenossen nicht versorgt, ist ärger denn ein Heide. Das Gleichnis hinkt nicht auf einem Bein, sondern auf beiden. Welcher Missionar, welche Gesellschaft würde zugeben, daß die von ihnen gesammelten Missionsgemeinden fremde Kinder seien! Unter den Missionaren wird mehr als einer sein, der dem Paulus nachsprechen kann: Ob ihr gleich zehntausend Zuchtmeister in Christo hättet, so habt ihr doch nicht viele Väter. Denn ich habe euch gezeuget in Christo durch das Evangelium. Und wohl auch das andere wunderschöne Missionswort: Wir sind mütterlich gewesen gegen euch! Es wäre ein Verlassen der alten Missionen so grausam, wie wenn eine Mutter ihre

Digitized by Google

Kinder verläßt, und so thöricht, wie wenn man die Hoffnung, welche in den Kindern für die Zukunft des Hauses liegt, preisgeben wollte.

Zwei deutsche Missionen haben deutsche Missionsgebiete gesucht; als sie angefangen zu arbeiten, wurden diese Gebiete englisch. Ein anderes Gebiet mit einer alten deutschen Arbeit sollte aufgegeben werden. Wird damit das Werk für die deutschen Missionare ein anderes? Wenn z. B. vom Kilimandscharo ein Funke über die englische Grenze fällt und da zündet, sollen die Leipziger sagen, das geht uns nichts an, es ist englisch und es wäre Sünde, neues in fremdem Gebiet zu beginnen? Die evangelischen Franzosen sind durch den Gang ihrer Baßutomission auf eine Erweiterung derselben geführt. Sie glauben, daß Gottes Hand sie gegen ihren Willen an den Sambesi zu einem Volke geführt habe, dem sie aus ihrer alten Arbeit gleich die Bibel in seiner Sprache bringen konnten. Haben sie darin recht, war es dann eine schwere Sünde, neues zu beginnen, statt in dem kolossalen französischen Kolonialreich sich eine Arbeit zu suchen? Wenn die Rheinische Mission ihre Arbeit in der gesegneten Batamission ausdehnt, die Goßnersche die ihre unter den Kols, die Baseler nach dem benachbarten jetzt geöffneten Asante geht — thun sie unrecht? Man darf der deutschen Art zutrauen, daß sie nicht so kleinlich denken wird, die Reichsgottespolitik nur vom Gesichtspunkt unserer Kolonien aus zu bemessen.

Bei der Frage, wo Deutsche am besten Mission treiben, darf nur der Gesichtspunkt entscheidend sein, wo sie am meisten helfen den Befehl ihres Herrn zu erfüllen. Alle anderen Rücksichten, auch nationale, sind von untergeordneter Bedeutung. Bei der Entscheidung sind wir freilich im Dunkeln und werden mehr bestimmt, als daß wir selbst bestimmen. Wir sehen jedoch nach den Fingerzeigen Gottes. Da ist uns eine Weisung in der Thatsache gegeben, daß deutsche Missionen schon vor 1884 Arbeitsstätten fanden, und ihre Kraft zum Teil festgelegt ist. Einer dieser Fingerzeige ist auch, daß unser Vaterland als herrschende Macht mit den Heiden in Berührung gekommen ist, aber doch nur einer. Schon längst vor der Kolonialära führten von Deutschland in die Heidenwelt Wege. Unsere koloniale Beziehung zu den Heiden ist im Vergleich zu unserer gesamten Anteilnahme an dem Weltverkehr nur eine geringe. In der englischen Stadt Lagos wohnen mehr Deutsche, als in der ganzen Kolonie Togo, wenn man die Missionare nicht mitrechnet. In allen unseren deutschen Kolonien,

Digitized by Google

Südwestafrika nicht mitgerechnet, wohnen nur 847 Deutsche; wie viel Deutsche unter den 1200 Europäern des letztgenannten Gebietes sind, weiß ich nicht. Aber viele Tausende Deutsche wohnen sonst unter den Heiden. Unser Umsatz mit dem deutschen Afrika betrug 1893 nur 8,6, mit dem nichtdeutschen 88,5 Millionen Mark. Unser Warenverkehr mit Niederländisch-Ostindien (44,6 Mill.), mit China (49,3 Mill.), mit Britisch-Ostindien (225,7 Mill.) beträgt mit jedem einzelnen dieser Länder viel mehr, als der mit allen unseren Kolonien zusammen. Warum sollten alle diese Beziehungen nichts bedeuten, und nur der kleine Teil der Welt auf uns ein Recht haben, über den wir die Herrschaft führen?

Die vaterländische Flagge würde nun allerdings auch missionsmäßig eine sehr große Anziehungskraft besitzen, wenn Merensky recht hätte, daß nicht nur der Kolonialregierung am meisten mit Missionaren des eigenen Volkes gedient wäre, sondern auch dem Missionar in der Kolonie seines Volkes die Arbeit leichter würde. Das letztere würde von Gewicht sein in der Entscheidung. Ich sehe jedoch für den Missionar keinen anderen Vorteil, als daß er dann die Sprache der fremden Kolonialmacht nicht zu lernen hat. Wo eine wirkliche Ansiedelung von Weißen sich befindet, kann sich dieser Vorteil noch vergrößern. Im übrigen ist kein Vorteil damit verbunden. Ich glaube nicht, daß Ostindien von dem Wirken der deutschen Missionare weniger Vorteil hat als von dem der englischen. Es ist eine selbstmörderische Verblendung, wenn Frankreich fremdländische Missionare vertreibt. Andererseits werden die Missionare an der Goldküste kein Hindernis besonderer Art durch den fremdländischen Charakter ihrer Regierung und die in Kamerun keine besondere Förderung durch den deutschen Charakter der dortigen Verwaltung bekommen. Unsere Missionare arbeiten in dem englischen Peki ebenso gut wie in dem deutschen Ho. Es ist das ja auch eine persönliche Frage und insofern heikel zu besprechen. Aber davon abgesehen, wird man von keiner Kolonialmacht mehr verlangen dürfen, als den obrigkeitlichen Schutz; wo man den genießt, sind die Arbeitsbedingungen im wesentlichen gleich.

Dagegen ist es für Regierung und Missionar ein wichtiger Vorteil, wenn beide verschiedener Nationalität sind, und eine Gefahr damit verbunden, wenn sie der gleichen Nation angehören. Der letzteren sind am meisten erlegen die französischen römisch-katholischen Missionare. Sie sind die Parteigänger der französischen Kolonial-

Digitized by Google

regierung geworden; sie sind, sagte Dr. Bert, als er seine Regierung in Hinterindien antrat, nicht gestorben wegen ihrer Religion, sondern wegen ihres Patriotismus. Es ist ungemein schwer, wenn die Kolonialregierung dem eigenen Volke angehört, die Neutralität zu behaupten, die der Missionar in politicis durchaus halten muß. Wie schwer, wenn diese Fremden seine Volksgenossen sind! Soviel ich sehe, wird solche Unparteilichkeit gegenüber der eigenen Regierung dem Deutschen schwerer, als anderen Nationen, mit Ausnahme der Franzosen, wie andererseits der deutschen Regierung die Opposition eines Missionars schwerer verständlich sein dürfte, als z. B. der englischen. Und doch ist es auch im Interesse der Regierung, daß der Missionar der Vertrauensmann des Volkes ist. Nichts ist so wichtig, als daß es unter dem Volke einsichtsvolle, dem Frieden geneigte Männer giebt, die aufklären, vermitteln können. Das können sie am besten, wenn sie Fremdlinge für die Kolonialregierung sind. In Neuseeland hat unser Missionar Riemenschneider lange noch auf seinem Posten ausharren und als Vermittler zwischen Maori und Regierung dienen können, weil er in allen Länderstreitigkeiten immer gesagt: Ich bin kein Engländer; damit habe ich nichts zu thun. Es wird gewiß nicht das einzige Beispiel aus der Missionsgeschichte sein, daß für die Mission und für die Kolonie ein Vorteil daraus erwuchs, daß die Missionare und die Kolonisten nicht der gleichen Nation angehörten. Wenn die Entscheidung dahin ausfällt, daß man an dem Werke der Völkerbekehrung in einer Besitzung des eigenen Volkes teilnehmen soll, so wird es jedenfalls besonderer Vorsicht und Selbstbeherrschung bedürfen, daß man das hohe Gotteswerk der Mission nicht in den Dienst nationaler Selbstsucht stellt, sondern ihm seinen darüber erhabenen Charakter bewahrt. Auch hier dient man am besten dem Vaterlande und dem Reiche Gottes, wenn man Christo gehorsam ist.

Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission.

Von P. Ed. Kriele in Barmen.

II.

Das zweite große Gebiet der Rheinischen Missionsgesellschaft liegt in

Niederländisch-Indien.

Das räumlich ausgedehnteste Arbeitsfeld ist hier Borneo bezw. der südöstlichste Teil dieser gewaltigen Insel mit 8 Stationen und

Digitized by Google

1599 Gemeindegliedern, also trotz der weiten räumlichen Ausdehnung und der langen Arbeitszeit (60 Jahre) von den alten Barmer Missionsfeldern nächst China das unergiebigste. Die Unfruchtbarkeit der Borneſischen Mission ist ja fast sprüchwörtlich geworden. Die Barmer Missionsfreunde sind gerade im Blick auf ihre anderen indischen Arbeitsfelder etwas verwöhnt; man übersieht, daß gerade in den letzten Jahren auf Borneo ein stetiges Wachstum stattgefunden hat; 1884 betrug die Seelenzahl 910. Jetzt geht es auf allen Stationen voran. Das ist allerdings richtig, daß ein Borneſischer Missionar eines ganz besonderen Maßes von Selbstverleugnung, Liebe und Geduld bedarf. Das Volk ist schwer erreichbar und wohnt zerstreut; die malaiischen Mohammedaner sind die herrschende Klasse und dem Evangelium bis jetzt so gut wie gar nicht zugänglich. Es kommt weiter dazu, daß das dajakkische Volk immer mehr herunterkommt und verarmt; die alten Handelsprodukte bringen nichts mehr ein; zu einem rationelleren Betrieb des Reisbaues ist das Volk, das lieber auf Handelsreisen umherschweift, nur schwer zu bewegen. Der immer schwunghafter betriebene Handel mit Arak, der bis weit ins Innenland hinein transportiert wird, wirkt gleichfalls verderblich. Alle Bemühungen der Missionare, der Verarmung entgegenzuarbeiten, besonders die rastlose Thätigkeit des verstorbenen Missionars Hendrich, haben leider wenig Erfolg gehabt. Und doch, das Schwache, das da sterben will, ist ja doppelter Stärkung wert, und die Arbeit, die im Glauben und in der Liebe geschieht, ist nirgends vergeblich. Gerade in den letzten zwei bis drei Jahren hat es Gott in der Borneſischen Mission an Ermutigungen nicht fehlen lassen. Wie über Nacht sind an drei ganz verschiedenen Stellen neue Thüren aufgethan und neue, hoffnungsvolle Arbeitsfelder erschlossen. Das erste ist Djurong, südöstlich von Bandjermasin, in der Landschaft Tanaland (cfr. Grundemann, Atlas Nr. 21).

Mit diesem Djurong ist es wunderbar genug zugegangen. Als Missionar Renken vor ungefähr drei Jahren in Bati-bati weilte, um dort im Auftrage der holländischen Regierung die Reisverteilung an die hungernde Bevölkerung zu leiten, drang zu ihm das schier unglaubliche Gerücht, daß im weiteren Südosten ein Häuflein versprengter Christen wohne. Eine christliche Gemeinde, von deren Existenz die Missionare nichts wußten! Er machte sich auf den schwierigen Weg und fand wirklich, was man ihm gesagt hatte; es waren vielleicht 10—12 Leute, die, zum Teil noch von den alten Missionaren Denninger und Becker getauft, vor zwei Jahrzehnten dorthin ausgewandert und die Fühlung mit der Mission vollkommen verloren hatten. Aber in so langer Zeit und inmitten einer heidnischen und mohammedanischen Umgebung allein-

Digitized by Google

stehend, waren sie ihrem Christentum treu geblieben, ja sie hatten auch eine Anzahl anderer zu sich herübergezogen, so daß Missionar Renken gleich eine Liste von weiteren Taufbewerbern mitbringen konnte; im ganzen mag jetzt diese kleine Gemeinde, die von einem eingeborenen Lehrer bedient wird, auf vierzig Seelen angewachsen sein.

Die beiden anderen neuen Arbeitsfelder liegen tief im Innenland, eins im Osten, das andere im Westen. Von Tameang-lajang aus ist nämlich der Missionar Feige infolge einer scheinbar verfehlten Filialanlage in Bagok weiter östlich nach dem Flußgebiet des Fabalong geführt worden und hat dort einen über Erwarten empfänglichen Boden für eine neue Missionsarbeit gefunden. Zwei eingeborene Gehilfen wurden dort stationiert; einige dreißig konnten bereits nach gründlichem Unterricht getauft werden. Vom ersten Taufffest berichtet Missionar Feige:

„Die Feier wurde in dem Hause, in dem wir waren, gehalten. Wie würden sich manche in der Heimat gewundert haben über eine solche Kirche, wo nichts an eine Kirche erinnerte: ein recht verräuchertes Haus, in dem weder Tisch noch Stuhl zu finden war. In Ermangelung eines Taufstisches wurde ein Tragkorb genommen und mit weißen Tüchern behangen; darauf wurde der Wasserbehälter, eine irdene Schüssel, gestellt. Eine Bank wurde dadurch hergestellt, daß auf drei Koffer ein langes, ziemlich verstaubtes Brett gelegt wurde. So saßen die Täuflinge vor uns in ihren phantastischen, vielfach mit Gold und Silber durchwirkten Kleidern. Waren wir so schon innerlich tief bewegt, so wurden wir es noch mehr, als wir sahen, daß auch die Täuflinge von großem Ernst durchdrungen waren. Stephanus, bis vor kurzem heidnischer Priester, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Josua, der mit Frau und drei Kindern getauft wurde, machte den günstigsten Eindruck. Mit welchem Ausdruck legten sie ihr Glaubensbekenntnis ab! Auch ein Chinese wurde mitgetauft. 21 verblieben noch im Taufunterricht. Erhalt' sie, Herr, in deinem Wort!"

Das Tabalonggebiet soll jetzt durch einen europäischen Missionar besetzt werden. In den allerersten Anfängen ist endlich das zweite neue Arbeitsfeld im Binnenland, das sogenannte Mirigebiet, mehrere Tagereisen nordwestlich von der bis jetzt am meisten landeinwärts gelegenen Station Kwala-Kuron, etwas oberhalb von der Einmündung des Miri in den Kahajan. Missionar Latejahn ist jetzt dabei, dort eine Station anzulegen, und hatte nach den letzten Nachrichten bereits 14 Personen, den Häuptling an der Spitze, im Taufunterricht.

Aber noch einer anderen neueren Arbeit in Borneo müssen wir gedenken, nämlich der ganz besonders erfreulichen unter den Chinesen in Bandjermasin. Es hat fast den Anschein, als ob die Chinesen, so-

Digitized by Google

bald sie räumlich von ihrer Heimat getrennt und damit dem Einfluß des heimischen Fremdenhasses entzogen sind, dem Evangelium leichter ihre Herzen erschließen, als in China selbst. Sind doch durch die „gelegentliche" Arbeit in Bandjermasin in den letzten Jahren fast mehr Chinesen für Christum gewonnen, als durch die Arbeit der Rheinischen Missionen in China selbst. Diese „gelegentliche" Arbeit an den Chinesen in den Ländern hin und her ist ganz gewiß auch für das Reich der Mitte selbst von Bedeutung. Manch einer, der gewinnsuchend in die Fremde zog, mag schon mit der köstlichen Perle wieder heimgekehrt und dann ein Evangelist seiner Landsleute geworden sein. Diese Arbeit an den Chinesen in Bandjermasin haben wir nicht gesucht, sie hat uns gesucht, und hat gerade in den letzten Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht.

Im Juli 1893 konnte eine chinesische Mädchenschule eröffnet werden, für die Fräul. Louis, die Tochter des verstorbenen chinesischen Missionars, als Lehrerin ausgesandt wurde. Die Schule ist schon im Gang und hat durchschnittlich 15—20 Schülerinnen. Missionar Braches, der es lange als einen Mangel empfand, mit den Chinesen, soweit sie kein Malaiisch verstanden, nur durch Dolmetscher verkehren zu können, hat 1894 aus Singapore einen chinesischen Gehilfen erhalten, Namens The Koan Eng, und kann jetzt die Arbeit mit doppelter Energie betreiben. In der Nähe des neuen Marktes steht ein sogen. „Käfig" d. h ein Gebäude, das nur eine Thür, aber kein Fenster hat. Hier unterrichtete ein noch heidnischer Chinese, Go Uitik, mehrere Chinesen, die ihn als Lehrer engagiert hatten. Da meldeten sich 7 Chinesen, an der Spitze Go Uitik, zur Taufe und baten den Missionar, er möge ihnen wenigstens einmal in der Woche das Evangelium predigen. Da das aber in dem „Käfig" absolut nicht ging, mietete Braches einen zweiten anstoßenden Käfig dazu, entfernte die Zwischenwand und versah die Wände mit Fenstern; hier predigt fortan The Koan Eng seinen Landsleuten das Evangelium in ihrer Muttersprache. Und das mit schönem Erfolg; der letzte Brief meldete die Taufe von 4 Chinesen, darunter Go Uitik.

Andere neue Arbeiten und Aufgaben in der Borneſischen Mission, wie die Bekämpfung des Arakmißbrauches durch einen fröhlich aufblühenden Verein des „Blauen Kreuzes", und die geplante Begründung eines kleinen Seminars zur Heranbildung eingeborener Gehilfen erwähnen wir nur im Vorbeigehen. Wir wenden uns nach

Sumatra, dem weitaus bedeutendsten Gebiet der Rheinischen Mission, 22 Stationen mit 31076 Christen. Zu den 25 ordinierten Missionaren, die hier arbeiten, kommen noch 5 Missionsschwestern und 20 ordinierte eingeborene Pastoren, sogenannte Pandita Batak. Es läßt sich nicht leugnen, daß das ungemein rasche Wachstum dieser erst 34 Jahre

Digitized by Google

alten Mission auch seine Gefahren gehabt hat, genauer die Gefahr, daß der Strom mehr breit als tief wurde. Gerade auf diesen Punkt haben die Missionare auf ihrer letzten Jahreskonferenz, die in Pangaloan stattfand, den Finger gelegt; das Thema „Christianisierung und lebendiges Christentum" stand zur Verhandlung. Es ist wahr, es wurde manches betrübende Bild entrollt über den Zustand der jungen Batakirche, und es mag manchem Freund der Batamission eine bittere Enttäuschung bereitet worden sein. Indes wir dürfen auch von einer solchen jungen Kirche nicht zu viel verlangen. Solchen Nachrichten gegenüber, die auf den Kreis der heimatlichen Missionsfreunde so leicht deprimierend wirken, sind die Ausführungen von Buchner und Kühler (vergl. diese Zeitschrift 1894, S. 193 ff., S. 241 ff.) höchst lehrreich. Wir können uns nur freuen, daß die Missionare der Gefahr fest und unerschrocken ins Auge schauen ohne jegliche Beschönigung und Vogelstrauß-Politik. Das ist gute evangelische Missionsart. Wir halten dafür, daß auf einer Konferenz römischer Missionare die Verhandlung über ein solches Thema ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Sehr bemerkenswert war auch, daß sämtliche Missionare die Frage, ob etwa anders hätte gearbeitet werden müssen, einmütig verneinten. Es ist ja möglich, daß man hier und da zu schnell und zu viele getauft hat; im ganzen haben die Missionare unter der Masse der Taufbewerber immer möglichst gesichtet. Dadurch wird es jetzt eine Hauptaufgabe der Batamission sein, das, was da ist, auszubauen und zu vertiefen und bei der Aufnahme immer noch vorsichtiger und kritischer zu sichten. Es soll kein Schade sein, wenn die nächsten Taufstatistiken geringere Zahlen aufweisen, als man bei Sumatra gewohnt ist; schon der letzte Bericht 1894 zeigte ein langsameres Tempo. Vor einer räumlich weiteren Ausdehnung darf man aber trotzdem nicht zurückschrecken, wenn das die Verhältnisse gebieterisch fordern, und das ist an mehr denn an einer Stelle der Fall oder wenigstens in Bälde zu erwarten. Ein kurzer Ueberblick wird das zeigen.

Die beste Uebersicht über das gesamte Arbeitsgebiet der Rheinischen Mission in den Bataländern gewinnt man durch die Dreiteilung: im Süden das Gebiet von Sipirok, in der Mitte Silindung, im Norden Toba (vergl. Grundemann, Atlas Nr. 23). Jedes dieser Gebiete hat in irgend einer Beziehung etwas, was es von den anderen charakteristisch unterscheidet.

Das charakteristische des Sipirokschen Gebietes ist, daß es sich hier wesentlich um Mohammedaner-Mission handelt. Es ist bekannt, daß durch

Digitized by Google

das rastlose Bemühen Pastor Fabers das Interesse für die Mohammedaner-Mission letzthin besonders geweckt worden ist; es mag nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß lange vor den Faberschen Weckrufen eine umfangreiche und aussichtsvolle Mohammedaner-Mission hier bestand,*) und daß der Beweis erbracht zu sein scheint, daß mit Erfolg besonders da unter dem Islam gearbeitet werden kann, wo er, trotzdem er die herrschende Religion ist, gewissermaßen auf Außenfeldern sich befindet. Wenn auch die Zitadelle noch uneinnehmbar erscheint, so sind doch die Forts zugänglich; hier hat Gott Thüren aufgethan, durch die man hindurchgehen kann und muß; mit einer Naturnotwendigkeit, der man sich gar nicht entziehen kann, wird die Heidenmission zur Mohammedaner-Mission. Das eben ist in jenem Teil Sumatras geschehen. In dem in Frage kommenden Gebiet stehen neben den 2610 Gemeindegliedern 1000 (!) Mohammedaner im Taufunterricht. Ganz besonders in der sogen. Padang Bolak, die leider nur noch zum Teil auf dem Grundemannschen Atlas verzeichnet ist, thut sich eine Thür nach der andern auf. Der dortige Missionar, Irle, sandte in den letzten Monaten höchst interessante Berichte in die Heimat; überhaupt ist die ganze Arbeit in der Padang Bolak von Anfang an so interessant, daß es uns leid thut, nicht mehr daraus mitteilen zu können.**) Missionar Irle kann von seiner Station Sipiongot aus Tagereisen weit ein Filial nach dem andern anlegen, so jüngst hoch oben im Ober-Bilahgebiet, wohin er von einem früheren fanatischen Gegner des Christentums, einem vornehmen Radja, gerufen wurde. Er schrieb damals, „ich hätte eher an meinen Tod gedacht als an eine solche Einladung“; es sind fast überall die Radjas, die den Missionar rufen; in mehreren Ortschaften haben bereits die Hadji und Malims ihre Sachen gepackt und sind auf- und davongegangen, weil sie sahen, daß ihr Weizen nimmer blühte.

Diese Erfahrungen haben in Barmen ermutigt, ihre Sendboten noch tiefer in das mohammedanische Gebiet hinein zu schicken, und zwar nach der südlich von Sipirok gelegenen Landschaft Mandheling. Will's Gott, wird in nicht allzu ferner Zeit ein Missionar, wenn möglich ein Theologe, dorthin ausgesandt werden.***) Vor der Hand ist Miß Needham, die bis jetzt im Dienst der Rheinischen Mission stand, auf eigene Faust zusammen mit einem Batakken, dem blinden Bartimäus, nach diesem Land ihrer ersten Missionsliebe gegangen.

Auf dem Wege nach Silindung, dem Batang Toru entlang, berühren wir nur kurz die beiden Stationen Pangaloan und Sigompulan,

---

*) Was übrigens Faber auch bereitwillig anerkennt, auch dadurch dokumentiert, daß er die ihm aus Rheinland und Westfalen zufließenden Gaben nach Barmen überweisen ließ, allerdings unter der Einschränkung, wenn der erste Theologe nach Mandheling ginge.

**) Näheres: Barmer Missionsblatt 1893, Dezember; 1895, Juni. Berichte d. Rh. Miss. 1894, S. 334 ff.).

***) Vergl. Berichte 1895, S. 12 ff., 101 ff.

Digitized by Google

von denen ersteres in jüngster Zeit besonders dadurch wichtig geworden ist, daß ein starker Zuzug stattgefunden hat, so daß jetzt an 10 000 Menschen, zum weitaus größten Teil noch Heiden, in jenem Gebiet wohnen mögen; hier liegt also noch eine große Arbeit vor. Das Thal Silindung mit seinen auf verhältnismäßig engen Raum — es ist vielleicht nur 4—5 Stunden lang und 2 Stunden breit; ziemlich dicht nebeneinander liegenden 5 Stationen — bildet nicht nur äußerlich den Mittelpunkt der Batamission. Hier, in Pansur-na-pitu, erscheint monatlich ein-, irren wir nicht, sogar zweimal, ein christliches Gemeindeblatt, dessen Herausgabe leider dadurch erschwert wird, daß es wegen Mangels einer Druckerpresse am Orte selbst, in Padang gedruckt werden muß. Vor allen Dingen befinden sich hier, und zwar auf einem Platze, der vor wenigen Jahrzehnten noch einen den Begu (Geistern) geweihten heiligen Hain bildete, die neuerdings stark vergrößerten Seminargebäude (Lehrer- und Predigerseminar), in dem jetzt gleichzeitig 60 Zöglinge Aufnahme finden können; der Lehrerkursus ist ein vierjähriger, der Predigerkursus, der, nebenbei bemerkt, aus solchen gebildet wird, die den Lehrerkursus absolviert und danach mehrere Jahre als Lehrer sich bewährt haben, ein zweijähriger. Der Andrang zu dieser Bildungsstätte, der aber nicht immer nur aus dem Drange, dem Heiland zu dienen, hervorgeht, ist ein enorm großer; bei der letzten Aufnahme konnte von 107 sich Meldenden nur 31 das Gesuch gewährt werden. Das Thal Silindung ist mit seiner dichten Bevölkerung jetzt wohl ganz christianisiert. Hier wohnen über die Hälfte der Batachristen überhaupt, rund 17000. Der Ankömmling, der von Siboga her die Berge ersteigt und dann das Thal vor sich liegen sieht und in demselben aus den Reisfeldern hervorragend Kirche an Kirche, mag billig erstaunt sein, zumal wenn er weiß, mit welchen Schwierigkeiten hier die ersten Missionare zu kämpfen hatten. Von dem Thal aus geht nun die Arbeit immer weiter, besonders nach Osten zu, in die Berge hinein und auf das Hochland hinauf; so hat im Februar des letzten Jahres (1895) Missionar Kessel eine Reise nach dem vorhin schon genannten Ober-Bilah-Gebiet gemacht, und zwar nach den Landschaften Garoga und Parsoforan und rät sehr, auch dort mit der Missionsarbeit zu beginnen.

Toba, noch vor 15 Jahren das unerreichbare Ziel der Wünsche der sumatranischen Missionare, ist, seitdem die Arbeit hier in Angriff genommen werden konnte, in staunenerregender Schnelligkeit dem Evan-

Digitized by Google

gelio erschlossen worden. Das ganze Süd- bezw. Südostufer des Tobasees ist mit einem dichten Kranz von 8, rechnen wir Nainggolan auf der Insel Samosir hinzu, von 9 Stationen umsäumt, von denen die älteste, Balige, erst 15 Jahre alt ist, die meisten ganz kurze Zeit bestehen.*) Zu den bereits 5488 Gemeindegliedern kommen 2100 Taufbewerber; eine weitere Ausdehnung der Arbeit ist in allernächster Zeit mit Sicherheit zu erwarten. Auf den neuesten Gebieten, den Landschaften Samosir, Uluan und Si Gaol sind — wir greifen nicht zu hoch — gewiß mehr als 20 000 Heiden erreichbar, der Gebiete, die noch nicht besetzt sind, ganz zu schweigen. Die Entwickelung der Tobamission gehört mit zu den interessantesten Abschnitten der Rheinischen Missionsgeschichte. Noch ist hier alles im Werden; die Verhältnisse sind noch nicht so konsolidiert wie in Silindung und Sipirok, neben dem schnellen Wachstum ein Hauptgrund, daß sich die oben beregten Mißstände (S. 71) hauptsächlich hier, besonders in Balige und Laguboti, finden. Aber das macht die Arbeit hier so besonders wichtig, daß es sich in diesen Gebieten nicht nur um den Ursitz des alten batakschen Heidentums handelt, dessen geheimnisvoller Priesterkönig, der Singamangaradja, in der Tobamission eine solche Rolle spielt, sondern um die Frage, wem sollen die großen Scharen, die, obwohl noch Heiden, doch im Herzen von dem Bankerott ihres Heidentums und der Thorheit ihres Götzendienstes längst überzeugt sind, zufallen: dem Evangelium oder dem Koran? Es ist gar keine Frage, in absehbarer Zeit werden die Leute eins von beiden sein, Christen oder Mohammedaner. Noch aber ist es Zeit, dem Islam zuvorzukommen. Wie lange man das noch wird thun können, steht dahin; bei dem regen Handelsverkehr der Tobaländer nach dem östlichen Assahan liegt eine mohammedanische Infizierung von dort her sehr nahe; der Singamangaradja ist wahrscheinlich schon lange dem Islam ergeben; und eine halb mohammedanische, halb heidnische Sekte, die sich einige christliche Lappen umgehängt hat, zählt bereits viel Anhänger und hat gerade in dem letzten Jahre wieder die Gemüter beunruhigt. Diese letztere, in mancher Beziehung höchst interessante**) Religionsmengerei, ist ein Zeichen von dem Bankerott des Heidentums. So warten hier der Rheinischen Mission noch große Aufgaben, deren Umfang sich noch gar nicht absehen

*) Siehe die Geschichte dieser Station in Nr. 14 der „Geschichten und Bilder aus der Mission."

**) Rhein. Miss.-Ber. 1892 S. 100 ff., 1893 S. 325 ff., 1895 S. 373.

Digitized by Google

läßt. Um so mehr ist zu bedauern, daß die schöne und hoffnungsvolle Anfangsarbeit des Missionars Warneck, des Sohnes des Herausgebers dieser Zeitschrift, in Samosir*) wegen Arbeitermangel (Warneck mußte nach Balige) liegen bleiben mußte; doch soll die Insel, eigentlich Halbinsel, jetzt wieder, und zwar gleich mit 2 Missionaren, besetzt werden.**)

Das letzte rheinische Arbeitsgebiet in Niederländisch-Indien ist die kleine Insel Nias, der Westküste von Sumatra gegenüber (Grundemann, Atlas Nr. 23). Nias ist trotz seiner verhältnismäßigen Kleinheit ein wichtiges Missionsfeld nicht nur wegen seiner starken Bevölkerung, sondern weil auch die Bewohner eines Teiles der anderen Inseln, besonders der von 2 rheinischen, aber im Dienst der Niederländischen Lutherischen Missionsgesellschaft stehenden Missionaren besetzten Batu-Inseln, Niasser sind. Nias verspricht immer mehr ein zweites Sumatra zu werden und ist gegenwärtig eins der aussichtsvollsten Gebiete der Rheinischen Mission, oder ist es vielmehr in den allerletzten Jahren geworden. Inspektor Schreiber erinnerte auf der letzten Barmer Festwoche daran, daß ihm einst, als er noch Missionar auf Sumatra war, ein der Mission sehr wohlwollender Beamter auseinandergesetzt habe, die Barmer könnten gar nichts Gescheiteres thun, als die Missionare von Nias abzuberufen; und in der That galt Nias früher für eins der schwierigsten und hoffnungslosesten Gebiete, und noch als 1890 das 25jährige Jubiläum der Niasmission begangen wurde, klang fast durch alle Berichte hindurch die Klage: es ist bis jetzt sehr wenig erreicht; und von Jubeltönen war wenig zu spüren. Da war's, als wenn mit dem Jubeljahr ein ganz neuer Geist von oben über das Feld voller Totengebeine zu wehen begonnen hätte; die Zahl der Christen ist in den letzten 5 Jahren von 706 auf 1813, also auf beinahe das Dreifache gestiegen, und gerade, da wir dies schreiben, melden Briefe von mehreren Stationen wieder große Heidentaufen. Ganze heidnische Dörfer, die lange allen Einwirkungen sich verschlossen, erklären, sie wollten ihre Götzen wegwerfen. Mitten in der Dorfstraße werden wohl Gräber aufgeworfen, die die Ahnengötzen aufnehmen müssen. Das geschieht nicht nur in dem erst kürzlich erschlossenen Westen, im Bereich der Stationen Fadow und Lahagu, sondern auch im Bereich der alten östlichen Stationen, wo z. B. der Missionar Kramer von Gunong

*) Vergl. diese Zeitschrift 1894, S. 23 ff., Beibl. 71 ff.

**) Warneck wird allerdings nicht dahin zurückkehren, da er von Balige aus an das Seminar nach Pansurnapitu berufen werden soll.

Digitized by Google

Sitoli aus ein heidnisches Dorf nach dem anderen in das Netz seiner Wirksamkeit ziehen kann, wo Missionar Sundermann eben dabei ist, eine neue Station, etwa 2 Stunden westlich von Dahana, anzulegen, wo besonders auch Missionar Thomas von Gumbu-humene aus fast den ganzen Umkreis für das Evangelium gewonnen hat. In dem sehr aussichtsvollen Westen, wo, nebenbei bemerkt, die Mission auch sehr viel dazu beigetragen hat, dem von den Feinden, besonders vom Süden her, schwer heimgesuchten Lande äußere Sicherheit und äußeren Frieden zu bringen, scheiterte bis jetzt eine schon nahe bevorstehende dritte und vierte Stationsanlage an verschiedenen Umständen, vor allem aber daran, daß zur rechten Zeit keine Arbeitskräfte disponibel waren. Auch hier harren noch große und wichtige Aufgaben ihrer Lösung, zumal auch im Blick auf den schwächer bevölkerten Norden und den ungemein stark bevölkerten Süden der Insel, in welchem letzteren ein einsames Missionarsgrab an einem vor Jahren gemachten, aber gescheiterten Versuch, und damit an eine schmerzliche Tragödie in der Niasmission erinnert. So wird Nias in den nächsten Jahren der ganz besonderen Aufmerksamkeit und damit auch einer besonderen Verstärkung des Missionspersonals bedürfen. Auch hier mache ein kurzes Wort aus „Laienmund" den Beschluß. Der in Batavia erscheinende „Java-Bode" vom 5. September druckt einen Artikel des „Alg. Handelsblad" ab, in dem es im Anschluß an die Missionsrundschau von Dr. Schreiber über Niederländisch-Indien in der letzten Juli-Nummer der „Allgem. Missions-Zeitschrift" heißt:

„Unsere besten Wünsche gelten den Missionaren auf Nias. Mögen ihre Erwartungen nicht beschämt werden und auch später von Nias gesagt werden können, was von einem großen Teil der Batalande bezeugt werden kann: den Missionaren ist es zu danken, daß dem Lande Friede und Wohlfahrt gebracht wurde, daß seine Bewohner andere und bessere Menschen geworden sind, und daß sie sich glücklich fühlen unter dem holländischen Regiment, welches sie in christlicher Weise regiert."

Und nun noch ein kurzes Wort über **China** und **Neu-Guinea**, zwei von einander grundverschiedene Arbeitsgebiete. Das Arbeitsgebiet der Barmer in China ist ja nur klein, sehr klein: 3 Stationen, 249 Christen; noch dazu liegt es in dem hartgetretenen Küstengebiet in der Nähe von Hongkong (Grundemann Nr. 25). Kein Wunder, daß die Klagen über Unfruchtbarkeit der chinesischen Mission im Kreis der Barmer Freunde zunehmen und — verallgemeinert werden. Daß letzteres mit Unrecht geschieht, ist bekannt; man vergleiche nur die Er-

Digitized by Google

folge der Baseler Mission im sogenannten Oberland mit denen im Unterland. Darum kein Wunder, daß das ceterum censeo der leider augenblicklich stark reduzierten Arbeiterschar lautet: Tiefer ins Innenland hinein. Und dazu scheint jetzt endlich Aussicht zu sein. Missionar Dietrich hat unlängst eine höchst interessante Reise von Tunkun aus nach Norden gemacht, bis nach Lung Wun (Grundemann, Lyun M.) und in einem noch völlig unbesetzten Gebiet ein großes Arbeitsfeld und offene Thüren gefunden; die Arbeit soll sobald wie möglich in Angriff genommen werden. Es wäre nur zu wünschen, wenn auch die Rheinische Mission ein „Oberland" bekäme. Vorläufig ist's in China auch für die Rheinische Mission noch die Zeit der geringen Dinge. In der letzten Zeit hat man die Erfahrung gemacht, daß ein wichtiger Faktor für die Missionierung Chinas die ärztliche Mission ist. Eine genaue Beobachtung zeigt, daß fast sämtliche in den letzten Jahren Getaufte eine direkte oder indirekte Frucht des Rheinischen Missionshospitals, das unter Leitung des Dr. Kühne steht, sind, zu schweigen von den vielen, vielleicht Hunderten, deren Urteil über die „fremden Teufel" sich geändert hat, seitdem sie des Segens ihrer Barmherzigkeit teilhaftig geworden sind.

Kleiner noch als China ist das ja allerdings viel jüngere Missionsgebiet in Neu-Guinea (Grundemann, Nr. 35). Als Statistik läßt sich ja leider hier nur nennen: — — 3 (augenblicklich nur 2) Stationen, keine Christen; aber 10 Gräber in 8 Jahren! Es ist das Todesland der Rheinischen Mission. Erschütternde Nachrichten sind jahraus jahrein gekommen, die letzte erst im September des vorigen Jahres.*) Unter ganz besonders tragischen Umständen hat die eine der drei Missionsstationen, die Dampier-Insel, wenigstens vorläufig aufgegeben werden müssen. Hier war die Missionsarbeit seit 5 Jahren im Gange, mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft, aber doch zu Hoffnungen berechtigend. Da brechen die Pocken aus und beginnen die Bevölkerung zu dezimieren; und nicht genug damit, ein für erloschen gehaltener Krater fängt im Hintergrunde der Station seine unheimliche Thätigkeit an, wirft tagsüber weithin sichtbar und unter fortwährendem Donner dunkle Rauchwolken und des Nachts helle Feuergarben aus; das alles in einem Lande, wo jede Gemütserregung einen tödlichen Fieberanfall zur Folge haben kann. Dazu drohen die Lebensmittel auszugehen; das Festland ist 10 deutsche Meilen entfernt, die Missionare nur im Besitz eines schlechten Bootes. Endlich wagen es die Miokesen, die

*) Rhein. Miss.-Ber. 1895. S. 313.

Digitized by Google

schwarzen Dienstleute, hinüberzusegeln nach dem Festland; erst der zweite Versuch gelingt. Sie bringen Nachricht von den anderen Missionaren: Dampier muß verlassen werden. Mit ihnen kommt der junge Missionar Bockemeyer; er will den Einsamen bei der Auflösung behilflich sein: einen Monat ist er bei ihnen, da fällt er durch einen unglückseligen, auf unerklärliche Weise losgegangenen Schuß seines eigenen Gewehres. Ganz beweglich sind die Schilderungen der Missionare Dessel und Helmich, wie sie in den Wochen vor ihrer Abreise den Pockenkranken das Evangelium verkündigt haben, und wie die Eingeborenen dann am Strande standen und den Abfahrenden nachriefen: „Sagt's unseren Freunden drüben, daß wir hier alle sterben." Viele wertvolle Sachen mußten zurückbleiben und — 4 Gräber; aber hoffentlich wird auch hier das Wort Wahrheit: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Die Arbeit in Kaiser Wilhelmsland ist durchaus nicht hoffnungslos; in oft geradezu rührender Weise bezeigen die Papua den Missionaren ihr Vertrauen, und der Name „Jesus" ist in aller Mund, auch sind, besonders in Bagadjim, hoffnungsvolle Schulanfänge gemacht; und eine Gabe haben die Papua, die für die weitere Missionsarbeit einmal von Wichtigkeit werden kann, nämlich Evangelistengabe. Auf Grund dieser Erfahrung wirbt der augenblicklich in der Heimat weilende Missionar Kunze sehr für den Gedanken, nach dem Vorbild der anglikanischen melanesischen Mission eine „Dampfer-Mission" zu treiben. Gott wird Mittel und Wege zeigen, wie unseren schwarzen deutschen Landsleuten in Kaiser Wilhelmsland das Evangelium nahe gebracht werden kann.

Das Arbeitsgebiet der Rheinischen Mission ist groß und vielseitig; aber auf fast allen fehlt es an Arbeitern; man ist oft versucht zu fragen: wo bleiben die Theologen? In den letzten 3 Jahren sind ihrer 4 von Barmen ausgesandt, 2 weitere harren der Aussendung; aber es giebt Arbeit für viel mehr — und daheim stehen so viele müßig am Markte. Dr. Schreiber schloß einen Artikel über „Die Mission unter den Mohammedanern" mit den Worten: „Wenn sich nur die rechten Leute bei uns melden, an den nötigen Mitteln wird es uns, will's Gott, nicht fehlen. Also wo sind sie (nämlich die Theologen)?" Er dachte dabei vornehmlich an Mandheling in Sumatra; aber auch in China und Nias und Afrika und wo immer sonst, können sie gebraucht werden. Liegt denn der Missionsgedanke unsern gläubigen Theologen wirklich so fern?

Digitized by Google

Ein kolonialpolitisches Programm.

In einem „Mission oder Islam“ überschriebenen Artikel polemisiert die „Deutsche Kolonialzeitung“ (1895, Nr. 45) gegen eine Bevorzugung des Mohammedanismus unter den Negern vor der christlichen Mission und verteidigt die kulturelle Bedeutung der letzteren. Bei aller Anerkennung der mannigfachen zivilisatorischen Gewinne, welche der Islam den Negern gebracht habe, wird „die größte Gefahr der Verbreitung desselben in unseren Kolonien darin erblickt, daß er den Neger zur Ausbildung einer höheren geistigen Kultur fast untauglich mache“ und „das eigentliche Wesen des Islam der modernen christlichen Kultur als durchaus feindlich“ bezeichnet. „Mit aller Entschiedenheit“ wird der eigene Standpunkt dahin gewahrt, daß „mit unserem Begriff der Zivilisation der des Christentums untrennbar verknüpft ist.“ Selbst der Angriff auf „die englische Mission“ will trotz ihrer vielfachen Verziehung des Negers der „Deutschen Kolonialzeitung“ „wenig gefallen, weil er die ganze Einrichtung verwirft, während es doch verschiedene Missionsmethoden giebt und aus Missionsanstalten auch recht brauchbare Neger hervorgegangen sind.“

Soweit wäre gegen den Artikel wenig einzuwenden. Nun aber folgt auf eine Replik des in demselben angegriffenen Dr. Passarge, welche ebenso die bessere Qualifiziertheit des Mohammedanismus für den Neger wie die Gefährlichkeit der christlichen Mission entschieden festhält (in Nr. 50), eine Nachschrift der Redaktion, die geradezu verblüfft. Es heißt nämlich:

„Wir haben den Ausführungen des Herrn Dr. Passarge gern Aufnahme gewährt, weil sie uns Gelegenheit geben, in einzelnen Punkten noch einmal unsere Ansicht genauer zu präzisieren, als dies in dem ersten Artikel notwendig war, und um einigen vielleicht mißverständlichen Auffassungen zu begegnen. Wir als Kolonialpolitiker haben vor allem die Entwickelung der Völker, über welche wir herrschen, und deren Kräfte wir *für unsere Zwecke*,*) die großen Ziele des Deutschtums, dienstbar machen wollen, in Bahnen zu lenken, welche dieses Ziel erreichen helfen. *Dem reinen Kolonialpolitiker kann es vollkommen gleichgiltig sein, ob dieses Ziel durch das Christentum oder den Islam erreicht wird*, wenn es überhaupt nur erreicht wird. Für uns stellt sich daher die Frage so: auf welche Weise wird das Ziel erreicht, den Neger für *unsere Wirtschafts- und nationalpolitischen Ziele dienstbar zu machen*? Denn — so hieß es schon in Nr. 45 — *die Kolonien sind, um es gerade heraus zu sagen, nicht der Schwarzen wegen da; nicht deswegen geben wir Millionen aus, damit wir den Negern Wohlthaten erweisen wollen*, ohne eine Gegenleistung zu

*) Der Sperrdruck ist von mir. D. H.

Digitized by Google

erwarten, sondern um unseren Kräften ein Bethätigungsfeld zu bieten, um nationale und nationalökonomische Ziele des Deutschtums verwirklichen zu helfen." Weil nun — heißt es in Nr. 50 weiter — „über die Gefährlichkeit des Mohammedanismus für uns kein Zweifel besteht . . . jedenfalls für uns es äußerst schwer werden würde, mit der relativ geringen Macht, welche wir doch in Afrika halten können, über mohammedanische Völkerstämme zu herrschen", so „stehen wir nicht an, zu bejahen, daß dies bei den christianisierten Negern eher möglich sein wird, ja wir gehen sogar noch weiter, wir müssen den Neger dadurch, daß wir ihm das Christentum und unseren Gedankenkreis bringen, beherrschen. Das Christentum ist nur einer der Kraftfaktoren, welche wir auf das Negertum spielen lassen."

Die „Allgem. Konservative Monatsschrift", die in ihrer kolonialpolitischen Monatsschau (1895, S. 1308) auch auf diese Auslassungen zu reden kommt, bekanntlich ein Organ von entschieden kolonialfreundlicher Haltung, kritisiert dieselben mit den Worten: „Diese Verquickung des Christentums mit der Gier nach Besitz und Herrschaft streift an Frivolität." Und was sollen wir zu einem solchen kolonialpolitischen Programm sagen vom Missionsstandpunkte aus? Treiben wir dazu Mission, um „das Christentum als einen Kraftfaktor auf das Negertum spielen zu lassen", damit der Egoismus der Kolonialpolitik es desto bequemer habe, die Afrikaner zu beherrschen und auszubeuten? Unverblümter haben wir eine solche den Sendungsauftrag Jesu entwürdigende Zumutung an die christliche Mission noch nicht aussprechen hören. Und was werden die Neger dazu sagen? Ob sie die Missionare wohl mit offenen Armen aufnehmen werden, wenn sie erst über diesen Zweck der Sendung ins klare gekommen sind?

Die besprochenen Artikel enthalten auch noch andere Anstöße, so z. B. über die Behandlung der Neger. Allerdings stimmen sie nicht mit Dr. Passarge überein, der u. a. schreibt:

„Humanität und Philanthropie haben dem Schwarzen einen schlechten Liebesdienst erwiesen, und er wird seinen Pflegern die schlechte Erziehung einst ebenso entgelten lassen, wie bei uns jeder verzogene Strolch. Twenty five on backside zur rechten Zeit und am rechten Orte sind ein unendlich erzieherischer wirkendes, die Kultur besser förderndes Mittel als alle Missionare mit ihren unverstandenen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit in Christo, womit den armen Schwarzen nur der Kopf verdreht und sie zu frechen und unbrauchbaren Individuen herangezüchtet werden. Das ist einfach lächerlich, wenn in Deutschland über die nützlichen Nilpferdpeitschen ein solches Geschrei gemacht wird. Und nun gar die entrüsteten Frauenvereine, die sich mit ihren schwarzen Schwestern solidarisch erklären!"

Soweit will die „Deutsche Kolonialzeitung" nicht gehen. Sie schreibt:

Digitized by Google

„Es wird sich nur fragen, wie groß die Dosis Humanität sein soll, mit welcher wir den Neger, ohne ihn unverschämt zu machen, behandeln können. Manche Forscher sind für möglichst wenig Humanität und recht viel Prügel; wir möchten die Diagonale ziehen." (Nr. 45.) . . „Eine kräftige Regierung wird es nicht soweit kommen lassen, daß der Neger einen Beamten mit plumper Vertraulichkeit behandelt, und der Europäer, welcher den Neger wie einen lieben Kameraden oder Bruder behandelt, und man findet dies besonders bei ungebildeten Deutschen, gehört nicht in eine Kolonie."

„Also — schreibt die „Konserv. Monatsschrift" — eine mittlere Dosis Humanität, ziemlich viel Prügel, die nötige Beigabe von Christentum, und dann mag die weiße Rasse die herrschende in Afrika werden." Nun, wir wissen das auch, daß man den Neger nicht verhätscheln darf, und daß man mit der Freundlichkeit Strenge paaren muß; aber es will uns scheinen, daß gegenüber den traurigen Erlebnissen, die auch wir in unseren Kolonien überreichlich gemacht haben, und die anläßlich des Falles Wehlan gerade jetzt wieder die öffentliche Meinung aufregen, daß aller Grund vorhanden wäre, die Herren Kolonialbeamten aufs ernstlichste zu ermahnen, daß sie doch vorerst allen Fleiß anwendeten, das Vertrauen der Neger sich zu erwerben. Uns will bedünken, als sei das auch eines „gebildeten" Deutschen sehr würdig.*)

Aber wir legen jetzt den Finger nur auf die zwei Punkte: 1. auf die entwürdigende Stellung, welche die besprochenen Artikel dem Christentum und damit der christlichen Mission im Dienste der Kolonialpolitik anweisen, und 2. auf das Motiv der Selbstsucht, welches als der alleinige Grund für die Kolonialpolitik geltend gemacht wird, obgleich man dieselbe dadurch zu idealisieren liebt, daß man sie als „Zivilisationswerk" hinstellt. Diese beiden Punkte bilden die Hauptdifferenz zwischen Kolonialpolitik und Mission. Dort das Christentum bloßes Mittel zum selbstischen Zweck, hier idealer Selbstzweck; dort die Eingeborenen Gegenstand der Ausbeutung und Beherrschung, hier Gegenstand der barmherzigen Hilfe. Diese Differenz ist so groß, daß sie so lange durch kein Entgegenkommen der Mission ausgeglichen werden kann, bis seitens der Kolonialpolitik eine grundsätzlich andere Stellung zum Christentum wie zu den Eingeborenen eingenommen wird. Es wird erst dann viribus unitis heißen können, wenn die Kolonialpolitik es zu ihrem Programm macht: ehrliche Hilfe den Eingeborenen! Warneck.

*) Hoffentlich bestätigt sich die durch die Zeitungen gehende Mitteilung, daß seitens des Auswärtigen Amtes gegen das von der Potsdamer Disziplinarkammer gefällte Urteil über Wehlan Berufung eingelegt wird. Wohl niemand hat für inhumane Handlungen, wie sie in dem betreffenden Prozesse wieder notorisch geworden sind, ein so humanes Urteil erwartet.

Digitized by Google

Der Allgem. evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan.

Unter diesem Titel veröffentlicht Hermann Dalton „ein Wort der Abwehr"*) gegen die Angriffe, welche seine in dem Buche „Auf Missionspfaden in Japan" geübte Beurteilung des genannten Verfassers ihm seitens seiner Verteidiger zugezogen. (Vergl. „Allgem. Missions-Zeitschr." 1895, 425.) Das Schriftchen umfaßt allerdings nur 43 Seiten, aber sein Inhalt ist doch so bedeutungsvoll, daß wir ihm eine eingehendere Besprechung widmen müssen, als die Rubrizierung im Litteraturbericht gestattet.

In einem kurzen Vorwort, welches die Herausgabe des Schriftchens motiviert, spricht Dalton u. a. sein Bedauern darüber aus, daß die Kritik der Missionsarbeit des genannten Vereins in Japan, die er für seine Pflicht gehalten, obwohl er sich habe sagen müssen, eine scharfe Entgegnung werde nicht ausbleiben, den von ihm gehofften Erfolg: die Vereinsleitung zu einer genauen Prüfung zu veranlassen, nicht gehabt habe. Mit Ausnahme der am würdigsten gehaltenen Antwort Spinners, die wenigstens hier und da zwischen den Zeilen lesen läßt, daß die Daltonsche Kritik nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen sei, sprechen die übrigen Entgegnungen ihr jede Berechtigung ab. Man muß sich über die Erregtheit, in der das zum Teil geschehen ist, um so mehr wundern, als der Allgem. evangelisch-protestantische Missionsverein selbst die Frucht einer schneidigen Kritik ist, die seitens des liberalen Protestantismus an der gesamten übrigen evangelischen Mission geübt wurde, und daß er ins Leben gerufen ist, um durch eine neue Missionsmethode den Beweis für eine fruchtbarere Ausführung des Sendungsauftrages zu liefern. Nach einer zehnjährigen Arbeit in Japan wird man doch nun die Berechtigung zu einer Beurteilung dieses nicht ohne Prätension ins Werk gesetzten Missionsversuches nicht in Abrede stellen können. Wir erkennen gern an, daß der Allgem. evangelisch-protestantische Missionsverein, seitdem er selbst Mission treibt, sich der Polemik gegen die ältere „pietistische" Mission fast ganz enthalten, jedenfalls in keiner verletzenden Weise sie geführt hat, wie auch wir von ihm wiederholt Zeugnis empfangen haben, daß wir gegen ihn keine aggressive Stellung eingenommen; aber wenn nun ein ganz unabhängiger Mann, der nicht bloß mit großem Fleiß die sämtliche Litteratur des Vereins durchstudiert, sondern auch an Ort und Stelle seine Arbeit sich angesehen hat, auf Grund von Thatsachen sich zu einer objektiven Kritik dieser Arbeit innerlich getrieben fühlt, so ist es nicht sein, ihn zu verdächtigen, er habe „bestellte Ware" geliefert und mit einer gewissen Herzensfreude Schlimmes referiert. Man kann es Dalton nachfühlen, wenn er mit Entrüstung gegen eine solche Insinuation protestiert. Die ältere Mission muß sich bis auf diesen Tag viel Kritik gefallen lassen, und der Allgem. evangelisch-protestantische Missionsverein sollte nicht so empfindlich sein, wenn er aus einem Subjekt auch einmal ein

*) Gütersloh 1896. 0,50 M.

Digitized by Google

Objekt der Kritik wird, und sich daran erinnern, daß er selbst nicht bloß ein Kind der Missionskritik ist, sondern an der Bibel in einer Weise Kritik übt, die schon lange, ehe Dalton nach Japan kam, dort ein Gegenstand des Anstoßes gewesen ist. (Allg. Missions-Zeitschr. 1891, 245; 1892, 138.) Kritik muß sich gefallen lassen, wer ein öffentliches Werk thut. Ist sie ungerecht, so verteidigt man sich durch sachliche Widerlegung; kommt sie von sachverständiger Seite, so prüft man, ob nicht etwas von ihr zu lernen und in Zukunft besser zu machen sei. Wir haben, wie diese Zeitschrift ausweist, oft nach dieser Regel gehandelt, und auch die Leitung des Allgem. evangelisch-protestantischen Missionsvereins hätte Gewinn von der Daltonschen Kritik haben können, wenn sie sie objektiver auf ihre Berechtigung geprüft hätte. Vielleicht thut sie das mit dem nun vorliegenden Büchlein, das allerdings eine zum Teil scharfe Sprache redet.

Wir übergehen ganz den ersten Hauptabschnitt (5—19), der wesentlich Abwehr persönlicher Angriffe ist, um die vier Punkte des zweiten Abschnitts ein wenig zu beleuchten, um welche Dalton die sachliche Abwehr gruppiert: 1. die Dienstzeit, 2. die Sprachenfrage, 3. das Arbeitsergebnis, 4. die litterarische Thätigkeit.

Was die Dienstzeit betrifft, so war in Abrede gestellt worden, daß die Daltonsche Angabe, sie umfasse nur einen fünfjährigen Zeitraum, auf Wahrheit beruhe. Die angeführten Zeugnisse machen ferner diese Beanstandung unmöglich. Es wäre doch viel korrekter gewesen, die Vereinsleitung hätte zugegeben: ja, der bisherige Kontrakt lautete auf fünf Jahre, aber wir haben eingesehen, daß eine solche Bestimmung dem Missionsbetriebe schädlich ist.

Ganz überraschend ist, was man über die Sprachunkenntnis der Sendboten des Allgem. evangelisch-protestantischen Missionsvereins erfährt. Heute noch ist mir der Eindruck in frischer Erinnerung, den ich empfand, als ich die Qualifikationsbestimmung des Missionars der Zukunft las, die der idealistische Buß in seinem bekannten Buche „Die christliche Mission“ 1876 aufstellte. Dieser Modellmissionar sollte u. a. ein solcher Ausbund von Weltwissen sein, daß er das Zeug zur Bekleidung von Professuren verschiedener Fakultäten besäße; ich scherzte damals, man solle ihn auf der nächsten Weltausstellung für Geld sehen lassen. Und nun erfahren wir, daß zwar die jungen Sendboten des Vereins über alle möglichen wissenschaftlichen Fächer „lesen“, aber — die Landessprache nicht reden können! Spinner führt allerdings eine Reihe Gründe auf, warum das in Japan auch nicht unerläßlich nötig sei, aber einen alten Missionsmann wie mich kann das nicht überzeugen. Nach dem Aufsatze von Zahn in dieser Zeitschrift über die Muttersprache in der Mission (1895, 337) ist es überflüssig, ein weiteres Wort über die Notwendigkeit der Missionspredigt wie des Unterrichts in der Muttersprache und über die Armseligkeit des Dolmetscherbehelfs zu verlieren. Wenn es Dalton nicht zur Evidenz erwiesen hätte, daß von den Sendboten des Allgem. evangelisch-protestantischen Missionsvereins nur einer japanisch gepredigt und auch dieser eine sich später wieder eines Dolmetschers bedient habe, daß der Verein zwar eine wissenschaftliche Zeitschrift in japanischer Sprache herausgebe, aber keiner der Sendboten die von nicht immer reifen

Digitized by Google

Japanern übersetzten oder bearbeiteten Artikel kontrollieren könne — ich würde es unglaublich finden. Woher dieser erstaunliche Mangel? Gewiß nicht aus Unfähigkeit der Missionare; vielleicht aus Unlust, weil sie ihren Missionsdienst als nur auf Zeit ansahen? Wir wissen es nicht; aber jedenfalls handelt es sich hier um einen Punkt, der der sorgfältigsten Erwägung der Vereinsleitung wert gewesen wäre.

Auch was Dalton zum Beweise für die Dürftigkeit, ja den Rückgang des Missionserfolges beibringt, ist so überzeugend durch Thatsachen und Zahlen nachgewiesen, daß die Behauptung des Gegenteils eben nur eine Behauptung ist. Dieser Thatsachenbeweis ist um so wuchtiger, als er einen sehr ernüchternden Gegensatz bildet zu dem „rednerischen Ueberschwang" in den Berichten, der Aufzählung, Wertschätzung und Bezeichnung der Institute des Vereins, der Bildungsanforderungen an die Besucher der „Akademie" u. s. w. Die Gesamtzahl der japanischen Gemeindeglieder ist von 247 Köpfen in 1892 auf 208 Ende 1894 zurückgegangen, während in dem gleichen Zeitraum die Zahl der evangelisch-japanischen Christen überhaupt von 35 534 auf 39 240 gestiegen ist.*) Die Studenten der „Akademie" wie die eingeborenen Prediger haben sich vermindert, Stationen sind eingegangen, die Abonnenten der Zeitschrift „Schinri" von 500 in 1890 auf 20 gesunken u. s. w., wie Dalton immer zahlenmäßig und mit Nennung der Namen nachweist. Mich hat dieser Rückgang erschüttert und vor ein Rätsel gestellt, das ich nicht zu lösen vermag. Nämlich wie kommt es, daß dieser liberale Missionsverein, der eine sehr fortgeschrittene Bibelkritik in Japan vertritt, statt ungeheuren Anhang zu gewinnen, zurückgeht, da Jung-Japan doch für Liberalismus und Kritik so empfänglich ist und seine weltliche und selbst ein Teil seiner theologischen Litteratur widerhallt von der Forderung eines rationalistischen Christentums? Dalton erklärt es dadurch, daß es den Japanern pietätlos erscheine, wenn eine christliche Missionsgesellschaft das Christentum seiner Offenbarung, Wunder u. s. w. entkleide; sie nähmen das gern an von Nichtchristen, etwa von ihren halbgelehrten Buddhisten, die sich in Europa und Amerika die Waffen zur Bekämpfung des christlichen Glaubens geholt, aber sie wollen von einem Missionsverein nichts wissen, der den orthodoxen Glauben bekämpfe. Ich weiß nicht, ob es so ist; jedenfalls giebt die Thatsache zu denken, und das setzt sie außer Zweifel, daß die Erfahrungen dem liberalen Protestantismus nicht das Zeugnis ausstellen, er sei eine Missionsmacht, geschweige eine fruchtbarere Missionsmacht, als die alte „pietistische" Mission.

Endlich die litterarische Arbeit, besonders soweit sie durch die Zeitschrift Schinri ausgeübt wird. Der ungeheure formale Fehlgriff, daß kein einziger Missionar die in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel selbst japanisch schreiben oder auch nur genau kontrollieren kann, daß diese Arbeiten durch das Medium mehrerer Sprachen gehen: deutsch, englisch, japanisch, und die japanischen Herausgeber und Mitarbeiter, die übrigens auch häufig wechseln,

*) Vermutlich noch höher, da in der betreffenden Statistik von den meisten evangelischen Missionsgesellschaften nur die Zahl der selbständigen erwachsenen Christen (Kommunikanten) angegeben ist.

Digitized by Google

keineswegs lauter erprobte Christen und durchgebildete Theologen sind — wurde schon angedeutet. Dalton hat es aber in diesem Abschnitt wesentlich mit dem Inhalt der Artikel dieser Zeitschrift zu thun, von dem er behauptet, seine Gegner aber bestritten hatten, er sei ein destruktiver. Auch hier wird speziell bezüglich der Lehre der Sendboten des Vereins über die heil. Schrift und über die Wunder, besonders die Auferstehung Jesu, der bereits in den „Missionspfaden" geführte Zitatennachweis ergänzt und der Vorwurf einer tendenziösen Auslese à la Janssen zurückgewiesen.

Ich habe seiner Zeit in der maßvollsten Weise vor der Einführung der doch mindestens so sehr unsichern Ergebnisse der modernen kritischen Theologie in die Mission gewarnt, weil es schon ein großer pädagogischer Mißgriff sei; die Warnung ist nicht beachtet, ja ich bin ihretwegen angegriffen worden. Das Daltonsche Buch fährt nicht so sänftiglich mit dem Knaben Absolom, vielleicht ist es wirkungsvoller. — Man hat zur Rechtfertigung der radikalen Bibelkritik, mit der wir jetzt daheim und nun leider auch auf dem Missionsfelde im offenen Kampf liegen, sich gegnerischerseits wiederholt auch seitens des Allg. evangel.-prot. Missionsvereins auf das maßvolle Schriftchen des Lehrers am Baseler Missionshaus, Kinzler, berufen: „Ueber Recht und Unrecht der Bibelkritik." Aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Kinzler redet auch von dem Unrecht der Bibelkritik, und sein Kollege, der Baseler Missionsinspektor Oehler erklärte auf dem letzten Jahresfeste:*)

„Es ist uns ein freundliches Zusammengehen mit dem Allgem. protest. Missionsverein empfohlen worden. Es ist kein Zweifel, daß das Dasein dieses liberalen Missionsvereins ein Zeichen der Zeit ist, ein Zeichen, wie stark der Missionsgedanke geworden ist. Es ist auch gewiß die Sache jedes einzelnen, sich zu entscheiden, wie er sich zu diesen Bestrebungen stellen will. Und es kann nie unsere Aufgabe sein, diese Bestrebungen zu bekämpfen. Aber darüber müssen wir uns klar sein, auf welchem Boden wir stehen. Und dieser Boden ist der Glaube an Jesum, den menschgewordenen Sohn Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen und gen Himmel Gefahrenen, der sitzt zur Rechten Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; und aus diesem Glauben heraus müssen unsere Missionsbestrebungen und unsere Missionspraxis wachsen. Und da dürfen wir uns nicht verbergen, daß jener Verein in Sachen, die für uns grundlegend sind, auf anderem Boden steht. Obwohl wir jene Sache nicht bekämpfen, so müssen wir doch hier sagen: Ihr habt einen andern Geist als wir, und wir müssen dem Geist, der unsere Mission durch die Männer, die sie gegründet haben, durch die Kreise, aus denen sie herausgewachsen ist, und der für uns maßgebend ist — diesem Geist müssen wir auch in der Mission treu bleiben. Wir müssen uns darüber klar bleiben und unsern Standpunkt in solcher Weise festhalten, daß wir unseres Unterschiedes gegenüber anderen stets bewußt sind." Warneck.

---

*) Bericht über die christl. Jahresfeste in Basel 1895, S. 42 f.

Digitized by Google

Gemischte Zeitung.

1. Die großbritannischen Missionsbeiträge im Jahre 1894 werden von dem Kanonikus Robertson, der sie alljährlich zusammenstellt, mit Ausschluß von Kapitalzinsen und Einnahmen von auswärts auf 27 193 840 M berechnet, eine Summe, die allerdings nicht lediglich für die Heidenmission bestimmt ist. Es sind auch die Gaben für die Judenmission und die sogen. koloniale und kontinentale Missionsgesellschaft darunter. Die Einnahme ist um rund $1^1/_2$ Million höher als 1893. Die Hauptsumme der Beiträge kommt jetzt aus den zur Staatskirche gehörigen Kreisen. Wir haben schon wiederholt den Wunsch ausgesprochen, es möchte doch einmal ein genauer statistischer Nachweis über die Seelenzahl der Kirche von England und der dortigen Freikirchen gegeben werden, damit man erfahren könne, wo der prozentuale Beitrag der größere. Bis heute ist dieser Wunsch nicht erfüllt worden, und wir haben wenig Hoffnung, daß man ihm überhaupt Beachtung schenken wird. Die schottischen Beiträge sind mit den irischen zusammengestellt — wenigstens im Ch. M. Intellig., dem wir die Zahlen entnehmen (1896, 64) —, so daß man auch diese nicht selbständig vor sich hat, und da eine Angabe der Seelenzahl fehlt, wieder nicht in der Lage ist, zu beurteilen, ob sie prozentualiter größer sind als die englischen.

2. Die nordamerikanischen Missionsbeiträge in 1894, d. h. die der Vereinigten Staaten und Kanadas sollen nach der Miss. Rev. of the World (1896, 70) 21 891 088 M. betragen haben. Jedenfalls sind in dieser Summe die bedeutenden Gaben eingerechnet, welche auf die Arbeit in römisch-katholischen Ländern kommen, und wir haben Grund zu der Annahme, daß auch ein großer Bruchteil der Gelder mit darin steckt, die besonders seitens der Methodisten und Baptisten auf die Proselytenmacherei vornehmlich innerhalb der europäischen protestantischen Landeskirchen verwendet werden, obgleich in einer Anmerkung zu der Tabelle versichert wird, dies letztere sei nicht der Fall. Immerhin ist die finanzielle Missionsleistung des Protestantismus englischer Zunge eine bedeutende, auch wenn wir sie in England und Amerika zusammen auf rund 42 Millionen reduzieren, eine Summe, die durch die englischen Beiträge in Südafrika, Australien u. s. w. vielleicht noch um 2—3 Millionen steigt.

3. In der Kirche von England, namentlich in den zur Ch. M. Soc. gehörigen Kreisen der sogen. evangelischen — im Unterschiede von der hochkirchlichen — Partei werden fortgehend bedeutende Anstrengungen zur Belebung des Missionssinns gemacht. So ist jetzt der Editorial Secretary der genannten Gesellschaft, E. Stock, nachdem er vor zwei Jahren zu demselben Zweck nach Australien gereist, Ende vorigen Jahres in Kanada gewesen,

Digitized by Google

nicht um zu kollektieren, sondern um die zur Church of England gehörigen Kreise zu einer relativ selbständigen Missionsthätigkeit im Anschluß an die Ch. M. Soc. anzuregen, daß sie mehr Missionare aus ihren eigenen Mitteln entsenden und für deren Unterhalt aufkommen. Und wie in Australien, so ist auch in Kanada diese Anregung des ebenso eifrigen wie begabten und sachkundigen Mannes von bedeutendem Erfolg gewesen. — Aber auch in England selbst, vornehmlich in London, werden außerordentliche Anstrengungen gemacht, die Zahl und die Thätigkeit der Missionsfreunde zu vergrößern. So hat man jüngst eine sogen. Missionary Mission to Men in London ins Werk gesetzt, d. h. eine große Menge Missionsversammlungen veranstaltet lediglich für Männer, die ihren Abschluß in einem großen Meeting in der bekannten Exeter-Halle fanden. Der schöne Bericht über dasselbe (Int. 1896, 60) schließt leider mit einer rhetorischen Phrase, gegen die wir Protest zu erheben um so berechtigter sind, als wir der englischen Missionsthätigkeit stets volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Es war noch dazu der neue Direktor der Ch. M. Soc., Rev. Fox, welcher seine Ansprache unter Hinweis auf die spezielle Verantwortlichkeit der Engländer bezüglich der Christianisierung der Welt mit der Bemerkung schloß, „die englische Nation sei die einzige auf der Erde, welche für die Mission befähigt sei.“ (The one nation on the face of the earth with a capacity for missions.) Unsere englischen Vettern und Glaubensgenossen mögen es uns nicht übelnehmen, wenn wir sie bitten, ein wenig mehr **Bescheidenheit** in der Selbstbeurteilung und ein wenig mehr Gerechtigkeit in der Beurteilung anderer Völker on the face of the earth zu lernen. Wie schon S. 7 bemerkt wurde, hat dieser Mangel an Bescheidenheit einen Hauptgrund in der Unwissenheit über die Leistungen anderer Völker auf dem Gebiete der Mission, und wir wiederholen unsere Bitte, daß unsere englischen Brüder sich doch endlich bemühen mögen zu studieren, was und wie die andern Nationen für die Mission gearbeitet haben. Es ist der Mühe wert.

4. Zu Beginn des Jahres 1895 zählte die Brüdergemeine in Deutschland und der Schweiz 24 Gemeinen mit zusammen 7914 Seelen, in Böhmen 2 Gemeinen mit 479, in England 32 Gemeinen mit 5729, in Nordamerika 81 Gemeinen mit 19877, in Australien 1 Gemeine mit 224, also in Summa 140 Gemeinen mit 34623 Seelen. (M.-Bl. der Br. G. 1896, 4.) Und was leistet diese kleine Gemeine für die Mission? Auf 130 Haupt- und 24 Nebenstationen in allen Erdteilen stehen in ihrer Pflege 93645 Getaufte. Die Zahl ihrer Missionare beträgt 406 Personen und zwar 213 Brüder und 193 Schwestern, unter denen allerdings nur 14 unverheiratete sind. Das Jahr 1894 ergab eine Missionseinnahme von 495789 M. und eine Mehrausgabe von 109960 M., zu deren Tilgung in 1895 bereits 87116 M. eingegangen sind. Nun kommen von der stattlichen Einnahme auf die deutsche Provinz allerdings nur ca. 190000 M., und von diesen vielleicht 60000 M. von außerhalb der Brüdergemeine und 54000 M. aus Stiftungen; aber selbst wenn nur ca. 70000 M. auf die 7914 Seelen der deutschen Provinz und die 479 Böhmens kommen, so bedeutet das auf den Kopf einen Missionsbeitrag von fast 9 M. und wenn man die 21000 M. Legate abzieht, immer noch von

Digitized by Google

ca. 6 M. Uns ist keine andre christliche Gemeinschaft bekannt, die auch nur annähernd eine solche finanzielle Missionsleistung aufzuweisen hätte. Ueber das prozentuale Verhältnis der deutschen zu den britischen und amerikanischen Sendboten der Brüdergemeine fehlt uns der statistische Anhalt; aber wir glauben kaum in der Annahme zu irren, daß es für Deutschland ein weit günstigeres ist als das finanzielle. Soweit wir nachzukommen vermögen, stammt die weit größere Majorität der brüdergemeinlichen Missionare aus Deutschland. Und auch die nicht aus Deutschland stammenden sind mit geringen Ausnahmen von deutscher Art. Wir betonen das einmal mit Nachdruck; vielleicht überzeugt es unsere britischen Vettern, daß die englische doch nicht the one nation ist on the face of the earth with a capacity for missions.

Warneck.

Missionsrundschau.

China.

Von D. Grundemann.

(Schluß.)

Trotz aller dieser ungünstigen Verhältnisse hat die Mission in verschiedener Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht. Die Angehörigen der Kirchenmission vermehrten sich in einem Jahr von 12842 auf 15196, also um 2354, die der Londoner (in 2 Jahren) von 7652 auf 8850, also um 1198.

Folgende Beispiele mögen den zehnjährigen Zuwachs der eingeborenen Christen zeigen:

1. C. M. S.	8159 (114%)	5. Basel . . .	1350 (nahezu 50%)
2. Method. Episc. . .	7584 (119%)	6. A. Board	1200 (100%)
3. Lond. M.	3788 (108%)	7. Wesl. Method. . .	788 (134%)
4. Engl. Bapt. . . .	1599 (150%)		

Was die räumliche Ausdehnung betrifft, so ist es bemerkenswert, daß in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten die Arbeit in den westlichen Provinzen mit Nachdruck gefördert wird, besonders in Sz-tschuen. Die Kirchenmission konnte dort die Stationen Tschang-pa, Sin-tu, Mien-tschuh, Mien-tscheo und An-hsien gründen, alle nordwestlich von Tschung-king am Jang-tß. (C. M. Rep. 95, 272. Spezialkarte 276.) In der letztgenannten Stadt mit 2—300000 Einwohnern ist die Londoner Mission eifrig an der Arbeit mit 4 europäischen Missionaren und einem Hospital. Auch eine Quäker-Mission wird dort erwähnt. Die China-Inland-Mission hat ihre Stationen in jener Provinz beträchtlich vermehrt. Auch die Method. Episkop. und die Kanadischen Methodisten stehen dort an der Arbeit.

Ebenso in Schan-si hat sich die Arbeit sehr ausgedehnt. (China-Inland arbeitet in 17, Engl. Bapt. in 19, Am. Board in 6 Ortschaften.) Hier und in Schen-si ist der Schauplatz der großartigen jungen schwedischen Missionsunternehmungen. Die Allianzmission schickte auf Veranlassung des äußerst rührigen Franson 1893 nicht weniger als 45 Missionare aus, die in jenen

Digitized by Google

beiden Provinzen ihre Arbeitsplätze gefunden haben — Feng-tschau, Jang-kau, Pao-teo, Kuei-hwa-tscheng und mehrere kleinere Ortschaften in Schan-si, sowie Si-ngan in Schen-si. Am letztgenannten Orte hat Franson die drei Erstlinge getauft. Daneben arbeitet der Heiligungsbund von Orebro (mit neun Missionaren namentlich in Pao-teo) in Verbindung mit der China-Inland-Mission. Der tüchtige Vorsteher, Emanuel Olsson ist 1894 gestorben. Ein anderer Olsson (Emil) von der Fransonschen Expedition ist an seine Stelle getreten. Franson hat seine Missionare besucht und den großartigen aber abenteuerlichen Plan einer Kette von Wüstenstationen gefaßt, um dem in Kaschgar arbeitenden Missionsbunde die Hand zu reichen. Die Ausführung ist bereits sofort mit Besetzung von Urga in Angriff genommen. Wir fürchten, es fehlt dabei an Nüchternheit. — Auch im Himalaya (Dardschilling und Garhwal) hat Franson Stationen angelegt Auf Anregung durch die China-Inland-Mission sind eine neue norwegische und eine finnische (Freikirche von Finnland) Mission entstanden, sowie die deutsche Allianzmission, die mit neun Personen in der Provinz Tsche-kiang arbeitet.

Wichtiger als solche neuen Anfänge dürfte die Stärkung der alten bestehenden Missionen sein. Auch davon wird reichlich berichtet. Waren früher vorwiegend die großen Städte das Arbeitsfeld der Mission, so dehnt sich jetzt das Werk immer mehr nach dem platten Lande aus. Es entstehen eine große Anzahl von Außenstationen (z. B. Lond. M. 1893: 99, jetzt 115). In den Londoner Blättern wird mehrfach betont, wie wichtig es ist, daß europäische Missionare mitten in solchen ländlichen Distrikten ihre ständige Wohnung haben (Rep. 95, 53). Die Eröffnung neuer Thüren auf dem Lande geschieht vielfach durch Patienten, die in den Missionshospitälern verpflegt und mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden. Die ärztliche Mission erweist sich von Jahr zu Jahr als eine erfolgreiche Vorarbeit für die Predigt und wird daher von den meisten Gesellschaften immer stärker betrieben.

Die Zahl der behandelten Patienten gleicht einem stark anschwellenden Strome (76246 C. M. S., 53000 Lond. M., über 50000 Am. Board — konsultierende Patienten; internierte je ca. 2000), die Hospitäler bilden Anziehungspunkte, deren Kraft in weitem Umkreise zu verspüren ist. Eine gelungene Staaroperation führte einen ganzen Strom von Blinden herbei. (Canad Presbyt. Rep 41.) Zuweilen sind die Anstalten überfüllt — so z. B. in Fen-tschau 70 Personen, wo für 40 Raum war. (A. B. Rep. 94, 76.) Während auf manchen Stationen die Bevölkerung noch recht gleichgiltig oder selbst feindselig ist, sind in den Dörfern des Distrikts oft schon viele Freunde der Missionare, ja getaufte Christen und christliche Familien zu finden. Meist war es ein geheilter Patient, der aus dem Hospital die Samenkörner des Evangeliums mitbrachte, aus denen hier und da der Keim einer christlichen Gemeinde entstand. Die Berichte bringen derartige Beispiele in großer Zahl.

Die Hospitäler geben Gelegenheit, einzelne Leute einmal aus der Masse ihres heidnischen Volkes auszusondern und unter christliche Einflüsse zu bringen, wo sie die täglich wiederholten Heilswahrheiten hören. Beim Abschied bekennen sich viele zum Glauben. Freilich, nur die Zeit kann zeigen, wieviel von dem

Digitized by Google

ausgestreuten Samen aufgeht. (Canad. Presbyterian Rep. 40.) Manche von den neu ankommenden Patienten haben bereits von irgend einem Freunde oder Verwandten etwas vom Christentum gehört. Andere, die öfters wiederkommen, versichern, daß sie sich nicht mehr am Götzendienst beteiligen, vielmehr täglich zu Gott beten, obwohl sie den Uebertritt noch nicht wagen. „Aber," fügt die Berichterstatterin hinzu, „dennoch kommen die meisten in der dichtesten Unwissenheit, und ich fürchte, sie verlassen uns mit einem sehr schwachen Schimmer von Licht." (London Rep. 95, 45)

Indessen die christliche Liebe verfehlt ihre Wirkung nicht und überwindet die stärksten Vorurteile. Eine bigotte Buddhistin weigerte sich zuerst hartnäckig, etwas von der christlichen Lehre zu hören. Aber unter der liebreichen Behandlung wurde sie so umgestimmt, daß sie an der Bibelklasse teilnahm und bei ihrer Entlassung um die Besuche einer Bibelfrau bat. (C. M. Rep. 95, 264.) Ein Mandarin, der in Hang-tschau im Hospital drei Wochen behandelt war, hatte mit Bewunderung beobachtet, daß der Missionar bei aller hingebenden Bemühung nie Geld fordere — und daß er, um solche Werke der Barmherzigkeit zu thun, sein Vaterland verlassen hatte, machte auf den hohen Herrn doch einen bedeutenden Eindruck. Er ließ bei seiner Entlassung ein Päckchen mit 400 M. als einen Beitrag für das gute Werk zurück. (ib. 269.)

Oefters schildern die Berichte die Schwierigkeiten der Hospitalsarbeit. „Die meisten Krankheiten, die wir zu behandeln haben, rühren her von ungenügender oder schlechter oder ungekochter Nahrung, ungenügender Bekleidung oder Schmutz. Der letztere bringt uns sicherlich Tausende. Die Wasserscheu, d. h. Furcht, sich zu waschen, ist in China epidemisch. Viele unserer Patienten sind sehr arm, und über vieles müssen wir den Mantel der Liebe ausbreiten. Die ärmsten können ihre Kleidung nicht waschen, weil sie keine andere anzuziehen haben. Der Aberglaube und die Unwissenheit ist noch größer als ihre äußere Verkommenheit." Es ist nicht leicht, mit solchen Subjekten fertig zu werden, welche meinen, auf Grund ihrer Krankheit das Recht zu haben, ganz unverschämte Anforderungen zu erheben: viel Zeit, eine große Menge sehr guter Medizin u. s. w. Dazu denke man sich im Wartezimmer eine Temperatur von einigen 30° R. im Schatten nebst einer dicken Atmosphäre, die die Geruchsnerven bedeutend angreift. Da giebt es Gelegenheit, sich selbst zu überwinden. (ib. 268)

Nicht selten werden die Missionsärzte in Fällen selbstmörderischer Opiumvergiftung schleunigst in Anspruch genommen. Unter 13 Fällen in Tschuwang war nur einer, in dem die Behandlung erfolglos blieb. (Can. Presb. R. 95, 41.)

Eine ganze Reihe von neuen Missionshospitälern ist im letzten Jahre gegründet worden. Auch den Aussätzigen wird immer mehr Pflege zu teil. In Ku-tsheng und Pak-hoi wurden für dieselben besondere Hospitäler gebaut und auf der letzteren, seit 8 Jahren bestehenden Station, deren 60 Christen größtenteils aus den Patienten des Hospitals gesammelt sind, konnten 16 Aussätzige konfirmiert werden. Dort fanden sich auch gesunde Frauen im Hospital ein, nicht, um Medizin, sondern um die „reine Lehre" zu erhalten. (C. M. Rep. 95, 251.)

Digitized by Google

Vielfach sind in der ärztlichen Mission einzelne Damen beschäftigt. Die Zahl der weiblichen Missionsarbeiter ist überhaupt bedeutend gestiegen, wie folgende Daten zeigen:

	C. M. S.	Lond. M.	Am. Bapt.	Am. Board.
1885	2	4	5	32
1895	32	21	17	49

Jedenfalls hat Frauenarbeit in der chinesischen Mission noch große Aufgaben, und man kann sich nur freuen, daß sich Arbeiterinnen in immer größerer Zahl einfinden. Es wäre jedoch zu wünschen, daß diese speziellen Aufgaben und ihre Grenzen immer deutlich erkannt würden. Wenn eine Dame als einzige Europäerin ihre Wohnung in einem weit abgelegenen Orte hat (wie z. B. in Pok-lo — Lond. Rep. 95, 35) und ganz selbständig dort missioniert, so erscheint das doch aus verschiedenen Gründen bedenklich. Ebenso wenn eine oder ein paar Damen allein weite Reisen durch die Distrikte machen. (A. Board Rep. 95, 72.) Mögen wir ihre Hingabe, Mut und Eifer rühmend anerkennen, so können schon wir Deutsche uns doch nicht des Gefühls erwehren, daß eine derartige Thätigkeit nicht ganz passend ist. Welchen Eindruck müssen aber die Chinesen nach der Stellung, die in ihrem Bewußtsein die Frau einnimmt, von solchem Auftreten haben!*)

Ebenso will es uns bedünken, daß die direkte Uebertragung von heimatlichen Einrichtungen zur Weckung und Pflege christlichen Lebens nicht so ohne weiteres angänglich ist, namentlich, wenn es sich um eine noch recht junge Form handelt, wie die Christ. Endeavour Societies.

In den englischen und amerikanischen Berichten findet sich viel derart erwähnt. Christian Endeavour Union **), Watchers Band, Dorcas Meeting (Lond. Rep. 95, 39. 42. 44. 52., Bo. Herald 94, 71.) Missionsverein mit bestimmtem Beitrag, Kindermissionsverein (C. M. Rep. 95, 262), Antitheaterverein (Bo. Her. 94, 246) u. a. Man sollte meinen, bei gesunden Verhältnissen müßte die christliche Gemeinde selbst die Vereinigung sein, in welcher alles gethan wird, was sich zu ihrer Pflege und Förderung thun läßt. Bei uns ist das Vereinswesen aus Not eines schwer erkrankten Gemeindelebens aufgekommen.

*) Die „Vossische Ztg." bringt in Nr. 571 eine allerdings in ihrer Generalisierung nicht gerechte aber beherzigenswerte Korrespondenz aus Shanghai vom 23. Oktober cr., in der sie sich beschwert über den den chinesischen Missionaren fehlenden Takt, sich möglichst nach den Regeln der chinesischen Schicklichkeit zu richten. In dieser Allgemeinheit ist der Vorwurf unbegründet; wir kennen chinesische Missionare genug, die sich's allen Ernstes lassen angelegen sein, den Chinesen selbst Chinesen zu werden. Aber ein gut Körnlein Wahrheit steckt darin, wenn der Korrespondent bedauert, daß die unverheirateten Missionarinnen nicht immer das chinesische Schicklichkeitsgefühl respektieren, besonders nicht auf ihren Reisen ins Innere und bei ihrem Zusammenwohnen mit verheirateten Missionaren, was den Chinesen ein großes Aergernis gebe. Auch wir haben schon wiederholt hierauf aufmerksam gemacht und geben die Warnung des Shanghai-Korrespondenten zur Beherzigung weiter. D. H.

**) Die Endeavour Societies aus verschiedenen Missionen haben sogar einen Bund geschlossen, der in Shang-hai 1894 seine Generalversammlung hielt. Er zählt über 1000 Mitglieder. (Bo. Her. 94, 422.)

Digitized by Google

Man sollte erwarten, daß bei den jungen Missionsgemeinden derartige Verhältnisse sich noch nicht fänden.

Die zu Amoy gehörigen Gemeinden werden wegen ihrer Erstarkung zur Selbständigkeit gerühmt. Selbst die Missionare haben auch in wichtigen Angelegenheiten nicht die alleinige Autorität. Sie können nichts einrichten ohne die eingeborenen Pastoren. Gemeinden, die ihre Kosten selbst bestreiten, nehmen auch das Recht, ihre Pastoren selbst zu wählen, in Anspruch (Lond. Rep. 95, 38). — Es ist schwer, alle Missionsgemeinden in eine Rubrik zu bringen. In einigen ist frisches Leben, das auch seinen Einfluß auf die heidnische Bevölkerung geltend macht. Besonders gerühmt werden eifrige Christen, die unbesoldet das Evangelium verkündigen, wie jener, der mit seinem Esel jährlich hunderte von Meilen im Dienste Christi reist (ib. 95, 55), oder der Klempner Tien in Han-kau, der trotz seiner bedeutenden Geschäftsarbeit täglich sich Zeit nimmt, in einer oder der andern Kapelle zu predigen. Er kann dabei auf sich selbst exemplifizieren. „Früher," sagte er, „führte niemand in der ganzen Stadt so anstößige Reden, wie ich; jetzt ist es meine größte Freude, meinen Landsleuten Gottes Liebesbotschaft bekannt zu machen" (ib. 44). In manchen Landdistrikten zeigt sich solch frisches, junges Leben. In Fuh-kien nahm eine ganze Dorfschaft das Evangelium an; in andern entsagen 30 und selbst 100 Familien dem Götzendienste und kommen in die Kirchen (oft auf weiten Wegen) um Gottes Wort zu lernen (C. M. Rep. 95, 257 f.). Auch in den Thälern südwestlich und südöstlich von Ning-po mit urwüchsiger, derber Bevölkerung, macht die Mission große Fortschritte (ib. 265 ff.).

Dagegen giebt es manche Gemeinden, über die in den Berichten recht geklagt wird. So in Peking — der laodiceische Zustand der Gemeinde, in der sich im ganzen nur Trägheit und Kälte zeigt. Auch die Dorfgemeinden befriedigen nicht, bei großer Unwissenheit und Nachlässigkeit der Helfer (Lond. Rep. 95, 58). Aehnliche Zustände herrschen in einem zu Kanton gehörigen Distrikte (ib 34). In Ning-po wird der geistliche Zustand der Gemeinden als nicht befriedigend bezeichnet. Die Sonntagsfeier und der Kirchenbesuch läßt dort zu wünschen übrig (C. M. Rep. 95 264).

Im Norden wird von einer besonderen Erweckung berichtet, die durch die speziellen Predigten eines Method. Episkopal-Missionars herbeigeführt wurde. Die verschiedenen Denominationen öffneten ihm willig ihre Kirchen. Die des amerikanischen Board war eine Woche hindurch des Morgens ziemlich, des Abends aber gedrückt voll. „Viele, die nie den Heiland gekannt hatten, setzten nun zum ersten Mal auf ihn ihr Vertrauen. Es war ein ganz neuer Anblick, überall in der Kirche erhobene Hände zu sehen, um den Glauben an das Evangelium zu bezeugen. Viele bekannten ihre Sünden, manche mit Thränen und tiefer Bewegung. Streitigkeiten wurden geschlichtet. Männer, die in Sünde gefallen waren und ihre kirchlichen Pflichten vernachlässigt hatten, wurden zurückgebracht" (Bo. Herald 94, 244). Es war erstaunlich für die Missionare „von so manchem geheimen Vorbehalt zu hören, der selbst unter unsern reifen Christen der vollen Hingabe an Gottes Willen im Wege stand. Nun hat, wie es scheint, die ganze Gemeinde ihr Ziel, sich dem Herrn zu heiligen, festgemacht" (ib. 362).

Digitized by Google

In andern Gegenden ist es noch nicht zu solchen Erweckungen gekommen. Aus Ning-po schreibt ein Missionar der amerikanischen Baptisten: „Ein Geist der Erweckung (a revival spirit) in unsern Gemeinden — das ist's, was wir suchen, um das wir bitten" (The Bapt. Missionary 95, 343). Auch dort hatte man schon Vorbereitungen zu speziellen Erweckungsversammlungen getroffen.

Aber auch ohne besondere Veranstaltungen erweist Gottes Wort seine Kraft an den Chinesen. Geldliebe und Geiz gehören zu ihren Hauptlastern, die ohne Zweifel auch in manchen christlichen Gemeinden noch nachwirken. Dennoch finden wir einzelne überraschende Beispiele von christlicher Uneigennützigkeit, welche beweisen, was für eine Umwandlung das Christentum auch in diesen Menschen zuwege zu bringen vermag. Aus dem vorliegenden Material traten uns folgende Beispiele entgegen.

In Hongkong hatte sich einer von den europäischen Konsuln verirrt und ließ sich von einem Manne auf den rechten Weg bringen. Dieser wollte, obwohl er eine beträchtliche Strecke mitgegangen war, kein Geld dafür annehmen. Als der Konsul es ihm aufdrängen wollte, weigerte er sich mit zum Himmel erhobenen Händen und sagte: „Das habe ich um meines himmlischen Vaters willen gethan!" Es stellte sich heraus, daß er zur Gemeinde der Kirchenmission gehörte. Der betreffende Missionar erhielt darauf ein sehr anerkennendes Schreiben über den Erfolg seiner Wirksamkeit samt einem Geldbeitrage (C. M. Rep. 94, 185). — Ebenso weigerte sich ein Mann auf dem Festlande, der Missionar Grundys Gepäck getragen hatte, dafür irgend eine Entschädigung anzunehmen, und entwich geschickt, als sie ihm eingehändigt werden sollte. (ib. S. 186.) Ein andrer wurde von einem reichen Heiden gedrängt, ihm seine hübsche Tochter zur Frau zu geben. Er hätte eine große Summe für sie erhalten können. Aber er lehnte alle Anerbietungen ab. Lieber wolle er, daß sie auf der Stelle stürbe und in den Himmel käme, als daß sie einen Heiden heirate. Später gab er sie einem armen jungen Christen, von dem er keinen Pfennig erhielt (ib. S. 187).

Eine Frau vom Lande, die im Hospital mit dem Evangelium bekannt geworden, findet sich später wieder ein, bringt ihre Ahnentafeln und Götzen (resp. Zaubersachen) mit und übernimmt ohne Lohn einen Dienst, obgleich sie in einem chinesischen Hause einen solchen mit monatlich 4 Dollar hätte erhalten können (Lond. M. Rep. 94, 30). Ein eingeborner Prediger hat sich 30 Doll. gespart, um sich einen Sohn zu kaufen. Schließlich aber besinnt er sich eines besseren und giebt jene Summe für die Mission. (ib. S. 36.) Ein Christ in Ning-taik, der früher ein dem Opium und dem Hazardspiel ergebener, unverschämter Mensch war, machte durch sein ganz verändertes, bescheidenes Wesen auf seine Nachbarn bedeutenden Eindruck. Sie versuchten ihn zu reizen durch eine Grenzverrückung, die er ohne rechte Erwägung der Sache sich gefallen ließ mit den Worten: „Ja, ihr könnt die Mauer machen. Ich habe etwas besseres als Land in meines himmlischen Vaters Hause!" Nachher sah er freilich seine Uebereilung ein, wollte aber sein Wort nicht zurücknehmen. Die andern Christen sahen indes die Sache anders an und fürchteten, die Heiden würden weitere Uebergriffe unternehmen. Durch ihre Verhandlungen

Digitized by Google

wurde die rechte Grenze wiederhergestellt (Rep. C. M. S. 95, 254). Ein Christ schlug ein Amt als Steueraufseher aus, das ihm 360 Mark monatlich gebracht haben würde, weil dabei für ihn zuviel Gefahr der Verführung gewesen sein würde (Bost. Herald 94, 528). Auch die Opferwilligkeit einzelner christlicher Gemeinden ist hier zu erwähnen. Die der Americ. Reformed Church zu Amoy leisteten Beiträge von über 16 Mark auf jedes Mitglied (Rep. 95, 1).

Auch von andern christlichen Tugenden finden sich manche schöne Beispiele. Aber man darf dieselben nicht generalisieren. Sie zeigen sich nicht bei allen Mitgliedern. Und auch bei gereiften Christen, an denen sich sonst manche schöne Früchte des Glaubens finden, können (wie das bei der oben erwähnten Erweckung offenbar wurde) ganz im Verborgenen schwere Schäden vorhanden sein. Ein Missionar drückt sein Erstaunen aus über die schreckliche Kluft, die den Missionar von den Chinesen und selbst den christlichen trennt (Bapt. Miss. 95, 348). Abgesehen von den äußeren Lebensgewohnheiten gilt das besonders von dem großen Unterschiede unsrer ganzen Anschauungsweise von der chinesischen. Selbst bei einem christlichen Chinesen bleibt uns manches rätselhaft. Dahin gehören die verschiedenen Züge, die uns miteinander unvereinbar sind, aber dort in einer Persönlichkeit verbunden erscheinen.

Auch in dieser Hinsicht müssen wir der Kraft des Evangeliums vertrauen, das wie ein Sauerteig im Leben der Völker wie der Einzelnen wirkt, — allmählich das Ganze durchsäuernd. Daß auch in China das Evangelium weithin diesen Einfluß ausübt, fand im letzten Jahre seinen Ausdruck in dem schönen Geschenk, das tausende von christlichen Frauen der Kaiserin-Witwe zu ihrem 60. Geburtstage machten. Sie schenkten ihr ein Neues Testament in einem künstlerisch gearbeiteten silbernen Kasten (Chronicle 95, 29). Sonst pflegt man in China einem zu diesem Festtage einen Sarg zu schenken — wenigstens jeder Hausvater erwartet dies von seinen Söhnen. Sonderbares Geschenk! Und doch ist es so bezeichnend für den Tod des großen Reiches mit seinen Millionen. Möge es je mehr und mehr überwunden werden durch die bessere Gabe: das Wort des Lebens!

Litteratur-Bericht.

Faber: „China in historischer Beleuchtung." Eine Denkschrift zu seinem 30jährigen Jubiläum als Missionar in China. Mit zwei Abbildungen, darunter das Porträt des Verfassers und einer Karte (aus der A. M. Z. Mai 1895). Sechste (Doppel)-Flugschrift des Allg. ev. prot. M.-V. Berlin. Haack. 1 M. — Faber, ohne Zweifel einer der hervorragendsten Sinologen der Gegenwart, und unter den chinesischen Missionaren einer der Veteranen und der fruchtbarsten Schriftsteller, bietet in dem vorliegenden nur 64 Seiten umfassenden Schriftchen in 20 Kapiteln eine große Fülle allerdings nur skizzenhafter und meist trocken aneinander gereihter thatsächlicher Mitteilungen aus Chinas Vergangenheit, seiner politischen wie seiner Kultur- und Sittengeschichte, die viel Licht über die charakteristische Eigentümlichkeit dieses großen und unter uns noch immer

Digitized by Google

so wenig gekannten Reiches verbreiten. Es werden in dem Büchlein eine ganze Menge landläufiger Irrungen zurechtgestellt, die unter uns im Gange sind, z. B. daß China übervölkert sei. Faber konstatiert, daß das Land wohl an Umfang 24mal das Deutsche Reich übertreffe, aber nur eine 8mal so große Bevölkerung als dieses habe und leicht die 5fache Zahl seiner jetzigen Bewohner anständig unterhalten könne. Nur die Flußniederungen seien übervölkert, während im Innern ungeheure Gebiete öde liegen. Auch sei die Vorstellung, daß das chinesische Kaiserreich seit ca. 3000 v. Chr. bestanden habe, völlig unbegründet; erst um 220 v. Chr. herum habe sich der chinesische Einheitsstaat gebildet. Die große chinesische Mauer sei das Werk von 1800 Jahren, die Provinzialregierung sei in vielen Stücken unabhängig von der Zentralregierung. Die Thatsachen, welche aus der chinesischen Kaisergeschichte angeführt werden, zerstören den Nimbus gründlich, als ob die Chinesen ein friedliebendes Volk seien, und ihre Geschichte einen harmlosen Verlauf gehabt habe. Die Kapitel über die kaiserlichen Frauen, die kaiserlichen Familienangelegenheiten und die Eunuchen lassen Blicke in sehr dunkle Verhältnisse thun; über Minister und Beamte erfahren wir Thatsachen, welche die Annahme durchaus nicht bestätigen, daß dieselben voll konfuzianischer Weisheit und Moral und sehr gehorsame Diener des Kaisers seien. Chinas Beamten fehle fast durchweg Zuverlässigkeit und moralischer Charakter. Die chinesische Schrift bezeichnet Faber als ein Haupthindernis geistigen Fortschritts. Ueber Taoismus, Konfuzianismus, Buddhismus und Mohammedanismus in China werden kurze und gute Bemerkungen gemacht. Im Grunde „sind die Chinesen Konfuzianer trotz des buddhistischen Flitters, der ihnen anhängt, und der manchen europäischen Gelehrten die Augen geblendet hat". Die Gegenwart des großen Kaiserreiches wird als „dunkle Nacht" geschildert trotz vereinzelter Lichtstrahlen, die hier und da hindurchblitzen. In dem Kapitel „Sterne der Hoffnung" giebt Faber auf Grund seiner 30jährigen Bekanntschaft mit Land und Leuten in seiner prägnanten Weise eine Reihe positiver Reformvorschläge, die alle Beherzigung verdienen, desgleichen, was er in dem folgenden Kapitel „Morgendämmerung" über die Beeinflussung durch das Ausland sagt. Einige Bemerkungen über die Mission machen dann den Schluß des inhaltreichen Schriftchens, dessen Lektüre allen denjenigen empfohlen sei, welche sich ein richtiges Urteil über die Verhältnisse und Zustände Chinas verschaffen wollen.

Schneider: Dom Fani. Eine Gestalt aus dem heidenchristlichen Gemeinleben Südafrikas." Nr. 8 der Missionstraktate der Brüdergemeine, die unter dem Gesamttitel: Die gute Botschaft, von dem Verf. herausgegeben werden. (Stuttgart, Roth. 30 Pf.) — Die einfache Lebensgeschichte „nicht eines Führers hoch zu Roß vor der Front, nicht eines Saul um eines Hauptes höher denn alles Volk, sondern eines Mannes im Gliede, eines sogen. kleiner Mannes, der aber treu mit dem empfangenen Pfunde wuchert, der nicht bloß selber in Wort und Wandel seinen Herrn bekennt, sondern durch eine auf beschränkte Gaben sich stützende und in engen Grenzen sich haltende Laienwirksamkeit zum Segen für viele seiner Landsleute wird." Wieder ein charakteristisches Miniaturbildchen, wie wir es aus Schneiders Feder, die eine Meisterschaft in der Kleinmalerei besitzt, schon wiederholt erhalten haben, das uns nicht bloß

Digitized by Google

einen Blick thun läßt in die fremde Missionswelt, sondern auch die Frage an den Leser richtet: Das that ein armer Hottentotte für seinen Herrn und seine Brüder — was thust du?

Kähler: Jesus und das Alte Testament. Leipzig, Deichert. 1896. 1,20 M. — Ein klärendes Wort eines gereiften Dogmatikers über eine der brennendsten theologischen Fragen der Gegenwart, das darauf angelegt ist zu zeigen, „wie man gegenüber der heiligen Schrift, zu der das Alte Testament wesentlich gehört, eine feste Stellung haben kann, ohne wegen der Entdeckungen, Zweifel und Beweise geschichtlicher Forschung in fortwährender Besorgnis zu sein." Wie in seiner bekannten Schrift: „Unser Streit um die Bibel", stellt Kähler auch bezüglich der vorliegenden Frage mit einer oft frappanten Präzision heraus, um was es sich handelt und um was es sich nicht handelt. Gerade die Nüchternheit, die er gegenüber nicht bloß den vermeintlichen, sondern auch wirklichen Ergebnissen der geschichtlichen Forschung bewahrt, giebt der Energie, mit welcher er für den planvollen Charakter der göttlichen Offenbarung eintritt und in ihm selber den Beweis für ihre Wahrheit und Geschichtlichkeit erbringt, solche Wucht, daß man begierig ist, was wohl die Entwicklungstheologen zu diesem in sich geschlossenen und überzeugungsvollen Beweisverfahren sagen werden. Wir können dieses Orts nicht auf den in vorgedruckten 12 Thesen zusammengefaßten Inhalt des bedeutungsvollen Schriftchens eingehen, das ja streng genommen außerhalb des Rahmens einer Missionszeitschrift liegt; aber das durften wir uns nicht versagen, unsere Leser, namentlich die Missionare unter ihnen, auf diese reife Frucht einer geklärten Bibeltheologie mit dem Wunsche aufmerksam zu machen, sie zu genießen. Sie finden auf wenig (72) Seiten etwas Fundamentales und Ganzes der theologischen Wissenschaft, oft Gedankenblitze von wahrhaft durchleuchtender Wirkung. Auch ist das Schriftchen, wir wollen nicht sagen leicht, aber für den Nachdenksamen und Aufmerkenden nicht schwer zu lesen. Wenige Sätze ausgenommen ist es dem Verfasser gegeben worden, die Fülle seiner Gedanken nicht nur kurz sondern auch gut, immer in treffender, oft in wahrhaft schöner Sprache auszudrücken. Wir zweifeln nicht, daß seine feine Arbeit auch etwas ausrichten wird. Warneck.

Berichtigung.

Seite 561 des vorigen Jahrgangs Zeile 5 von oben ist von dem „nun **englisch** gewordenen Swasiland" die Rede. Es wird uns mitgeteilt, daß vor einigen Monaten, früheren diplomatischen Vereinbarungen gemäß, Swasiland der südafrikanischen Republik einverleibt worden ist.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

ANDOVER THEOL. SEMINARY
MAR 27 1896
LIBRARY.

Die Lage in Madagaskar.*) I.

Von G. Kurze.

Seit dem 1. Oktober 1895 weht die Trikolore über Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars; damit ist auf absehbare Zeit das Inselreich aus der Reihe der selbständigen Staaten ausgeschieden, um fortan ein bedeutsames Glied in der Kette der französischen Kolonialbesitzungen zu bilden. Im Anschluß an die Vorgeschichte der jüngsten französischen Expedition nach Madagaskar, wie sie der Artikel „Frankreich und Madagaskar" im vorigen Jahrgange der A. M. Z. (S. 49—58) behandelt, gedenken wir im folgenden zunächst einen Ueberblick über den Verlauf des Krieges zu geben, welcher Madagaskar den Händen Frankreichs überliefert hat.

Frankreich hatte in den Jahren 1886 bis 1894, in denen es einen Generalresidenten nebst Militäreskorte in Antananarivo und Residenten in mehreren Küstenplätzen der Insel unterhielt, genügende Zeit und Gelegenheit, in umfassender Weise die Eroberung der Insel vorzubereiten. Aus dem Verlaufe der 1885 so kläglich endigenden Expedition hatte man französischerseits gelernt, daß eine bloße Blockade und Besetzung der hauptsächlichsten Hafenorte nicht genügte, den Widerstand der Hovaregierung zu brechen, und daß nur die Entsendung einer starken Truppenmacht ins Innere der Insel, aufs Hochland von Imerina, Aussicht auf Erfolg biete. In sehr geschickter Weise — diese Anerkennung muß man den französischen Staatsmännern zollen — wurde der diplomatische Apparat in Bewegung gesetzt, um durch den Vertrag vom 5. August 1890 (bezw. 17. November 1890) sich England und Deutschland gegenüber den Rücken zu decken, welche Mächte das damals in Wirklichkeit noch gar nicht bestehende Protektorat Frankreichs über Madagaskar „mit allen seinen Folgen" anerkannten. Die Insel selbst wurde von französischen Reisenden auf denjenigen Routen durchzogen, die eventuell als Einmarschstraßen einer Okkupationsarmee in Frage kommen konnten, und manches wertvolle Kartenblatt wanderte von der Generalresidentur in Antananarivo nach Paris ins Kolonialarchiv; besonders genau wurde,

*) Auffallenderweise hat das Organ der Londoner Missions-Gesellschaft, der Chronicle, bis heute noch keine zusammenhängenden Mitteilungen über den madagassischen Krieg und seine Folgen für die Mission gebracht; vielleicht aus Vorsicht, um jeden Anstoß bei den Franzosen zu vermeiden? D. H.

Digitized by Google

dank der kartographischen Thätigkeit des Jesuitenpaters Roblet, die Umgebung der madagassischen Hauptstadt und die Zentralprovinz Imerina aufgenommen, sodaß dieselbe für die französischen Militärbehörden ebenso bekannt war wie Paris und seine Umgebungen selbst. Nicht zum wenigsten endlich arbeitete man einem künftigen Erfolge dadurch vor, daß man im Geheimen — der sprichwörtliche „mit Gold beladene Esel" soll auch in Antananarivo so manche verriegelte Pforte gesprengt haben — die am Hofe der Königin bereits vorhandene französische Partei möglichst zu stärken und auch unter dem hauptstädtischen Pöbel Stimmung für Frankreich zu machen verstand.

Ende Oktober 1894 hatte der französische Bevollmächtigte Le Myre de Vilers nach Abbruch der Verhandlungen mit der Hovaregierung Antananarivo mit der Eskorte und den französischen Beamten verlassen, und ein halbes Jahr darauf — solange hat man auf französischer Seite wegen der Regenzeit warten müssen — stand in Majunga*), der wichtigsten Hafenstadt im Nordwesten Madagaskars, eine Truppenmacht von 15 000 Mann — meist schwarze Kolonialtruppen — unter dem Kommando des General Duchesne bereit, den Eroberungszug nach der madagassischen Hauptstadt anzutreten. Trotz der langen und kostspieligen Vorbereitungen — wurde doch sogar für die Expedition ein eigenes Telegraphenkabel zwischen Mosambik, der nächsten Telegraphenstation in Ostafrika, und Majunga gelegt — zeigte sich indes auch in diesem Feldzuge wieder die französische Intendantur den Anforderungen, die an sie gestellt wurden, nicht gewachsen, sodaß von vornherein die Bewegungen der Truppen sehr gehemmt wurden. Es war dies um so verhängnisvoller, als die Regenzeit an der Westküste Madagaskars diesmal länger als gewöhnlich andauerte und Majunga mit seiner Umgebung an und für sich als ein schlimmer

*) In den mit der Topographie Madagaskars genau vertrauten Kreisen erregte es große Verwunderung, daß die Franzosen als Ausgangspunkt ihrer Expedition anstatt Majunga nicht vielmehr den Hafenort Masaidrano an der Sakalavaküste — genau westlich von Antananarivo gelegen — wählten. Dort mündet der von dem Hochlande Imerinas kommende stattliche Menambolo-Fluß, welcher für flachgehende Dampfer bis zu der Hovafestung Ankavandra das ganze Jahr hindurch schiffbar ist. Letzterer Ort liegt schon am Rande des verhältnismäßig gesunden Hochlandes und ist in der Luftlinie von Antananarivo nur noch 190 km entfernt. Auf der Route Majunga—Mevatanana—Antananarivo hatte dagegen das Expeditionskorps einen Landmarsch von 270 km zurückzulegen. Dazu kommt noch, daß auf dem Flußwege Majunga—Mevatanana die Ufer des Betsiboka von den Hova besetzt waren, während die schiffbare Strecke des Manambolo vollständig in der Gewalt der mit den Franzosen liierten Sakalava ist. G. K.

Digitized by Google

Malariaherd verrufen ist. Die Folge davon war, daß gleich im Anfang ein ziemlich starker Prozentsatz der weißen Soldaten an Sumpffieber und Dysenterie erkrankte und damit dienstuntauglich wurde. Besondere Schwierigkeiten bereitete während der Expedition die Beförderung der Lebensmittel, Ausrüstungsgegenstände und Munition ins Innere und umgekehrt die Evakuierung der kranken Soldaten an die Küste.

Für die ersten 125 km der Marschroute hatte man französischerseits auf die Benutzung des Betsiboka-Flusses gerechnet und zu diesem Besuche eine ganze Anzahl kleiner Dampfkanonenboote von geringem Tiefgange bereit gehalten. Mit ihrer Hilfe gelang es ohne sonderliche Mühe, die den Unterlauf des Flusses beherrschenden Hovafestungen in Trümmer zu schießen und deren Besatzungen, welche wenig ernstlichen Widerstand leisteten, zu zerstreuen. Das schwerste Stück Arbeit stand der französischen Truppe in Mevatanana bevor, einer starken, wie ein Adlernest auf steilem Felsen thronenden Hovafestung, die an der Stelle liegt, wo der Betsiboka aus den Bergen heraustritt und schiffbar wird. Eine Annäherung der französischen Kanonenboote an die Festung war von den Hova dadurch vereitelt worden, daß sie den Betsiboka aus seinem gewöhnlichen Bette abgeleitet hatten. Aber das Unerwartete geschah; kaum hatte die französische Kolonne von Westen her auf dem Landwege sich der Festung genähert und die ersten Schüsse mit dem Feinde gewechselt, als die Hovaflagge von den Wällen verschwand und die ganze Besatzung, ohne auch nur den Versuch des Widerstandes zu machen, sich in südlicher Richtung zurückzog. Obwohl dieser leichte Sieg schon am 9. Juni erfochten wurde, so konnte doch die französische Avantgarde erst Anfang Juli ihren Marsch landeinwärts fortsetzen. So lange mußten die Soldaten in einem Zeltlager in der Nähe des ungesunden Mevatanana unthätig liegen bleiben, da es unmöglich war, in kürzerer Zeit die benötigten Vorräte und das fehlende Kriegsmaterial von der Küste her zu beschaffen. Ein französischer Unternehmer hatte sich verpflichtet, von Majunga aus, auf der Marschlinie des Expeditionskorps eine Feldeisenbahn ins Innere, und zwar täglich eine Strecke von 5 km, zu legen, aber der Mann hatte offenbar die Schwierigkeiten der sumpfigen Küstenniederung unterschätzt; denn schon der Bau der ersten 50 km langen Strecke von Majunga nach Marovoay nahm einen Monat über die kontraktliche Zeit in Anspruch, und als dann vollends auf der nächsten Sektion Marovoay — Mevatanana die Bahntrace durch die von den Fluten des abgeleiteten Betsiboka gebildeten Sümpfe hindurchgeführt werden mußte, rückte der Bahnbau täglich nur um 1 km vorwärts. Endlich war die Verbindung mit Mevatanana hergestellt, die Kolonne zog ihre Vorräte an sich und rückte über Malatsy bis Andriba vor, welches 65 km südlich von Mevatanana auf dem direkten Wege nach Antananarivo liegt und von seiner Hovabesatzung ebenfalls ohne große Gegenwehr geräumt wurde. Auch hier gab es wieder einen langen Aufenthalt, ehe der Train nachkam.

Inzwischen war der größere Teil der sogenannten „gesunden" Trockenzeit verflossen, und die Zahl der Kranken und Gestorbenen

Digitized by Google

hatte eine solche alarmierende Höhe erreicht,*) daß General Duchesne die Unmöglichkeit einsah, mit dem Gros der Armee vor Einbruch der Regenzeit Antananarivo zu erreichen. Hätte die Armee nun während der ungesunden Jahreszeit zwischen der Küste und Imerina kampieren müssen, so wäre dies wegen der Unmöglichkeit genügender Zufuhr von Lebensmitteln und bei den verheerenden Krankheiten gleichbedeutend mit dem völligen Ruin der Expedition gewesen. Duchesne faßte daher im August 1895 den tollkühnen Entschluß, das Gros der Armee und die Etappenverbindung mit der Küste in Andriba hinter sich zu lassen und mit einer fliegenden Kolonne von 4000 Mann meist schwarzer Truppen auf die Hauptstadt vorzudringen. Es handelte sich um Sein oder Nichtsein, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Hätte freilich die madagassische Armee samt ihren Führern ihre Schuldigkeit gethan, so wäre es selbst bei ihrer geringen Bewaffnung ein Leichtes gewesen, die französische Kolonne zu umzingeln und zu vernichten. Nur zwei Truppenführer auf madagassischer Seite, Rainizonary und Radafy, — wenn wir nicht irren, zwei Lutheraner aus den norwegischen Missionsgemeinden — machten eine rühmliche Ausnahme und kämpften tapfer für ihr Vaterland; aber bei den großen Verheerungen, die die Präzisionswaffen der Franzosen in den Reihen ihrer Soldaten anrichteten, mußten auch sie sich schließlich vor dem andringenden Feinde zurückziehen. Im übrigen hatte die Art und Weise, in welcher der Krieg zwischen der fliegenden Kolonne und den Truppenabteilungen der Hova geführt wurde, wirklich etwas Lächerliches. Sobald die Franzosen in Sicht kamen, erhob sich in den Reihen der Madagassen das Geschrei: „Tamy izy!“ (Da sind sie!) und alsbald ergriff alles das Hasenpanier. Den französischen Truppen aber, die den Gegner ohne einen Schuß abzufeuern zurückweichen sahen, fiel es nicht ein, von ihren vortrefflichen Schußwaffen Gebrauch zu machen, da sie wegen des mangelnden Nachschubes von der Küste her allen Grund hatten, mit ihren Munitionsvorräten sparsam umzugehen; ihnen kam alles darauf an, im letzten Augenblick bei der Belagerung Antananarivos noch mit genügender Munition versehen zu sein.

Ende September vorigen Jahres war endlich die Kolonne in der

*) Dem tödlichen Klima sind während des Feldzuges bis zur Eroberung Antananarivos nach Angabe des französischen Ministers 3000 Soldaten, meist Europäer, erlegen; Privatkorrespondenzen nach beträgt die Zahl der Gestorbenen 5000; wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte. G. K.

Digitized by Google

Nähe der Hauptstadt angelangt, in welcher die Königin Ranavalona und ihr Gemahl, der Premierminister Rainilaiarivony, umgeben von einer größeren Truppenmacht, auszuharren entschlossen waren. Und nun im letzten Augenblicke, unter den Augen ihrer Herrscherin, rafften sich die madagassischen Truppen zu einem einigermaßen mannhaften Widerstande auf, der freilich, nachdem der Feind so weit vorgedrungen war, nur noch auf ein nutzloses Blutvergießen hinauslief.

Montag, den 30. September, hatte die französische Kolonne, in der die Artillerie stark vertreten war, auf dem $^1/_2$ Stunde östlich von Antananarivo gelegenen Bergzuge Aufstellung genommen; den Mittelpunkt ihrer Position bildete der Berg Ambohidempona, auf welchem die Jesuitenmissionare ihr Observatorium hatten. Die Hovabatterien, welche im Norden und Osten der Hauptstadt errichtet waren, unterhielten, wie die Franzosen selbst rühmend anerkannten, ein sehr wirksames Feuer; aber ihre Geschicklichkeit und Ausdauer hatte keinen Erfolg, da sie von der Infanterie, die keine Feuerdisziplin hatte, nicht unterstützt wurden. Als um die Mittagszeit eine vor dem Schlosse in Antananarivo aufgestellte Hovabatterie ebenfalls zu feuern begann, ließ General Duchesne das Bombardement gegen die Rova, den königlichen Stadtteil, eröffnen. Dreizehn Bomben fielen in der Umgebung der Paläste nieder und verursachten unter den in jenem Stadtteile dicht zusammengedrängten Soldaten große Verluste; als die letzten Bomben in unmittelbarer Nähe des Silberpalastes, der Residenz der Königin, explodierten — es war nachmittags $^1/_2 4$ Uhr —, gab dieselbe den Befehl, die weiße Flagge aufzuhissen. Es war dies ein Glück, denn, wie der bekannte Eugen Wolf, welcher als Zeitungskorrespondent im Gefolge des französischen Generals war, dem norwegischen Missionssuperintendenten Dr. Borchgrevink später erzählte, hatte Duchesne kurz vorher den Befehl gegeben, eine Melinitbombe ins Schloß zu schießen, in welchem — was dem General unbekannt war — 10000 Pfund Pulver lagerten. Hätte die Bombe ihr Ziel erreicht, so wäre nach Borchgrevinks Schätzung nicht nur das Schloß und der ganze Stadtteil in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, sondern es hätten auch, da dort die Eingeborenen sich dicht zusammendrängten, gegen 20000 Menschen ihr Leben infolge der Explosion eingebüßt. Kaum hatte Duchesne seine Ordre gegeben, als Wolf durch sein Glas das Aufhissen der weißen Flagge bemerkte und den General darauf aufmerksam machte, so daß dieser gerade noch im letzten Augenblick das Abfeuern des betreffenden Geschützes verhindern konnte.

So war denn am Nachmittag des 30. September der Krieg thatsächlich zu Ende und das Schicksal der Insel entschieden. In der Abenddämmerung rückten die französischen Truppen in die Hauptstadt ein und besetzten den nördlichen Teil der Rova, während der südliche für die Königin reserviert blieb. Letztere hatte sich in ihrer Angst in die Hofkirche geflüchtet, und erst als ihr mehrere höhere Hovaoffiziere,

Digitized by Google

die seiner Zeit der nach Europa und Amerika bestimmten Gesandtschaft angehörten, versichert hatten, daß ihr persönlich nach europäischem Kriegsgebrauch kein Leid geschehen werde, beruhigte sie sich etwas und ließ sich in ihren Palast zurückgeleiten.

Am andern Tage, dem 1. Oktober, wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, demzufolge Madagaskar fortan unter dem Protektorate Frankreichs stehen wird. Die Königin bleibt auf dem Throne und führt, mit dem Premierminister an der Seite, vorläufig die innere Verwaltung des Inselreiches weiter. Auf eine Kriegsentschädigung wird verzichtet; dagegen sollen alle Waffen, auch die im Privatbesitz, ausgeliefert werden. Inzwischen ist manche Aenderung in den Bestimmungen des Friedenstraktates eingetreten. Zunächst ist am 15. Oktober der alte Premierminister,*) der Gemahl Ranavalonas III., seines Amtes von dem französischen Oberkommando enthoben worden und hat sich auf sein Landgut Tsarasaotra in der Nähe der Hauptstadt zurückgezogen. An seiner Stelle bekleidet jetzt die Würde eines Premierministers Rantsimbazafy, ein älterer Mann, der ebenfalls wenigstens dem Namen nach Protestant ist wie sein Vorgänger. Ferner ist nach dem Ministerwechsel in Frankreich, der die radikale Partei ans Ruder gebracht hat, neuerdings dem Friedensvertrage eine solche Fassung gegeben worden, daß Madagaskar fortan als förmliche Kolonie gelten wird. Die genaue Fassung dieses umgeänderten Vertrages wird zunächst noch geheim gehalten; französischerseits ist nur gemeldet worden, daß sich die Königin dem Wunsche Frankreichs gefügt habe.

Dem General Duchesne und seinen Offizieren muß es übrigens zum Ruhm nachgesagt werden, daß sie unter ihren Soldaten vortreffliche Manneszucht zu halten verstanden. Die Besetzung der Hauptstadt ging so ruhig und ohne jede Spur von Plünderung und Gewaltthat vor sich, als handelte es sich um eine Manöverübung im Frieden. Von Missionaren waren in Antananarivo während des Bombardements nur die Norweger Borchgrevink, Selmer und Lönö zurückgeblieben; die

*) Rainilaiarivony hat als Premierminister und Gemahl dreier Königinnen über 31 Jahre die Geschicke Madagaskars geleitet. Er ist ein Sohn Rainiharos, des Premierministers der berüchtigten Königin Ranavalona I., und wurde am 14. Juli 1864 der Nachfolger seines älteren Bruders Rainivoninahitraniony als Premierminister der Königin Rasoherina, die ihm dann später ihre Hand reichte. Mit seiner zweiten Gemahlin, der Königin Ranavalona II., schloß er sich im Februar 1869 der evangelischen Kirche an; die Taufe vollzog der eingeborene Hofprediger Andriambelo. Er steht jetzt, wo er ins Privatleben zurückgetreten ist, ungefähr im 77. Lebensjahre. G. K.

Digitized by Google

Londoner hatten sich teilweise schon im August zurückgezogen, und die Sendboten der Friends und der anglikanischen Mission fanden in den letzten entscheidungsvollen Tagen eine allerdings durch die Artillerie der Hova und der Franzosen etwas gefährdete Zuflucht in dem eine halbe Stunde in nordöstlicher Richtung von der Stadt entfernt liegenden neuen englischen Missionshospital, welches nach der Uebergabe der Stadt 100 Verwundeten und Kranken der französischen Kolonne freundliche Aufnahme und Pflege gewährte.

General Duchesne erließ alsbald eine Proklamation in der Hovasprache, in welcher er den Eingeborenen den Schutz ihres Eigentums, ihrer Religion und ihrer Gebräuche verbürgte; auch Dr. Borchgrevink und einigen englischen Missionaren gegenüber, die ihm in den ersten Tagen des Oktober ihre Aufwartung machten, versprach der französische Oberkommandeur in der liebenswürdigsten Weise für den Schutz der Missionsgemeinden und für die strengste Manneszucht unter den Besatzungstruppen Sorge tragen zu wollen; gleichzeitig bat er besonders die älteren, mit dem Volke vertrauten Missionare, auf möglichste Beruhigung der aufgeregten Volkskreise hinzuarbeiten. Auch die Königin*) erließ eine Botschaft in welcher sie die nach allen Seiten geflüchtete Bevölkerung aufforderte, ruhig an den heimischen Herd zurückzukehren. Man traute nämlich in den eingeborenen Kreisen der Freundlichkeit und Milde der Eroberer nicht und hielt dieselbe nur für eine Maske, um das Volk um so sicherer zu machen; dann würden, so glaubt der gemeine Mann, die Männer samt und sonders hingerichtet und die Frauen und Mädchen von den schwarzen Soldaten als Sklavinnen fortgeschleppt werden.

Leider genügte der gute Wille des französischen Generals und der Königin nicht, die Ordnung und Sicherheit wenigstens in der Umgebung

*) Die jetzige Königin, welche ursprünglich Razafindraheiy hieß und bei ihrer Thronbesteigung am 13. Juli 1883 den Namen Ranavalomanjaka III. annahm, ist eine Nichte der vorigen Königin. Sie wurde am 22. November 1861 geboren und am 5. April 1874 in Ambohimanga, der „heiligen" Stadt der Hovadynastie, getauft. Ihren ersten Unterricht erhielt sie auf dem Lande von einem eingeborenen Lehrer der Londoner Mission, worauf sie in eine der hauptstädtischen Schulen übersiedelte, wo sie von Fräulein Gilpin, einer Lehrerin der Friends-Mission, unterrichtet wurde. Später gehörte sie dann noch der ebenfalls in Antananarivo gelegenen Töchterschule Ambodin' Andohalo an. Sie ist Mitglied der evangelischen Hofkirche. In erster Ehe war sie mit einem Verwandten der vorigen Königin, Namens Ratrimoarivony, vermählt, welcher im Mai 1883 starb; nach ihrer Thronbesteigung heiratete sie dann den Premierminister. Beide Ehen sind kinderlos geblieben. G. K.

Digitized by Google

der Hauptstadt und in den beiden Binnenprovinzen Imerina und Betsileo aufrecht zu erhalten. Man hatte in den letzten Tagen vor der Eroberung Antananarivos die große Thorheit begangen, sämtliche Kettensklaven freizulassen und in das Heer einzureihen. Natürlich benutzten diese die erste Gelegenheit, um das Weite zu suchen, und so machten bald Scharen von desertierten Soldaten und Verbrechern das flache Land unsicher. Dazu kam, daß als Reaktion gegen die dem Lande aufgedrungene Franzosenherrschaft in denjenigen Kreisen der Bevölkerung, die von dem Christentum nur die Form angenommen hatten, der alte heidnische, europäerfeindliche Geist wieder zu neuem Leben erwachte. Diese Banden haben auf ihre Fahne die Devise geschrieben: „Fort mit den Vazaha (Europäern) und dem Beten (Christentum)!“ und bereits hat ihre Wut die ersten Opfer aus den Reihen der evangelischen Missionare gefordert.

Der Schauplatz der Tragödie war das 8 Stunden westlich von Antananarivo gelegene Arivonimamo, eine Station der Friends-Mission, auf welcher sich seit Ende 1894 der Missionar W. Johnson mit seiner Frau und sechsjährigen Tochter aufhielt. Derselbe, in seiner englischen Heimat als Lehrer und Architekt ausgebildet, ist in dieser doppelten Eigenschaft seit 1871 bis zu seinem Tode in Imerina thätig gewesen; so hat er unter anderm längere Zeit eine höhere Schule in Antananarivo geleitet und das im Jahre 1892 vollendete neue prächtige Missionshospital gebaut. Schon seit geraumer Zeit hatten die Missionare die Bemerkung gemacht, daß es am meisten in den Bezirken westlich vom Ankaratragebirge gähre. An verschiedenen Orten hatten die schlechten Elemente sich verabredet, weder die Kirche zu besuchen, noch ihre Kinder in die Schule zu schicken; ferner nichts mehr zum Unterhalte der eingeborenen Geistlichen und Lehrer beizutragen und bei erster bester Gelegenheit alle Europäer und die mit ihnen befreundeten Eingeborenen zu töten. Da entstand wegen einer Geldgeschichte im Herbst vorigen Jahres ein Streit zwischen den Honoratioren der beiden westlich vom Ankaratragebirge gelegenen, zum größten Teil heidnischen Städte Amboanana und Fehimanga. Da man sich nicht einigen konnte, so kam es schließlich zwischen den beiden Orten zum offenen Kampfe. Der eingeborene Lehrer, welchen die Friends in Amboanana unterhalten, versuchte noch in letzter Stunde den Frieden zu vermitteln; aber er scheint es nicht geschickt angefangen zu haben, denn beider Parteien Wut wandte sich nun gegen den im Dienste der Europäer stehenden Lehrer, der, um sein Leben zu retten, auf Missionar Johnsons Station Arivonimamo Zuflucht suchte. Die Leute aus den beiden Städten waren ihm dicht auf den Fersen; unterwegs stießen noch andere schlechte Elemente dazu, und schließlich waren es gegen 2000 Eingeborene, die am Morgen des 22. November gegen die Station anrückten. Johnson ward gewarnt, aber er fürchtete nichts für sich noch für die Seinen; ihm war nur um seine eingeborenen Missionsgehilfen bange, die er denn auch noch glücklich in Sicherheit brachte. Früh

Digitized by Google

in der achten Stunde stürzten die Wütenden in Johnsons Haus und verlangten sein Geld, was er ihnen auch in seinem Schlafzimmer aushändigte. Immer neue Haufen drängten nach, und auch ihnen überließ Johnson willig Hab und Gut und bat nur, daß sie ihn und die Seinen am Leben lassen möchten. Aber da schrie ihm die Meute entgegen, sie hätten es in erster Linie nicht auf das Geld, sondern auf das Leben der Europäer abgesehen, und nun stürzten sie mit Messern und Aexten auf den wehrlosen Mann, der bald in seinem Blute schrecklich verstümmelt dalag. Inzwischen war es dem eingeborenen Dienstmädchen gelungen, Frau Johnson und ihr Töchterchen aus dem Hause in den Garten hinauszuziehen, freilich nur, um dort einer anderen Mörderbande in die Hände zu fallen.

Noch gab es einen kurzen Aufenthalt; die noch etwas menschlich Fühlenden unter den Eingeborenen machten den Vorschlag, das Leben der Frau und des Kindes zu schonen, aber die Stimme des einen Häuptlings entschied dahin, daß auch sie ermordet werden sollten. Als Frau Johnson merkte, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei, kniete sie, ihr Angesicht in den Händen bergend, nieder, befahl ihre Seele in Gottes Hand und empfing den Todesstreich. Am meisten mußte das arme Kind leiden; noch lange hörte man sein Jammern, ehe der Tod seinen Qualen ein Ende machte. Beinahe wäre noch ein Europäer, der Missionsarzt Wilson, den Mördern zum Opfer gefallen. Derselbe war gerade auf der Reise nach der Friends-Missionsstation Mandridrano begriffen, wo er der Frau Missionar Standing ärztliche Hilfe zu bringen gedachte, und hatte sich vorgenommen, unterwegs bei Johnsons einzukehren. Als er Arivonimamo um 10 Uhr vormittags an jenem 22. November in Sicht bekam, sah er zu seinem Schrecken aus der Missionarswohnung und dem Schulhause die Flammen gen Himmel lodern. Die große Volksmenge, die die brennenden Gebäude umringte, machte ihn nicht weiter stutzig, da er glaubte, daß es Eingeborene wären, die beim Ausräumen und Retten hilfreiche Hand leisten wollten. Als er aber eiligst näher ritt, fiel ein freundlich gesinnter Eingeborener dem Pferde in die Zügel und schrie Wilson zu: „Kehre um, sonst wirst du, wie deine Freunde dort, getötet."

Wilson, der immer noch mit der Möglichkeit rechnete, daß seine Freunde, wenn auch verwundet, doch noch am Leben sein könnten, kehrte sich nicht an die Warnung, sondern setzte seinen Ritt fort, bis ihn die Mörder entdeckten. Sofort machten sie Jagd auf ihr neues Opfer, und einzelne kamen Wilson, der eine Reihe von Jahren selbst die Station Arivonimamo verwaltet hatte, so nahe, daß er sie wieder erkannte. Hätte sein treues Tier nicht ausgehalten, so wäre er seinen Verfolgern nicht entkommen. Entflammt von Mordlust zog die Bande nun nach Mandridrano weiter, aber Missionar Standings und der bei ihnen weilende Missionar Robson konnten sich noch rechtzeitig flüchten. Wo sie eine Unterkunft gefunden hatten, wußte man allerdings nach den letzten Nachrichten aus Antananarivo noch nicht.

Die nächste Missionsstation, die am selben 22. November der Wut der Eingeborenen zum Opfer fiel, war die 6 Stunden südostwärts von Antananarivo gelegene anglikanische Missionsstation Ramainandro, wo sich damals gerade der Missionar Mac Mahon mit seiner Frau und 5 unmündigen Kindern auf-

Digitized by Google

hielt. Aber auch hier mußten sie sich mit dem Plündern und Niederbrennen der Station begnügen: denn die gefährdete Familie wurde glücklicherweise in letzter Stunde gewarnt, sodaß sie sich in südwestlicher Richtung — nach der Hauptstadt war der Weg versperrt — ins Gebirge flüchten konnte. Drei furchtbare Tage und Nächte irrten sie zu Fuß mit ihren Kleinen, wie ein gehetztes Wild, durch die Bergwälder hindurch, die Verfolger immer auf den Fersen, bis sie endlich am Abend des 25. November in der norwegischen Missionsstation Ambohimasina bei Missionar Egenäs, der ihnen Soldaten und Träger zu Hilfe gesandt hatte, eine Zufluchtsstätte fanden.

Sobald General Duchesne merkte, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Raubzug, sondern um einen förmlichen Aufruhr handelte — denn auch ein Hovagouverneur und 14 Soldaten und Beamte waren von den Empörern niedergehauen worden — entsandte er am 24. November 300 französische Soldaten, welche die Ruhe wiederherstellen sollten. Dieselben stießen zuerst zwischen den Flüssen Andromba und Katsaoka, westlich von Antananarivo, auf große Scharen von Aufrührern, die sich dem Militär mit solcher Todesverachtung entgegenstürzten, daß sich letzteres in dem auf einem Berge gelegenen Orte Imerintsiatosika verschanzen mußte. Schar auf Schar stürmte wutentbrannt gegen die französische Stellung an, sodaß am 25. November bereits 156 Eingeborene erschossen den Kampfplatz bedeckten. Da aber den Franzosen die Munition ausging, mußten sie bis Alatsinainbazaka zurückgehen, konnten dann aber schon am 26. November, durch frische Truppen und 2 Geschütze verstärkt, wieder vorrücken und zwar diesmal direkt nach Arivonimamo, wo sie strenges Gericht hielten und die Rädelsführer über die Klinge springen ließen.

Leider ist der in der Hauptstadt stehende Teil des Expeditionskorps zu schwach, um die Hauptorte in den beiden Provinzen Imerina und Betsileo besetzen und das flache Land durch Streifkolonnen gründlich von den aufständischen Elementen säubern zu können. Erst vom April dieses Jahres ab, nach beendigter Regenzeit, wird es möglich sein, von Majunga und Tamatave aus dem General größere Truppenmassen aufs Hochland nachzusenden; ehe diese dann ein Netz von Garnisonen über das Land gebildet haben, dürften auch noch einige Monate vergehen, so daß also die Missionare und ihre Gemeinden im Inlande — mit Ausnahme der Hauptstadt — in der ersten Hälfte dieses Jahres eine äußerst gefährliche und kritische Zeit durchzumachen haben, während welcher sie in ganz besonderem Maße der Fürbitte der heimatlichen Missionskreise bedürfen.

Auch aus den Reihen der norwegischen Missionare hat der Krieg ein Opfer gefordert, insofern am 26. März 1895 der Missionar Petersen, welcher gerade auf dem Wege von Morondava, einem Hafen der Westküste, nach Bererika, seiner Missionsstation im Innern, war,

Digitized by Google

von Sakalava, die auf französischer Seite gegen die Hovas kämpften, durch einen Schuß schwer verwundet wurde. Sein Leben war aufs höchste bedroht, aber es glückte, den Verwundeten nach Europa zu transportieren, wo er in seiner norwegischen Heimat nun Heilung gefunden hat.

Bei dieser Gelegenheit sei zur Ehre der Hovaregierung, speziell des abgesetzten Premierministers, hervorgehoben, daß dieselbe während des Krieges alles, was in ihren Kräften stand, gethan hat, um die Missionare vor jeglicher Unbill zu schützen. So hat sie im Herbst 1894, als mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen — eine förmliche Kriegserklärung ist seitens Frankreichs nie erfolgt — die französischen Unterthanen und damit die katholischen Missionare, soweit sie französischer Nationalität waren, das Land verlassen mußten, darüber gewacht, daß letztere sicher an die Küste befördert wurden. Die scheidenden Jesuitenpatres hätten gern der Hovaregierung etwas angehängt; aber die ärgste Klage, die sie vorbringen konnten, war die, daß sie den eingeborenen Trägern, die sich vor den französischen Soldaten an der Küste fürchteten, für die Tour nach Tamatave anstatt des gewöhnlichen Lohnes von 20 Franks die doppelte Summe zahlen mußten. Im Juli 1895 gab der Premierminister den in der Hauptstadt noch anwesenden Europäern und Amerikanern (fast alle waren evangelische Missionare oder deren Familienangehörige) den freundschaftlichen Rat, sich aus der Hauptstadt an die Küste oder nach dem Süden zurückzuziehen, um sie aller Gefahr bei der weiteren Annäherung der Franzosen zu entheben; zunächst folgten die Geschäftsleute und dann auch fast alle Londoner Missionare diesem Rate; nur die norwegischen Missionare und einige Glieder der Friends-Mission blieben in Antananarivo zurück und hatten sich der rücksichtsvollsten Fürsorge von seiten der Regierung zu erfreuen. Nur einmal waren die Missionare in der Hauptstadt im Sommer vorigen Jahres gefährdet; aber auch da zeigte sich der Premierminister als ihr Schützer.

Einer der hauptstädtischen Geistlichen (von der Hofkirche), Namens Andrianony, eine anrüchige Persönlichkeit, hielt eines Tages den in einem großen Lager auf der Westseite von Antananarivo zusammengezogenen madagassischen Soldaten eine Feldpredigt, in welcher er die Bemerkung machte, daß alle Europäer in der Hauptstadt, auch die Missionare, mit den Franzosen unter einer Decke stäken. Ferner nannte er sie „weiße Ratten" — einer der verächtlichsten Schimpfnamen in der Hovasprache — und beschuldigte sie, daß die über ihren Häusern wehenden Nationalflaggen für die Franzosen ein Signal

Digitized by Google

sein sollten, wo sie ihre guten Freunde zu suchen hätten. Auf diese Provokation hin, die, aus solchem Munde kommend, bei der leicht erregbaren Menge die verhängnisvollsten Folgen haben konnte, begab sich eine Deputation, in welcher die norwegischen und die englischen Missionen vertreten waren, zum Premierminister, um Beschwerde zu führen. Denselben Tag noch verfügte sich Letzterer ins Lager und schärfte den Soldaten mit nachdrücklichen Worten ein, daß sämtliche im Lande befindliche Missionare Freunde der Madagassen wären und als solche mit gebührender Rücksicht behandelt werden müßten. Gleichzeitig lud er dann je einen Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften ein, an den nächsten Sonntagen in der Schloßkirche vor dem versammelten Hofe zu predigen.

Nur ein Fall ist uns zu Ohren gekommen, wo die Hovaregierung während des Krieges mit unnötiger Härte verfahren ist; aber auch hier liegt die Hauptschuld an dem betreffenden Gouverneur, welcher die Befehle der Zentralregierung in roher und grausamer Weise zur Ausführung brachte. Es handelte sich nämlich um den in Tolampia — südlich von Morondava — ansässigen französischen Naturaliensammler Greve, welcher mit einer Sakalavafrau verheiratet, zum Beginne der Feindseligkeiten zusammen mit seinen beiden Söhnen und seinem Schwiegersohne, einem Mulatten, gerade mit dem Bau und der Ausrüstung eines Schoners beschäftigt war. Er trotzte dem Ausweisungsbefehle über ein Vierteljahr, da er an den Sakalava einen Rückenhalt gegen die Hova hatte, wurde aber endlich im Januar 1895 von Razafindrazaka, dem Gouverneur der Hovafestung Mahabo, samt seinem Schwiegersohne gefangen genommen. Als letzterer bald nachher einen Fluchtversuch machte, ließ der Gouverneur zwei Soldaten antreten, die dem Gefangenen um den Hals ein Tau schlingen und dessen beide Enden anziehen mußten, bis er erwürgt war; den Leichnam ließ er den Hunden zum Fraße vorwerfen. Als dann am 1. Osterfeiertag die Ordre von Antananarivo eintraf, daß alle französischen Spione getötet werden sollten, ließ der Gouverneur Greve vor die Stadt hinausführen und an einen Baum binden. Vergebens bat er um die Erlaubnis, noch ein paar Zeilen an seine Freunde in dem nächsten Hafenorte schreiben zu dürfen. Zwanzig Soldaten stellten sich vor dem ein Kruzifix in den gebundenen Händen haltenden Gefangenen auf und schossen auf 50 Schritte Abstand nicht gleichzeitig, sondern einer nach dem andern, und zwar so, daß sie dem Armen erst mit dem sechsten Schusse eine tödliche Wunde beibrachten. Der Leichnam wurde ganz oberflächlich an Ort und Stelle eingescharrt, sodaß auch er den Hunden zur Beute fiel.

Nach der Schilderung des Zuges der Franzosen nach Antananarivo werfen wir noch einen kurzen Blick auf den Verlauf der Kriegsoperationen in den übrigen Teilen der großen Insel. Dieselben beschränkten sich im wesentlichen auf die Besetzung mehrerer Küstenplätze, da es dem Generalkommando darauf ankam, die Kräfte nicht zu zersplittern. Gleich zu Anfang versicherte man sich natürlich Tamatawes, des wichtigsten Hafenplatzes an der Ostküste, und zwar ohne daß es zu großem Blut-

Digitized by Google

vergießen gekommen wäre; die Hovabesatzung zog sich in das eine Stunde westlich von Tamatave gelegene befestigte Lager Manjakandrianombana zurück, und die ganzen Feindseligkeiten während des Feldzuges beschränkten sich hier auf gegenseitige Beobachtung und gelegentliche, meist sehr unschädliche Kanonade. An der Südwestküste Madagaskars nahmen die Franzosen als eine Art Beobachtungsposten für die von den Hova besetzte Sakalavalandschaft Fiherenga die kleine Insel Nosive (nicht zu verwechseln mit der französischen Insel Nosibe an der Nordwestküste Madagaskars) in Besitz. Der dortige Hovagouverneur Razafintsalama, welcher das eine Stunde landeinwärts von der Hafenstadt und norwegischen Missionsstation Tullear belegene Fort Belemboke mit seinen Soldaten besetzt hielt, war in einer fatalen Lage, da er sich gleichsam zwischen zwei Feuern befand, auf der einen Seite die unruhigen Sakalava, die erst kurz zuvor einen Aufstand versucht hatten, und auf der andern Seite die französischen Kriegsschiffe. Er zog sich schließlich in etwas komischer Weise aus der Affäre, indem er — im strikten Gegensatz zu den Befehlen seiner Zentralregierung — in friedlicher Weise mit dem französischen Vizeresidenten das Uebereinkommen traf, bis zur endgiltigen Entscheidung der Geschicke des Hovareiches die ganze Landschaft Fiherenga für neutral zu erklären, womit beiden Teilen gedient war; nach wie vor flatterte dann die Hovaflagge über Tullear; Handel und Wandel ging wie im Frieden weiter, und der französische Vizeresident lachte sich ins Fäustchen, da er dem Oberkommando eine Detachierung von Streitkräften, die im Norden notwendiger gebraucht wurden, erspart hatte. Inzwischen ist nach der Einnahme von Antananarivo ein französisches Kriegsschiff in Tullear gewesen und hat von Razafintsalama verlangt, daß er mit seinen Soldaten kapituliere. Letzterer weigerte sich dieser Aufforderung nachzukommen, bevor er nicht von der Königin ausdrücklich dazu ermächtigt sei, und der französische Kapitän mußte ihm darin recht geben und versprach, sich bis zum Einlaufen der Ordre aus Antananarivo zu gedulden. So spinnt sich denn dort die friedliche Idylle im Gegensatz zu dem unruhigen Treiben, das sonst auf der Insel herrscht, weiter.

Digitized by Google

Die Missionsgesellschaft Berlin I.

Vom Missionsdirektor Gensichen.

Nicht die Geschichte unseres Werkes zu schreiben, ist unsere Absicht, sondern den Stand von 1895 wollen wir darstellen, indem wir die Missionsgemeinde daheim und die Heidenchristengemeinde drüben in knapper Darstellung überschauen.

I. Die Missionsgemeinde.

a. Organisation: Die Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen und Posen bilden den großen Körper, in dem Berlin I sein Quellgebiet hat, ohne daß wir behaupten wollten, daß die evangelische Christenheit dieser Gebiete ausschließlich für unsere Arbeit ihre Gebets- und Gabenopfer darbrächte. Außerdem arbeiten für uns viele Missionsfreunde und Gemeinden im Herzogtum Anhalt und 5 Vereine in Süd-Afrika. Die Provinz Preußen (Ost- und West-) hat eine eigentümliche Organisation, sofern das dortige Missions-Direktorium fast alle deutschen Missionsgesellschaften mit ihren Liebesgaben bedenkt. 12 Hilfsvereine in Ost- und Westpreußen dienen uns speziell.

314 Hilfsvereine haben sich in den oben genannten Gebieten speziell an uns angeschlossen, von denen 93 mehr als 50 Jahre in treuer Liebesarbeit unser Werk gefördert haben. Im Jahre 1895 feierten 14 Hilfsvereine ihr 50jähriges Bestehen.

Die Organisation, welche diese Hilfsvereine mit unserer Muttergesellschaft verbindet und untereinander zusammenhält, ist wesentlich eine Schöpfung des Direktors D. Wangemann. Es bestehen in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen und Posen Missionsverbände; deren Vorstände sind so zusammengesetzt, daß jedes Vorstandsmitglied einen Teil der in der Provinz bestehenden Missions-Hilfsvereine zugewiesen erhalten hat, sich über die Arbeit derselben nach Möglichkeit orientiert und Beschlüsse des Missionsverbandes in seinem Gebiet bekannt zu machen und ins Leben treten zu lassen bemüht ist. Der Missionsverband hält seine Sitzungen an einer Zentralstelle je nach Bedürfnis ab und behält mit der Gesamtleitung der Gesellschaft dadurch Fühlung, daß sein Vorsitzender zugleich Mitglied des monatlich in Berlin tagenden Komitees ist, auch nach Möglichkeit an den Beratungen im Komitee teil nimmt.*)

*) Außerdem bestehen im Bereiche unserer heimatlichen Missionsgemeinde ca. 450 Frauen- und Jungfrauen-Vereine und ein Kinder-Sammelverein, der gegen 50 000 M. jährlich aufbringt und in dem „Kleinen Sammler" ein eigenes Blättchen besitzt.

Digitized by Google

Diese Organisation findet ihren Zusammenschluß in der Oberleitung des jetzt aus 23 Herren bestehenden Komitees und der in bestimmten wichtigen Angelegenheiten beschlußfassenden jährlich einmal berufenen General-Versammlung. Dem Komitee gehören selbstverständlich der Direktor und die 3 Inspektoren an. Natürlich sind innerhalb desselben juristische, missionstechnische und kaufmännische Sachverständige vertreten, welche als Referenten die in ihr Gebiet fallenden Anträge bearbeiten. In monatlichen Sitzungen kommen die Anträge, möglichst genau vorbereitet, zur Beratung. Oft reichen 5 Stunden strengster Arbeit nicht hin, um das große Arbeitsmaterial zu überwinden.

Ein Defizit, welches aus der mangelnden Bilanz zwischen Einnahmen und Ausgaben des Jahres entspringt, ist um so drückender, als von drüben der Notschrei: „Mehr Arbeiter" sich mehrt, während wir hier ein großes Angebot von jungen Kräften haben, die wir zur Zeit aus Mangel an Mitteln nicht in den Dienst stellen können. Unser Etat weist eine notwendige Jahresausgabe von 479 992 M. auf, während der Durchschnitt der letzten Jahreseinnahmen (1892, 1893, 1894) um 39 847 M. dagegen zurückbleibt.

Von großer Bedeutung für die Entfaltung regeren Missionslebens in den Gemeinden sind die von der brandenburgischen und pommerschen Missionskonferenz im Missionshause veranstalteten Missionslehrkurse. Im letzten Jahr waren neben 40 Stipendiaten (Superintendenten und Pastoren) 27 Kandidaten als Hospitanten gegenwärtig. 6 Tage lang wird hier in Lehrvorträgen, Disputationen und beim Hospitieren im Unterricht eine Mannigfaltigkeit von Belehrendem und Anregendem geboten. Hier finden auch gesegnete Beziehungen statt zwischen Dienern der Kirche, unseren treusten Mitarbeitern und den zukünftigen Missionaren, von deren Ausbildung wir jetzt zu berichten haben.

b. Die Ausbildung der Missionare. In der Friedensstraße, Berlin NO., liegt mit seiner Hauptfront das große Missionshaus. Es beherbergt im Parterre neben den Expeditionsräumen die Wohnung des Direktors, im 1. Stockwerk neben Betsaal und Lehrsaal die Wohnung des 1. Inspektors, im 2. Stockwerk neben Wohnstuben der Zöglinge die Wohnung des 2. Inspektors, im Dachgeschoß: Schlafsäle 2c.

Die Hausordnung ist aufs genaueste festgesetzt und durchgeführt. Die Zöglinge, von denen einer die Stellung des Hausältesten je für

Digitized by Google

1 Jahr bekleidet, haben die verschiedensten kleineren Aemter. Eine Brüderkonferenz an jedem Sonnabend regelt den Verkehr der Brüder unter einander. In Morgen- und Abendandachten, die vom Direktor und den im Hause wohnenden Inspektoren gehalten werden — Inspektor Missions-Superintendent Merensky wohnt außerhalb — ist die Arbeit des Tages eingefaßt.

Es ist dafür gesorgt, daß keine Tagesstunde ohne Nutzen hingebracht wird, wobei natürlich ein Wechsel zwischen geistiger Anstrengung, körperlicher Arbeit und Erholung im schönen großen Garten die Frische des Leibes und Geistes zu erhalten sucht.

Unsere Geschichte zeigt, daß es kein Mißgriff war, wenn unsere Väter der Regel nach nicht akademisch gebildete Theologen aussandten. Die Volksschule, die Bürgerschule und das Gymnasium haben unseren Zöglingen die Vorbildung gegeben, und ein Jahr der Arbeit als Aspiranten hat sie zum Eintritt in die 5jährige Ausbildungszeit vorbereitet. Wir nehmen die Zöglinge nicht vor dem 20. und nicht nach dem 25. Lebensjahr auf. Natürlich ist es nicht leicht, die Ungleichheiten in der Vorbildung zu überwinden. Wir geben allgemeine Vorbildung in deutscher Sprache, Weltgeschichte, Geographie, speziell theologische Ausbildung in allen theologischen Disziplinen inkl. lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, speziell missionarische Vorbildung in Missionskunde, englischer und holländischer Sprache und Medizin. Zuletzt haben die Zöglinge noch in einer Berliner Kommunalschule zu hospitieren, um für ihren Beruf als Lehrer einige Vorkenntnisse zu gewinnen. Sehr häufig ist dem Referenten die Frage entgegengebracht: Wie ist es möglich, bei so unzureichender Vorbildung in 5 Jahren ein wirklich günstiges Resultat zu erreichen? Ich durfte antworten: Abgesehen von der reichen fördernden Gnade Gottes, die alle Kraft für Lehrer und Schüler auf unser Gebet täglich darreicht, ist der Hauptfaktor, der das Gelingen verbürgt, der lebendige Eifer der Zöglinge, die schon beim Eintritt eine wirkliche Begeisterung für ihren zukünftigen Beruf mitbringen. Daneben ist mit großer Weisheit von unseren Vätern die Lehrordnung so entworfen, daß auf die mangelnde Begabung oder Vorbildung jede Rücksicht genommen wird. Immer wird mehr katechetisch als vortragend verfahren. Die Zöglinge müssen stets mit strenger Aufmerksamkeit mitarbeiten; niemals wird in abstrakter Form doziert. So hat es sich auch in 40jähriger Praxis als durchaus förderlich erwiesen, daß die 5 Jahr-

Digitized by Google

gänge in der kursorischen Exegese des alten und neuen Testaments zusammen unterwiesen werden, natürlich so, daß außerdem wissenschaftliche Exegese des Grundtextes mit den älteren Jahrgängen stattfindet. Wissenschaftliche Probleme werden ihnen in so konkreter Gestalt vorgeführt, daß sie fast ausnahmslos bei der täglichen und bei der sechswöchentlichen Repetition durch klare und verständige Antworten Wissen und Verständnis bekunden. Dabei ist es unser ernstes Bestreben zwar unnötige kritische Fragen fern zu halten, übrigens aber durchaus in die wissenschaftlichen Tiefen jedes Gegenstandes einzuführen; eine ganz besondere Rücksicht wird in den speziell theologischen Disziplinen darauf genommen, daß das wissenschaftlich Eruierte in seiner praktischen Verwendung in der Arbeit des Missionars an das Licht tritt.

Es ist schwer, über die andere Seite der Arbeit des Hauses: „die Erziehung", ein öffentliches Wort zu sagen. Gott danken wir's, daß sie uns keine Schwierigkeit bereitet; an unsern Schülern sehen wir, daß ihnen die strenge Ordnung des Hauses keine Last ist, und die fröhlichen Angesichter bezeugen es, daß die „Kinder unseres Hauses", wie wir die Brüder ansehen, täglich dankbar empfinden, daß Ernst und Liebe sie leitet.

Am Schluß der 5 Jahre kommt das Examen, abgelegt vor dem Kommissarius des Kgl. Konsistoriums. Die Zeugnisse lauten bei weitem der Mehrzahl nach „gut befähigt", und der Posaunenklang der Weise: „Nun danket alle Gott" empfängt die Geprüften im harrenden Brüderkreise.

Etwa 3 Monate der Vorbereitung auf die Reise und zum Abschied von den Lieben in der Heimat stehen den Brüdern zur freien Benutzung zu.

Dann folgt die feierliche Abordnung, jetzt in der Bartholomäuskirche, vor einer sehr zahlreichen und immer innerlich sehr beteiligten Gemeinde.

Der Abschied auf dem Bahnhofe ist tief beweglich. „Jesu geh' voran" stimmt die Brüderschaft an, während die ausziehenden Brüder mit herzlichem Kuß Abschied nehmen von Lehrern, Genossen des Hauses und Mitschülern. „Zieht in Frieden eure Pfade" ist der letzte Ton, der sie aus der Heimat hinübergeleitet auf

II. Das Missionsfeld,

wo ihnen zunächst eine Vorbereitung unter Anleitung eines erfahrenen

Digitized by Google

Missionars besonders auch zum Lernen der Sprache gewährt ist. — Dann geht's auf den ersten Platz zur selbständigen Arbeit.

Es wird nötig sein, hier zunächst eine Uebersicht über das große Missionsfeld zu geben, auf welchem Berlin I arbeitet. Unsere großen Arbeitsgebiete sind:

A. Süd-Afrika inkl. Mashonaland,
B. Deutsch-Ost-Afrika (Kondeland),
C. China.

A. In Süd-Afrika unterscheiden wir zunächst 6 alte Konferenzkreise: 1. Kapland mit 8 Missionaren auf 7 Stationen. 2. Britisch-Kaffernland mit 5 Missionaren und 3 Stationen. 3. Orange-Freistaat mit 11 Missionaren auf 7 Stationen. 4. Natal mit 9 Missionaren und 6 Stationen. 5. Süd-Transvaal mit 15 Missionaren auf 11 Stationen. 6. Nord-Transvaal mit 14 Missionaren auf 13 Stationen. Dazu ist seit 3 Jahren gekommen: 7. Bonjai (Mashonaland), 2 Stationen mit 4 Missionaren.

Sehr verschieden charakterisieren sich diese unter je einem Missionssuperintenden stehenden Konferenzkreise.

1. In Kapland begegnet uns ein festes, genau geregeltes Gemeindeleben mit guten Ordnungen, meist würdige Kirchen, in denen eine Christenschar sich fast immer zahlreich zum Gottesdienst einfindet. Die Zahl der Getauften wird sich Ende 1895 auf 5600 beziffern. Die Wochentage werden zu regelmäßigen monatlichen Missionsstunden und zu Betstunden, namentlich in der Pfingstbetzeit und in der stillen Woche, benutzt. Hier wie überall dienen vor jeder Abendmahlsfeier die Wochentage zur Abendmahlsanmeldung. Die Kommunikanten suchen einzeln eine Unterredung mit dem Missionar. Die Aussprache der Gemeindeglieder giebt vielfach ein schönes Zeugnis von dem tiefen Ernst der Vorbereitung auf die heilige Feier. Neben dieser Abendmahlszucht leistet das vortreffliche Stationsgesetz, daß jeder um 10 Uhr abends daheim sein muß, gute Dienste zur Verhinderung von Ausschreitungen, zu denen das Fleisch gereizt wird. Gleichwohl sind unsere Brüder oft tief betrübt über die bösen Sündenfälle, an denen das Gemeindeleben krankt. Ausschließungen vom heiligen Abendmahl fehlen auf keiner Station, Gott sei Dank aber werden die Gefallenen fast ausnahmslos nach ernster Buße wieder aufgenommen.

Ganz besondere Sorgfalt legen unsere Brüder hier wie überall auf die Ausbildung der Helfer aus den Eingeborenen, denen teils die

Digitized by Google

Mithilfe in der Schule, teils die unter Aufsicht und Führung des Missionars geschehende Versorgung der Außenplätze obliegt. Selbstverständlich besucht der Missionar in bestimmten Zeiträumen selbst die Außenplätze, predigt, teilt das heilige Abendmahl aus, besucht die Kranken und giebt dem Helfer weitere Anleitung. Uns liegen Berichte über die Thätigkeit derselben vor, welche beweisen, daß sie zum Teil recht erwecklich zu predigen und mit sich einfindenden Heiden geschickt zu disputieren verstehen. Leider greift des Satans List oft in ihren Kreis hinein und bringt zum schweren Aergernis der Gemeinde den zum Fall, der anderen zum Auferstehen verhelfen sollte.

2. Britisch-Kaffernland (1100 Getaufte) hat seit langer Zeit einen besonders schweren Kampf gegen die von Europa eingedrungene Branntweinpest und die an dem Vorbild der Weißen herausgebildete Putzsucht bei den Frauen zu führen gehabt. Auch hat der Missionar beständig mit der Verlogenheit und Verschlagenheit der Kaffern zu kämpfen. Die 3 Stationen Bethel, Wartburg, Petersberg sind Leuchtpunkte, die ihr Licht in ein zum Teil noch recht dunkles Heidentum ausstrahlen. Nicht vergeblich arbeiten unsere Brüder, obgleich sie selbst den Eindruck haben, in Zeit geringer Ernte zu leben. Das Licht geht ihnen auf, wenn sie die Kranken und Sterbenden besuchen und mit Augen sehen dürfen, wie der Herr die Armen und Elenden zu einer fröhlichen Heimfahrt bereitet.

Ein besonders heller Tag war der 21. Mai 1895, wo unser würdiger Bruder Missionssuperintendent D. Kropf sein 50jähriges Missionarsjubiläum feiern durfte. Es brach an diesem Tage einmal durch, was sonst verschwiegen blieb, eine tiefe Liebe der Gemeinde zu ihrem Lehrer, eine reiche Anerkennung der Behörden für seine in selbstloser Hingebung geleistete Lebensarbeit und eine große Wertschätzung für die ungeheure Mühe, welche der teure Jubilar an die Uebersetzung der Bibel in die Kaffernsprache und an die Herausgabe eines Lexikons gewandt hat.

3. Oranje-Freistaat (4500 Getaufte). Die Synode umfaßt ein großes Gebiet von ca. 1800 □Meilen. Natürlich kann dasselbe von den 7 Stationen aus nur durch weite Ausdehnung der Außenplätze missioniert werden. Wir haben hier 11 Außenstationen und 39 Predigtplätze, die unter Leitung und Mitarbeit der Missionare von 83 Helfern bedient werden.

Die treffliche Leitung der Synode durch den Superintendenten, die kräftige Anstrengung unserer Brüder hat es unter Gottes Segen bewirkt, daß die Ausbeutung der Diamantengruben auf den Stationen,

Digitized by Google

namentlich Kimberley und Pniel, dem inneren Leben der Chriften nicht allzutiefe Wunden geschlagen hat. Immerhin ist's ein schwerer Schade, daß die verhältnismäßig gut bezahlte Arbeit wieder und wieder ihre verlockende Kraft ausübt. Trefflich wirkt die auch sonst, wo es möglich ist, durchgeführte Gemeindezucht, daß jedes Gemeindeglied seinen Schein bekommt, durch welchen es sich auswärts als abendmahlsberechtigtes Gemeindeglied ausweisen kann.

Die Dotation des Freistaats mit Grundbesitz (Bethanien hat 15 000, Pniel 22 000 Hektar) schafft den Unterschied der Institutsmission und der Mission in den Städten. Dort, wo der Missionar als Herr des Platzes zugleich König und Priester ist, gilt es in allen Sätteln gerecht zu sein, andererseits ist es hierdurch und durch die an verschiedenen Plätzen verwerteten Edelmetalle möglich, daß die Synode mit ihren Einnahmen nicht nur sich selbst erhält, sondern den Mangel von Kapland und Britisch-Kaffernland reichlich deckt; ja es bleibt noch ein Ueberschuß von 4000 M. Natürlich sind hier wie überall die Getauften in den 6 alten Konferenzkreisen zu ihren Abgaben für Erhaltung der Station mit energischer Strenge erzogen worden. Keine leichte Aufgabe für den Missionar, da dort wie hier Abgaben nicht zu den beliebten Einrichtungen gehören. Die Arbeit des Missionars in den Städten, z. B. Kimberley und Beaconsfield, macht viel Mühe durch die Predigt in den Compounds (Arbeitergehöften), wo die Diamantengräber, oft bis zu 3000 eingeschlossen, wohnen. Aber Mühe und Segen liegen dicht neben einander.

Das kirchliche und geistliche Leben im Konferenzkreise dürfen wir im ganzen als ein erfreuliches bezeichnen. Für den Schmuck der Gottesdienste sorgen schön ausgebildete Sängerchöre, hie und da gute Posaunenchöre. Das Wort wird in zahlreich besuchten Gottesdiensten meist willig aufgenommen, demütig beugen sich die Gemeindeglieder der ernsten Zucht, Gefallene kehren meist reumütig wieder, in Krankheiten zeigt sich eine schöne Leidensfreudigkeit, in Anfechtung ein fröhlicher Zeugenmut, und an Sterbebetten schauen die Brüder die Kräfte des ewigen Lebens wirksam. Natürlich ist Satan hier wie überall auf dem Plan und suchet, welche er verschlinge. Der unmittelbare Eindruck aber, den uns ein eben nach Bethanien ausgegangener junger Missionar wiedergiebt, läßt deutlich erkennen, daß die Gnadenmittel dort Lebenskräfte entfalten.

Einen schweren Verlust beklagt der Freistaat, speziell Adamshoop,

Digitized by Google

in dem Heimgang des Adam Oppermann, der, fast 30 Jahre lang ein segnender Vater der von ihm begründeten Station, dauernd wird vermißt werden.

Zu den erfreulichen Blicken auf die Synode Oranje-Freistaat gehört das 50jährige Jubiläum der Station Pniel. Nach manchem Unterliegen welch ein Sieg! Ueber 800 Getaufte! und was für eine zweitägige Freudenfeier! „Daß die Macht der Heiden zu ihm kommt," wahrlich, hier war's mit Augen zu sehen. Die Posaunen bliesen es mit hellem Tone, die Sängerchöre sangen davon eins ums andere, die Gemeinde pries es mit Lob- und Dankliedern, die Festpredigten brachten das Zeugnis, und die kurzen Ansprachen der Helfer gaben oft originelle Beweise dafür. So etwas sticht dann auch einmal der Welt in die Augen. Aber ein heller Schein muß es sein, ehe sie sich die Augen reibt und spricht: »De Zendeling is toch nit geheel te verachten.«

Mit Oranje-Freistaat grenzt

4. Natal (2200 Getaufte). Herrliche Kolonien Gottes sind's, die trauten Missionsstationen, von denen 4 die Aussicht auf das Draken-Gebirge gewähren; in dem wunderschönen Klima gedeihen die herrlichsten Fruchtbäume. Mächtige Apfelsinenbäume in der Nähe der vom Missionar gebauten Kirche, schöne Gartenanlagen um das Haus her, überall ein schönes fruchtbares Gefild, und drüber hin ragt vom Kirchlein das siegende Kreuz. Für uns sind's aber noch ganz andere Kulturfortschritte, wenn das Christenvolk den von Deutschland heimkehrenden Lehrer mit »Sakubona umfundisi« („Sei gegrüßt, Lehrer") unter hellem Jubel begrüßt und ihn am liebsten auf seinen Schultern in die Kirche getragen hätte. Was macht sie so froh? Nichts anderes als die frohe Botschaft, deren Verkündiger, ihr Vater, nun wieder da ist. Aber der größte Sieg der Gnade ist es, daß ein Missionar seine Zuversicht aussprechen darf, alle Erwachsenen, die im letzten Jahre abgerufen worden, seien mit den Zeugnissen fröhlichen Glaubens auf den Lippen heimgegangen.

Da begreift man es, daß einer unserer Brüder es sich 7 beschwerliche Reisen zu einer 12 Meilen entfernten kleinen Gemeinde am Nelsonskop in einem Jahr kosten läßt — wo jetzt ein Platz zur Anlegung einer Außenstation gekauft ist — um sie mit dem Lebensbrot zu versorgen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", und die Früchte unserer Missionsarbeit in Natal sind gottlob! von der Art, daß dran die Wespen nagen.

Digitized by Google

5. Süd-Transvaal (12 000 Getaufte) hat seinen geistlichen Mittelpunkt an dem schönen und gesegneten Botshabelo, welches, vor 30 Jahren von Merensky gegründet, trotz ernster Zwischenfälle nicht aufgehört hat, eine Leuchte für die weite Umgegend zu sein. An 3200 zerstreuten Gemeindegliedern arbeiten hier 3 Missionare. Hier wirkt das Seminar zur Ausbildung der Gehilfen aus den Eingeborenen unter Leitung zweier Missionare. Hier versammelte sich im Sommer 1895 die vereinigte Synode von Nord- und Süd-Transvaal, welche in mehrwöchentlicher ernster und gründlicher Arbeit die brennendsten Fragen des missionarischen Lebens behandelte und für den brüderlichen Austausch und herzlichen Verkehr Raum bot. — Uebrigens arbeiten unsere Brüder von Süd-Transvaal im Schweiße ihres Angesichts. Nicht mehr sind's geschlossene freie Stämme, denen sie das Wort von der Freiheit der Kinder Gottes bringen. Vielmehr ist's ein geknechtetes, fast rechtlos gewordenes Volk, welchem sie gottlob! mit Erfolg helfen, in die Rechte des Reiches Gottes einzutreten. Jeder Bruder hat seine besonderen Schwierigkeiten, jeder seinen besonderen Kampf mit dem lange nicht überwundenen wilsten Heidentum, jeder seine weiten, oft gefährlichen Reisen auf die fernen Außenplätze, jeder seine besonderen Klagen bald über Hindernisse im äußeren Leben (Dürre, Heuschrecken), bald über Hemmungen, Stockungen und Rückfälle im innern Leben. Aber überall läßt der Herr das Licht wieder aufgehen und giebt seinen Knechten neue Kraft. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Missionsarbeit in Johannesburg, wo ca. 80 000 Weiße mit ca. 70 000 Farbigen zusammenwohnen. Hier berühren sich die schärfsten Gegensätze: Gleichgiltigkeit gegen die Kirche bei vielen Europäern und Verlangen nach dem Licht bei der Gemeinde der Eingeborenen. Unsere Missionskirche, 1895 eingeweiht, ist ein herrlicher Bau, welchem der beste Schmuck, die andächtige Gemeinde, niemals fehlt.

6. Nord-Transvaal (ca. 4000 Getaufte). Merkwürdige Gegensätze: Im ganzen ein Ringkampf mit dem starren Heidentum, ein Angriff nach dem andern, nicht immer siegreich, aber nimmer vergeblich. Die Missionare ziehen mit einem Trupp der Christen in den Heidenkraal, ihr Gesang lockt die Heiden an, sie hören mit halbem Ohre hin, nachher beginnt das Gespräch über das Gehörte, und der Missionar trägt die Hoffnung heim, daß seine Tagesarbeit nicht vergeblich ist. Der Häuptling entwickelt nicht mehr offene Feindseligkeit, obgleich er oft nicht ein ehrlicher Freund ist. Aber er läßt sich doch die Dienste

Digitized by Google

des Missionars als seines Ratgebers gefallen und zeigt sich oft nicht unzugänglich. Es ist unverkennbar, wie die Gerichte Gottes, welche über die alten Häuptlinge — 1894 über Malebocho bei Blauberg — dahinbrausten, die Einbildung auf ihre Macht und Größe zerbrochen haben. Der Zauberer versucht noch immer seine satanischen Künste, aber es kommt doch vor, daß er die ihn Angehenden abweist mit den Worten: „Hier hilft mein Zaubern nichts, es wird zu viel gebetet." — Der Einfluß des Missionars ist unverkennbar. Bruder Sonntag in Blauberg blieb im Jahre 1894 im Kriege gegen Malebocho der Vertrauensmann beider Parteien. Seine Festigkeit und Treue sicherte ihm die Dankbarkeit beider — und doch wie hart und spröde ist immer noch das Arbeitsfeld! Im Bavendaland trotz hingebender Treue in der Arbeit wenig sichtbare Frucht — und in Medingen nach Thränensaat eine Freudenernte. 1000 Heiden versammelt beim letzten Missionsfest 1895, 100 Katechumenen im Taufunterricht, fast täglich wird der Missionar von einem angegangen mit der Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

7. Maschonaland, jenseits des Limpopo, ist vor ca. 3 Jahren in Angriff genommen. 4 Missionare arbeiten dort auf den 2 Stationen: Gutu und Tsibi. Die Art ihrer Aufnahme läßt im ganzen erkennen, daß der weiße Lehrer kein Fremdling mehr in Süd-Afrika ist. Man hat das Gefühl, daß sich eine vox populi gebildet hat, welche dem Missionar beim Häuptling die Thür aufthut. Bei der Reise unserer Evangelisten durchs Land fanden sie überall freundlichen Empfang Die Predigt im kleinen Kirchrondabel zu Gutu und Tsibi wird immer von einigen besucht, die wohl ihren Eindruck in schöne Worte zu kleiden wissen, z. B.: „O Lehrer, dein Wort ist's wonach wir geweint haben." Aber unsere Brüder wissen, wie wenig darauf zu geben ist. Gleichwohl arbeiten sie mit fröhlichem Mut und guter Zuversicht. Der Herr möge sie ferner vor dem bösen Klimafieber bewahren, von dem sie alle zeitweilig angefochten wurden.

B. Deutsch-Ost-Afrika (Kondeland). 9 unserer Brüder arbeiten hier auf 5 seit vierjähriger Arbeit angelegten Stationen. Sorgfältig müssen sie darauf bedacht sein, sich vor dem Fieber zu hüten. So herrlich das bananenreiche schöne Land, so reizend der große blaue See, so entzückend die waldumkränzten Berge, so wohnlich die Stationen — drei unter Mithilfe von ausgesandten Bauhandwerkern angelegt —

Digitized by Google

ſo tückiſch auch das Klima, ſo ſchädlich das namentlich den Fuß des unvorſichtigen Eingeborenen verwundende Inſekt.

Unſere Brüder haben oft Scharen von 100—150 Kranken an einem Tage zu behandeln. Natürlich geht keiner heim, der nicht ein Friedenswort von dem Heiland, der alle Wunden heilt, gehört hätte. Im ganzen kommt das in einer gewiſſen Kultur lebende, aber an die Greuel der Zauberei und Unzucht wie alle heidniſchen Völker gekettete Kondevolk unſeren Brüdern mit Vertrauen entgegen. Aber noch waltet eine — ſagen wir gemütliche — Selbſtgerechtigkeit vor, welche die Botſchaft hört, allein es fehlt der Glaube — weil die Buße. Immerhin gelten uns die je 6 – 8 Katechumenen, die in Wangemannshöh und Ikombe ſich eingefunden haben, als ein hoffnungerweckendes Zeichen. Möge einer unter ihnen, der ſich beim Kirchrondabel anbaute mit der Erklärung: „Ich will beim Worte Gottes wohnen“, bald viele Nachfolger finden. Wie hoffnungsvoll unſere Brüder auf ihre dortige Arbeit ſehen, geht daraus hervor, daß ſie 1895 nach einer Rekognoszierungsreiſe im Kingaland den Platz für 2 weitere Stationen ausgeſucht haben, deren eine ſchon ſeit dem 1. Auguſt beſetzt iſt.

C. China könnten wir unſer Schmerzenskind nennen im Blick auf eine 13jährige Arbeit mit wenig mehr als 800 von unſeren Brüdern Getauften, im Blick auf den grenzenloſen Hochmut, die mißtrauiſche Verſchlagenheit des unruhigen Volkes.

Wir thun es nicht. Denn die Arbeit unſerer Miſſionare auf 4 Stationen im Bezirk Kanton zeigt dennoch ſehr deutlich die Spuren einer zunächſt langſam fortſchreitenden, aber keineswegs vergeblichen Miſſionsthätigkeit. Wir zählen zu den Hoffnungszeichen abgeſehen von den ſchön und feſt angelegten Stationen mit ihren würdigen und ſchmuckvollen Gotteshäuſern, die tiefe und gründliche Bekehrung einzelner zum Heiland. Wir zählen dazu die Gewinnung von 32 eingeborenen Gehilfen, die, wie die jüngſt mit ihnen abgehaltene Konferenz beweiſt, großenteils ein gutes Verſtändnis und einen treuen Eifer für ihre Arbeit zeigen.

Allen Zeitungsleſern iſt bekannt, wie ſchwere Sorge uns die chriſtenfeindliche Bewegung in China im letzten Sommer bereitet hat. Der Herr hat gnädig unſere Miſſionsplätze bisher behütet, obgleich wir auf die in Syn-hiu ſich entwickelnde Hungersnot und ihre möglichen Folgen bangen Herzens blicken. Ganz beſonders erquicklich drang an unſere Herzen eine von Miſſionar Voskamp uns jüngſt zugeſandte

Digitized by Google

Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines chinesischen Evangelisten, aus der auch zu erkennen ist, an wie manchem Platz im Kreise Kanton ein stilles Glaubensleben im Verborgenen blüht. — Wir begreifen, daß heidnische kluge Chinesen heute schon den Zeitpunkt ins Auge fassen, wo etwa das Christentum in China die öffentliche Religion werden wird. „Dann," so sagen sie, „wird's bei uns eine Veränderung aller Zustände geben." Darin haben sie ganz Recht.

Es erübrigt nach diesem Blick aus der Vogelschau noch in kurzem einen Gesichtspunkt hervorzuheben, bei welchem sich unsere Missionsgebiete zu einer Gesamtdarstellung vereinigen lassen, und mit dessen Behandlung wir das immerhin skizzenhafte Bild unserer Missionsarbeit abzurunden hoffen.

Es ist dies die wichtige Frage: Wie steht es mit der inneren Umwandlung der Völker, unter denen unsere Missionare arbeiten? Wie dürfen wir über die Qualität unserer Heidenchristen, über den Stand ihres inneren geistlichen Lebens urteilen?

Die im Vorstehenden gegebenen Andeutungen zusammenfassend haben wir zunächst zu konstatieren, daß das krasse Heidentum, welches sich in der Form des wahnsinnigen Aberglaubens, der teuflischen Zauberei, der furchtbaren Blutgier, der viehischen Unzucht äußert, auf den meisten unserer Missionsplätze eine überwundene Macht ist. Der Sauerteig durchdringt die 3 Scheffel Mehl; christliche Anschauungen setzen sich durch. Seit durchschnittlich einem Menschenalter steht vor dem heranwachsenden Geschlecht das Bild erneuerter Menschen, die ein zufriedenes Leben führen, die im äußerlichen vorwärts kommen, die anständig gekleidet gehen und zum Teil in schönen, wenn auch einfachen Häusern wohnen. Es ist längst nicht mehr der weiße Lehrer, der Moruti oder Umfundisi allein, der so ganz anders ist wie sie, was sich mit seiner Herkunft aus Europa erklären ließ. Es sind längst schon die eigenen Landsleute, die ihnen meist in beredter Sprache und mit warmem Herzen das Evangelium vorpredigen und vorwandeln. Der „Lehrer" aber hat dies neue Leben ins Land gebracht. Darum hören auch die Heiden zumeist mit großem Respekt auf sein Wort, nachdem sie ihn seit Jahrzehnten als einen Freund und Vater ihres Volkes erkannt haben.

Aber die Hauptfrage ist: Darf man von unseren Getauften nach irgend welcher größeren Mehrzahl behaupten, daß sie innerlich erneuerte Menschen durch das Evangelium geworden sind? Es hieße in die

Digitized by Google

Rechte des Herzenskündiger eingreifen, wollten wir diese Frage in der Weise bejahen, daß wir eine Prozentzahl feststellten, welche die inwendig Erneuerten im Verhältnis zu den Getauften bezeichnete. Aber es wird erlaubt sein, auf die Taufpraxis unserer Missionare hinzuweisen, welche es ihnen gebietet, aus der Zahl der längere Zeit unterrichteten und sorgfältig beobachteten Katechumenen, nur diejenigen zur Taufe auszuwählen, in welchen — so weit Menschenaugen sehen können — der heilige Geist das gute Werk angefangen hat. Es wird erlaubt sein, aus den Früchten auf die Art der Bäume zu schließen und Gebetseifer, ernste Selbstzucht, Treue im Gebrauch der Gnadenmittel, Leidensfreudigkeit, Bekenntnistreue für Zeichen eines guten Baumes zu halten. Vor allem aber wird die Thatsache hervorzuheben sein, daß wir von unseren sehr nüchtern urteilenden Missionaren beinahe in jedem Quartalstagebuch ein Zeugnis vom Heimgang einzelner im Frieden finden können.

Wir schließen diese Skizze ab mit dem Bewußtsein, unserer Aufgabe gemäß nur Spitzen aus der Fülle der sich darbietenden Gesichtspunkte hervorgehoben zu haben. Der eng begrenzte Raum erlaubt uns z. B. nicht einmal die Erfolge der Arbeiten unserer Missionare in den Schulen hervorzuheben, obgleich gerade hier eine nicht gering zu wertende Kulturarbeit hervortritt.

Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands und Großbritanniens

im Lichte der diesjährigen Missionskonferenz in Liverpool.

Von Lic. Dr. Carl Clemen.

Man meint wohl heutzutage oft selbst in christlichen Kreisen, der religiöse Enthusiasmus früherer Zeiten sei auf immer vorbei; das Gegenteil beweist neben anderen ähnlichen Erscheinungen die großartige Missionsbewegung unter den amerikanischen und englischen Studenten, wie sie die letzten zehn oder zwölf Jahre gebracht haben.

Es war im Winter 1884/85, als sieben junge Engländer, zumeist Studenten der Universität Cambridge, darunter besonders Stanley, Smith und C. T. Studd, dieser der beste Cricketspieler, jener der beste Ruderer, auf eine glänzende Laufbahn und ein behagliches Leben daheim

Digitized by Google

verzichteten und als Missionare nach China zu gehen beschlossen. Vor ihrer Abreise besuchten sie die wichtigsten Colleges in Großbritannien, und überall belebten sie unter den Studenten nicht nur den Missionseifer, sondern auch das religiöse Leben überhaupt. In Edinburgh machten sie besonders auf die Studenten der Medizin einen solchen Eindruck, daß auch sie ihrerseits unter Führung des bekannten Professors Henry Drumond andre Universitäten zu besuchen und in gleicher Weise anzuregen begannen. Die Missionsbewegung war also — das giebt ihr im Unterschied von andern ihren besondern Charakter — von Anfang an mit einer allgemeinen religiösen Bewegung verbunden; ja in Amerika ging sie erst aus einer solchen hervor.

Hier wurde nämlich 1877 von Princeton College, New Jersey, aus eine Intercollegiate Young Men's Christian Association gegründet, in der L. D. Wishard auch eine besondre Abteilung für äußere Mission einrichtete. Ging doch, wie derselbe nachgewiesen hat, die ganze Bewegung in letzter Linie auf das Erwachen des Missionssinns unter den Studenten von Williams College und Andover Seminary zurück, das 1810 zur Gründung des American Board, der ältesten amerikanischen Missionsgesellschaft, führte: einer jener Studenten schrieb nämlich einen Aufruf, durch den Dr. J. Scudder bewogen wurde, Missionar zu werden; sein Entschluß aber veranlaßte wieder James Brainerd Taylor, sein Leben dem Dienste Christi zu widmen: er gründete in Princeton College die Philadelphian Society, die endlich bei jener religiösen Bewegung des Jahres 1877 vor allem beteiligt war. Aber trotzdem begann die Missionsbewegung in Nordamerika eigentlich erst neun Jahr später, als eine Anzahl Studenten von verschiedenen amerikanischen Universitäten mit Mr. Moody, dem bekannten Evangelisten, in Mount Hermon, Mass., versammelt waren, um vier Wochen unter Gebet, Bibellesen und gemeinsamen Besprechungen über christliche Liebeswerke zuzubringen. Zehn Tage vergingen indes, ehe der Heidenmission besondre Erwähnung geschah. Aber einer der Anwesenden, wiederum ein Student von Princeton College, R. P. Wilder, wollte die kostbare Gelegenheit, auch das Missionsinteresse neu zu beleben, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Er berief also eine Versammlung solcher, die Missionare werden wollten. Einundzwanzig traten zusammen und beschlossen, auch an die übrigen die Aufforderung zu richten, daß sie sich der Mission widmen möchten. In dem sogen. Zehn-Nationen-Meeting legten Söhne von Missionaren in China, Indien

Digitized by Google

und Persien, sowie ein Amerikaner, ein Japaner, ein Siamese, ein Deutscher, ein Däne, ein Norweger und ein Indianer in kurzen Worten das überall vorhandene Bedürfnis nach studierten Missionaren dar, und wiederholten dann jeder in seiner Muttersprache die Worte: Gott ist die Liebe. Dr. W. Ashmore aus China entließ die Versammlung mit den Worten: Beweist, wenn ihr könnt, warum ihr nicht dem letzten Gebot Jesu Christi gehorchen solltet. Später wurde ihnen folgende Erklärung zur Unterschrift vorgelegt: I am willing and desirous, God permitting, to become a foreign missionary (ich beabsichtige und wünsche, wenn Gott es gestattet, Missionar zu werden) — und noch vor Schluß der Konferenz hatten gerade hundert unterschrieben; das sog. Student Volunteer Movement for Foreign Missions hatte begonnen.*)

Und bald wirkte die Bewegung auch nach Großbritannien hinüber. Im Winter 1886/87 besuchte einer ihrer Leiter in Amerika, J. N. Forman, die englischen Universitäten; umgekehrt gingen Abgeordnete dieser Sommer für Sommer nach Amerika, um an der Summer School in Northfield teilzunehmen. So kam es 1889/90 zur Gründung der Students' Foreign Missionary Union, die aber doch das Werk zunächst nicht sehr förderte. Wohl aber that das ein neuer Besuch eines Amerikaners, nämlich jenes Mr. Wilder, der 1891/92 die englischen Colleges besuchte und überall begeisterte Aufnahme fand. Viele, die bisher zweifelhaft gewesen waren, entschlossen sich, Missionare zu werden, und traten zu Vereinen zusammen, die neben dem Studium der Mission auch gemeinsame Bibellektüre trieben und Gebetsversammlungen hielten. Zugleich aber ergab sich die Notwendigkeit eines engern Zusammenschlusses wiederum dieser Vereine, den die Students' Foreign Missionary Union noch nicht bot. Am 2. und 3. April 1892 (hundert Jahre nach der Gründung der ältesten unter den neueren Missionsgesellschaften, der baptistischen), traten daher in Edinburgh Delegierte der drei englischen Universitäten Oxford, Cambridge und London, der vier schottischen Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, St. Andrews und der irischen Universität Belfast zusammen und gründeten die Student Volunteer Missionary Union, deren Geschäfte ein aus vier bis fünf Mitgliedern bestehendes Exekutivkomitee führt. Beratend stehen ihnen vier ältere Herren und drei Damen zur Seite; ein Student und eine

*) Vergl. A. M. Z. 1890, 272: Missionsbewegung unter den amerikanischen Studenten.

Digitized by Google

Studentin besuchen als reisende Sekretäre die schon bestehenden Vereine und gründen neue. Endlich ist in Uebereinstimmung mit den amerikanischen Kommilitonen, die sich bereits drei Jahre früher ganz ähnlich organisiert hatten, auch die Verpflichtungsformel dahin abgeändert werden, daß sie jetzt lautet: It is my purpose if God permit to become a foreign missionary. (Es ist mein Vorsatz, wenn Gott es gestattet, Missionar zu werden).

Besonders wichtig für die Bewegung waren in Nordamerika und England die Mitgliederversammlungen, wie sie dort 1891 in Cleveland, Ohio und 1894 in Detroit, Michigan, hier die drei letzten Jahre in Keswick in der Grafschaft Cumberland stattfanden. Auf der ersten dieser englischen Konferenzen wurde zugleich eine schon früher geplante Inter University Christian Union gegründet, so daß nun auch die allgemeinere Erweckung, die von den „Cambridger Sieben" ausging, zu einem äußerlich sichtbaren Ergebnis geführt hat. Beide Unions zusammen tagten dann vom 30. Juli bis zum 3. August 1894, zugleich die erste Konferenz, bei der Delegierte von außerbritischen Ländern, nämlich von Amerika, Deutschland, Frankreich, Holland und Südafrika gegenwärtig waren.

Auf der vorjährigen Versammlung endlich waren nicht weniger als elf Nationalitäten vertreten; dabei erhielt die Inter-University Christian Union den neuen Namen British College Christian Union und gleichzeitig ein bestimmteres Programm." *) Näher kann ich darauf hier nicht eingehn, glaubte aber doch dies wenige über jene allgemein religiöse Parallelbewegung zur Charakteristik der Missionsbewegung, der wir uns nun wieder allein zuwenden, anführen zu sollen.

Waren schon die beiden letzten Konferenzen in Keswick von auswärtigen Delegierten besucht gewesen, so fand nun endlich in den ersten Tagen dieses Jahres, zehn Jahre nach dem Beginn der Bewegung in Amerika, in Liverpool eine studentische Missionskonferenz statt, die sich ausdrücklich international nannte. Ihr Zweck war nach einem Artikel des gegenwärtigen Vorsitzenden der Union, Donald Fraser, in

*) Ein Zweig dieser Bewegung besteht seit 1890 in Deutschland und veranstaltet jährliche Konferenzen „zur Vertiefung christl. Lebens und Anregung christl. Werks" unter den Studierenden. Am 19. August 1895 wurde zu Badstena, auf der skandinavischen Studentenkonferenz, durch Vertreter von amerikanischen, britischen, deutschen, skandinavischen und asiatischen Studenten ein Weltbund geschlossen auf Grund eines 3fachen Zieles: 1. Evangelisation, 2. Gemeinschaftspflege, 3. Mission. D. H.

Digitized by Google

deren Organ, dem „Student Volunteer", ein dreifacher. Zunächst sollte sie die britischen Studenten und Studentinnen, die sich der Mission widmen wollen, von neuem, aber diesmal in noch größerer Anzahl als bisher vereinigen und von neuem zur Arbeit an sich und andern anregen. Bisher sind der Union 1038 Studenten beigetreten, 832 männliche und 206 weibliche, genauer 577 aus England, 281 aus Schottland, 111 aus Irland, 66 aus Wales und 3 aus andern Ländern.*) 212 sind schon als Missionare hinausgegangen, 66 andre von den Missionsgesellschaften, denen sich die Studenten zur Verfügung stellen, wenigstens schon acceptiert worden, 34 sind zurückgewiesen und nur 22 selbst zurückgetreten. Als sie die (obenerwähnte) Erklärung unterschrieben, waren 227 art students, d. h. sie standen in dem ersten, drei Jahre währenden Stadium ihrer Studien, dessen Abschluß das Examen für den bacalaureus artium (B. A.) bildet, 284 waren Mediziner, 427 Theologen, die übrigen gehörten verschiedenen Fakultäten an. Aber noch sind manche Kreise überhaupt nicht erreicht; die Konferenz sollte mithelfen, auch an sie heranzukommen. Zweitens wollte sie die christlichen Gemeinden zu noch ergiebigerer Unterstützung der Missionsgesellschaften anspornen. Bisher hieß es in England: wo sind die Missionare? das Geld war da; jetzt heißt es umgekehrt: wo ist das Geld? denn die bisherigen Mittel reichen nicht aus, die sich anbietenden Kräfte zu bezahlen. Schon dachten einige Missionsgesellschaften, wie die der schottischen Freikirche, daran, weitere Angebote zurückzuweisen: da verpflichteten sich sofort ihre Mitglieder für künftighin zu noch höheren Beiträgen. Die Konferenz sollte das Interesse an der Bewegung noch vertiefen; sie sollte sie aber endlich auch auf den Kontinent hinüber fortpflanzen. Freilich scheinen in England über die bezüglichen Zustände namentlich in Deutschland unrichtige oder wenigstens unvollkommene Vorstellungen verbreitet zu sein, vielleicht zum Teil durch die Schuld derjenigen deutschen Studenten, die bisher allein mit den Engländern in Verbindung getreten waren und im wesentlichen nur von ihrer, der amerikanisch-englischen allerdings besonders ähnlichen und zum Teil auch von ihr abhängigen Bewegung zu erzählen gewußt hatten, wie sie in den letzten Jahren durch die Studentenkonferenzen in Niesky und Bockenheim bei Frankfurt a. M. vor die größere Oeffentlichkeit getreten ist. Um so

*) In Amerika beläuft sich ihre Zahl gegenwärtig auf 6—7000, von denen zwischen 5—600 schon ausgesendet worden sind.

Digitized by Google

dankenswerter war es, daß diesmal auch die älteren studentischen Missionsvereine eine Einladung erhalten hatten, der im ganzen gegen zwanzig Deutsche Folge leisteten. Die überhaupt vertretenen Nationalitäten beliefen sich auf vierundzwanzig: in der That wohl die internationalste Studentenkonferenz, die es bisher gegeben hat.

Unsre Versammlungen fanden teils in den Räumen des christlichen Vereins junger Männer, teils in der nahegelegenen Gordon und Philharmonic Hall statt und begannen am 1. Januar mit einer Begrüßung durch den Lord Mayor von Liverpool und einer Eröffnungsfeierlichkeit, in der der hochbejahrte Bischof der Diözese, Dr. Ryle, das gegenwärtige Haupt der evangelikalen Partei in der englischen Staatskirche, den Vorsitz führte. An den folgenden Tagen wurde zunächst früh $^{3}/_{4}$10 Uhr — eher konnten die z. T. in entfernten Vorstädten einquartierten Delegierten nicht zur Stelle sein — ein kurzer Gottesdienst abgehalten und dann gleichzeitig in mehreren Meetings über die Missionsarbeit in Indien, Südamerika, China, Japan, Afrika und unter den Juden, sowie deren verschiedene Zweige, die Predigt, Schule, ärztliche Versorgung und soziale Hebung Bericht erstattet. Nachmittags von 3 bis $^{1}/_{2}$5 und abends von 7—9 Uhr fanden je zwei öffentliche Versammlungen statt, denen gewöhnlich 4—5000 Personen beiwohnten, einmal auch besonders für Schuljungen, ein anderes Mal für Schulmädchen, dazwischen endlich allerlei Spezialkonferenzen für Geistliche, Kaufleute, Professoren und Tutors, auswärtige Abgeordnete im ganzen oder einzelnen. Am 4. Januar wurden die letzteren der Versammlung vorgestellt und von ihr durch minutenlanges Beifallklatschen und Hurrahrufen begrüßt. Es machte einen gewaltigen Eindruck, als ihre Vertreter einer nach dem andern Joh. 3, 16 in ihrer Muttersprache bekannten: ein Deutscher, ein Schwede, ein Holländer, ein französischer Schweizer, ein Japaner und ein Chinese. Die ersteren berichteten auch über das Missionsinteresse unter den Studenten ihres Vaterlands; für die Deutschen sprach Dr. jur. Siemsen aus Berlin in dem oben bezeichneten Sinne. Am Abend desselben Tages fand, den meisten unerwartet, eine Sammlung statt, die aus Beiträgen von einigen Pence bis hundert Pfund im ganzen über zweiunddreißigtausend Mark einbrachte. An dem darauf folgenden Sonntag predigten in den meisten Kirchen der Stadt vormittags und abends Mitglieder der Konferenz; andre hielten nach Einbruch der Dunkelheit am Wellington-Monument in unmittelbarer Nachbarschaft einer sozialistischen Versammlung ein open-air-meeting, bei dem auch

Digitized by Google

mehrere Frauen sprachen und die eine ein Solo sang. Daneben fand nachmittags noch ein »nuggets meeting«, eine „Goldkörnerversammlung" statt, so genannt, weil dabei jeder der etwa dreißig Redner nur einige Minuten sprechen durfte und in diesen natürlich das beste zu sagen suchte, das er überhaupt zu sagen wußte; endlich zu der Schlußfeier am Abend begehrten so viele Einlaß, daß sofort in einem andern Saal eine zweite Versammlung gehalten werden mußte. Zu alledem war in einem Nebenraum der Philharmonic Hall eine ungemein reichhaltige Sammlung von Missionswerken, -karten und -diagrammen aufgestellt, die immer wieder zum Besuch einlud.

So fehlte es nicht an mannigfachster Anregung, und der Masse des Gebotenen entsprach seine Güte. Schon der ganze Geist, in dem die Verhandlungen geführt wurden, mußte auch den, der das englische Christentum noch nicht aus eigner Anschauung kannte und so mancherlei Vorurteile dagegen mitbrachte, sofort ungemein ansprechen und mit manchen Eigentümlichkeiten, in die er sich nicht gleich zu finden wußte, doch wenigstens aussöhnen. Bewundernswert war namentlich die großartige Einmütigkeit trotz aller Verschiedenheiten der vertretenen Denominationen: Kirche von England, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Herrnhuter, Quäker, Salvationists. In dieser Beziehung schlug gleich die Eröffnungsversammlung den rechten Ton an, wenn da der frühere Vorsitzende der weslevanischen Konferenz, Ch. Garrett, in seiner humorvollen Weise schilderte, wie überall Einheit in der Mannigfaltigkeit herrsche, während der Bischof von Liverpool davon sprach, daß die Mauern zwischen den einzelnen Kirchen nie so hoch werden dürften, daß man sich nicht darüber hinweg die Hand schütteln könnte, und der Baptist Dr. Pierson aus Philadelphia dem Bischof, „seinem verehrten und geliebten Vater in Gott" wirklich die Hand schüttelte, zugleich zum Zeichen der unverbrüchlichen Eintracht zwischen Großbritannien und Nordamerika, die damals gerade in Frage gestellt schien. Dieser schöne Ton der Einmütigkeit im Geist durchklang nun auch die weiteren Verhandlungen — trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die der aufmerksame Beobachter auch hier heraushören konnte und mußte.

Als die Bewegung vor zehn Jahren in Amerika ihren Anfang nahm, gab ihr der eben erwähnte Dr. Pierson das Motto, das dann auch von den Engländern adoptiert wurde: die Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation. Nicht bekehren (denn das vermöge nur Gott), auch nicht zivilisieren (denn das nähme längere

Digitized by Google

Zeit in Anspruch), wohl aber mit dem Evangelium bekannt machen müßte und könnte die Heidenwelt schon die jetzt lebende Christenheit. Denn auch ihr gelte das allgemeine Gebot Christi Matth. 28, 19, das bisher unerfüllt geblieben sei; sie habe aber auch die Möglichkeit, das nachzuholen, infolge der wunderbaren Erleichterung des Verkehrs, der Empfänglichkeit der Heidenwelt und der religiösen Erweckung zahlreicher Kreise, die namentlich die Frauen und die jungen Männer und Mädchen in den Dienst des Reiches Gottes gestellt habe. Dazu kam wohl bei einigen noch die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi, die auch in Liverpool wieder, namentlich von einem jener Cambridger Sieben, C. T. Studd, ausgesprochen wurde. Aber im allgemeinen — das ist für den gegenwärtigen Charakter der Bewegung besonders wichtig — war auch von der Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation nur noch verhältnismäßig selten die Rede. Das alte Motto wurde zwar öfters erwähnt und noch in der letzten Versammlung von Dr. Pierson ausführlich erläutert, aber ohne daß diesen Darlegungen sonderlich viel Beifall gezollt worden wäre. Die meisten standen offenbar vielmehr auf Seite derer, die bei aller Anerkennung für die Bewegung doch ihr ursprüngliches Prinzip verwarfen. In dem Meeting für Geistliche, die ja allerdings nicht die eigentlichen Träger der Bewegung sind, fand Rev. Wardlaw Thompson, Sekretär der London Missionary Society, namentlich da Zustimmung, wo er von einer allmähligen Christianisierung der Welt sprach. Noch deutlicher bezeichnete am Tage darauf der Sekretär der Church Missionary Society, E. Stock, die Methode, unter einem Baume stehend den vorüberlaufenden Heiden das Evangelium zu predigen, höchstens als eine neben andern. Am energischsten betonte endlich Rev. G. L. Pilkington, der in Uganda gearbeitet hat, daß man den Heiden erst allmählig nahe zu kommen suchen müsse, ehe man auf sie Eindruck zu machen hoffen könne, während Rev. E. Young, Missionar unter den Indianern in Nordamerika, an einigen drastischen Beispielen veranschaulichte, was dabei herauskomme, wenn man ohne genügende Kenntnis der Sprache oder durch Vermittlung eines Dolmetschers predige. Daß das entgegengesetzte Verfahren längere Zeit in Anspruch nehmen würde, brauchte ja nicht erst gesagt zu werden; schon in den Ausführungen selbst lag eine indirekte Kritik jenes Mottos.

Von den übrigen Prinzipien für die Missionsarbeit, die gelegentlich aufgestellt wurden, brauche ich nicht ausführlich zu sprechen, da von ihnen ja jetzt auch sonst vielfach die Rede ist. Immer wieder wurde

Digitized by Google

hervorgehoben, daß die Welt durch eingeborene Christen evangelisiert werden, daß jedes Volk sich eine nationale Kirche schaffen, daß die Missionare nur das Evangelium predigen müßten. Gleichwohl kann keiner zu gut dazu sein, und sind nur wenige gut genug. Wenn auch schon ein wenig Medizin und common sense gute Dienste leistet, wie Rev. Young meinte, so verlangte doch Dr. Gillison für die Missionsärzte nicht minder als für die Missionare die bestmögliche Ausbildung. „Wer sie vernachlässigt, gebraucht nur fünf Talente von den zehn, die Gott ihm anvertraut hat." Ergreifend sprachen wiederum Rev. Young und Rev. W. E. Cousins aus Madagaskar von der Schwierigkeit und Herrlichkeit des Missionsberufs, besonders eindringlich wiederum Mr. Stock und Rev. Thompson, sowie Rev. W. E. Burroughs und Dr. George Robson von dem Segen des Missionsinteresses für Prediger und Gemeinden daheim. Der Bischof von London hat neuerdings den Geistlichen seiner Diözese empfohlen, jedes Jahr mindestens zwanzig Missionspredigten zu halten; Rev. Burroughs wünschte, daß auch die jungen Theologen in Missionsgeschichte examiniert würden.

Auch die Art, wie zum Beitritt zu der Union geworben wurde, unterschied sich von der früher üblichen. Daß in dem Meeting für Schulknaben auch sie schon aufgefordert wurden, sich für den Missionsberuf zu entscheiden, erklärte sich wohl aus dem persönlichen Ungeschick des betreffenden Redners; wenn Rev. F. B. Meyer nicht nur Schritt für Schritt die betende Gemeinde über diese Welt hinaus vor Gottes Thron führte, sondern dann auch von den einzelnen verlangte, durch Handerheben zu bezeugen, daß sie sich ganz dem Herrn dahingegeben hätten, so handelte es sich doch dabei noch nicht um den Beitritt zur Student Volunteer Missionary Union. Diesen wollte der Vorsitzende der Konferenz, Donald Fraser, erst nach reiflicher Ueberlegung vollzogen wissen; ihn in öffentlicher Versammlung zu verlangen, hat eine vor kurzem im Namen der Amerikaner und Engländer von D. Willard Lyon herausgegebene kleine Broschüre über the Volunteer Declaration ausdrücklich verboten. Hier wird übrigens auch diese Erklärung selbst in einem etwas anderem Sinne verstanden, als es ursprünglich der Fall war. Sie soll kein Gelübde und keine Verpflichtung bedeuten, sondern nur bewirken, daß sich der künftige Missionar bei Zeiten für seinen Beruf entscheidet und so bei Zeiten mit andern darauf vorbereiten kann. Freilich ließe sich das offenbar auch auf anderm Wege erreichen als durch Unterzeichnung jener Formel, während allerdings die übrigen

Digitized by Google

Vorteile, die erstrebt werden, wie namentlich Schutz gegen Bedenken und Zweifel, nur auf jene Weise erreichbar sind, aber auch dies nur dann, wenn die Unterschrift eine Verpflichtung bedeutet, was sie doch eben nicht soll. So bleibt hier ein gewisser Widerspruch bestehen, daraus entstanden, daß man nicht nur die alte Formel, sondern zum Teil auch ihre frühere Bedeutung beibehielt, und dies wiederum deshalb, um so möglichst viele junge Leute dauernd für die Missionsarbeit zu gewinnen.

Doch ich wollte nicht kritisieren; ich wollte nur schildern. So führe ich nur eben noch an, daß in Liverpool auch bereits für Deutschland genau nach dem Muster der englischen Union ein „freiwilliger Studenten-Missionsbund" — der Name wurde um der Verbindung mit jener willen gewählt, obwohl er eingestandenermaßen für deutsche Verhältnisse nicht recht paßt — gegründet worden ist, dessen Mitglieder die oben erwähnte Formel zu unterschreiben haben. Vorläufig sind ihm elf Studenten beigetreten; die genauere Festsetzung der Statuten soll später erfolgen. Gebe Gott, daß sie in der Weise geschieht, daß unsre gesamte studierende Jugend von der gewaltigen Bewegung in Nordamerika und England lernen kann und das lernen kann, was ihr wahrhaft frommt.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Die mächtige Missionsbewegung unter den englischen und amerikanischen Studenten,*) die in der Liverpooler Konferenz die Anregung zu einem internationalen Studenten-Missionsbund gegeben hat, ist — wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten, 1890, 279 — ein höchst erfreuliches Ereignis in der Geschichte des Missionslebens, und man muß von Herzen wünschen, daß sie sich auch nach Deutschland verpflanze. Ist doch bis heute die Zahl derjenigen deutschen Missionare sehr klein, welche von den Universitäten kommen, und fristen die studentischen Missionsvereine in unserem Vaterlande, die eine oder andre Ausnahme abgerechnet, ein ziemlich dürftiges Dasein. Wir

*) Uebrigens sind die Studenten — wenigstens in Amerika; ob es in England auch so ist, kann ich nicht bestimmt sagen — nicht sämtlich im deutschen Sinne des Worts zu nehmen; viele sind nach unserer Ausdrucksweise noch Gymnasiasten.

Digitized by Google

können es daher nur mit Freuden begrüßen, wenn das Feuer der Missionsbegeisterung in der englischen und amerikanischen Studentenwelt auch in die deutsche akademische Jugend zündende Funken wirft. Es ist etwas Kerngesundes, daß sich die studierende Jugend für das größte Menschenhänden anvertraute Werk, für die Christianisierung der ganzen Welt, begeistert und sich in seinen Dienst stellt. Es ist auch etwas Kerngesundes, daß die Werbung für die Mission auch unter den Studenten in einen innern Zusammenhang gesetzt wird mit geistlicher Belebung und Vertiefung, denn Missionsleben wächst überall nur aus persönlichem Glaubensleben. Es wäre ein Gewinn nicht blos für die Mission, sondern in erster Linie für unsre akademische Jugend selbst, wenn ein frischer, christlicher Lebensgeist sie zu durchwehen anfing, durch den sie geheiligt würde. Auch das ist kerngesund, daß für Studenten und von Studenten gebetet wird, damit sie Werkstätten und Werkzeuge des heiligen Geistes werden. Das ist das Positive, das wir von der englischen Studentenbewegung herübernehmen sollen.

Bedenklich an ihr ist zweierlei: 1. die Losung: Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation; diese Losung scheint man doch nicht fallen lassen zu wollen. E. Stock stellt einen längeren Artikel über dieselbe im Ch. Miss. Int., dessen Herausgeber er ist, in Aussicht. Aber nach den Andeutungen, die er schon jetzt in demselben (150) und namentlich im Gleaner (17) giebt, ist er doch geneigt, mit ihr zu paktieren. Er schlägt allerdings vor zu sagen: The evangelisation of (statt in) this generation; aber bei allen missionskritischen Bedenken, die der kundige Mann offenbar hat, erklärt er doch: „wir unsers Teils glauben, daß der Versuch, so ungeheuerlich (tremendous one) er auch ist, thatsächlich ausgeführt werden kann.“ Von einer prinzipiellen Lossagung ist also keine Rede, obgleich es nicht an besonnenen Leuten fehlt, welche Bedenken geltend machen. Wir unsrerseits müssen das Schlagwort als eine oratorische Phrase unbedingt ablehnen. Abgesehen davon, daß der Mission eine schiefe Aufgabe gestellt wird mit der bloßen Evangelisation, so ist es eine Schwärmerei, die Erfüllung selbst dieser Aufgabe in der gegenwärtigen Generation für möglich zu halten. Solcher biblisch unnüchterne Enthusiasmus führt ebenso zur fruchtlosen Zersplitterung der Missionskräfte, wie er einen sehr oberflächlichen Missionsbetrieb zur Folge hat. Deutsche Nüchternheit muß sich also von dieser Parole unbedingt lossagen und etwa mit der Erklärung begnügen: angesichts der großen Missions-

Digitized by Google

aufgaben, welche die gegenwärtige Weltöffnung stellt, ist es die von Gott der gegenwärtigen Christenheit zugewiesene Pflicht, alle Kräfte und Mittel zur weitesten Ausbreitung des Evangeliums aufzubieten. 2. die Gefahr methodistischer Treiberei. Zu ihr rechnen wir nicht blos die stürmische Art, junge, oft noch unreife Gymnasiasten und Studenten wie in einer Berauschung zu einem Entschluß zu treiben, dessen Tragweite sie noch gar nicht zu übersehen vermögen — das scheint ja in Liverpool nicht geschehen zu sein —, sondern vornehmlich die Bindung durch ein Gelübde und zwar in der Form der Namensunterschrift. Allerdings wird das Gelübde limitiert durch die conditio Jacobea, dennoch behält es etwas Bedrückendes. In einer Stunde der Begeisterung läßt sich ein frommer Jüngling unschwer bewegen, die geforderte Unterschrift zu geben, und hinterher bereut er es vielleicht und gerät in Gewissensnöte. Man hat ja in Liverpool einige Zeit zur Erwägung gelassen, aber mir scheint, daß überhaupt Gelübde und Unterschrift besser wegfällt. Es sollte genügen, seine Uebereinstimmung etwa zu folgenden Punkten zu erklären: a) wir wollen die Mission zum Gegenstande unsres Studiums und unsres Gebets machen; b) wir wollen ihr Freunde werben; c) wir wollen uns ernstlich mit der Frage beschäftigen, ob es nicht Gottes Wille sei, daß wir selbst in den Missionsdienst treten, und zwar nicht blos für kurze Zeit, sondern fürs Leben. Auch das hat etwas Bedenkliches: eine auf amerikanischem oder britischem Boden gewachsene Bewegung, so sympathisch sie uns auch ist, ganz in der englischen Form auf deutschen Boden zu verpflanzen. Der innerlicheren und tieferen deutschen Art ist weder das Geräuschvolle, noch das Massenhafte, noch das Plötzliche kongenial; wir gehen stiller und langsamer unseres Wegs, weil wir Respekt haben vor den natürlichen Wachstumsgesetzen.

Daß für deutsche Verhältnisse die Aufnahme von „Studentinnen“ in den studentischen Missionsbund unangänglich ist, bedarf keines weiteren Wortes. Und davor möchte ich noch warnen: ja nicht an eine selbständige Missionsunternehmung seitens der Studenten zu denken, die in den Missionsbund treten, am wenigsten an eine Mohammedaner-Mission. Dazu fehlt den jungen Leuten die Missionserfahrung; wollen sie ihre Kraft nicht vergeuden, so müssen sie sich einer der bestehenden deutschen Missionsgesellschaften anschließen. Ehe sie überhaupt einen Schritt thun, sollen sie ja vorher ordentlich Mission studieren und sich mit urteilsfähigen Männern in Verbindung setzen.

Digitized by Google

Lassen wir uns also durch die englische Missionsbewegung zum Wetteifer anspornen, aber ohne auf die biblische Nüchternheit zu verzichten, für welche die deutsche Art ein besonderes Verständnis hat. Das soll der Segen eines internationalen Missionsbundes sein, daß eine Nation von der andern lernt und jede die andre achtet. Auch im Blick auf die große christliche Völkerfamilie gilt das Wort: es sind mancherlei Gaben, und je mehr eine Gabe die andere ergänzt und korrigiert, in desto größerem Segen wird das Reich Gottes gebaut.

Gemischte Zeitung.

1. Türkische Greuel in Armenien. Seit Monaten erscheint fast keine Zeitungsnummer, die nicht einige Mitteilungen brächte über immer neue Brand- und Blutszenen aus dem unglücklichen Armenien, dessen christliche Bevölkerung von der türkischen Herrschaft dem völligen Untergange geweiht zu sein scheint. Lange Zeit hat man in Deutschland die Berichte über die unmenschlichen Schandthaten, welche seit Jahren an den Armeniern begangen worden sind, für übertrieben gehalten und sie auf Rechnung englischer Tendenzpolitik gesetzt, der es nur darum zu thun sei, der türkischen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und für sich im Trüben zu fischen. Wir fühlen ganz und gar keinen Beruf, die englische Orientpolitik zu verteidigen, aber wir müssen es als eine vorurteilsvolle Verblendung bezeichnen, wenn man aus bloßer Antipathie gegen die wenig saubere englische Politik die himmelschreienden Mißhandlungen für bloße Erdichtungen hält, welche das türkische Regiment teils direkt durch seine eigenen Beamten und Soldaten an den Armeniern verübt, teils durch Helfershelfer, vornehmlich die wilden Kurden, verüben läßt. Die Aussaugungen, Gewaltbedrückungen, Zerstörungen, Brände, Einkerkerungen, Schändungen, Morde, Massenniedermetzelungen werden seit Jahren systematisch betrieben und haben in der letzten Zeit eine solche ungeheure Höhe der grausamsten und schandbarsten Raffiniertheit erreicht, daß sie in der Geschichte der menschlichen Greuelthaten kaum je überboten worden sind. Das sind starke Ausdrücke, aber wir fürchten, sie sind noch nicht stark genug, um die entsetzlichen Schandthaten richtig zu bezeichnen, die thatsächlich geschehen sind und noch immerfort geschehen. Die glaubwürdigsten Berichte, die jetzt in wachsender Zahl von Augenzeugen oder auf Grund sorgfältigster Erkundung mit genauester Angabe von Personen und Orten in die Oeffentlichkeit dringen, lassen darüber keinen Zweifel. Es ist mehr als erschütternd, was z. B. die „Christliche Welt“ (1896 Nr. 4) an Einzelheiten mitteilt; es ist so grausig, daß nur die Bezeichnung teuflisch dafür am Platze ist. Die betreffenden Thatsachen sind den Vertretern der europäischen Großmächte meist bekannt; diese verhandeln und verhandeln, aber es bleibt alles beim alten; sie haben ihre Kriegsschiffe in der Nähe, aber es kommt nicht über das diplomatische Spiel hinaus. Wie

Digitized by Google

lange wird das christliche Europa noch ein thatenloser Zuschauer dieser Greuel bleiben! Man wirft Steine auf die unglücklichen Armenier, die, weil niemand ihnen beistand, zur Selbsthilfe gegriffen haben, nachdem sie jahrelang Unmenschliches ertragen; aber würden wir an ihrer Stelle größere Lammesgeduld bewiesen haben? Es sind unter den furchtbaren Drangsalen viele — wenigstens äußerliche — Abfälle zum Islam vorgekommen, meist um die wehrlosen Frauen und Kinder vor einem grauenhaften Geschick zu bewahren; aber auch an viel Märtyrermut hat es nicht gefehlt.

Unsere ganz spezielle Teilnahme wendet sich den Zehntausenden evangelischer Armenier zu, die durch die gesegnete Arbeit der amerikanischen Missionen, besonders des American Board, seit länger als einem halben Jahrhundert in geordnete Gemeinden gesammelt worden sind. Fast alle diese Gemeinden sind augenblicklich in der Auflösung begriffen, viele ihrer Glieder sind getötet, viele geflohen, einige auch zum Islam abgefallen. Die ausgedehnte und überaus erfolgreiche Schulthätigkeit ist fast zum Stillstand gebracht; viele Schulhäuser sind zerstört, der gesamte Verlust des Board durch Brand und Zerstörung seiner Missionshäuser beläuft sich auf mehr als eine Million Mark. Von den amerikanischen Missionaren, die allen Gefahren trotzend im Lande geblieben sind, ist bis jetzt allerdings noch keiner getötet, aber von den eingeborenen Pastoren und Lehrern haben viele — man weiß die Zahl noch nicht — ihr Leben zum Teil unter grausamen Martern verloren. Kurz: die amerikanische Mission ist eine Kreuzmission geworden, wie nur selten eine in der Missionsgeschichte. Die bisherigen Nachrichten sind immer noch sehr lückenhaft; wenn man erst die Lage ganz übersehen kann, werden wir eine zusammenhängende Darstellung bringen. Wahrlich, hier ist Geduld und Glaube der Heiligen. Lasset ihnen unsere Fürbitte nicht fehlen.

2. Wie unsern Lesern bekannt sein dürfte, geht durch einen Teil der christlichen Gemeinden Japans eine starke Strömung, welche völlige Unabhängigkeit von den auswärtigen Missionsgesellschaften, ja sogar die baldige Abberufung ihrer Sendboten erstrebt, jedenfalls keine Vermehrung derselben will, weil man sich selbst Kraft und Einsicht genug zutraut, Japan zu christianisieren. Um sich dieserhalb — und auch noch wegen verschiedener anderer schwebender Fragen — mit den japanischen Christen zu verständigen, hat der American Board, die führendste unter den japanischen Missionsgesellschaften, deren Gemeinden am stärksten und selbständigsten sind, im Herbst des vorigen Jahres eine Deputation entsandt, die jetzt zurückgekehrt ist. Ihr offizieller Bericht liegt allerdings noch nicht vor,*) aber aus einem Abschiedsschreiben, das sie an die Kumi-ai-Gemeinden gerichtet hat (Indep. vom 16. 1. 96), geht hervor, daß sie geneigt ist, die möglichste Berücksichtigung jener Wünsche der Japaner dem Board zu empfehlen. Ehe der offizielle Bericht in unseren Händen ist, können wir natürlich kein Urteil abgeben; aber wir fürchten sehr, daß der American Board wieder auf dem Wege ist, einen großen Fehler zu begehen. Dem Freiheitsgefühl der Amerikaner, vollends wenn es mit kirch-

*) Soeben, als die Korrektur in meine Hände kommt, geht er mir zu. Er enthält in der That, was wir befürchtet. Wir kommen später auf ihn zurück.

Digitized by Google

lichem Independentismus gepart ist, wie ihn der Board vertritt, fehlt pädagogische Weisheit in der Christianisierung. Schon einmal hat der Board durch verfrühte Selbständigstellung einer jungen heidenchristlichen Kirche, die für das Selbstregiment noch absolut unreif war, einen Fehler gemacht, der sich jetzt bitter rächt. Das war, als er nach 50jähriger erfolgreicher Arbeit in Hawaii die dortigen Gemeinden sich selbst überließ. Wir werden demnächst einen Artikel bringen, der den ungeheuren Schaden klarlegt, welchen diese vorzeitige Selbständigkeit angerichtet hat, aber es scheint, der Board ist durch diesen Schaden nicht klug geworden. Japan ist ja freilich ein kulturell viel höher stehendes und geistig potenteres Missionsgebiet als Hawaii, aber die Zurückziehung der altchristlichen Missionare wird sich dort als ähnlich verhängnisvoll erweisen wie hier. Es ist wenig über 30 Jahre, daß die evangelische Mission in Japan begonnen hat, und in den jungen Gemeinden giebt es wenig Christen, die über 20 Jahre im Glauben stehen — da ist doch die Zurückziehung der Missionare ein riskantes Ding. In überzeugender Weise haben 30 presbyterianische Missionare in einer Denkschrift an die presbyterianischen Gemeinden Amerikas die Unrätlichkeit und Gefährlichkeit dieses Experiments nachgewiesen (Miss. Rev. 1895, 920) und gezeigt, daß und warum Japan der Mitarbeit, der Führung und des Rats der abendländischen Missionare noch nicht entbehren kann. Wir werden bei der Rundschau über Japan darauf zurückkommen. Das Abschiedsschreiben legt leider die Befürchtung nahe, daß die gewichtigen Gründe dieser 30 besonnenen Männer bei den Independenten nicht gezogen haben, und wir besorgen, unsere Warnung: die junge evangelische Kirche Japans ja noch nicht sich selbst zu überlassen, kommt zu spät. So richtig das Missionsziel ist: kirchliche Selbständigkeit, so unpädagogisch ist es, zu wähnen, am Ziel zu stehen, wenn man kaum auf dem Wege zu ihm ist. Die in Aussicht stehende Uebereilung ist um so gefahrvoller, als gerade in den jungen independentischen Gemeinden Japans ein bedenklicher rationalistischer Geist weht, der das Evangelium seiner Mysterien zu entkleiden droht. Man will die allmähliche Abberufung bezw. die Verminderung der amerikanischen Missionare dadurch einigermaßen paralysieren, daß man einzelne hervorragende Geistliche oder Professoren auf Zeit als Evangelisten und Berater nach Japan sendet; aber es ist doch sehr die Frage, ob diese der Sprache und des Volkes unkundigen Männer einen Einfluß zu üben vermögen, wie ihn nur Erfahrung und Vertrautheit mit Land und Leuten giebt.

3. Zwei deutsche Missionsveteranen gestorben. Am 24. November 1895 ist der frühere rheinische Missionar Dr. Hugo Hahn, der seit Jahren in der Kapstadt lebte, im Alter von 77 Jahren, und am 16. Dezember der Baseler Missionar Joh. Gottlieb Christaller, der als Emeritus in Schorndorf wohnte, im Alter von 68 Jahren heimgegangen. Beide waren hervorragende Männer und haben ein bedeutendes missionarisches Tagewerk hinter sich. Hahn, eine bischöfliche Erscheinung, ist der Begründer der Hereromission, und vielleicht werden wir in den Stand gesetzt, vornehmlich über seine südafrikanische Pionierthätigkeit eingehendere Mitteilungen zu machen. Christaller, eine stille Gelehrtennatur, war Missionar auf der Goldküste, kehrte aber schon 1868 mit gebrochener Gesundheit heim und hat seitdem in seiner württembergischen

Digitized by Google

Heimat vornehmlich durch ebenso umfassende wie gründliche Spracharbeiten nicht nur der Mission wesentliche Dienste geleistet, sondern auch die afrikanische Sprachenkunde gefördert wie kaum ein anderer der Zeitgenossen. Sein missionarisches Hauptwerk ist die Uebersetzung der Bibel in die Tschi-Sprache.

Warneck.

Missionsrundschau.

Britisch-Indien. I.[1]

Von D. Grundemann.

Seit unsrer letzten Rundschau über Britisch-Indien sind in dieser Zeitschrift ausführliche Mitteilungen über die Ergebnisse des Zensus von 1891 gemacht worden (1894, S. 289–303). Dieselben waren einem Auszuge entnommen. Seit längerer Zeit liegt uns der offizielle General-Report selber vor, aus dem wir einige weitere Daten hier nachtragen.

Indien[2]) hatte 1891 im ganzen 2 284 380 Christen. Davon kommen für unsre Erwägungen nicht in betracht 168 000 Europäer und 79 790 Eurasier,[3]) sodaß die Zahl der Heidenchristen sich auf 2 036 590 stellt. Selbstverständlich bilden die römisch-katholischen, die Früchte einer mehr als 350jährigen Mission, den überwiegenden Teil und zwar mit 1 243 529.[4]) Daneben seien sogleich 200 449 syrische (Jakobiten) erwähnt. Die Zahl der Evangelischen ist nicht leicht zu ermitteln, da sich 57 891 Eingeborene nur als Christen (ohne Angabe der Konfession) bezeichnet haben; doch wird (p. 179) die Gesamtzahl der evangel. Eingeborenen auf 584 307 beziffert.[5]) An dieser Zahl können wir sehen, wie auch die Angaben des Zensus nur einen relativen Wert haben. Nach dem 1893 S. 369 ff. mitgeteilten Missionszensus war die Zahl der evangel. Christen schon 1890 um

---

[1]) Die Rundschau ist vorzugsweise nach den letzten Jahresberichten der wichtigsten Missionsgesellschaften bearbeitet worden. Wo die letzteren genannt sind, giebt das Citat die Jahres- und die Seitenzahl an. Sonst bedeutet A. B. = American Board, Bo. Her. = das Blatt desselben (Boston) Herald, C. M. S. = Englische Kirchenmission, E. Bapt. = Englische Baptisten, Fr. C. = Schottische Freikirche, Lpz. Mbl. = Evangel.-luther. Missionsblatt (Leipzig), Lond M. = London Mission. — Ich bedaure, daß ich die Jahresberichte der amerik. Presbyterianer und Methodist-Episkopalen trotz aller Bemühungen nicht habe erhalten können. Die wichtigsten Punkte aus denselben sollen eventuell später in einem Nachtrage mitgeteilt werden D. Verf.

[2]) Der Zensus schließt die britischen Besitzungen in Hinterindien (Barma) ein, nicht aber die Kronkolonie Ceylon, welche unter besonderer Verwaltung steht.

[3]) S. 208 sind nur 166 428 Europäer, dagegen 81 044 Eurasier angegeben.

[4]) Diese Zahl stimmt nicht mit den offiziellen Angaben der Miss. Cath. In denselben werden (1895) für Gesamtindien mit Einschluß von Ceylon, auf welches weit über 200 000 kommen, nur 1 050 575 Catholici berechnet. Die große Differenz bleibt unerklärlich, auch dann, wenn in Betracht gezogen wird, daß in der betr. Tabelle der Miss. Cath. Barma fehlt. D. H.)

[5]) Nach den vorstehenden Angaben ließen sich aber wenigstens 592 612 herausrechnen.

Digitized by Google

84 000 höher, als sie hier erscheint. Jedenfalls sind von heidnischen Zählern viele Christen gar nicht als solche aufgeführt worden. Wenn wir uns trotzdem der offiziellen Zahl bedienen, können wir es thun mit dem Bewußtsein, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Die evang. Eingeborenen erscheinen zwar in 40 Denominationen gespalten; aber die Zersplitterung ist in der That nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die stark betonte persönliche Freiheit in Religionsangelegenheiten gestattete die Angabe des Bekenntnisses ohne Rücksicht auf eine feste Klassifikation. So sind denn durch die Eintragungen weniger einige ganz neue Denominationen entstanden, z. B. die Kirche von Indien mit 6 Mitgliedern, Evangel. Union (2 Europäer und 1 Eingeborener), die Londoner Mission (8 Mitgl.!), St. Jakobikirche (6), Puritaner (2), deutsche Kirche (5), deutsche Mission (1), Heidenchristen (2) u. s. w. Läßt man diese höchst verwirrenden Angaben beiseite, so findet man 9 Denominationen, daneben aber 49 000 „Protestanten", die verschiedene Denominationen umfassen. 1069 haben sich als „unsectarian" eingetragen. Der Zensus selbst hat an besonderer Stelle (p. 179) versucht, die Verteilung der Christen auf die einzelnen Denominationen richtig zu stellen und rechnet 207 000 Anglikaner, 197 000 Baptisten, 67 900 Lutheraner (denen sonderbarer Weise die Reformed Dutch zugerechnet sind), 24 000 Methodisten, 46 000 Kongregationalisten, 33 000 Presbyterianer — die übrigen kleineren Denominationen angehörigen beschränken sich auf 7—8000. Die Heilsarmee ist mit 1138 eingeb. Mitgliedern vertreten.

Die Christen überhaupt bildeten nur $^4/_5$ pCt. der Bevölkerung Indiens, während die 57 Mill. Mohammedaner nahezu 20 pCt. ausmachen. 72 pCt. sind Brahmadiener und 3,23 pCt. Dämonenanbeter. Seit der vorletzten Zählung 1881 hatte die ganze Bevölkerung sich um 10,98 pCt. vermehrt; die genannten Heiden aber nur um 10,82 pCt. und die Muhammedaner um 10,61 pCt.*) Dagegen zeigen die Christen die erfreuliche Vermehrung um 21,85 pCt. wodurch die Erfolge der Mission auch dem blödesten Auge deutlich werden müssen. Leider gewährt uns der Zensus keinen sichern Anhalt, um den Prozentsatz des Wachstums der Evangelischen besonders festzustellen. Nach der Missionsthätigkeit von 1890 betrug er bereits damals über 31 pCt. Für die Madras-Präsidentschaft findet sich (Bo. Her. 94, 124) eine besondere Berechnung nach dem letzten Zensus. Danach hatte dort die Bevölkerung im ganzen um 15 pCt. zugenommen, die Christen um 23 pCt. Für die Katholiken aber betrug der Prozentsatz nur 19 pCt., bei den Evangelischen dagegen 34 pCt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, während in Indien überhaupt nur 6 pCt. zu lesen und schreiben vermögen, bei den Christen unter 1000 Männern 343 und unter ebenso vielen Frauen 136 die betr. Schulbildung haben. Sonst können unter 1000 indischen Frauen nur 3 lesen und schreiben.

So erfreulich nun auch jene konstatierten Thatsachen sind, so schwer ist es doch, nach denselben sich von den wirklichen Verhältnissen eine richtige Vorstellung zu machen. Zunächst ist die Verteilung der Christen über das weite

*) Mithin giebt es trotz der lokalen Fortschritte des Islam, wie z. B. in Malabar, andre indische Gebiete, auf denen ein größerer Rückgang stattfindet.

Digitized by Google

Gebiet eine äußerst ungleichmäßige, wie dies der Zensus (p. 178 ff.) ausführt. Die Früchte der Mission sind auf verhältnismäßig kleine Kreise konzentriert, während ausgedehnte Gebiete noch völlig von heidnischer Finsternis beherrscht werden. Eine Karte von Indien zur Veranschaulichung dieser Verhältnisse durch eine abgetönte Farbenskala würde sehr lehrreich sein. Viel über $^3/_4$ aller eingeborenen Christen kommen auf die Präsidentschaft Madras (nebst Schutzstaaten) und sind auch hier noch ziemlich ungleich verteilt. In Bengalen finden sich in einigen Landschaften ebenfalls große Christenscharen (152 000), während in andern die Christen unter der großen Masse verschwinden. Auch in Barma mit seinen 101 300 Bekehrten sind die letzteren weit überwiegend bei den Karenen zu suchen. Ueberall liegt es auf der Hand, daß der Fortschritt der Mission mit der Bewegung unterdrückter Völkerschaften und niederer Kasten zusammenfällt. Könnten wir für diese Gebiete im einzelnen den Prozentsatz der Zunahme ausrechnen, so würden wir zum Teil noch viel höhere Zahlen finden, während dagegen für andre viel größere Gebiete ein auffallend geringes Wachstum, wenn nicht gar Stillstand oder Rückgang, sich herausstellen würde. Leider giebt der Zensus nicht den Anhalt zu eingehender Berechnung; aber aus der Missionsstatistik von 1890 ersehen wir, daß z. B. die zu Benares gehörigen eingeborenen Christen sich in 9 Jahren nur um 11 pCt. vermehrten. Solch' eine Zunahme, die nur einen geringen Bruchteil der natürlichen Vermehrung ausmacht, ist schon einem Rückgang gleich zu achten. Nehmen wir aber z. B. Agra heraus. Für die seit 1811 resp. 1813 dort arbeitenden Baptisten und englische Kirchen-Mission zusammen ergeben sich folgende Zahlen:

Jahr:	1871	1881	1890
Christen:	1978	1891	1814

Selbst wenn wir die Gemeinde der später eingetretenen Episkopal-Methodisten (1892 : 158) hinzurechnen, läßt sich die direkte Abnahme nicht ausgleichen. In diesem Falle rührt sie zum Teil von der Verminderung der Waisenhäuser der Kirchenmission her. Aber auch wenn man diese in Abzug bringen würde, dürfte man bei weitem noch nicht auf den Prozentsatz der natürlichen Vermehrung kommen.*) Behar hatte seit 1881 einen Rückgang von 1753 auf 893 Christen, Nasik von 497 auf 432, Belgaum von 284 auf 241, Bellary (Lond. M.) von 3361 auf 3118 u. s. w. Bei der zusammenfassenden Statistik bleiben diese Verhältnisse gewöhnlich unbemerkt, wenn auf dem größeren Gebiete sich irgendwo eine Thür bei den niederen Kasten aufgethan hat und die wachsenden Zahlen desselben dem ganzen Gebiete zu gut kommen. Bei näherer Betrachtung aber ergiebt sich immer wieder, daß es in Indien zweierlei sehr verschiedenartige Missionsgemeinden giebt. Die einen gleichen einem fröhlich gedeihenden Garten, die andern einer auf ungünstigem Boden künstlich angelegten Pflanzung, die mit aller Bemühung nicht zu rechtem Wachstum gebracht werden kann oder gar zu verkümmern beginnt.

Mögen diese Thatsachen, die zum Teil viel ernste Arbeit und heißes Sehnen enttäuschen, uns immerhin recht schmerzlich sein, so dürfen und

*) Nach dem letzten Bericht der C. M. S. sind die Zahlen in die Höhe gegangen, seitdem bei den Tschannars eine Thür aufgethan ist. Siehe unten.

Digitized by Google

können wir sie nicht verhüllen. Hätte man sie schon vor Jahrzehnten beachtet, so würde wahrscheinlich viel Arbeit von ungünstigem auf günstigeren Boden verlegt sein. Wer mit eigenen Augen gesehen hat, wie die reiche Ernte auf einem Felde zu verderben droht, weil die Arbeiter fehlen, während zahlreiche Arbeiter vor verschlossenen Thüren stehen, wo sie in Jahrzehnten keine Garbe binden, der wird immer nur mit Wehmut daran denken, wie der angedeutete Unterschied noch vielfach übersehen wird.

Man hat aus dieser Auffassung die Konsequenz ziehen wollen, als sollte nun alle Arbeit unter den Kasten-Hindus aufgegeben und lediglich an den Aborigines und Kastenlosen missionirt werden. Aber das ist keineswegs die Meinung. Die indirekte vorbereitende Missionsarbeit hat ihr Recht und ihren Wert. Aber es ist unweise, jetzt direkte Erfolge da erzwingen zu wollen, wo für diese die Zeit noch nicht gekommen ist. Eine gedeihliche, wachstumskräftige Gemeindebildung ist zur Zeit in überwiegendem Maße nur bei den angedeuteten Volksschichten möglich, während jene andern hierfür fast durchweg einen sehr harten Boden bilden.*) Die Bedeutung namentlich der ärztlichen Mission, der Senanamission, selbst die der Missions-Heidenschulen (mit Rücksicht auf die religionslosen Regierungsschulen) wird niemand bestreiten wollen. Aber man verzichte bei dieser Arbeit doch von vornherein auf die direkten äußeren Erfolge da, wo bis jetzt dem Uebertritte noch solche Hindernisse entgegenstehen, die selbst bei weitgehendem Einflusse des Evangeliums nur selten überwunden werden. Die indirekten Erfolge der Mission kann keine Statistik fixieren. Mit vollem Recht wird auf dieselben Gewicht gelegt. Fast alle Berichte bringen oft Andeutungen von Spuren jener still wirkenden Sauerteigskraft. Die Feindschaft der Heiden läßt nach; die Bevölkerung, und besonders die Gebildeten, stellen sich freundlich zu den Missionaren; sie stimmen der christlichen Lehre zu und glauben in derselben das Wesentliche ihrer alten indischen Lehre wiederzufinden, manche lesen die Bibel, christliche Lieder werden von Heiden gesungen; grausame Mißbräuche werden abgeschafft; der höhere sittliche Stand wird anerkannt; viele fangen an, ihren Frauen Bildung zu gönnen und vieles andere (vgl. z. B. E. Bapt. 95, 12). Diese Sauerteigskraft ist allerdings verschieden von der anderswo in den Vordergrund tretenden Senfkornart, vermöge derer immer aufs neue große Scharen in die christliche Kirche eingeführt werden. Ueber beides sollten die Arbeiter sich freuen. Aber man darf sich darüber nicht täuschen, daß die erstgenannten Wirkungen bis jetzt und auf noch nicht absehbare Zeit im Rahmen der bestehenden sozialen Verhältnisse vor sich gehen, die trotz aller unsrer gegenteiligen Wünsche und Bemühungen noch wie Felsen ungebrochen dastehen.

*) Manche Missionsberichte suchen sich damit zu beruhigen, daß ihre Bekehrten keineswegs den untersten Kasten angehören, wie man immer sage. In einer Versammlung zu Kalkutta traten 6 Redner auf, die aus der Brahmanenkaste stammten, alle sehr gelehrte und angesehene Leute (Fr. C. 95, 21 f.). Dadurch aber wird die Thatsache nicht widerlegt, daß bis jetzt aus den Brahmanen und den höheren Kasten keine Gemeinden gesammelt sind, welche die Wachstumskraft derjenigen erreichen, die aus Scharen von Kastenlosen gebildet werden. Grade in den oben bezeichneten, numerisch wenig oder gar nicht fortschreitenden Gemeinden pflegen sich einzelne Brahmanen zu finden.

Digitized by Google

Daß es in Indien viele Leute giebt, die von der Wahrheit des Christentums überzeugt sind, aber aus Rücksicht auf ihre äußeren Verhältnisse den entscheidenden Schritt des Uebertritts nicht wagen, ist in den Berichten schon oft erwähnt worden. Wir machen uns aber wohl kaum eine zutreffende Vorstellung von der Höhe und Energie des christlichen Lebens, wie sie auch in solchen Fällen, mitten in der heidnischen Atmosphäre, sich entwickeln kann. In dieser Beziehung verdienen folgende (selbst bei Abrechnung einer etwas günstig färbenden Darstellung) erhebende Beispiele Beachtung:

Ein früherer Schüler im Nadiya-Distrikt erzählte dem Missionar von einem Manne im Dorfe, der zu den Christen gehöre. Da es nicht bekannt war, daß dort ein Christ lebe, erkundigte sich jener weiter, und der Bursche berichtete: „R. R. lügt nicht mehr, er tadelt die, welche schlechte Reden führen, unsittliche Lieder singen und der Sünde ergeben sind. Er lehrt Christi Lehren, hilft denen, die in Not sind, pflegt und heilt die Kranken." — „Der Mann ist umgewandelt; wenn wir nur noch 2 oder 3 solche hätten, würde das ganze Dorf bald umgewandelt sein." Dazu wird bemerkt, daß dieser Mann ein gewinnbringendes Geschäft aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewendet hat um den unvermeidlichen Geschäftslügen zu entgehen. Mehrfach hat er seinen Laden zum Predigtlokal hergegeben und ist mit tapferem Zeugnis für die christliche Lehre eingetreten. Die Kaste scheint ihn und einen Nachbar von der letzten Entscheidung zurückzuhalten (C. M. S. 95, 135).

Ein ähnliches Beispiel wird aus der Gegend von Lacknau mitgeteilt, wo ein begüterter Grundbesitzer durch das Studium der heiligen Schrift bei nur gelegentlichem Verkehr mit Missionsleuten zur vollen Anerkennung der christlichen Wahrheit gekommen ist, wobei ihm freilich einige Mißverständnisse mit unterliefen. Er nahm den Missionar bei einem Besuche mit Freuden auf. Dabei verhehlte er nicht seine Gesinnung vor den Dorfbewohnern. Die letzteren, sowie auch die der benachbarten Dörfer konnten nicht leugnen, daß seine neue Ueberzeugung eine völlige Umwandlung in seinem Leben herbeigeführt habe und daß er nicht mehr der Mann sei, der er früher war, und wie sie selber jetzt noch sind. Aber eins fehlte ihm — der Anschluß an die Gemeinde durch die Taufe. Er bereute es bitter, daß er den Schritt nicht vor Jahren gethan habe, als er noch im stande war, sich einen andern Erwerbszweig zu suchen. Aber jetzt Haus und Acker zu verlieren, von seinen Genossen, unter denen er geachtet sei, ausgestoßen, von Weib und Kind verlassen zu werden das war zuviel für den alten, schon zitternden Mann, der nicht einmal im stande ist, sein Essen selbst zu kochen und sich sonst zu behelfen (ib. 148 f.). In den statistischen Listen sind solche Leute nicht mitgezählt. Vielleicht gehören sie mehr als andre, deren Namen in den Kirchenbüchern stehen, zu den Jüngern des Herrn.

Anders steht es mit zahlreichen Indiern, die eine englische Erziehung genossen und das Vertrauen zu ihrer Religion verloren haben. Bei Anerkennung der Wahrheit des Christentums bleiben viele ganz weltlich gesinnt und bemühen sich nur, ihre Lebensgewohnheiten mit dem Christentum in Einklang zu bringen, soweit sie es ohne Opfer vermögen. Sie möchten sich

Digitized by Google

die Vorteile der modernen Zivilisation aneignen ohne die irdischen Verluste, welche die Taufe nach sich zieht (ib. 171).

Andrerseits berichtet der Vorsteher des „Noble College" zu Masulipatam der einen Privatverkehr mit seinen Schülern pflegt, in welchem er als Seelsorger zu wirken scheint, daß er tiefe Blicke in das innere Leben der jungen Leute thun dürfe. „Je mehr ich das Innerste des Hindu verstehe," sagt er, „desto mehr werde ich überzeugt, daß Jesus Christus der Heiland und das Ideal ist, auf das er wartet und dem er zustrebt." Derselbe erzählt, wie eine Anzahl der (heidnischen) Studenten auf eigene Hand einen Gebetsverein gebildet haben. Von einer Versammlung desselben, der er beiwohnte, sagt er: „Ich war nie in einer interessanteren Versammlung oder einer, in der ich mächtiger als hier die Nähe Gottes gefühlt hätte. Wahrlich, Indien wird zu dem Erlöser gezogen, wenn Nichtchristen so zusammenkommen, um den Vater anzubeten und bei ihm Licht über den Weg des Heils zu suchen. Was in der kleinen Versammlung vor sich ging, ist nach meiner Ueberzeugung nur ein Beispiel von dem, was in tausenden von Herzen unter den gebildeten Klassen vor sich geht. Schüchterne, der Energie ermangelnde Leute in den Banden sozialer und religiöser Sklaverei (die man nicht begreifen kann, wenn man sie nicht aus eigner Beobachtung kennen gelernt hat), deren Gewissen aufgegangen ist in das Gewissen ihrer Gesamtheit — können solche in wenigen Jahrzehnten mutig, stark und frei werden? Einige sind entkommen in die herrliche Freiheit des Evangeliums. Tausende haben schon einen gewissen Grad individueller Unabhängigkeit erreicht und verlangen nach Reformen. Aber eine starke Erhebung dieser Klasse gegen die Bande ist noch nicht vorhanden. Wir warten darauf mit Sehnsucht und Gebet; wir freuen uns sichrer Spuren ihres Kommens" (C. M. S. 95, 203 f.).

Aehnliche Erfahrungen werden auch aus Kalkutta berichtet. Ein Rev. R. Wilder, der sich besonders den Studenten widmete, lernte im persönlichen Verkehr 75 kennen, die er als an der Schwelle des Reiches Gottes stehend bezeichnet. Aber nur von einem ist gesagt, daß er nach der Taufe verlangte — nicht daß er sie empfangen habe (Fr. C. Monthly 94, 14).

Sehr deutlich durchschaut Rev. A. Tomory, der seit 1888 am Duff College arbeitet, die Verhältnisse. Er bemüht sich mit größtem Eifer, die Studenten zu gewinnen. „Ich wünschte lieber einen Bekehrten als 10 erfolgreiche Abiturienten", schreibt er. — Warum sie sich nicht taufen lassen, lerne er mit jedem Jahre mehr verstehen. Die Hindugesellschaft sei eine molluskenartige, wirbellose Masse, krampfhaft zusammengehalten durch das Familien- und Heiratssystem. Das ist die von westlicher Zivilisation noch nicht berührte Burg der Kaste. Das Individuum gilt in dieser Masse garnichts. Wenn ein Student eine religiöse Ueberzeugung gewinnt, kommt sie in Streit mit der Autorität, die er mit Ehrfurcht zu betrachten gewohnt ist. Sonderbare Ironie! Das bessere Teil seines Wesens (the better part of his nature) befindet sich im Bunde gegen die religiöse Ueberzeugung, wo es sich um den Bruch mit der Familie handelt. Es ist, genau genommen, nicht Mangel an Mut, sondern eher ein tiefer Glaube, daß Gehorsam besser als Ueberzeugung ist, oft vereint mit der weit weniger würdigen Schlauheit, welche die Vorteile des Verbleibens

Digitized by Google

in der Familie wahrnimmt. Einer dieser jungen Leute sagte, daß er zu Hause nach Belieben beten, die Bibel lesen und alles ungehindert thun könne — nur die Taufe werde ihm nimmer erlaubt. Mr. Tomory hält freilich auch den Bruch mit der Familie zur Zeit für den notwendigen Schritt. Aber er versteht immer mehr, wie schmerzlich er sein muß (ib. p. 15).*) Nach obiger Darstellung sollte es doch bedenklich erscheinen, daß die Mission bei solchen Bekehrten das bessere Teil ihres Wesens zu bekämpfen hat, zumal wenn die Ueberzeugung (wie in dem unten zu erwähnenden Falle des Tschetti) nur auf Verstandesgründen ruht. Hier ist jedenfalls noch ein offenes Feld für recht eingehende Studien über die Beziehungen der Mission zum vierten Gebote.

Man darf sich also nicht wundern, wenn unter den Kasten-Hindus Bekehrungen nur vereinzelt vorkommen; aber es wird mit Befriedigung berichtet, daß sie nicht mehr wie früher einen Aufruhr hervorrufen, sondern unter geringerer Aufregung verlaufen und teilweise sogar öffentliche Billigung finden. So wurde in Bombay einer der bedeutendsten Professoren am Wilson College R. G. Belinkar, getauft. Er war seit Jahren von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt. Nun kam er zur Entscheidung. Seiner Taufe wohnten viele Heiden bei, ohne daß es zu einer Störung kam. Einige Hindublätter suchten zwar seinen Schritt wegen weltlicher Motive zu verdächtigen, andre dagegen haben bei dieser Gelegenheit ihn gelobt, daß er seiner Ueberzeugung auch in der Praxis Folge geleistet habe. Sonst hätte man in solchem Falle eine starke Verminderung der heidnischen Schüler, wenigstens der betreffenden Klasse, erwarten müssen. Nun aber verharrten sie alle in der Zuneigung zu ihrem Lehrer (Fr. C. 29 f. cf. Bo. Her. 95, 21).

Solchen vereinzelten Spuren gegenüber macht sich allerwärts, die furchtbare Macht der Kaste breit. Selbst Männer von europäischer Bildung, die längst das ganze System verachten, fügen sich in gemeiner Heuchelei den schmutzigen Formen. So hat es nicht wenig Aufsehen gemacht, daß einer von den großsprecherischen Rednern des Chikagoer Religionsparlaments, ein Brahmane, Vivekananda, sich nach der Heimkehr vermittelst der bekannten unsaubern Zeremonie von der großen Sünde seiner Auslandsreise reinigen und wieder in die Kaste aufnehmen ließ. Selbst ein Hindu-Blatt sagt darüber: „Solche Dinge müssen unsern moralischen Charakter erniedrigen und uns zu Feiglingen machen, wenn wir nicht den Mut haben, die erkannte Wahrheit um jeden Preis aufrecht zu erhalten.“ (Bo. Her. 95, 221). Leider verklingt solch eine vereinzelte Stimme ungehört bei den heidnischen Millionen Indiens, und wenn einer schon einmal den Mut gehabt hat, seine Ueberzeugung in die That umzusetzen, so ist man nicht sicher vor einem Rückschlage. Ein solcher erfolgte zu Madras, wo ein hochgebildeter, achtbarer Mann, R. Tschetti, der sich stillschweigend in Kalkutta hatte taufen lassen, unter dem Drängen seiner Verwandten in das Heidentum zurückfiel. (Leipz. M. Bl. 95, 87f. Bo. Her. 94, 449.) Den Ausschlag gab

*) Leider ist der betr. Brief nur auszugsweise aufgenommen. Der Abdruck findet sich auch im Bo. Her. Die Wichtigkeit der Mitteilungen scheint also beachtet zu werden.

Digitized by Google

dabei Renans Leben Jesu, das man raffinierter Weise in seine Hände gebracht hatte. Dieser Fall läßt übrigens einen Einblick in die Bekehrung des Mannes thun. Der Bericht deutet an, daß sie nicht stand hielt, da sie nur auf Verstandesgründen ruhte.

Es giebt jedoch Bekehrungen, die eine viel bedenklichere Grundlage haben. Da wird von den Method. Episkopalen der Uebertritt eines Büßers berichtet, der sogar als Guru seinen Anhang hatte. (Bo. Her. 95, 249). Man sollte doch in solchen Fällen, durch die Erfahrung belehrt, vorsichtig sein. Diese Hindu-Heiligen haben meistens keine Ruhe und Ausdauer, wo es gilt sich in die Formen eines geordneten Lebens zu fügen. Gewöhnlich verschwinden sie nach einiger Zeit ebenso schnell, wie sie gekommen sind. Aber es scheint, als wenn sich die Zahl geradezu betrügerischer Taufbewerber vergrößerte. Einzelne derartige Fälle kamen schon früher vor. Ich selber sah einen Mann, der bereits viermal getauft war und nun nach sehr reuigem Bekenntnis auf einer Missionsstation verweilte, wo man mit großer Geduld versuchte, ihn auf bessere Wege zu bringen. Im vorigen Jahre zogen mehrere brahmanische Familien umher, die unter großen Lobreden auf das Christentum, als die allein wahre Religion, die Taufe begehrten. Missionar Matthes ließ sich nicht täuschen. Bezüglich des einen Brahmanen gelang es ihm, von den Missionaren verschiedener Gesellschaften Nachrichten einzuziehen, und es stellte sich heraus, daß sich der Betreffende nicht weniger als elf mal hatte taufen lassen. „Es giebt eine ziemliche Menge solcher Brahmanen, die ein Gewerbe daraus machen, das Land zu durchstreichen, sich möglichst oft taufen und während des Taufunterrichts sich reichlich unterstützen zu lassen." (Leipz. 95, 410.) Gegen einen solchen ging ein förmlicher Steckbrief durch die Blätter. Nur die unglaubliche Schlauheit dieser „Schlangenmenschen" macht es erklärlich, daß Missionare sich hintergehen lassen. (ib. 89.)

Recht erfahrene Missionare werden zuletzt sehr vorsichtig. Einer erklärte mir, daß, wenn jemand sich zur Taufe melde und als Grund angebe, er sei ein großer Sünder und möchte gerne Frieden für seine Seele haben, so sage er: „Geh' nur, Du bist ein Heuchler, Dich können wir nicht gebrauchen." Wenn dagegen einer sage, er sehe, daß die Christen ihr gutes Auskommen hätten und ihm gehe es so gar traurig — dann sage er: „Nun Du bist wenigstens in deiner Bitte aufrichtig; mit dir dürfen wir einen Versuch machen."

Zu solchem bescheidenen Niveau muß allerdings der Missionar gewöhnlich seine Anforderungen herabstimmen, wenn er vor jene Scharen gestellt ist, die auf den statistisch als fruchtbar nachweisbaren Feldern die Aufnahme in die christliche Kirche begehren, Wir sollten uns nicht dadurch entmutigen lassen. Wenn nur eine gründliche Belehrung in treuer Seelsorge nachfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern.

Von Missionssekretär Würz.

Die Basler Missions-Anstalt, ursprünglich ohne Absicht auf eigene Missions-Unternehmungen begründet, hat 80 Jahre des Bestehens hinter sich. Weit jünger ist die Basler Mission auf ihren jetzigen vier Gebieten. Die 1821 begonnene Mission in den Kaukasusländern wurde 1835 durch Kais. russ. Ukas aufgehoben. Die Unternehmung in Liberia (1827—28) kam über einen opferreichen Anfang nicht hinaus. Lange Jahre ging die große Mehrzahl der Zöglinge in den Dienst fremder Missionen, besonders der englisch-kirchlichen Mission über. Auf der Goldküste landeten 1828 die ersten Basler Missionare, aber als 1840 A. Riis als der einzig Ueberlebende von neun Ausgesandten heimkehrte, war der Versuch anscheinend gescheitert. Ein zweiter Versuch jedoch, der mit Hilfe westindischer Kolonisten von 1843 an gemacht wurde, gelang, und 1846 wurde der erste Heide getauft. Rascher hat die 1834 unternommene Mission auf der Südwestküste Indiens (Hebich u. a.) Wurzel geschlagen, und 1846 wurde mit Aussendung von Lechler und Hamberg, von denen ersterer noch heute in der Arbeit steht, der Grund zur Basler Mission in China, Provinz Kanton, gelegt. Endlich, 40 Jahre später, kam Kamerun als viertes und jüngstes Missionsfeld hinzu.

Von den 1411 jungen Männern, die aus der Basler Missions-Anstalt hervorgegangen sind, kommen auf die Mission im Kaukasusgebiet ca. 25, auf der Goldküste ca. 209, in Indien 237, China 38, Kamerun 32, auf fremde Missionen 233. Die übrigen sind in der Mehrzahl als Pastoren nach Nordamerika, Brasilien, Südrußland und Australien gegangen.

Ein Blick in die folgende Tabelle zeigt, wie sich die Basler Mission in den letzten 40 Jahren auf ihren vier Gebieten langsam, aber stetig entfaltet hat.

Ende des Jahres	Stationen	Außenstationen	Missionare an der Arbeit	Christl. eingeb. Gehilfen (männl. u. weibl.) ordin.	Christl. eingeb. Gehilfen (männl. u. weibl.) sonstige	Gemeindeglieder	Schüler
1854	18	13	43	—	81	2 217	2 003
1864	25	54	85	—	118	4 467	2 634
1874	30	103	102	9	221	8 973	3 633
1884	37	192	111	27	388	17 053	6 798
1894	51	406	170	30	747	30 200	13 771

ANDOVER THEOL. SEMINARY
Digitized by Google

Die geringste Zunahme zeigt die Zahl der Hauptstationen, zumal auf den drei alten Gebieten; doch ist die Zunahme eine ununterbrochene. Erfreulich ist die raschere Vermehrung der Außenstationen. 1874 sind auf eine Hauptstation durchschnittlich 3,5 Außenstationen gekommen, heute ist das Verhältnis 1 zu 8; das bedeutet mehr als eine Verdoppelung der Stützpunkte unter der Bevölkerung. Am weitesten ist hierin die Goldküste voran. Hier kommen auf eine Hauptstation 14,4 Außenstationen; dann folgt Kamerun mit 1 zu 11, Indien mit 1 zu 7,2 und endlich China mit 1 zu 3,2. Schon dieser Umstand erklärt das langsamere Wachsen der Gemeinden in Indien und China; er zeigt zugleich, wie viel schwerer unter den Kulturvölkern Chinas und Indiens die Gemeindebildung ist als unter den Negern Afrikas. Diese Thatsache fällt angesichts der ungleich zahlreicheren Bevölkerung in Indien und China um so schwerer ins Gewicht; giebt es doch unter unseren indischen Stationen solche, die einer Volksmasse von 400 000 Menschen gegenüberstehen. Wie schon angedeutet, ist auch der Prozentsatz der Vermehrung der Christen sehr ungleich. In Indien haben die Gemeinden in den letzten zehn Jahren um ca. 46 pCt. zugenommen (jetzt 11 963 Christen), in China um 50 pCt. (jetzt 4071 Christen), auf der Goldküste um 113 pCt. (jetzt 13 036 Christen). Die Mission in Kamerun hat in ihren ersten acht Jahren (die frühere Baptistengemeinde hat sich von uns fast ganz separiert) ungefähr 1100 Christen gesammelt. Freilich sind die fruchtbarsten Gebiete auch die opferreichsten. Vom indischen Missionspersonal ist durchschnittlich etwa ein Mann unter sieben zur Erholung in der Heimat, vom chinesischen einer unter acht, von dem auf der Goldküste dagegen einer unter fünf, von Kamerun sogar zwei unter neun. Von den 75 jungen Missionaren, die in den Jahren 1883—92 nach Westafrika ausgezogen sind, sind zehn in den ersten drei Jahren dem Klima erlegen, in Kamerun allein 7 von 23. Unter den Frauen waren die Verluste im genannten Zeitraum noch größer. Gegenwärtig sind wir in Westafrika besonders schwer heimgesucht; von Ende Mai 1895 bis Februar 1896 haben wir 12 afrikanische Geschwister im Alter von 23 bis 30 Jahren verloren.

Indien.*)

Auf Indien ist in der Basler Mission von jeher die größte Summe von Geld und Arbeit verwendet worden. Es beherbergt fast die Hälfte aller Missionare, mehr als die Hälfte aller eingeborenen Gehilfen. Der ganze Apparat ist hier am kompliziertesten, entsprechend der un-

*) Siehe Grundemann, Missions-Atlas Nr. 20.

Digitized by Google

endlichen Mannigfaltigkeit der Bevölkerung. Das Arbeitsfeld zerfällt in vier ungleiche Teile. Begonnen wurde in Süd-Kanara, unter dessen 960 000 Einwohnern hauptsächlich die Tulu redende, ländliche Bevölkerung, 430 000 Seelen, in Betracht kommt. Der Mittelpunkt der Mission ist die Stadt Mangalur. Ein Anhängsel dieses Distriktes bildet das bergige Kurgland mit 180 000 Seelen sehr gemischter Bevölkerung. Für die Mission bilden zusammen einen Distrikt Nord-Kanara mit 420 000 Seelen, vorwiegend Kanaresen, und der Station Honor und Süd-Mahratta bezw. dessen Bezirke Dharwar und Bidschapur mit $1^1/_2$ Millionen, worunter viele Anhänger der Lingasekte. Auch hier erreicht die Mission am ehesten die niederen, wiewohl nicht gerade mittellosen Klassen, die Bauern und Handwerker.

Südlich an Kanara grenzt das fruchtbare, übervölkerte Küstenland Malabar mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, darunter 650 000 Mapla (Mohammedaner), die mächtig Propaganda machen. Malabar ist das klassische Land des Kastenwesens. Der größere Teil des Landes ist Großgrundbesitz, zum Teil Tempelgut, daher das elende Dasein der Kasten, die als Pächter oder Leibeigene von Hindu und Mapla ausgesogen, und durch ihr Elend vielfach dem Mohammedanismus, mehr und mehr aber auch der Mission in die Arme getrieben werden. Ein dunkles Sehnen nach etwas besserem, ein Verlangen, wie es schon ausgedrückt worden ist, „glücklich und gut zu werden", bemächtigt sich dieser Leute. Hauptsächlich aber hält die Mission ihre Ernte unter den zahlreichen Palmbauern (Tijer) und Gutsbesitzern (Najer). Letztere sind eine wohlhabende Klasse, und es ist herzbeweglich, in Kodakal gelegentlich Najer-Frauen, die nie früher haben Handarbeit thun müssen, mit grober Arbeit ihr Brod verdienen zu sehen, weil sie durch den Uebertritt zum Christentum heimatlos geworden sind. Die Brahmanen werden hier wie überall bis jetzt kaum erreicht. Erwähnt sei noch, daß zur Basler Missionskirche seit zwei Jahren weit im Süden von Malabar eine kleine Gemeinde von syrischen Christen (Thomas-Christen) und eine solche von früheren Katholiken gehört.

Oestlich von Malabar erheben sich die Nilgiri, d. h. die blauen Berge, die Schweiz Süd-Indiens, viel von erholungsuchenden Europäern besucht, auch als Missionsfeld viel begehrt, obwohl nicht stark bevölkert. Hier arbeitet die Basler Mission seit 1847 unter dem rohen, heißblütigen Bauernvölklein der Badaga. Also eine Bevölkerung von buntester Zusammensetzung. Nahe beisammen wohnen hier euro-

Digitized by Google

päischer Unglaube und orientalische Philosophie, tausendjähriger Götzendienst und niedrigste Geister-Verehrung.

Soll hier das Evangelium Boden fassen, so muß es in die mannigfaltigste Form gebracht werden. Frühe schon hat man mit Heidenschulen angefangen; sie sind heute eines der vornehmsten Missionsmittel. Im Budget für 1896 stehen 88 Schulen, welche ganz oder vorwiegend für Heidenkinder bestimmt sind. Etwa 12 dieser Schulen gewähren höhere Bildung, 4 davon führen bis zur Universität. Im Jahre 1894 waren unter den 7527 Missionsschülern 4279 Heidenknaben, 535 Heidenmädchen. Neben den europäischen Vorstehern, deren mehrere fast ausschließlich mit diesen Schulen beschäftigt sind, und dem christlichen Lehrerpersonal, das leider gerade für höhere Schulen noch lange nicht zahlreich genug ist, sind für die weltlichen Fächer mehr als 100 heidnische Lehrer an diesen Schulen angestellt. Mittelpunkte des Heidenschulwesens sind Mangalur in Süd-Kanara und Dharwar in Süd-Mahratta. Am meisten blüht dasselbe in Malabar, wo jede der 7 Stationen ihre höhere und mehrere gewöhnliche Heidenschulen hat, und auf den Nilgiri. Hier hat allein Keti nahe an 20 ganz von Christen bediente Heidenelementarschulen, und dieselben haben sich im letzten Jahrzehnt als wirksames Missionsmittel bewährt.

Der Lehrplan unterscheidet sich fast in nichts von dem anderer Schulen gleichen Grades; fast alle sind der Aufsicht der Regierung unterstellt und werden von dieser unterstützt. Ihren Missionswert bekommen sie durch einen systematischen, dem Verständnis heidnischer Schüler angepaßten Bibelunterricht. Was ist nun der Ertrag dieser Schulen? Zunächst kein sehr greifbarer. Die meisten Schüler nehmen eine gewisse Kenntnis der christlichen Wahrheit, manche einen inneren Zug zur Wahrheit ins Leben mit. Christliche Ideen dringen auf diese Weise auch in die höheren Stände ein. Mancher heidnische Beamte hat sich schon in freundlicher Weise als früheren Missionsschüler zu erkennen gegeben. Hier und da kommt es bei einem Schüler auch zum inneren Kampfe, aber in wenigen Fällen zum Durchbruch, am schwersten bei denen höherer Schulen. Es hängt dieses damit zusammen, daß die ins reifere Alter tretenden Schüler einerseits durch Verheiratung u. s. w. immer fester an die Familie gebunden werden, andererseits nach dem Gesetz vor der Erreichung eines bestimmten Alters nicht gegen den Willen des Vaters die Religion wechseln dürfen. In neuerer Zeit wird jedoch aus Malabar bezeugt, daß häufiger als früher tüchtige junge Leute sich dem Christentum zuwenden. Unter diesen ist etwa auch ein heidnischer Lehrer, der an einer Missionsschule dient. Freilich kann ein solcher Uebertritt die betr. Schule vorübergehend sprengen, denn jetzt erst beginnen die Heiden die vermeintliche Gefahr, die ihren Kindern in der Missionsschule droht, zu bemerken. Wir übergehen die Missionsfaktoren 2. Ranges (etwa 30 Bibelfrauen, die Verbreitung christlicher Flugschriften u. s. w.) und fassen die Missionsarbeit im ursprünglichsten Sinne, die Heidenpredigt, ins Auge. Nur im Vorübergehen sei zuvor der ärztlichen Mission gedacht, die seit zehn Jahren in Malabar besteht. Sie arbeitet mit 2 Spitälern in Kalikut und Kodakal und einem Aussätzigen-Asyl am ersteren Orte. Außer 179 Kranken, die in den Spitälern verpflegt wurden, zählt man

Digitized by Google

im letzten Berichtsjahr 37 500 Konsultationen. Schon manche Taufe hat dank der ärztlichen Mission gefeiert werden können, auch Aussätzige bekehren sich.

Die eigentliche Heidenpredigt wird zu unserem Schmerze besonders in dem schulreichen Süd-Kanara und Malabar nicht intensiv genug betrieben. Es soll sich ja jeder Missionar an ihr beteiligen. Auch der Schul- oder Gemeindevorsteher geht etwa mit auf eines der großen Götzenfeste, oder hat seinen bestimmten Abend zur Bazarpredigt in der Stadt. Aber weit nicht jede Station erfreut sich eines eigenen Reisepredigers, der in Begleitung seiner Katechisten in regelmäßigen längeren Reisen seinen Sprengel durchzieht, und bald in Häusern, bald auf Festen und Märkten die christliche Wahrheit unter die Heiden bringt. Bei den großen Stationsgebieten giebt es in unmittelbarer Nähe der Stationen noch Orte, die seit Jahren keinen Missionar gesehen haben, und in weiterer Entfernung, besonders an den Abhängen der Ghats-Gegenden, die überhaupt von der Mission noch unberührt sind.

Unter den verachteten Bergbewohnern findet der Missionar als seltener Gast am ersten eine wirklich freudige Aufnahme. Diese gedrückten Leute staunen darüber, daß die Botschaft von der Liebe Gottes wahr sei. Anders unter Hindu und Mohammedanern. Spitzfindige Fragen oder plumpe Witze geben oft den „gebildeten" Zuhörer zu erkennen. Die Masse setzt der Predigt stumpfe Gleichgiltigkeit entgegen. Es giebt Stationen, die bei viel Heidenpredigten im ganzen Jahre keine Heidentaufe aufzuweisen haben. Unter Mohammedanern kann es zu stürmischen Auftritten kommen; sie machen keinen Hehl daraus, daß sie den Missionar am liebsten mit dem Dolch abfertigten. Manchmal hören die Leute ganz ruhig zu, bis der Prediger den Namen Jesu nennt; dann bricht der Haufe in ein wildes Geheul aus. In neuerer Zeit wird der Widerspruch manchen Orts stärker, auch die heidnische Presse giebt sich mehr Mühe in Bekämpfung der Mission. Wir sehen darin ein gutes Zeichen. In Malabar geht dasselbe schon jetzt Hand in Hand mit zunehmender Empfänglichkeit.

Einzelne Stationen in Malabar, besonders Kodakal und Kalikut, aber auch Palghat haben seit einigen Jahren erfreuliches Wachstum zu verzeichnen. Aber es giebt erregte Scenen bei den Uebertritten. Der neue Ankömmling hat beim Missionar oder einem zuverlässigen Christen Zuflucht gefunden. Da kommen die Verwandten mit einem Haufen von Heiden vor die Thüre, fordern unter Drohungen die Herausgabe des Uebergetretenen, suchen ihn durch List in ihre Gewalt zu bekommen oder unternehmen gar einen förmlichen Sturm auf das Haus. Mancher ist schon mit Gewalt weggeschleppt worden und für immer verschwunden. Kein Wunder, daß viele den Mut zum Uebertritt

Digitized by Google

nicht finden können. Andererseits macht man aber auch die Erfahrung, daß der mutige Durchbruch eines einzelnen den Uebertritt einer ganzen Familie nach sich zieht. So ist vor vier Jahren der junge Lehrer Tschandukutti in Kalikut nach langem Sehnen und Warten Christ geworden, hat den Thränen seiner Verwandten, den Bitten seines Vaters widerstanden, und jetzt sind Eltern und Geschwister Christen. Der Vater steht jetzt mit dem Sohne im Missionsdienst.

Die einzelnen Distrikte bieten in Beziehung auf die Fruchtbarkeit ein sehr verschiedenes Bild. Süd-Kanara hat zu Anfang der 70er Jahre die sogenannte Tulubewegung erlebt, in welcher besonders die Station Udapi reichlich erntete. Der Zuwachs des ganzen Distrikts betrug 1866—75 91,7 pCt. Mit dem Nachlassen der Bewegung begann eine allgemeine Abstumpfung. Die zwei nächsten Jahrzehnte weisen nur 23,9 und 35,3 pCt. Zuwachs auf. Noch sieht man keine Spur neuen Erwachens, die Heidentaufen sind spärlich, und die Gemeinden machen Mühe. Gerade die Hauptgemeinde Mangalur, deren bewährter Seelsorger Missionar Ott am 23. Januar in Basel gestorben ist, leidet unter einem tiefen Mißtrauen gegen die Missionare, als legten es diese absichtlich darauf an, die Christen sozial drunten zu halten und machten den Christenkindern den Weg zu Bildung und Einkommen nicht bequem genug.

Eine ähnliche Entwickelung hat Süd-Mahratta hinter sich. Hier ist unter den Schrecken der Hungersnot Ende der 70er Jahre die Zahl der Taufbewerber rapid gewachsen. Der Gemeindezuwachs beträgt 1866—75 60,9 pCt. um im folgenden Jahrzehnt auf 22,3 pCt. und dann auf 13,8 pCt. zu sinken. Jetzt ist Süd-Mahratta das unfruchtbarste Gebiet. Dharwar, seit 1837 Missionsstation, hat erst 194 Christen und noch keine einzige Außenstation.

Malabar hat eine stetige Entwickelung hinter sich. Seit Anfang der 90er Jahre macht sich besonders in den Stationsgebieten Kodakal und Kalikut, aber auch Palghat eine erfreuliche Bewegung zu gunsten des Christentums geltend, welche zu zahlreichen Uebertritten geführt hat. Der Zuwachs von Malabar ist von 30,2 pCt. im vorletzten auf 56,2 pCt. im letzten Jahrzehnt gestiegen. Die größten Gemeinden mit je ca. 12 000 Seelen sind die Stadtgemeinde Kalikut und die Landgemeinde Kodakal. Das jüngste und noch unentwickeltste Stationsgebiet ist Waniyakulam. — Die Nilgiri haben eine Periode langer Unfruchtbarkeit überwunden; dort haben sich die Gemeinden im letzten Jahrzehnt verdoppelt. In Malabar und auf den Nilgiri pulsiert denn auch in den Gemeinden ein frischeres Leben.

Noch seien drei Einrichtungen der Indischen Mission erwähnt. Die erste ist das christliche Erziehungswesen. 4 Knaben- und 4 Mädchen-Anstalten haben 1894 267 Knaben und 135 Mädchen beherbergt, eine große Wohlthat besonders für arme Gemeindeglieder oder Taufbewerber, da die Mission den größten Teil der Kosten trägt. Die Schulung steht auf der Höhe der heutigen Anforderungen; die Erziehung nimmt nach Kräften Rücksicht auf die einfachen Verhältnisse

Digitized by Google

im späteren Leben. Die Mädchen in Mulki z. B. arbeiten auf dem Reisfeld, bestreichen den Stubenboden mit Kuhmist u. s. w. ganz nach indischer Sitte und sollen, seit die Erziehung diese Richtung aufs praktische erhalten hat, als Hausfrauen viel begehrter sein als zuvor. Die Knabenanstalt Paraperi liegt in der Mitte eines ausgedehnten, der Gemeinde gehörigen Palmengutes, das von den Zöglingen bearbeitet wird. Der Heranbildung künftiger Gehilfen dienen „Mittelschulen" in Udapi und Bettigeri und in modernerer Gestalt die »Christian High School« in Talatscheri; endlich die Prediger-Seminare in Mangalur und Talatscheri, nebst der einfacheren Katechistenschule in Keti. Lehrer werden in vier, Lehrerinnen in zwei Seminaren ausgebildet.

Ein schweres Stück Arbeit ist in Indien die ökonomische Selbstständigmachung der Gemeinden. Die Armut ist groß und durch lange Gewöhnung an bloßes Empfangen sind auch viele, die geben könnten, zum Geben unlustig geworden. Wie schwer hält's, auch nur die 50 Pfennig Kirchensteuer einzutreiben! Um nun den Gemeinden ihre Pflicht zum Bewußtsein zu bringen, hat man Gemeinde- und Distriktskassen gebildet, die in erster Linie durch die Beiträge der Gemeinden und die Einnahmen der Schulen gespeist werden sollen. Der Zuschuß aus der Missionskasse ist nur ein vorübergehender Notbehelf, obwohl ihr bis jetzt noch der Löwenanteil an den Ausgaben zufällt. Bei der Verwaltung dieser Kassen wirken Eingeborene mit, und man kann sagen, daß die Einrichtung schon wohlthätig gewirkt hat.

Noch dringender freilich ist die Aufgabe, den einzelnen zu selbstständiger Existenz zu verhelfen. Sogar wohlhabende Familien verlieren, wenn sie Christen werden, oft alles, was sie haben. Arme Bauern oder Pächter werden durch die Quälereien des Pachtherrn oder der heidnischen und mohammedanischen Nachbarn von ihrer Scholle getrieben. Durch die eigentümliche Verquickung des Handwerks mit der Kaste und die trostlosen Bodenverhältnisse ist die Ergreifung eines neuen Erwerbszweiges sehr schwer. Viele müssen überhaupt erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sehr frühe hat man daher angefangen, nach zugleich lohnender und erziehender Arbeit für die Christen zu suchen. Mit allerlei Handwerk wurden Versuche gemacht; noch jetzt werden einzelne Lehrlinge unterstützt. Die Hauptsache aber und das Ergebnis 50jähriger Arbeit sind die großen Geschäfte, die in enger Verbindung mit der Mission von der Basler „Missions-Handlungs- und Industrie-Gesellschaft" betrieben werden und wo unter 1600 Ar-

Digitized by Google

beitern etwa 1300 Christen ihr Brod verdienen. Es sind sechs Ziegeleien, drei Webereien und eine mechanische Werkstätte. Aus diesen Geschäften fällt der Missionskasse seit Jahren ein bedeutender Ertrag zu. Viele christliche Arbeiter haben es mit Hilfe der Industrie unter verständiger Leitung schon zu einem eigenen Häuschen mit Palmengarten gebracht. Die Geschäfte in Malabar wollen nicht mehr hinreichen, um den neu Uebertretenden Arbeit zu bieten. Die Einführung neuer Industrien ist nicht leicht; in Kodakal, wo die Not am größten, versucht man es jetzt mit der Verarbeitung der Kokosfaser. Das beste wäre eine ausgedehnte Landwirtschaft unter kundiger Leitung. Was in dieser Richtung geschehen könne, darüber wird gegenwärtig verhandelt.

China.*)

Unsere chinesischen Stationen liegen, wie die der Barmer und Berliner, in der Südprovinz Kanton (Kwangtung). Zu dieser gehört geographisch auch die in britischem Besitze befindliche Insel Hongkong, auf welcher, ganz in der Nähe des Berliner Findelhauses, unsere älteste chinesische Station liegt. Vier weitere Stationen, darunter Lilong mit dem Prediger-Seminar, liegen Hongkong gegenüber auf dem Stück Küstenland, südlich vom Unterlauf des Ostflusses. Endlich zieht sich eine Kette von 8 Stationen nordöstlich durch das Gebirgsland hin. Die Mission hat diese Richtung schon sehr frühe erhalten durch einen bekehrten Chinesen aus der Gegend von Tschhonglok, den Missionar Hamberg als Evangelisten in seine Heimat sandte. Infolge davon entstand die Station Tschhongtshun, an die sich bald Nyenhangli, jetzt Sitz der Vorschule zum Prediger-Seminar und Mittelpunkt der größten Christengemeinde, anreihte. Als Mittelglied zwischen Unter- und Oberland kam später Futschukphai hinzu, im Oberland selbst Hoschuwau, Hokschuha und Moilim, und als die vorgeschobensten Posten Hinnen und Kayintschu.

Die Bewohner dieses Gebietes gehören zu dem etwa 13 Millionen starken Hakka-Stamme. Die Mission hat es hier vorwiegend mi bäuerlicher Bevölkerung zu thun, wie denn zehn von den zwölf Festlandstationen ein entschieden ländliches Gepräge tragen. Nur Hinnen und Kayintschu sind größere Städte; erstere Handels-, letztere Gelehrtenstadt. — Der Revolutionsgeist hat auch das weltentlegene Hakka-

*) Siehe Grundemann, Missions-Atlas Nr. 25.

Digitized by Google

land durchdrungen und scheint hier ebenso sehr soziales wie politisches Gepräge angenommen zu haben. „Beraubung der Reichen zur Verteilung an Arme" lautete die charakteristische Losung der Rebellen im letzten Frühjahr. Daß dabei auch unsere Stationen heimgesucht worden sind, ist bekannt; wir erinnern nur an die Plünderung der Station Moilim. In welchem Maße die Mission unter der Rebellion gelitten hat, werden erst die Jahresberichte klar ausweisen. Vorerst fehlt es nicht an beruhigenden Anzeichen. Die Gründung von Außenstationen z. B. ist nicht still gestanden. Die Beamten sind bei der Bestrafung des Aufstandes vom Frühjahr mit solcher Härte verfahren, daß die Leute an einem Orte dem Missionar sagten: „Der Mandarin zwingt uns, Christen zu werden." Die Christengemeinde erschien also als begehrenswerter Bergungsort.

Mit Indien verglichen ist die Missionsarbeit in China von großer Einfachheit. Dem komplizierten Apparat von Heidenschulen dort stehen hier fast nur eine Anzahl christliche Bücherleser gegenüber, deren jeder eine Schule für Heidenknaben hält, darin neben chinesischen Zeichen auch biblische Geschichte lehrt und hierfür von der Mission eine kleine Vergütung empfängt. Es wirkt eben keine Kolonialregierung und keine Jagd nach europäischer Bildung auf das Schulwesen ein. Dementsprechend hat sich auch die Erziehung der Christenjugend gestaltet. Es dienen derselben übrigens auf nicht weniger als 7 Stationen Knaben- und Mädchenanstalten, die nebenbei auch der heidnischen Jugend zu statten kommen.

Die Heidenpredigt wird vielfach in Gesprächsform betrieben. Gelegenheit dazu giebt es teils auf der Missionsstation, die häufig von neugierigen Gästen besucht wird, teils in den Theehütten an der Landstraße, teils in besonders gemieteten Läden auf den Märkten. Die naive zudringliche Neugier der Chinesen sorgt reichlich für Anknüpfungspunkte. Neben den eigens unternommenen Predigtreisen giebt auch die Gemeindepflege Gelegenheit zur reichlichen Predigt des Evangeliums.

In Indien wird der, welcher Christ wird, von der Familie ausgestoßen; auf der Goldküste begünstigt die Mission um des heidnischen Sündenlebens willen die Anlegung abgesonderter christlicher Dörfer. China ist das Land der starken Familienbande; die Stammes-Genossenschaften sind eine bekannte Macht. Oft in mächtigen, festungsartigen Häusern wohnen ganze Familien-Komplexe beisammen. Wird nun ein Chinese Christ, so bleibt er nach wie vor im alten Familiensitze wohnen, hat täglich Umgang mit seinen heidnischen Verwandten, teilt ihre Lebensweise und ihren Beruf, nur, daß er von jetzt an „Gott dient". Es liegt hier eine Gefahr für die chinesischen Christen, die Gefahr des Rückfalles in Götzendienst und Aberglauben, und manche sind ihr er-

Digitized by Google

legen. Aber dieser Zustand bietet auch treffliche Gelegenheit zur Propaganda. Die heidnischen Verwandten sehen, wie vieles in dem Leben ihres Hausgenossen anders geworden ist, er kann ihnen täglich aus dem Worte Gottes mitteilen. Wenn der Missionar kommt, um die zerstreuten Christen zu besuchen, so finden sich auch heidnische Hausgenossen zu seinen Bibelstunden ein. So verbindet sich für diesen unwillkürlich die Heidenpredigt mit der Gemeindearbeit. Es fehlt nicht an Beispielen davon, wie einzelne Christen ihre Angehörigen nach sich gezogen haben. So jener junge Mann, der von seinem heidnischen Vater geschlagen wird, wie dieser hört, daß der Sohn übertreten will, und es doch dahin bringt, daß am Tauftage Vater, Mutter und Brüder mit ihm vor dem Taufaltar sitzen. Wir hören auch gerade aus China wieder und wieder von Gemeindeältesten, hochangesehenen Männern auch unter den Heiden, deren Rat von nah und fern eifrig gesucht wird, und die ihren Einfluß treulich benutzen, um die Heiden mit dem Evangelium bekannt zu machen (Heidenbote 1895, S. 77, und Missionskalender 1896, S. 49). So sehr auch die Missionare besonders in der Nähe der Küste, über die Gleichgiltigkeit der Christen und den Hochmut der Heiden seufzen, so Hoffnung erregend sind doch gerade diese ausgeprägten christlichen Persönlichkeiten, die schon bisher den Gemeinden einen Halt gegeben und die Ausbreitung derselben gefördert haben und in Zukunft für die Selbständigkeit der chinesischen Missionskirche von noch größerer Bedeutung sein werden.

Auch in China ist mit der ökonomischen Selbständigkeit der Gemeinden der Anfang gemacht. In der Verwaltung zeigen die chinesischen Aeltesten großes Geschick, im Geben sind die Christen aber noch schwach; der Chinese ist ja arm und von Hause aus geizig. In Indien bringen die Christen jährlich etwa 87 Pfg. pro Kopf auf, in China 59 Pfg., gegen 2,06 M. auf der Goldküste und 3,32 M. in Kamerun.

Das langsame Wachstum der Gemeinden in China wird nicht bloß durch die ungeheuren Hindernisse im Volkscharakter erklärt, sondern auch durch die starke Auswanderung nach Borneo, Hawaii, Demarara u. s. w. Auf Hawaii besteht eine kleine Basler Zweiggemeinde von etwa 200 Christen, und es kommen von dort regelmäßige Beiträge für die Mission in ihrer Heimat. Vielleicht hat Gott diesen versprengten Gemeindegliedern noch eine schöne Aufgaae zugedacht.

Digitized by Google

Goldküste.*)

Welch ein Kontrast zwischen China und einer westafrikanischen Kolonie! Er wird hervorgebracht schon durch die bewegliche, für alles Fremde offene Natur des Negers; vollends aber durch das rasche Einströmen der europäischen „Kultur". Letztere bringt gegenwärtig einen allgemeinen Umschwung hervor. Der europäische Handel beherrscht zumal an der Küste mehr und mehr das wirtschaftliche Leben und hat leider die Vernachlässigung des Landbaues und beständige Verteuerung der Lebensmittel zur Folge. Die Missionskasse muß das bitter erfahren, und schlimmer noch sind die Wirkungen auf den Volkscharakter. Aber es vollzieht sich auch ein geistiger Umschwung. Das Volk ist tief durchdrungen von der geistigen Ueberlegenheit der Europäer. Der Fetischglaube ist zunächst bei den Männern in raschem Niedergange begriffen; viele suchen etwas besseres. Wenn gelegentlich der Fetischmann Lärmmacher anstellt, um die Straßenpredigt zu stören, so merkt man gar wohl, daß ihn die Angst dazu treibt. Seit die Deutschen den Odente-Priester in Kratschi erschossen haben und ein beherzter Christ den nächtlicherweile durch die Straßen von Abetifi hüpfenden Fetisch Atia-Yau als gewöhnlichen Menschen entpuppt hat, muß auch weit im „Busch" drinnen der Fetischmann dem Missionar beschämt das Feld räumen. An den Frauen und an manchem Häuptlingshofe hat das Fetischwesen freilich noch ein starkes Bollwerk.

Die Bevölkerung unseres Missionsgebietes auf der Goldküste erreicht nicht 1 000 000, und da ein Netz von 154 Missionsplätzen das Land überzieht, ist das Evangelium weit und breit bekannt; ob man es annehmen will, ist für viele nur noch eine sittliche Frage. Unter den Hindernissen stehen die Vielweiberei und die Abhängigkeit vom Häuptling oben an.

Unter dem Einfluß der beschriebenen Faktoren und der längeren oder kürzeren, mehr oder weniger tiefgehenden, Missionsarbeit haben die einzelnen Landschaften für die Mission ein besonderes Gepräge erhalten.

Der schädliche Einfluß des Handels äußert sich am meisten im Gebiet der Küstenstationen Christiansborg und Ada. Hier herrscht unter Christen und Heiden vielfach geistige Abstumpfung, und Hand in Hand damit gehen die vielen Sündenfälle. Christiansborg hat 1894

*) Siehe Grundemann, Missions-Atlas Nr. 5.

Digitized by Google

bei 41 Heidentaufen 30 Gemeindeglieder ausschließen müssen. Die Uebertritte sind hier weniger zahlreich als im Inneren. In Christiansborg wird viel Arbeit auf die Erziehungs-Anstalten (Mädchenschule, Knabenanstalt, Mittelschule) verwendet. In dem nahen Akra und in Ada hat die Missions-Handesgesellschaft Faktoreien. Einen Uebergang zwischen diesem und dem nächsten Gebiet bildet das etwas landeinwärts gelegene Abokobi, das einen schönen Kranz von Gemeinden mit zusammen 1258 Christen besitzt.

Von Abokobi steigt man das Akuapem-Gebirge hinan. Oben liegt die Gesundheitsstation Aburi mit ärztlicher Mission und Sanatorium; etwas weiter Akropong, in mancher Hinsicht das Zentrum der ganzen Mission. Hier befindet sich neben einer Mittelschule die Bildungsstätte für eingeborene Prediger und Lehrer. Weiter gelangt man in 2 Tagen nach Begoro. der Hauptstation für die ausgedehnte Landschaft Akem. Die Königsstadt von Akem, Kyebi, hat wegen ihres gefährlichen Klimas keine Missionare mehr. — Die genannten drei Stations-Gebiete gehören im gewissen Sinne zusammen. Der Landbau ist hier noch nicht so gesunken. Die Bewohner des waldigen Akem sind Meister in der Kautschukgewinnung. Schulen und Gemeinden haben zum Teil eigene Kaffeeplantagen, die mit vereinten Kräften bebaut werden. Der Zug in die Fremde, die Folge des europäischen Handels, ist freilich in diesen Gegenden besonders stark und bringt den Verdienstlustigen viel Enttäuschung, den Familien und Gemeinden viel Schaden. — Je mehr der Fetischglaube ins Wanken gerät, desto rascher wachsen die Gemeinden. Das Stationsgebiet Akropong hat es seit 1894 durch 353 Heidentaufen auf 3568 Gemeindeglieder gebracht. Die Außenstation Date allein zählt 1336 Seelen. Begoro hat mit 251 Taufen, denen freilich 89 Ausschließungen gegenüberstehen, die Zahl 2673 erreicht; es besitzt nicht weniger als 46 Außenstationen. — An den Gemeinden hier und weiter im Inneren erleben die Missionare neben viel Sorge auch manche Freude. Das größte Kreuz sind die vielen Sündenfälle, infolge deren auch mancher Gehilfe entlassen werden muß. Auf der anderen Seite zeigt sich ein lebendiges Gemeindebewußtsein und Willigkeit zu gemeinsamen Arbeiten; unter den Gemeinde-Aeltesten ist mancher vielleicht ungebildete aber lautere und eifrige Mann, eine Stütze des Werkes. Dem Bildungsdrange des Volkes kommen zahlreiche von der Regierung beaufsichtigte Missionsschulen entgegen.

Zwischen dem Akuapem-Gebirge und Woltafluß liegt das Krobo-

Digitized by Google

ländchen mit der Station Odumase und der Kroboberg, einsam aus der Ebene aufsteigend, der Sitz eines Fetisch-Kultus, der den Anlaß zu zahllosen geheimen Mordthaten gab und die Bevölkerung in seinem Banne hielt, bis 1892 der englische Gouverneur die Niederlassung auf dem Kroboberge zerstörte. Damit sind für die Missionare, die seit 1859, freilich auch durch Sprachverschiedenheit gehemmt, nur mit bescheidenem Erfolge arbeiten, bessere Aussichten eröffnet. Der erste christliche König von Krobo, früherer Lehrer bei der Mission, ist jetzt leider ausgeschlossen.

Es bleiben nun noch drei vorgeschobene Posten auf verschiedenen Seiten. Im Westen die Station Nsaba, bestimmt zur Bedienung der Gebiete südöstlich von der Asantegrenze. Hier wird mancher Kampf mit Fetischleuten und Häuptlingen ausgefochten, aber die Gemeinden wachsen. Im Norden, im Hochland von Okwawu, liegt Abetifi. Von hier aus wird das östliche Grenzgebiet von Asante bearbeitet. Bis an die Asantegrenze erstreckt sich eine Reihe von Außenstationen mit teilweise blühenden Gemeinden. Auf dieser Straße hofft Missionar Ramseyer, der frühere Gefangene von Kumase, jetzt ins eigentliche Asantereich einzudringen, nachdem eine englische Expedition die Bresche gelegt hat. Endlich im Nordosten, jenseits des Wolta, liegt Anum, dessen Vorposten sich die Straße entlang ziehen, die am Wolta hinauf nach Kratschi und Salaga führt. Der äußerste besetzte Punkt ist Worawora, bereits im Hinterlande von Deutsch-Togo. Die Gründung einer europäischen Station auf deutschem Boden ist für die nächste Zeit in Aussicht genommen.

Die Arbeit in den genannten Grenzgebieten hat bis jetzt vielfach unter politischer Unsicherheit gelitten. Das Evangelium ist wenig bekannt; Hoffnung erweckend sind die Zahlen der Heidentaufen: in Nsaba 115, in Abetifi 137, in Anum 121. Große Aufgaben werden von hier aus in den nächsten Jahren zu lösen sein. Wir haben bereits des Asantereiches und des Hinterlandes von Togo erwähnt; auch das sieben Tagereisen nördlich von Abetifi liegende Nkoransa, das noch vor kurzem von den Asanteern so furchtbar verwüstet worden ist, soll bald an die Reihe kommen. Hinter diesen Gegenden liegt der weite Westsudan, an dessen kräftigen, zahlreichen, vom Islam beherrschten Völkern bisher so gut wie nichts geschehen ist. Wollte Gott, wir könnten hier bald angreifen!

Die Mission auf der Goldküste macht uns im allgemeinen Freude. Die

Digitized by Google

Schattenseite der Gemeinden ist die große Oberflächlichkeit, ein Charakterzug des Negers, daneben aber stehen Beispiele treuen Aushaltens unter Schwierigkeiten, Christen und Christinnen, die um ihres Glaubens willen zu leiden bereit sind, Familien, in denen Wort Gottes und Gebet wohnt. In Zeiten der Trauer erfährt der Missionar warme Teilnahme. Den schönen Anfang im Geben haben wir schon berührt. Durch Einführung einer ähnlichen Organisation wie in Indien soll jetzt auch ernstlich auf finanzielle Selbstständigkeit der Gemeinden hingearbeitet werden. Auch der Missionseifer fehlt nicht, obwohl die Basler Christen noch nicht so wie die Wesleyaner zum Missionieren erzogen sind. Schon jetzt geschieht die Missionsarbeit bei der großen Zahl von Außenorten zu einem bedeutendem Teile durch Eingeborene. Diese können aber die Leitung und den Sporn des Europäers noch lange nicht entbehren.

Kamerun.*)

Es ist bekannt, wie die Kamerun-Mission im Jahre 1886 an Basel gekommen ist. Wir haben dort baptistische Gemeinden vorgefunden, die sich aber im Laufe der nächsten Jahre von uns getrennt haben; der Anlaß war nicht die Taufe, sondern die Gemeindedisziplin und persönliche Verstimmung. Seither bestehen die separierten Gemeinden für sich, in loser Verbindung mit den weißen Missionaren, welche von den deutschen Baptisten ausgesandt worden sind.

Basel hat seinerzeit drei Stationen übernommen. Bethel (Bonaku) und Bonaberi liegen an der Mündung des Kamerunflusses, jenes auf dem Ostufer in der Nähe des Gouvernements, dieses gegenüber auf dem Westufer, beide unter dem Händlervolke der Duala. Die dritte Station ist Viktoria an der Ambasbucht, am Fuße des Kamerunberges. Hier findet sich an der Küste eine zusammengewürfelte, auf ihre oberflächliche Kultur stolze Bevölkerung, während der Abhang des Gebirges von den rohen, schwer zugänglichen Bakwiri bewohnt ist. Bakwiri sind z. B. die Einwohner des Bergdorfes Buea, 900 Meter über dem Meere, wo wir schon 1891 eine Erholungsstation besaßen, bis infolge des unglücklichen Kriegszuges von Gravenreuth das kleine Missionshaus zerstört und Buea für mehrere Jahre verschlossen wurde. Jetzt ist Buea bekanntlich von den Deutschen erobert und die Bevölkerung zersprengt. Das Sanatorium ist wieder entstanden, aber für die Bakwiri-Mission sind die Aussichten immer noch dunkel. Viktoria und sein Stationsgebiet ist das Schmerzenskind der Kamerun-Mission.

Zwei neue Stationen sind von Bethel und Bonaberi aus ent-

*) Siehe Grundemann, Missions-Atlas Nr. 7.

Digitized by Google

standen. Nördlich im Abolande Mangamba, von wo aus auch das Gebiet am Mittellaufe des Wuri bedient wird, und endlich im Süden Lobethal am Sannaga, die Station für die Mulimba an der Mündung dieses Stromes und die Bakoko, die sich ihnen flußaufwärts anschließen. Lobethal hat seit seiner Gründung (1892) schon unruhige Zeiten erlebt infolge der Kämpfe zwischen der Regierung und den Bakoko. Jetzt sind diese gedemütigt, und wenn das Strafgericht die gleiche Wirkung hat wie einst bei den Mulimba, so darf man hoffen, daß das bis jetzt ungemein rohe Volk der Mission bald zugänglich werden wird. Leider haben wir es hier mit römischer Gegenmission zu thun. Daß Missionar Schuler seiner Zeit mitten im Kriege unter den Bakoko wohnen konnte, daß diese also in dem Missionar einen Mann des Friedens erkannten und sogar erklärten, er sei selbst ein Bakoko, ist wahrlich kein schlimmes Vorzeichen.

Alle diese Stationen — sie zählen zusammen 1130 Christen — liegen in dem engbegrenzten Küstengebiet, das von der europäischen Kultur nachhaltig beeinflußt wird. Schon mit wenigen Tagereisen ist die Grenze dieses Gebietes überschritten. Als vor 2 Jahren Missionar Stolz von Bethel das nahe Bergland der Elúngasi besuchte, konnten es seine schwarzen Begleiter nicht fassen, daß auch die Menschen, die sie hier trafen, einmal Gott kennen und ihm dienen würden, da sie ja nicht einmal Kleider anhätten und nichts verständen als „Medizin zu machen“ (Zauberei zu treiben). Auch z. B. der Kupeberg, 4—5 Tagereisen nördlich von Mangamba, ist für die Aboleute so von abergläubischen Sagen umwoben, daß der Missionar schon ernstliche Mühe gehabt hat, Begleiter dorthin zu bekommen. — Soweit nun der europäische Einfluß reicht, bringt er Segen und Unsegen mit sich. Es ist ein trauriger Bund, den der Schnaps mit dem Götzendienste eingegangen hat; er ist ein Haupterfordernis bei den wüsten heidnischen Festen. Sogar kleine Knaben rühmen sich Schnapstrinker zu sein. Aus Mangamba wird geschrieben, der Schnaps sei jetzt der mächtigste Götze im Lande. Da er in der Basler Missionsgemeinde verpönt ist, hält er auch manche vom Uebertritte zurück. Es ist erfreulich, daß das auswärtige Amt jetzt den Gebrauch abgeschafft hat, wonach bisher die Arbeiter der Regierung am Samstag eine Flasche Schnaps als Bestandteil ihres Lohnes erhielten.

Aber auch das geistige Erwachen, dem wir schon auf der Goldküste begegnet sind, dürfen wir in Kamerun unter dem Einfluß des allgemeinen Umschwunges wahrnehmen. Es ist bezeichnend, daß die Station Mangamba ihren ersten Anfang einem Heiden, nicht einem Missionar verdankt. Koto, der Häuptlingssohn, Besitzer von 7 Weibern, hatte irgendwie vom Evangelium gehört, der Vielweiberei entsagt und angefangen, die neuerkannte Wahrheit andern zu verkündigen. Als er die Missionare von der Küste herbeirief, war eine schöne Anzahl von Wahrheitssuchern gesammelt. Von da an hat das Evangelium im Abolande seine Ausbreitungskraft wunderbar bewiesen. Bald

Digitized by Google

da, bald dort ist ein kleiner Verein von jungen Leuten entstanden, die mit dem Heidentum brachen und nichts sehnlicher wünschten als einen Lehrer, der sie in der „Gottessache" unterwiese; an nie betretenen Orten fanden die Missionare das Feuer angezündet. Schwarze Christen mit ihrem Missionseifer haben dazu redlich mitgeholfen. — In anderen Gegenden, die mehr vom Handel beherrscht sind, ist das Verlangen freilich nicht so stark, auch nicht so rein; die Heiden sind gleichgiltig, auch mancher Christ ist auf den Handelsreisen schon in Sünden gefallen. So ist es bei den Duala und den Bewohnern der Wuri-Ufer. Am Mittellaufe des Mongo, wo von Bonaberi aus gearbeitet wird, scheint die Empfänglichkeit jetzt zuzunehmen. Im ganzen können die Missionare weit nicht alle Bitten um Lehrer befriedigen; es giebt Orte, die Jahr und Tag warten müssen. So jene Leutlein weit im Süden am Ufer des Nyong, welche vor zwei Jahren Missionar Schuler bei seinem ersten Besuche mit Freudengeschrei begrüßten. Als er meinte, ihnen die Wiederholung seines Besuches nach einem Monat nicht versprechen zu können, er könnte ja krank werden, sagten sie: „Du wirst nicht krank, wir werden immer für dich beten, daß du bald wiederkommst". Aber er kam nicht wieder. Ob sein Nachfolger glücklicher ist?

Unter diesen Umständen empfinden wir doppelt schmerzlich den Mangel an eingeborenen Gehilfen. Die „Mittelschule" in Bonaberi ist noch ein gar primitives Institut und bringt Arbeiter von sehr bescheidenem Können hervor, auch sind ihrer viel zu wenig. In Lobethal ist jetzt eine Knabenanstalt eröffnet, zunächst, um uns den Einfluß auf die jungen Leute, die durchaus deutsch lernen wollen, zu sichern, daneben, um einen soliden Grund für die Mittelschule zu legen. Uebrigens werden hier die Zöglinge tüchtig zur Arbeit auf der Kaffee- und Kakaoplantage angehalten.

Bei dem geschilderten Drängen nach Bildung und geistigem Vorwärtskommen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß bei den meisten von einem wirklichen Verständnis des Christentums nicht die Rede ist. Viele stecken sich sehr irdische Ziele; noch bei den Missionsgehilfen giebt es oft einen harten Kampf mit der Geldgier.

Wo die Gemeinden so leicht und so rasch wachsen, hat der Seelsorger ernste Aufgaben. Ein Hauptstück ist der Kampf gegen den Branntwein und gegen den Hang zu Fleischessünden. Aber man kann diesen jungen Christen doch nachrühmen, daß sie selber mit Hand anlegen bei der Gemeindezucht. Es will viel heißen, wenn die Gemeinde Mangamba ihrem hochangesehenen Prediger Koto auf 2 Monate die Kanzel verbietet, weil dieser eine Quantität Branntwein — nicht etwa getrunken oder verkauft sondern nur — für einen heidnischen Verwandten in seinem Kanu mitgeführt hat, und wenn dieser sich die Strafe gefallen läßt.

Ebenfalls im Abolande haben die Christen ihren jungen Leuten verboten die einträglichen Schreiberstellen bei eingeborenen Richtern anzunehmen, weil es gefährlich sei, so viel Geld zu verdienen. Das Verhältnis zwischen Missionaren und Gemeinden ist ein recht freundliches. Der Name „Vater" ist kein leeres Wort. Die Zurückstellung vom Abendmahl wird noch als wirkliche Strafe empfunden. An mehreren Orten haben die Christen auch angefangen, von sich aus Mission zu treiben. So haben die Christen von Mangamba und

Digitized by Google

einigen Nachbarorten auf eigene Hand Geld zu sammeln begonnen, um zwei noch missionslose Orte von sich aus mit Lehrern zu besetzen. Das ist leider auf unseren Missionsfeldern eine Seltenheit. Von einem Faktoristen von Wörmann an der Sannaga-Mündung ist bezeugt worden, er würde einzelnen Christen seine sämtlichen Waren anvertrauen; auch tränken die Basler Christen keinen Schnaps und ließen sich darob von Weißen und Schwarzen verspotten.

Das rasche Wachstum der Gemeinden hat besonders im Abolande die Fetischleute stutzig gemacht. Sie haben vor zwei Jahren den Versuch gemacht, die männliche Jugend zu einem förmlichen Eide zu nötigen, daß sie ihrem Götzen Panga treu bleiben und nie Christen werden wollten. Es ist sogar zum Ueberfall von Kapellen während des Gottesdienstes und zur Mißhandlung der Christen gekommen. Diese haben sich jedoch wacker gehalten, sodaß einer der Angreifer verwundert ausrief: „Warum schlagt Ihr denn nicht auch zu!" Am Schlusse des Jahres konnte der Missionar berichten, daß der Sturm der Mission zur Förderung gedient habe; er hat gewiß auch manchen jungen Christen innerlich gestählt.

Bekanntlich ist die deutsche Besitzung Kamerun fast so groß wie das deutsche Reich. Die Mission hat im Vergleich mit den weiten, unberührten Länderstrecken, die schon großenteils eine Beute des Islam geworden sind, erst ein verschwindend kleines Stück in Arbeit genommen. Jede Ausdehnung der Arbeit ist daher freudig zu begrüßen.

Am Fuße des Kupeberges, nördlich von Mangamba, im gesunden, fruchtbaren Hochlande von Nkosi liegt Nyasoso. Hier ist die 6. Basler Station im Entstehen begriffen. Ein kleines Haus ist bereits gebaut. Der Sieg ist um so größer, nachdem Missionar Autenrieth sogar am Leben bedroht gewesen ist, weil das abergläubische Volk es sich nicht anders denken konnte, als daß der Europäer die Seele des Häuptlings Sona „gegessen" habe, der ihn bei seinem ersten Besuche 1893 so freundlich aufgenommen hatte und seitdem gestorben war. Jetzt, hoffen wir, hat die Mission in Nyasoso Fuß gefaßt. Ein herrliches Bergland mit zahlreicher begabter Bevölkerung liegt hier vor uns. Die Sprache ist freilich erst zu erforschen.

In Edea, an den gleichnamigen, prachtvollen Fällen des Sannaga ist die Basler Mission durch die Schenkung eines deutschen Kaufmanns in den Besitz eines wertvollen Grundstückes gelangt. Hier, an dem wichtigen Ausgangspunkte für das Innere des südlichen Kamerun soll, will's Gott, die siebente Station erstehen und nicht die letzte sein.*)

---

*) Die Gesamteinnahme der Basler M. in 1894 betrug 1051642 M. Von dieser Summe sind 180418 M. in Abzug zu bringen, die nicht aus heimatlichen Beiträgen bestehen. Von den Beiträgen (871224 M.) entfallen auf Deutschland 498339 M., also mehr als $^5/_9$. Von den 197 (inkl. beurlaubten und emeritierten) Missionaren sind 148, von den 6 Lehrern am Missionshause 5 Deutsche. Der Inspektor wie alle seine Vorgänger, die beiden Sekretäre, einer von den 2 Hausvätern der Kinderhäuser sind ebenfalls Deutsche. Die G. muß also mit Recht den deutschen Missionen zugezählt werden, obgleich sie ihren Sitz in Basel hat und aus der Schweiz 338976 M. Einnahme und fast $^1/_4$ ihrer Missionare bezieht. D. H.

Digitized by Google

Die Lage in Madagaskar. II.

Von G. Kurze.

Im Hinblick auf den Verlauf der letzten französischen Expedition gegen Madagaskar drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie es möglich war, daß der durch die Naturverhältnisse Madagaskars so geschützte Hovastaat in so unrühmlicher Weise dem französischen Ansturm unterliegen konnte. Man muß da zwischen äußeren und inneren Ursachen unterscheiden. Aeußerlich angesehen, lag der Grund der Niederlage in der mangelhaften Ausbildung und Leitung der Hova-Armee.

Wohl hatte man 1886 nach Ablauf des vorletzten französischen Feldzuges gegen Madagaskar in Antananarivo einen Anlauf zur Reorganisation des Heerwesens genommen; zwei englische Offiziere und ein französischer Militärinstrukteur traten in madagassische Dienste, um europäischen Drill in die Hovasoldaten hineinzubringen; eine kleine Artillerieschule entstand, deren Zöglinge nach zurückgelegtem Kursus nun ihrerseits die Instrukteure für die Hovaarmee abgeben sollten. Dazu wurde die vierjährige Dienstzeit eingerichtet, um den Widerwillen der Eingeborenen gegen den Heeresdienst, der früher ein lebenslänglicher war, abzuschwächen. Aber der Eifer, die Wehrkraft des Landes nach den Anforderungen der Neuzeit zu gestalten, währte nur wenige Jahre, und es trat bald die alte Stagnation wieder ein. Es war, als ob die Augen der leitenden Persönlichkeiten in Antananarivo mit einer Decke verhüllt wären. Man mußte sich doch sagen, daß über kurz oder lang Frankreich den Versuch, die Insel zu unterjochen, erneuern werde, und daß dann Madagaskar nach dem 1890er Vertrage Frankreichs mit England ganz allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen sei, aber trotzdem geschah nichts Durchgreifendes. So war es denn kein Wunder, daß die Streitkräfte der Hova den kriegsgeübten französischen Truppen nicht gewachsen waren. Der kluge und trotz seines hohen Alters noch immer energische Premierminister hätte seinerseits wohl gern nach Kräften die Versäumnis wieder gutgemacht, aber er hatte es nicht nur mit dem äußeren Feinde, sondern — und das führt uns zu der inneren Ursache des Niederganges des Hovareiches — auch mit Zwiespalt und Verrat im eigenen Hause zu thun.

Es ist darüber verhältnismäßig wenig oder gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen; die Missionsblätter der verschiedenen auf Madagaskar thätigen Gesellschaften haben sich mit Recht gehütet, derartige Interna zu berühren. Es dürfte daher nicht überflüssig sein, hier einmal jene dunklen Punkte in madagassischen Regierungs- und Hofkreisen etwas näher zu beleuchten.

Zum ersten Male trat der an dem Marke der Hovaregierung nagende innere Zwiespalt im Sommer 1893 grell zu Tage, als am 9. August jenes Jahres in den Straßen Antananarivos eine königliche Proklamation ange-

Digitized by Google

schlagen wurde, welche das Todesurteil über Rajoelina, einen Sohn des Premierministers, ferner über Dr. Rajaonah,*) Hofarzt und Schwiegersohn des Premierministers, und über Ralaikizo, den Adjutanten des Premierministers und Gemahl der Prinzeß Ramasindrazana — einer Tante und Ehrendame der Königin —, verkündigte. Als Grund war angegeben, daß die Betreffenden sich verschworen hätten, den Premierminister zu stürzen, um dessen Sohn Rajoelina an seine Stelle zu setzen. Gleichzeitig wurde als Teilnehmer an der Verschwörung der Engländer Abraham Kingdon, der bis dahin auf freundlichem Fuße mit dem Premierminister gelebt und ihm besonders in geschäftlicher Beziehung zur Seite gestanden hatte, bezeichnet und des Landes verwiesen.

Ehe noch eine Deputation von Missionaren beim Premierminister und der Königin um Aufschub der Todesstrafe für die drei Madagassen bitten konnte, wurde dieselbe von der Königin in 20jährige Kerkerhaft umgewandelt, welche die Angeschuldigten in einer Stadt der Betsileoprovinz bis vor kurzem verbüßten. Auch die Frauen Rajoelina's und Dr. Rajaonah's wurden mit verbannt. Die öffentliche Meinung, sowohl der Eingeborenen als auch der Europäer, stand von vornherein mehr auf Seiten der Verurteilten, umsomehr als Kingdon eidlich versicherte, daß die Schriftstücke, auf Grund deren die Anklage des Hochverrats erhoben worden war, gefälscht seien. Ein früherer Hovasekretär Kingdon's steht in Verdacht, an der Fälschung beteiligt zu sein. Kingdon verlangte vergeblich dessen Festnahme und Vernehmung, er wurde von einem Todfeinde Rajoelina's drei Wochen hindurch versteckt gehalten. Auch der Inhalt der inkriminierten Schriftstücke macht es unwahrscheinlich, daß ein so kluger, geschäftskundiger Mann wie Kingdon seine Hand im Spiele gehabt habe; dieselben enthalten nämlich eine Uebereinkunft zwischen Kingdon und Rajoelina, derzufolge der erstere sich anheischig macht, die englische Regierung dahin zu beeinflussen, daß sie letzterem zum Posten des Premierministers verhilft, wofür dann zum Entgelt Kingdon gewisse geschäftliche Begünstigungen versprochen werden. Kingdon hatte übrigens die Tollkühnheit, im Sommer vorigen Jahres mitten in den Kriegswirren wieder nach Madagaskar hinauszureisen und sogar in Antananarivo zu erscheinen; die Hovaregierung beschränkte sich darauf, ihn zwangsweise in den nächsten blokadefreien Hafen der Ostküste zurücktransportieren zu lassen. Bis jetzt liegt noch ein gewisses Dunkel über der ganzen Verschwörungsgeschichte; es hat nicht an Stimmen gefehlt, die behaupten, daß dieselbe von einflußreichen katholischen Gliedern der Hofgesellschaft in Scene gesetzt worden sei, um die Königin und den Premierminister von etwaiger Vorliebe für England zu kurieren und der französischen Partei in die Arme zu treiben, die sich in diesem Falle als die Retterin des Vaterlandes gerieren konnte.

*) Dr. Rajaonah stand bisher in dem Rufe eines sehr begabten, charaktervollen Mannes. Er hat seinerzeit in Edinburgh seine medizinischen Studien gemacht und 11 Jahre als approbierter Arzt in South Schields und Bristol praktiziert, ehe er nach Madagaskar zurückkehrte. Hier stand er als Arzt im Dienste des Hofes und gehörte gleichzeitig zum Vorstande der von englischen und norwegischen Missionsärzten geleiteten „Aerztlichen Akademie" in Antananarivo. G. K.

Digitized by Google

Leider ist es den katholischen Verwandten und Angehörigen der Königin — auch ein Sohn*) und eine Schwiegertochter des Premierministers gehören zur katholischen Kirche — in den letzten Jahren immer mehr gelungen, dieselbe in einem für die Erhaltung der Selbständigkeit Madagaskars schädlichem Sinne zu beeinflussen und dadurch den bis dahin uneingeschränkten Einfluß des Premierministers auf die Leitung der Staatsangelegenheiten zu lähmen. Das Hauptsprachrohr dieser Hofkamarilla ist die Amme der Königin, welche die letztere vollständig in ihrer Hand hat. Dem Einflusse dieser katholisch-französischen Partei ist es auch zuzuschreiben, daß die Königin in ihrer Verblendung, die im letzten Feldzuge eben erst in der Hauptstadt angekommenen englischen Offiziere, die, wie z. B. Oberst Shervington, ihre Dienste anboten, wieder heimsandte. Nur ein gewisser Graves, der früher Artillerieunteroffizier in der Kapkolonie und einige Jahre Militärinstrukteur in Madagaskar gewesen war, wurde von der Königin in Dienst genommen, aber auch nur, weil seine Frau mit der Tante und der Amme der Königin gut befreundet ist. Ein einziger europäischer Offizier konnte natürlich die madagassische Armee nicht im Handumdrehen in die nötige Kriegsbereitschaft versetzen; Graves hat in Verzweiflung über die Feigheit seiner Truppen einige Tage vor der Einnahme Antananarivos die Rückreise nach England angetreten.

Ferner gelang es jener Hofkamarilla, einen andern Plan des Premierministers zu hintertreiben, der, wenn ausgeführt, noch in letzter Stunde die französische Expedition hätte zum Scheitern bringen müssen. Der Premierminister war nämlich dafür, beim Herannahen der Franzosen Antananarivo niederzubrennen und sich mit dem Hoflager und dem Hauptteile der Bevölkerung bis nach Fianarantsoa in der Betsileo-Provinz zurückzuziehen. Die fliegende Kolonne der Franzosen wäre in einem solchen Falle bei dem Hereinbruche der Regenzeit den Krankheiten und dem Hunger erlegen, und zu einer Wiederholung der Expedition hätte sicherlich die französische Kammer nicht nochmalige 65 Millionen Franks bewilligt. Jene Franzosenpartei aber wußte die Königin dazu zu überreden, daß sie in der Hauptstadt ausharren müsse, und ihr gleichzeitig das Gespenst eines Pöbelaufstandes vor die Augen zu malen, wenn sie Miene machen sollte, sich nach dem Süden der Insel zurückzuziehen.

Es war das Verhängnis der Königin und ihres Gemahls, des Premierministers, daß sie sich nicht auf einen zuverlässigen und ehrenhaften Beamtenstand stützen konnten. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man von neun Zehnteln der Hovabeamten und Offizieren — gleichviel ob hohe oder niedere — annimmt, daß sie ihr Amt zur Ausbeutung und Aussaugung des armen, geplagten Volkes mißbrauchen. Und zwar hat sich das Uebel in den letzten Jahren so gesteigert, daß man

*) Die Franzosen haben bereits etwas unter der Hofgesellschaft aufgeräumt und einen Sohn des alten Premierministers, Namens Penoelina, ein nichtsnutziges Subjekt, ferner seinen Neffen Rovoninahitriniony, den grausamsten und verkommensten unter allen madagassischen Edelleuten, und noch einen andern Adligen, Namens Ralaitafika, auf der Insel Nosibe interniert. G. K.

Digitized by Google

sich schier wundern möchte, wie es bisher ohne einen Aufstand des Volkes abgegangen ist. Auch wenn die französische Expedition nicht der Selbständigkeit Madagaskars ein Ende gemacht hätte, wäre es über kurz oder lang zu einer Krisis auf der Insel gekommen, weil die Verhältnisse in den Regierungskreisen sowohl als im Volke zu verrottet waren. Einer der hauptsächlichsten Schäden, an denen das Volksleben im Hovareiche bisher krankte, ist das Fanompoana-System, wonach jeder Madagasse seiner Regierung zu beliebigem Frondienst ohne die geringste Entschädigung verpflichtet ist.

Jeder Mann und Jüngling — mit Ausnahme der eingeborenen Geistlichen und Lehrer —, ja sogar die älteren Schulknaben müssen, wenn der betreffende Regierungsbeamte es befiehlt, Schule, Haus und Hof im Stich lassen und vielleicht Tagereisen weit entfernt von ihrer Heimat irgend eine Arbeit verrichten. Sie erhalten dafür nicht nur keinen Lohn, sondern müssen auch noch selber für ihre Beköstigung und Unterkunft sorgen. Handelte es sich dabei bloß um die für die Regierung zu leistende Arbeit, so wäre die Last immer noch erträglich; aber da sämtliche madagassische Regierungsbeamte, also auch die, welche die Fronarbeiten beaufsichtigen, kein Gehalt vom Staate bekommen, so benutzen sie jede Gelegenheit, wo sie sich durch Ausbeutung des Volkes eine Einnahmequelle erschließen können. Wer noch ein paar Dollars in seinem Besitze hat, besticht den aufsichtführenden Beamten, damit er ihm eine möglichst leichte Arbeit zuweist; die Armen aber müssen dann umsomehr unter der Last des Frondienstes seufzen. Auch die Gouverneure, denen irgend ein Bezirk oder eine Provinz zur Verwaltung übertragen wird, haben ihre Amtszeit als Fanompoana anzusehen; sie erhalten keinen Heller; haben sie keine Sklaven, die sie als Palankinträger benutzen können, so müssen sie die nötigen Leute die sie zu ihren oft wochenlangen Reisen gebrauchen, aus ihrer eigenen Tasche mieten. Daß die meisten dieser Gouverneure, wenn sie auf ihrem Posten angekommen sind, alle Hebel in Bewegung setzen, um sich für ihre Auslagen schadlos zu halten und gleichzeitig für sich und die Ihrigen ein ausreichendes Vermögen zu sammeln, ist unter diesen Umständen leicht erklärlich. Der gewöhnliche Mann findet es ganz in der Ordnung, daß er bei einem jeden Anliegen, und wenn er eine noch so gerechte Sache vertritt, dem betreffenden Beamten Bestechungsgeld zu zahlen hat. War ein Eingeborener vollends in der unglücklichen Lage, irgend eine Rechtsangelegenheit in der Hauptstadt selber ausfechten zu müssen, so bedurfte er mehrerer hundert Dollars, ehe er die höheren Beamten dazu vermochte, seine Sache vor den Premierminister oder den betreffenden Departementschef zur Entscheidung zu bringen. Um den Premierminister und die wenigen ehrlichen Staatssekretäre, die er an seiner Seite hat, hatte sich nämlich je länger je mehr ein förmlicher Ring von käuflichen, unehrlichen Beamten und Hofschranzen gebildet, der für den armen Mann gar nicht, und für den Wohlhabenden nur unter ganz schweren Geldopfern zu durchbrechen war.

Digitized by Google

Infolge dessen herrschte auch unter den Gouverneuren und Beamten, welche die Aussaugung des Volkes am schamlosesten betrieben, so gut wie keine Furcht vor einer Anzeige ihres Treibens in Antananarivo; denn wenn ja eins ihrer Opfer es gewagt hätte, sich bei den Regierungsbehörden der Hauptstadt zu beschweren, so brauchte der betreffende Beamte nur ein mehr oder weniger hohes Geldgeschenk an eine ihm wohlbekannte Adresse in Antananarivo zu senden, und der Beschwerdeführer mußte, nachdem er vergeblich wochen- und monatelang auf Erledigung seiner Sache gewartet hatte, unverrichteter Sache wieder heimkehren. Nur den Leitern der verschiedenen Missionsgesellschaften gelang es, jenen Ring von gewissenlosen Beamten zu durchbrechen und beim Premierminister selbst vorzusprechen, was sie auch öfters im Interesse des geknechteten Volkes gethan haben. Der den Missionaren wohlwollend gesinnte Mann pflegte nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden, aber selbst dann war noch keine völlige Sicherheit dafür vorhanden, daß die oberste Entscheidung auch nun wirklich von dem betreffenden Provinzialbeamten durchgeführt wurde. So hat z. B. der katholische Gouverneur in Ambositra jahrelang Verordnungen des Premierministers zu gunsten der evangelischen Missionsgemeinden in Nordbetsileo ignoriert und z. B. Räuber gegen Bestechung wieder freigelassen, weil er darauf pochte, daß er von Zeit zu Zeit an einflußreiche Persönlichkeiten in der Umgebung der Königin Goldsendungen aus den in seinem Bezirke liegenden Goldwäschereien von Loharano und Fisakana abgehen ließ. Seine einzige Strafe auf erneute Beschwerden hin bestand darin, daß man einen Teil seines Bezirkes einem andern Gouverneur zuwies.

Als Fanompoana galt auch die militärische Dienstzeit, infolge dessen erhielt natürlich kein Soldat einen Pfennig Sold; selbst die Verpflegung war nicht garantiert. So konnte es z. B. vor einigen Jahren vorkommen, daß beinahe die ganze Hovabesatzung in der Sakalavaprovinz Fiherenga verhungert wäre, weil die Zentralregierung die Proviantzufuhr unterließ und die Soldaten kein Geld hatten, sich selber Lebensmittel von den Händlern zu kaufen. Hätte nicht Missionar Röstvig in Tullear einen Hilferuf nach Antananarivo gesandt, so wäre eine Katastrophe unvermeidbar gewesen. Nur die „Gardetruppen", jene 2000 Soldaten, welche in den letzten Jahren Tag und Nacht im königlichen Stadtteil Antananarivos den Wachtdienst hatten, waren vor allen andern begünstigt, indem sie wöchentlich pro Mann 50 Pfennige Löhnung erhielten, was gerade zur Beköstigung ausreichte.

Als eine Quelle arger Quälereien der Bevölkerung erwies sich besonders in den Jahren 1886—1892 das Goldfieber, welches sich mit einem Male der Hovaregierung bemächtigte. Während es früher als ein Kapitalverbrechen galt, wenn ein Madagasse auf Edelmetalle schürfte, erteilte die Regierung seit 1886 nicht nur Ausländern Konzessionen zur Ausbeutung der Goldschätze der Insel (z. B. dem Franzosen Suberbie in der Provinz Iboina und einer englischen Kompagnie in Antsihanaka), sondern betrieb auch den Gold- und Kupferbergbau selber, natürlich mittelst der verhaßten Fanompoana. Ganze Ortschaften verödeten, indem die erwachsene und halberwachsene Bevölkerung von den Regierungsaufsehern oft unter Peitschenhieben in die meist sehr entfernt gelegenen Goldwäschereien getrieben wurde. Tausende strömten in den Gold-

Digitized by Google

lagern zusammen, die bald zu Stätten der Völlerei und Ausschweifungen wurden, auf die der Missionar nur mit Seufzen und Sorgen seine Pflegebefohlenen ziehen sah. Da diese Zwangsarbeit doch nicht die gehofften Erträge lieferte, so hat man in den letzten Jahren das Goldgraben freigegeben, doch mit der Verpflichtung, daß jeder erwachsene Mann zunächst im Laufe eines Vierteljahres an die Regierung eine Unze Gold (im Handelswerte von 72 M.) abzuliefern hat. Erst wenn dieses Quantum beschafft ist, darf der Einzelne nach Belieben nach Gold weiter graben; doch muß er das gewonnene Gold stets an die Staatskasse verkaufen, welche dafür den festen Satz von 40 M. pro Unze zahlt und somit einen ansehnlichen Gewinn einstreicht. Manche Missionsschule ist dem Golddurst zum Opfer gefallen, da viele Eltern ihre Kinder mit in die Goldwäschereien nahmen.

In besonders grellem Lichte zeigte sich die Habgier der Hovabeamten im Jahre 1892, in welchem die Regierung jeder freien Mannsperson, die über zehn Jahre alt war, eine Kopfsteuer von 4 Mark auferlegte, eine äußerst harte Belastung für eine Bevölkerung, unter der Bargeld ein seltener Artikel ist.

Es war zum Erbarmen, mit welcher Härte diese Abgabe eingetrieben wurde. Da die meisten Beamten noch einen Ueberschuß für ihre eigene Börse erzielten wollten, so wurden an manchen Orten sogar Kinder unter 10 Jahren zur Steuer herangezogen; auch nahm man keine Rücksicht darauf, ob die Eltern der Kinder lebten, oder ob man arme Waisen vor sich hatte. Viele mußten ihre letzte Kuh oder ihren Reisacker verkaufen; andere fielen den Wucherern in die Hände. Es kam vor, daß weinende Kinder Holz vor die Wohnung des nächsten Missionars geschleppt brachten, das sie im Walde mühsam gesucht hatten, in der Hoffnung, mit dem Erlös allmählich den Steuerbetrag decken zu können. Abgesehen von dem Geldbetrage büßte die Bevölkerung auch viel Zeit ein, indem die Steuerpflichtigen von der Behörde in der Kreisstadt oft 3—4 mal dahin bestellt und wochenlang dort zurückgehalten wurden. Die großen Summen, die bei Gelegenheit dieser Kopfsteuer durch die Hände der Provinzialgouverneure gingen, brachten die Habgierigsten unter ihnen auf den Gedanken, noch eine Privatnachlese zu halten, indem sie eine Jagd auf die sogenannten „Olon-dratsy“ (schlechte Menschen) veranstalteten; d. h. sie entsandten nach allen Städten und Dörfern ihrer Provinz Scharen von freiwilligen Polizisten und Häschern, welche jede Gesetzesübertretung, darunter auch solche, welche um 20—30 Jahre zurückdatierten, ehe die betreffenden Gesetze überhaupt veröffentlicht worden waren, zur Anzeige zu bringen hatten. Natürlich fand sich in jeder Familie eine Veranlassung, dieselbe für irgend ein, vielleicht nur erdichtetes, Vergehen in gehörige Strafe zu nehmen. Die Hauptbeute floß in die Taschen der Gouverneure, ein kleiner Prozentsatz entschädigte ihre Helfershelfer.

Ein anderer dunkler Fleck, welcher das Wappenschild des nominell christlichen Hovastaates verunehrt, ist die noch zu Recht bestehende In-

Digitized by Google

stitution der Sklaverei. Die Sklaveneinfuhr der sogenannten Makoa ist freilich seit einer längeren Reihe von Jahren verboten; aber unter der Hand wird der Sklavenhandel, beziehentlich Raub in den Außenprovinzen des Reiches, noch immer betrieben und an der Hausſklaverei hat noch keine Königin und kein Premierminister von Madagaskar zu rütteln gewagt, hängt sie doch auch eng mit dem Fanompoanasystem zusammen; denn so lange die Arbeit als Frondienst etwas des vornehmen und begüterten Mannes Unwürdiges ist, wird auch das Bedürfnis nach Sklaven vorhanden sein. Man hat zu wiederholten Malen seitens englischer Heißsporne den auf Madagaskar arbeitenden Missionaren den Vorwurf gemacht, daß sie es an nachdrücklichem Protest gegen das Unwesen der Sklaverei hätten fehlen lassen. Unseres Erachtens mit Unrecht. Die Missionare haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie geschworene Feinde der Sklaverei sind; nur haben sie sich nicht für berechtigt angesehen, mittels einer geräuschvollen Agitation einen äußerlichen Druck auf die Hovaregierung auszuüben, damit sie die Hausſklaverei aufhebe, sondern sie haben von innen aus unter den Hovachristen die Sklaverei als ein mit wahrer Christengesinnung unvereinbares Institut zu diskreditieren gesucht. Die Missionsschulen und -Kirchen stehen dem Sklaven ebenso gut offen, als dem Freien. Braucht ein Missionar Palankinträger oder Diener, so mietet er sich den betreffenden Sklaven direkt, ohne erst mit seinem Herrn in Verbindung zu treten, zum Zeichen, daß er in seinen Augen als freier Mann gilt; den Lohn zahlt der Missionar ebenfalls an den Sklaven und nicht an seinen Herrn. Nur wenn es sich um eine lange Reise handelt, zu welcher ein Regierungspaß erforderlich ist, war der Missionar bisher durch Landesgesetz gezwungen, zuvor die Genehmigung des Sklavenbesitzers zu dem Mietvertrag einzuholen. Viele Missionarsfamilien haben befreite Sklaven als Dienstboten in ihrem Haushalte, denen sie dadurch zur Freiheit verhalfen, daß sie ihnen das Loskaufgeld ohne Zinsen und Sicherheit seinerzeit vorstreckten. Sonderbarerweise findet man hier und da auch Sklaven, welche ihrem Herrn die volle Loskaufsumme, ausgenommen den letzten Dollar, gezahlt haben, damit sie, während sie in Wirklichkeit frei sind, der Oeffentlichkeit gegenüber sich noch als Sklaven bezeichnen und damit der lästigen Fanompoana entziehen können. Viele Sklaven erfreuen sich einer größeren Freiheit als Tausende von freien Hova und ziehen die verhältnismäßig milde Form von Leibeigenschaft den Erpressungen und Bedrückungen vor, welchen

Digitized by Google

sie seitens der Beamten als freie Leute ausgesetzt sein würden. Ein sicheres Zeichen dafür, daß auch die Hova selber die Tage der Sklaverei für gezählt halten, liegt darin, daß der Geldwert eines Sklaven in dem letzten Jahrzehnt um mindestens 20 Prozent gesunken ist. Es giebt Sklavenbesitzer, welche ihre Leibeigenen irgend ein Handwerk oder Handelsgeschäfte treiben lassen und ihnen den ungeschmälerten Ertrag ihrer Thätigkeit gönnen. Andere Herren verlangen nur dem Namen nach einige Dienstleistungen; ja, es kommt sogar öfters vor, daß der Herr, wenn er sich seiner Sklaven als Träger auf einer Reise bedienen will, dieselben noch besonders mieten und bezahlen muß. Seit dem Einzuge der Franzosen in Antananarivo ist das Verhältnis zwischen den Sklaven und ihren Herren womöglich ein noch lockeres geworden. Am 2. Oktober vorigen Jahres hat nämlich der Premierminister auf französische Anregung hin in einem öffentlichen Kabar (Volksversammlung) verkündet, daß kein Herr seinen Sklaven hindern darf, irgendwo beliebige Arbeit anzunehmen. Die Sklaven sind darüber sehr erfreut und fangen an, selber die Herren zu spielen. So ist es zum Beispiel Dr. Borchgrevink schon mehrere Male passiert, daß er von Sklaven, die er nach ihren Herren fragte, die von einem überlegenen Lächeln begleitete Antwort erhielt: »Any ny vazaha izahay!« (Wir gehören nun den Europäern.)

Große Verwüstungen hat unter der madagassischen Bevölkerung je länger je mehr auch die Trunksucht angerichtet. Wohl haben Königin und Premierminister dem Volk ein Beispiel der Mäßigkeit und Nüchternheit gegeben; auch fehlt es nicht an strengen Gesetzen, welche für einen sehr ausgedehnten Bezirk um die Hauptstadt und für die Umgebung der meisten Garnisonstädte jedem Madagassen bei schwerer Strafe Zubereitung, Kauf, Vertrieb und Genuß von Spirituosen verbieten. Aber seit dem Einströmen von Kreolen- und Hinduhändlern sind überall Schnapsläden entstanden und sogar in der Hauptstadt unter den Augen der Regierung fordert die Branntweinpest in immer weiteren Kreisen ihre Opfer; wie so oft, gesellt sich auch hier zur Trunksucht als verschwistertes Laster die Unzucht hinzu. Als vor sieben Jahren eine Deputation von Missionaren beim Premierminister um strengere Maßregeln gegen die Ueberschwemmung des Landes mit Spirituosen protestierte, deutete der Premierminister an, daß die fremden Mächte auf Grund der Handelsverträge gegen eine durchgreifende Ausrottung des Uebels im Interesse ihrer Ausfuhr Einspruch erheben würden.

Digitized by Google

Ein Zeichen des beginnenden Verfalles des Hovareiches war die im letzten Jahrzehnt immer mehr zunehmende Unsicherheit in den beiden Zentralprovinzen der Insel, den eigentlichen Stützpunkten der Hovamacht. Während früher nur die äußerste Westgrenze nach dem Sakalavalande zu vorübergehend durch Raubzüge unsicher gemacht wurde, nahm in den letzten Jahren die Unsicherheit solchen Umfang an, daß ganze Bezirke in Imerina und Betsileo von umherziehenden Banden gebrandschatzt und vernichtet wurden. Scharenweise wurden die armen Gefangenen, meist Frauen und Kinder, in harte Sklaverei ins Sakalavaland fortgeschleppt. So sind z. B. in dem norwegischen Missionsbezirke Ambato in Betsileo in einem Jahre nicht weniger als 1000 Eingeborene von den Räubern ermordet oder in die Gefangenschaft fortgeschleppt worden; neun Nebenstationen Ambato's liegen in Schutt und Asche und der den Räubern glücklich entronnene Rest der Bevölkerung sucht in den Schluchten und Höhlen des Gebirges einen Schlupfwinkel. Ja, die Räuber waren so kühn, daß sie sogar die zwei Hovafestungen Ivohimena und Janjanana überrumpelten und ihre Raubzüge noch ostwärts über die Linie Antananarivo—Fianarantsoa hinaus fortsetzten. Es waren übrigens nicht blos Sakalava, sondern auch Bara und Taivondro aus dem Süden und Südosten der Insel, sowie eine Menge desertierter Hovasoldaten, aus denen sich die Räuberscharen rekrutierten; ja, es kam vor, daß die Beraubten selber, um neuen Ueberfällen zu entgehen, sich zu den Räubern schlugen. Anstatt den Kampf gegen die Räuber energisch aufzunehmen und durch einen solchen Grenzkrieg die Armee für den damals noch bevorstehenden Kampf gegen eine französische Invasion zu stählen, ließ man es in Antananarivo bei halben Maßregeln bewenden; die zur Grenzwacht entsandten Truppen waren, Offiziere sowohl als Gemeine, fast durchweg Feiglinge, die ihr teures Leben hinter den Wällen der Grenzfestungen am meisten gesichert hielten und erst auszurücken pflegten, wenn sie die Feinde mit ihrer Beute auf dem Heimweg wußten; und waren ja einmal ein paar Räuber dem Militär in die Hände gefallen, so genügte eine Bestechung des betreffenden Festungsgouverneurs, um den Gefangenen die Freiheit wieder zu verschaffen. Auch der traurige Fall steht nicht vereinzelt da, daß geraubte eingeborene Christenfrauen und Mädchen, die glücklich ihren Sakalavapeinigern entronnen und nach der nächsten Hovafestung geflüchtet waren, von dem betreffenden Kommandeur und seinen Offizieren als Sklaven zurückbehalten wurden. Die einzige uns bekannt gewordene

Digitized by Google

rühmliche Ausnahme unter jenen Feiglingen bildete der mit dem Kommando der Grenzfestung Nanatonana betraute Offizier Rainijaonary — ein Glied der norwegischen Missionsgemeinden —, vor dem daher auch die wilden Sakalava einen heilsamen Respekt hatten. Wer auf den neueren Karten Madagaskars die vielen Hovafestungen in den Außenprovinzen der großen Insel verzeichnet sieht, könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß es den Hova gelungen sei, ihre Herrschaft über alle die verschiedenen Inselstämme auszudehnen und zu konsolidieren. Aber in Wirklichkeit gebieten sie nur über die reichliche Hälfte der Insel, nämlich über die Zentralprovinzen Imerina und Betsileo, über Antsihanaka, einen Teil von Iboina, der Nordwestprovinz und über den größeren Teil der Ostküste; auf den übrigen Außenposten hängen sie teilweise von der Gnade und Ungnade der eingeborenen Stammeshäuptlinge ab, was ganz besonders auf der Sakalavaküste der Fall ist.

Die Hova haben es leider verstanden, sich überall, wo sie mit anderen Stämmen in Berührung kamen, gründlich verhaßt zu machen, man braucht sich nur dessen zu erinnern, was wir vorher über die Käuflichkeit und Habsucht der Hovabeamten gesagt haben. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß z. B. bei den Taivondro das Wort „Hova“ als Synonym für „großer Schurke“ gebraucht wird. Es blieb nicht aus, daß im Laufe der Zeit auch die Könige und Häuptlinge der anderen halbunterworfenen Inselstämme das Beispiel der Hovagouverneure nachahmten und ihre Unterthanen ebenfalls bedrückten. In der Betsileoprovinz kann man von den Eingeborenen wohl die Aeußerung vernehmen: „Wir haben zweierlei von den Hova gelernt, das Stehlen und das Beten!“

So dürfen wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir in dem Zusammenbruche des Hovareiches ein Gottesgericht erblicken; freilich wird dadurch die französische Regierung nicht von dem Vorwurf entlastet, daß sie ohne einen giltigen Rechtstitel ein fremdes Volk vergewaltigt hat. Wie wird sich die Zukunft des großen Inselreiches gestalten? Wir glauben, nicht so trübe, wie der eine Teil der evangelischen Missionsgemeinde in der Heimat es befürchtet, und nicht so licht, wie es der optimistisch gesinnte Teil erhofft.

Zunächst wird es ein großer Gewinn für die Entwicklung der Missionsthätigkeit, besonders im Westen und Süden der Insel sein, wenn an Stelle der bisherigen schwachen und haltlosen Hovaregierung eine so starke europäische Kolonialmacht, wie Frankreich, die Geschicke der Insel in ihre Hände

Digitized by Google

nimmt und mit Festigkeit und Energie die unruhigen Elemente unter den verschiedenen Inselstämmen bemeistert. Freilich wird darüber noch längere Zeit vergehen und die Schäden des Hovaregiments dürften noch eine ganze Weile fühlbar bleiben, weil Frankreich, um nicht übermäßige Mittel auf Madagaskar zu verwenden, durch die Verhältnisse gezwungen ist, sich vorläufig noch des Hovabeamtenapparates zu bedienen; aber die schon begonnene vereinzelte Aussegung der anrüchigen Glieder der Hovaaristokratie und die Furcht der übrigen Beamten vor strenger französischer Kontrolle werden sicherlich ihre wohlthätige Wirkung auf die Gesundung der öffentlichen Moral nicht verfehlen. Einen anderen Gewinn wird die französische Herrschaft Madagaskar, und damit nicht zum wenigsten den Missionaren bringen, insofern fortan die bisher von der Hovaregierung teils aus Rücksichten der Verteidigung, teils aus Indolenz gänzlich vernachlässigten Wegeverbindungen die so nötige Förderung erfahren werden. Kaum war Antananarivo eingenommen, so hat man französischerseits schon angefangen, den bisher bloß für Fußgänger passierbaren Weg von Tamatave nach der Hauptstadt durch chinesische Kulis soweit in Stand zu setzen, daß auf ihm Pferde- und Maultiertransporte befördert werden können. Früher oder später wird sicherlich auch der Dampf eine Rolle in der Beförderung von Menschen und Waren zwischen der Küste und der Hauptstadt spielen und es den Missionaren ermöglichen, auch in der Regenzeit ungefährdet durch die ungesunden Küstenniederungen auf das Hochland im Innern zu gelangen. Infolge der eigentümlichen Bodenformation dürfte die erste Madagaskareisenbahn von Antananarivo nicht die Richtung nach dem bisherigen Haupthafen Tamatave, sondern nach Westen einschlagen, wo der für Dampfschiffe befahrbare Manambolofluß eine bequemere Verbindung mit der Meeresküste ermöglicht.

Auch das wird ein Segen für das Land sein, wenn der Fanompoana und Sklaverei von den Franzosen ein Ende gemacht wird; nur dürfte eine in die Volksverhältnisse so tief eingreifende Aenderung sich nicht innerhalb der ersten Jahre der französischen Oberherrschaft vollziehen lassen, worüber man sich auch französischerseits, den Aeußerungen einiger Offiziere des Okkupationskorps nach zu urteilen, völlig klar ist. Gleichzeitig liegt es sowohl im eigenen Interesse der Franzosen, als der Inselbevölkerung die natürlichen Hilfsquellen des Landes, die bisher meist unbenützt dalagen, zu entwickeln und dadurch den Wohlstand der ausgesogenen, geldarmen Bevölkerung zu heben. Es kommt dies wiederum indirekt der Mission zu gute, insofern die eingeborenen Missionsgemeinden dann wirksamer, als es bis jetzt möglich war, zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse angehalten werden können.

So dankbar es zu begrüßen ist, daß der französische Oberkommandeur, General Duchesne, und seine Offiziere (z. B. gegenüber norwegischen Missionaren in Betsileo) die evangelischen Missionare mit großer Leutseligkeit des Schutzes für ihre Person und ihre Christengemeinden versichert haben, und daß ferner die französische Regierung den wichtigen Posten des Generalresidenten in die Hände des Protestanten

Digitized by Google

Laroche gelegt hat, so möchten wir doch die evangelischen Missionsfreunde vor allen überschwänglichen Hoffnungen nach etwaiger Förderung der Mission durch den weltlichen Arm warnen. Derselbe dürfte sich auch hier als ein Rohrstab erweisen. Der Brief, den Laroche gleich nach seiner Ankunft in Antananarivo an den Superior des Trappistenklosters Staouéli in Algerien gerichtet hat, ist ganz geeignet, als kalter Wasserstrahl abkühlend zu wirken.

Er sagt in seinem Schreiben, er erinnere sich als ehemaliger Präfekt von Algier der segensreichen Wirksamkeit dieser Mönche und wünsche Elite-Bundesgenossen ihres Schlages zu haben, um die von ihm in Madagaskar übernommene Aufgabe durchzuführen. Wenn Trappisten sich entschließen könnten, dorthin zu kommen, so werde ihnen die freie Ueberfahrt zugesichert und die besten Ländereien ausgesucht werden. Es warte ihrer dort die große Aufgabe, durch ihre Mitwirkung die moralische und friedliche Eroberung eines Landes zu vollenden, das zunächst erst durch Waffengewalt französischer Besitz geworden sei.

Nun, wir meinen, daß ein Mann, der für ein eben erst erobertes Land, dessen Bevölkerung, soweit sie christlich ist, zu sechs Siebenteln aus Evangelischen und nur zu einem knappen Siebentel aus Katholiken besteht, die Trappisten als die wirksamsten Kulturpioniere betrachtet, ein geringes Verständnis für die Bedeutung der evangelischen Mission und für eine gedeihliche Entwickelung des madagassischen Volkes zeigt. Von einem solchen Protestanten hat unseres Erachtens die evangelische Madagaskarmission schwerlich sonderliche Förderung zu erhoffen, zumal da der Protestant ein Franzose ist, der in den englischen Vertretern der evangelischen Mission Gegner der französischen Nationalinteressen zu erblicken gewohnt ist.

Um so anerkennenswerter ist das Opfer, welches die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft zu gunsten der evangelischen Missionskirche Madagaskars bringt, indem sie zu Anfang dieses Jahres zwei Vertreter des französischen Protestantismus, den Professor Krüger*) vom Pariser Missionsseminar und den Pastor Lauga von Reims — den Sohn eines Mitatbeiters der Pariser Missionare auf ihrem südafrikanischen Missionsfelde — nach Antananarivo entsandte, wo dieselben vorerst evangelischen Gottesdienst in französischer Sprache für ihre

*) Derselbe war früher zwei Jahre lang Direktor des Seminars der Lessutomission und hat sich als kenntnisreicher Missionsgelehrter durch seinen Anteil an der Neubearbeitung der 3. Ausgabe des Gunderschen Missionshandbuches „Die evangelische Mission“ und durch seine vortrefflichen „Chroniques“ in dem „Journal des Missions Evangeliques“ in rühmlicher Weise bekannt gemacht. G. K.

Digitized by Google

evangelischen Landsleute unter den Offizieren und Beamten einrichten und dann in brüderlicher Besprechnng mit den englischen und norwegischen Missionaren den besten Weg ausfindig machen sollen, auf dem die evangelische Kirche Madagaskars glücklich durch die mancherlei Schwierigkeiten der neugeschaffenen politischen Lage ihrem Ziele, der Evangelisation des ganzen Inselreiches, entgegengeführt werden kann. Es wird sich dabei auch unter anderem um die Frage handeln, wie die evangelischen Missionsschulen am besten und schnellsten mit französisch redenden Lehrkräften ausgerüstet werden können; denn die französische Regierung wird, wie in anderen Kolonien, verlangen, daß als europäische Unterrichtssprache fortan das Französische die Stelle des Englischen einnimmt. Wir nennen das Eintreten der Pariser M. G. zu gunsten der Evangelischen in Madagaskar ein Opfer, weil sie bei der geringen Seelenzahl der französischen Protestanten nicht über zahlreiche Kräfte und große Mittel verfügt und außer ihrem bedeutendsten und ältesten Missionsgebiete Lesuto noch die evangelische Mission in Senegambien, Gabun, sowie auf den Gesellschafts- und Loyalty-Inseln repräsentiert. Aber wie sie auf den letztgenannten drei französischen Kolonialgebieten für die dort früher von englischen, beziehentlich amerikanischen Missionaren betriebene und durch die Engherzigkeit und das Mistrauen französischer Kolonialbehörden in ihrem Bestande gefährdete Missionsarbeit eingetreten ist, um dieselbe in gutem evangelischen Geiste unter gebührender Rücksichtnahme auf die Schwächen der französischen Regierung weiterzuführen, so hat sie sich auch diesmal als eine getreue Helferin gezeigt, wo sie die evangelischen Missionsinteressen durch die französische Besitzergreifung Madagaskars in etwas kompromittiert glaubte. Es ist den Pariser Missionsleitern dieser Liebesdienst um so höher anzurechnen, je mehr Verleumdungen und Misverständnissen sie in der Heimat von seiten katholischer Chauviniſten wegen ihres Eintretens für die „englischen Methodisten“ ausgesetzt sind; man möchte sie gern als Vaterlandsverräter an den Pranger stellen, und jetzt nun, wo sie sich anschicken, in Madagaskar den freundlichen Vermittler zwischen der französischen Regierung und den fremden Missionsgesellschaften zu machen, kehren jene Anklagen und Verleumdungen natürlich in verstärkter Tonart wieder. Auch in den atheistischen Regierungskreisen Frankreichs trägt man es der Pariser M. G. noch etwas nach, daß sie sich seinerzeit nach der im Sande verlaufenen vorletzten französischen Madagaskarexpedition nicht bereit finden ließ, zum Zweck der

Digitized by Google

Lahmlegung der Londoner Missionsgesellschaft eine Konkurrenzmission in Madagaskar ins Leben zu rufen. Hoffentlich gelingt es den beiden mutigen Sendboten der Pariser Gesellschaft, die mitten in der ungesundesten Jahreszeit nach Madagaskar aufgebrochen sind, unter Gottes Beistande der evangelischen Missionssache auf der Insel erfolgreiche Dienste zu leisten.

Da die Zukunft der jüngsten französischen Kolonie im wesentlichen davon abhängt, welche Fortschritte die Evangelisierung der Insel machen wird, so geben wir am Schlusse unseres Artikels noch eine gedrängte Uebersicht über die Arbeiten und den gegenwärtigen Stand der sechs evangelischen Missionsgesellschaften und der katholischen Mission, welche auf der Insel vertreten sind.

Zuvor aber wollen wir einen doppelten Irrtum berichtigen, der sich in bezug auf die Madagaskar-Mission bei nicht wenigen Missionsfreunden eingenistet zu haben scheint, wonach dieselben die ganze Insel Madagaskar — um den gröberen Irrtum zuerst anzuführen — für ein im großen und ganzen durch die Mission christianisiertes Land ansehen, oder — wenn es sich um kenntnisreichere Missionsfreunde handelt — wenigstens den beiden Hochlandprovinzen des Innern, Imerina und Betsileo, eine christliche Bevölkerung zusprechen. In der Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Nehmen wir die Bevölkerung Madagaskars*) zu ungefähr $4^1/_2$ Millionen an, so ist es nur der 13. Teil der Madagassen, den wir als christlich bezeichnen dürfen; denn die Gesamtzahl der madagassischen Christen betrug nach der genauesten (im relativen Sinne) Statistik für Ende 1894 nur 350 092 (308 957 Evangelische und 41 135 Katholiken), während man bisher irrtümlicherweise — man identifizierte bloße Kirchgänger (Adherents) mit getauften Christen — dieselbe für den gleichen Zeitpunkt auf 531 739 (436 699 Ev., 95 040 K.) Seelen berechnete. Ja selbst in Imerina, der am längsten und meisten von Missionaren bearbeiteten Zentralprovinz Madagaskars, die nach W. Johnsons und anderer eingehenden Berechnungen eine ungefähre Einwohnerzahl von 1 250 000 Seelen haben dürfte, ist nur ein reichliches Fünftel der Bevölkerung christlich; denn man zählte dort Ende 1894 nur 265 532 (245 532 Ev., 20 000 K.) Christen. Es steht also der Mission noch eine gewaltige Aufgabe bevor, ehe sie ihrem Herrn die große afrikanische Insel als Siegesbeute zu Füßen legen kann.

Von den 6 evangelischen Missionsgesellschaften — der Londoner, der Friends- oder Quäker-, der eingeborenen Hova-, der Anglikanischen, der Norwegischen Mission und derjenigen der „Vereinigten Norwegisch-Lutherischen

*) Die Schätzungen schwanken zwischen 3 und 5 Millionen. Da die Bevölkerungsdichte der Insel eine so verschiedene ist und außerdem vereinzelte Landesteile im Westen und Süden noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden sind, so ist es schwer, annähernd richtig die Höhe der Bevölkerung zu taxieren. Wir haben Grund zu der Annahme, die oben angegebene Zahl für die relativ richtigste zu halten. G. K.

Digitized by Google

Kirche in Amerika" — führen wir die Londoner Gesellschaft als diejenige, der die Ehre zukommt, das Panier des Evangeliums zuerst auf der Insel aufgepflanzt zu haben, hier mit Recht an erster Stelle an.

Dieselbe unterhält auf der Insel 34 Missionare, von denen die größere Hälfte — 18 — auf die Zentralprovinz Imerina, den Schwerpunkt der Londoner Mission, entfallen. Die übrigen Missionare verteilen sich über Südbetsileo, Antsihanaka und die Ostküste (Bezirk Tamatave und Farafangana), während Iboina und die Nordostküste zur Zeit nur mit eingeborenen Arbeitern, und auch das nur ganz vereinzelt, besetzt sind. Die Zahl der von der Londoner Mission gesammelten abendmahlsberechtigten Kirchenglieder (members) betrug für 1894/95 62 749, was einer Anzahl von 219 622 getauften Christen entsprechen dürfte; denn die im Jahresbericht aufgeführte Zahl von 288 834 Anhängern (Adherents) als die der Getauften zu reklamieren, würde ein starker Irrtum sein, da die betreffende Kategorie auch diejenigen ungetauften Eingeborenen mit umfaßt, welche die Londoner Missionskirchen besuchen und in einem lockeren Verbande mit den Missionsgemeinden stehen. Von den 18 Missionaren, die in Imerina stationiert sind, können sich, streng genommen, nur 12 der direkten Missionsarbeit an den dortigen 900 Christengemeinden und 712 Elementarschulen widmen, da die übrigen sechs besondere Posten bekleiden, die allerdings der Missionsarbeit auf der ganzen Insel zu gute kommen. Zwei von den letzteren sind in der Hauptstadt an der Londoner Hochschule, einer an dem Lehrerseminar, ein vierter an der sogenannten Palastschule beschäftigt, während der fünfte als Inspektor sämtlicher Londoner Elementarschulen fungiert und der sechste die Leitung der Missionsdruckerei hat. Die Missionsarbeit selbst ist so eingeteilt, daß von der Hauptstadt aus radienförmig die 10 Missionsdistrikte Ambatonakanga, Amparibe, Isotry, Analakely, Ambohipotsy, Ankadibevava, Ampamarinana, Andohalo, Isoavina und Faravohitra bearbeitet werden, wozu dann noch in Imerina die 4 außenliegenden Missionsbezirke Ambohimanga, Ambohibeloma, Tsiafahy und Vonizongo kommen. In der Betsileoprovinz, die nächst Imerina die meisten Londoner Missionare (8) absorbiert, sind die 7 Missionsbezirke Isandra, Ilalangina, Jarindrano, Ambrosita, West- und Ostambohimandroso und Ambohimasoa besetzt. Für die Antsihanakaprovinz sind die mit 3 Missionaren besetzten Stationen Ambotondrazaka und Imerimandroso Mittelpunkte der Missionsthätigkeit unter dem verkommenen Stamme der Sihanaka. Verhältnismäßig schwach ist die Londoner Mission im Tamatave-Bezirk unter den Betsimisaraka vertreten; etwas besser im Südosten der Insel, wo in Farafangana (Ambahy) 3 Missionare hauptsächlich dem Taimorostamme ihre Kräfte widmen. Im Nordwesten (Iboina) und Nordosten der Insel scheint die Missionsarbeit der Londoner, da es an europäischer Aufsicht fehlt, schon längere Zeit in eine gewisse Stagnation verfallen zu sein. Von besonderer Bedeutung für die Londoner Mission ist die in Antananarivo befindliche Hochschule (Kolleg), aus welcher seit ihrer Begründung i. J. 1869 nicht weniger als 332 junge Männer hervorgegangen sind, die jetzt als Regierungsbeamte und Geistliche — letztere freilich nicht in der Anzahl, wie man gehofft hatte — wichtige Stellungen einnehmen. Auch die ärztliche Mission haben die Londoner nicht vernachlässigt;

Digitized by Google

die Mittelpunkte derselben sind Antananarivo, Fianarantsoa und Imerimandroso; für die Aussätzigen unter den Eingeborenen sind 3 Hospize, ein größeres und zwei kleinere, ins Leben gerufen worden. Es hat der Londoner Mission zu keiner Zeit an treuen und gewissenhaften Arbeitern gefehlt; aber wenn trotzdem die unter ihrer Pflege stehenden Christengemeinden nicht eben das verläßlichste Element in der evangelischen Kirche Madagaskars darstellen, so prägt sich darin einerseits noch die Nachwirkung der Massenübertritte aus, welche zur Zeit der Thronbesteigung der Königin Ranavalona II. einen großen Teil der Bevölkerung in den Bereich der Wirksamkeit der Londoner Mission brachten. Diese Heiden im christlichen Gewande nun auch wirklich mit christlicher Erkenntnis und christlichem Geiste zu erfüllen, ist ein Ziel, das die Londoner Missionare mit den ihnen zur Verfügung stehenden Kräften*) noch nicht völlig erreicht haben. Andererseits hat die Londoner Mission, ähnlich wie der Bostoner Board auf manchen seiner Missionsfelder, den Fehler begangen, den noch unreifen jungen madagassischen Missionsgemeinden von vornherein eine zu große Selbständigkeit zu geben. Institutionen, die sich unter den besonderen Verhältnissen Englands für die Kongregationalisten bewährt haben mögen, hat man schematisch auf die noch in den Kinderschuhen steckende Missionskirche Madagaskars übertragen und damit natürlich ungesunde Zustände ins Leben gerufen. In der nach englischem Muster ins Leben gerufenen Isan-Enim-Bolana oder „Kongregationalistischen Union von Imerina", welche alle 6 Monate die Delegierten der Missionsgemeinden der Londoner und der Friends in Antananarivo zu gemeinsamer Beratung kirchlicher Angelegenheiten vereinigt, müssen es sich die Missionare gefallen lassen, von den Eingeborenen majorisiert zu werden. Es steht ferner völlig im Belieben der einzelnen Gemeinden, die auf jenen Versammlungen gefaßten Beschlüsse anzunehmen oder zu verwerfen. Uebrigens fehlt es nicht an Männern im Londoner Missionspersonal, die diesen Mangel an straffer Organisation und einheitlicher Leitung beklagen; hoffentlich gelingt es ihrem Einfluß, das Direktorium der Gesellschaft in London**) zu einer Revision der bisherigen Missionspraxis zu bewegen.

In enger Verbindung mit den Londonern arbeiten die Friends oder Quäker, welche von Antananarivo aus den Südwesten Imerinas missionieren und dort die beiden Stationen Mandridrano und Arivonimamo unterhalten. In der Pflege ihrer 8 Missionare stehen 2681 Kirchenglieder; die Zahl der Getauften beträgt 9383, die der Adherents 14 715. Eine hervorragende Rolle spielt bei den Friends die Schulthätigkeit und die ärztliche Mission, die sich in Antananarivo konzentriert. Zusammen mit den Londonern leiten sie das prachtvolle neue Missionshospital im Nordosten der Stadt.

*) Unter den 1048 eingeborenen Geistlichen der Londoner Mission ist viel minderwertiges Material. G. K.

**) Die Londoner Missionsgesellschaft hat unter ihren Sekretären einen mit den madagassischen Verhältnissen durch 20jährige Wirksamkeit sehr vertrauten tüchtigen Mann, den auch durch seine litterarische Wirksamkeit vorteilhaft bekannten Rev. G. Cousins. Er macht eine rühmliche Ausnahme von dem Gros der englischen Missionsarbeiter, insofern er auch der deutschen und skandinavischen Missionslitteratur die gebührende Beachtung schenkt. G. K.

Digitized by Google

Eine eigentümliche Stellung nimmt die Hova-Missionsgesellschaft ein, in welcher sich der Missionstrieb der sogenannten Palastkirche bethätigt. Obwohl letztere ein Glied der kongregationalistischen Union von Imerina bildet, so ist sie doch als Kirche der Königin und des Hofes völlig unabhängig. Die Seelenzahl der zur Palastkirche gehörenden Kirchenglieder mag 21000, die der Getauften 30000, die der Adherents 60000 betragen; doch machen diese Zahlen keinen Anspruch auf Zuverlässigkeit; war es doch selbst den in Antananarivo wohnenden Londoner Missionaren unmöglich, eine genaue Statistik der Palastkirche zu beschaffen. Diese Missionsgesellschaft wird durch freiwillige Beiträge von Seiten des Hofes und der zur Union gehörenden Londoner Missionsgemeinden unterhalten; für das Jahrzehnt 1880—1890 berechnen die Londoner Missionare die Gesamtmissionseinnahme auf 60000 M. Der Premierminister fungierte bisher als Sekretär der Missionsgesellschaft, und ein Missionar von der Londoner- oder Friendsgesellschaft hatte die Kassenverwaltung. Die Auswahl der eingeborenen Missionare und die sonstige Geschäftsführung lag in den Händen des Vorstandes der Union von Imerina, also in den Händen der Eingeborenen. Zur Zeit mögen 5—6 eingeborene Sendboten dieser Gesellschaft in den Außenbezirken, unter den Tanala, Bara und Sakalava, arbeiten. Es ist übel angebracht, wenn man seitens evangelischer Missionsfreunde das Vorhandensein und die Thätigkeit dieser Hova-Missionsgesellschaft als ein besonders hoffnungsvolles Zeichen für die Weiterentwickelung der evangelischen Madagaskarmission betrachtet. Aus inneren und äußeren Gründen war die Gründung dieser Gesellschaft ein Mißgriff, und im Interesse der Ehre und des Ansehens der evangelischen Mission überhaupt wäre es dringend zu wünschen, daß dieselbe ihre Thätigkeit einstellte. Es steht uns genügendes Material zur Verfügung, um dies im einzelnen zu begründen. Die Hovakirche ist noch zu jung und unreif, um selbständig Missionsarbeit unter den heidnischen Stämmen der Insel treiben zu können, und bei dem Hasse, der diese Stämme gegen die Hova, ihre Unterdrücker beseelt, sind Hovaevangelisten die letzten, die mit Erfolg außerhalb Imerinas wirken können. Die Eingeborenen haben ihr Wirken bisher bloß als eine Abart der verhaßten Fanompoana aufgefaßt. Es ist bedauerlich, daß die Londoner so gut wie keinen Einfluß auf diese Hova-Missionsgesellschaft ausüben. Der spiritus rector scheint der Hofprediger Andriambelo, eine etwas zweifelhafte Persönlichkeit, zu sein.

Ein Pfahl im Fleische der Independenten ist die anglikanische Mission, welche die hochkirchliche Propagation Society auf der Insel mit 9 europäischen und 16 eingeborenen Missionaren betreibt. Dieselben haben in Imerina (Antananarivo, Ambotoharanana, Ramainandro) und auf der Ostseite der Insel (Tamatave, Mahonoro, Mananjara, Besotaka, Andovoranto) 2618 Kirchenglieder, 10850 Christen und 20000 Adherents in Pflege. Die Hervorkehrung ritualistischer Liebhabereien und eine gewisse Ignorierung der Arbeiten anderer evangelischer Missionsgesellschaften geben dieser Gesellschaft auch auf diesem Missionsgebiete ihr besonderes Gepräge. Im übrigen hat sich die anglikanische Mission bisher eines sehr tüchtigen Leiters, des Bischofs Kestell-Cornish, zu erfreuen gehabt.

Wohl die solideste und verheißungsvollste unter allen evangelischen

Digitized by Google

Missionen auf Madagaskar ist die der Norwegischen Missionsgesellschaft. Dieselbe hat das Glück gehabt, daß sowohl in der Heimat, wie draußen auf dem Missionsgebiete die Leitung immer in tüchtigen, sachkundigen Händen ruhte. Die norwegischen Missionsfreunde können stolz darauf sein, daß sie an der Spitze ihrer Gesellschaft einen so hochbegabten, im Missionsdienst bewährten Mann wie Pastor Lars Dahle*) und draußen als Superintendenten der norwegischen Madagaskarmission den feingebildeten, unermüdlichen Pastor Dr. med. Borchgrevink haben, unter deren Leitung 28 norwegische Missionare und 59 eingeborene Pfarrer eine Missionskirche von 39072 Christen (29942 Erwachsene, 53050 Kirchenbesucher) in Pflege haben. Diese Christen verteilen sich in der Hauptsache auf die Betsileoprovinz, wo die meisten norwegischen Stationen (Betafo, Mafinandraina, Sirabe, Ambohimafina, Soavina, Loharano, Manandona, Fandriana, Ambato, Fihafinana, Soatanana, Fianarantsoa) liegen, auf das Tanalaland (Ambohimanga), das Baraland (Ihosy, Ambohiamafoa) die Südostküste (Vangaindrano und Manambondro unter den Taisaka, Ivohitsidy unter den Taivondro), das Sakalavagebiet (Tullear, Manombo, Morondowa, Belo, Bererika, Midongy) und auf eine Repräsentativgemeinde in Antananarivo. Unter dem Missionspersonal sind auch 3 Aerzte, die in der Hauptstadt und in dem Badeorte Sirabe Hospitäler unterhalten; in der Nähe der letzteren Station haben die Norweger ein Aussätzigen-Asyl. Ein Prediger- und zwei Lehrerseminare sorgen für tüchtigen eingeborenen Nachwuchs.

Den äußersten Süden Madagaskars haben sich die 4 Sendboten der „Vereinigten Norwegisch-Lutherischen Kirche Amerikas" als Wirkungskreis ausersehen und die Stationen St. Augustin, Mangafoa, Saloavaratse, Kiliarivo und Fort Dauphin gegründet, wo sie unter den Tanosi und Mahafali arbeiten; die nur wenige Jahre bestehende Mission zählt ungefähr 30 Christen (10 Erwachsene, 100 Katechumenen).

Während die französische Regierung den englischen Missionen ein nicht geringes Mißtrauen entgegenbringt, haben die norwegischen Missionare unter der Hand von französischer autoritativer Seite die Versicherung erhalten, daß man ihre Arbeit als eine für die Wohlfahrt Madagaskars bedeutsame dankbar begrüße. Von dem Kolonialminister wird sogar die Aeußerung berichtet, „er schenke den Norwegern unbedingtes Vertrauen". Es mag sich diese Bevorzugung daher schreiben, daß Norwegen nicht in die Versuchung kommen kann, Kolonialpolitik zu treiben. Auch in den Kreisen der lutherischen Kirche Frankreichs offenbart sich bereits großes Interesse für die Arbeit der beiden norwegischen Gesellschaften, und es ist nicht unmöglich, daß sich mit der Zeit noch nähere Beziehungen anknüpfen.

Am rücksichtslosesten dürfte die Umwandlung in den politischen Verhältnissen der Insel von der katholischen Mission ausgenützt werden. Schon schlagen einzelne französische Bischöfe die Lärmtrommel und verlangen die Austreibung oder wenigstens Lahmlegung der englischen Missionen, damit

*) Der Verfasser des auch in Deutschland weit verbreiteten vortrefflichen Buches: „Das Leben nach dem Tode." Dahle ist, nebenbei bemerkt, auch ein in Fachkreisen hochgeschätzter Orientalist und Sprachforscher. G. K.

Digitized by Google

„la France orientale“ eine ausschließliche Domäne der römisch-katholischen Kirche werde. Bisher wirkten die Jesuiten unter dem Bischof Cazet von den 3 Zentren Antananarivo, Fianarantsoa und Tamatave auf der Insel. Trotzdem daß die Jesuiten auf Madagaskar 89 Missionare — 6 mehr als sämtliche evangelische Missionen zusammen — unterhielten und in der Wahl ihre Mittel, die Bevölkerung anzulocken, nicht im mindesten skrupulös waren, hatten sie es Ende 1894 erst auf 41 135 Christen (95 040 Katechumenen) gebracht. Wie sie selbst eingestehen müssen, hat die Hovaregierung während des Krieges der Entwickelung und Pflege der katholischen Missionsgemeinden auch nicht das geringste Hindernis in den Weg gelegt. Daß man katholischerseits weitgehende Pläne hat, geht auch daraus hervor, daß die Propaganda Madagaskar fortan nicht mehr den Jesuiten allein überlassen, sondern für den Süden die Lazaristen zur Arbeit mit heranziehen will. Umsomehr dürfte es geboten sein, daß die auf der Insel thätigen evangelischen Missionsgesellschaften noch mehr als bisher Fühlung mit einander suchen und in freundschaftlicher Uebereinkunft einen Feldzugsplan entwerfen, wie am besten die Evangelisation der Insel durchgeführt werden kann. Die Norweger haben, indem sie sich auf die Südwesthälfte Madagaskars beschränkten, bereits das gute Beispiel gegeben, wie man durch zielbewußte Konzentration der Kräfte die nachhaltigsten Erfolge erzielt. Es wäre gut, wenn die englischen Gesellschaften das Beispiel ihrerseits nachahmen wollten; die katholische Gegenmission würde dann geschlossenen Reihen gegenüberstehen und weniger Unheil anrichten können.

Missionsstatistik über Madagaskar (Ende 1894):

Gesellschaft	Kirchenglieder	Christen	Katechumenen	Missionare europ.	Missionare eingeb.
Londoner	62 749	219 622	288 834	33	1048
Friends	2 681	9 383	14 715	8	—
Hovakirche	21 000?	30 000?	60 000?	—	194
Anglikaner	2 618	10 850	20 000	9	16
Norweger	29 942	39 072	53 050	29	59
Am. Norweger	10	30	100	4	5
Evangelische	119 000	308 957	436 699	83	1422
Katholiken	15 000	41 135	95 040	89	?

Eine chinesische Kreuzigung.*)

Die strengste aller Strafen für das größte aller Verbrechen. Kauf eines Stellvertreters. Ein kindliches Opfer.

Vom Missionar D. Davis.

„Was ist nur heute los?“ rief ich eines Morgens dem Lehrer entgegen, der mich in der chinesischen Sprache unterrichtete, so lange ich Missionar in Amoy war.

*) Independent vom 24. Okt. 1895.

Digitized by Google

Der Mann war so erregt, daß er sich erst sammeln mußte, ehe er mir antworten konnte. Endlich stieß er in abgebrochenen Sätzen hervor: „Schreckliche Entdeckung! Gräberschändung! Eine Leiche beraubt und unter freiem Himmel liegen gelassen! Schauerlich! Und noch dazu in nächster Nähe meiner Wohnung! Dicht vor der Stadt! Glücklicherweise ist man dem Thäter auf der Spur, gelingt es, seiner habhaft zu werden, so entgeht er der verdienten Strafe nicht, so viel ist gewiß!"

„Was wird mit ihm geschehen?" fragte ich. „Was mit ihm geschehen wird? Natürlich wird er das Verbrechen mit dem Leben büßen müssen?" antwortete der Lehrer.

„Auf welche Weise wird in einem solchen Falle die Todesstrafe vollzogen?"

„Entweder werden ihm die Glieder einzeln abgehauen, bis schließlich durch Verletzung eines edleren Teiles der Tod eintritt; oder er wird gekreuzigt."

„Ist's möglich? In so grauenhafter Weise wird hier zu Lande ein derartiges Vergehen bestraft?"

„Giebt es denn auch ein schrecklicheres Verbrechen?"

„Meiner Ansicht nach ist es doch viel schlimmer, einem Menschen das Leben zu rauben."

„Das finde ich nicht. Ein Lebender kann sich verteidigen, nach Hilfe rufen, um Erbarmen bitten; das alles kann ein Toter nicht, sondern er muß machtlos alles über sich ergehen lassen."

„Was kann ihm das im Grunde schaden, wenn er doch nichts davon spürt?"

„Was ihm das schaden kann?" wiederholte der Lehrer, den meine Frage augenscheinlich befremdete. „Wenn der Leib eines Menschen in seiner Grabesruhe gestört wird, muß da nicht notwendigerweise auch der Geist darunter leiden? Was sollen andere Bewohner der Geisterwelt von ihm denken, wenn er keine Freunde auf Erden hat, die sein Grab vor frevelhaften Händen schützen? Nein, nein, das steht außer aller Frage — Leichenschändung ist das schlimmste Verbrechen und muß demgemäß bestraft werden."

„Wird der Thäter also wirklich gekreuzigt, falls seine Schuld erwiesen ist und man seiner habhaft werden kann?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, wenn ihm nicht, wie schon erwähnt, vielleicht die Glieder abgehauen werden. Meiner Ansicht nach wäre die Kreuzigung hier ganz am Platz; bei der anderen Todesart haben die Angehörigen des Verbrechers so leicht Gelegenheit, den Henker zu bestechen."

„Wieso?"

„Die dazu erforderlichen Messer liegen in einem verdeckten Korbe, und der Henker darf seine Instrumente nicht wählen, sondern muß dasjenige benützen, das ihm zuerst in die Hand kommt. Natürlich ist es ein Leichtes für ihn, das zum Enthaupten oder zum Durchbohren des Herzens dient, obenauf zu legen, wodurch dem Verbrecher die Qualen eines langsamen Todes erspart bleiben. Jedes der Messer im Korbe hat nämlich seine besondere Bestimmung, und der Henker muß sich beim Gebrauch derselben genau an die Vorschrift halten. Steht z. B. „Hand" auf der Klinge verzeichnet, so darf er unter

Digitized by Google

keinen Umständen das Instrument dazu benützen, um den Fuß des Verbrechers abzuschneiden."

„Werden hier in Amoy auch Leute gekreuzigt?"

„Heutzutage kommt es nur selten vor, aber früher war die Kreuzigung eine ganz gewöhnliche Strafe."

So groß einerseits mein Abscheu vor derartigen Schreckensszenen von jeher gewesen ist, so regte sich doch andererseits eine gewisse Neugierde in mir, einmal einer solchen Kreuzigung beizuwohnen; infolgedessen verabredete ich mich mit meinem Lehrer, ihn zur Exekutionsstätte zu begleiten, wenn der Schuldige wirklich diese schreckliche Todesart erleiden sollte.

Als mein Lehrer zwei Tage später wiederkam, teilte er mir triumphierend mit, die Polizei habe den Missethäter ergriffen, und die Kreuzigung solle schon in wenigen Tagen stattfinden. Sichtlich enttäuscht aber erzählte er mir schon am folgenden Morgen, leider könne der Gerechtigkeit nicht Genüge geschehen. Der Leichenräuber hatte, um der grauenvollen Strafe zu entgehen, seinem ohnehin verwirkten Leben eigenhändig ein Ende gemacht.

„Sie wollen doch nicht im Ernste sagen, daß Sie froh sind, wenn ein solch abscheuliches Verbrechen ungestraft bleibt," sagte der Lehrer als Antwort auf eine diesbezügliche Bemerkung meinerseits. Wo kämen wir denn hin, wenn das Schänden von Gräbern nicht exemplarisch bestraft würde. Jedenfalls würde es dann noch viel häufiger vorkommen. Wie steht es damit in Ihrer Heimat? Hört man dort oft von derartigen Verbrechen?"

„Nein."

„Vielleicht giebt man bei Ihnen zu Lande den Leuten nicht Schmuckgegenstände ins Grab mit. Werden die Leichenräuber in Europa ebenfalls gekreuzigt?"

„Niemals."

„Also haben Sie noch nie einer Kreuzigung beigewohnt?"

„Nein."

„Um so mehr bedauere ich, daß Ihnen die Gelegenheit entgangen ist, hier eine solche zu erleben. Wer weiß, ob nicht Jahre hingehen, ehe wieder einmal Veranlassung ist, gerade diese Todesstrafe zu verhängen."

Obwohl ich für den Unglücklichen selbst von Herzen dankbar war, daß er seinem schrecklichen Loose entgangen, war ich doch in gewisser Beziehung enttäuscht. Merkwürdigerweise hatte die Neugierde wirklich meinen angeborenen Abscheu vor Greuelszenen aller Art überwunden. Als ich übrigens später einmal mit einem älteren Missionar auf dieses Thema zu sprechen kam, versicherte er mir, ich könne Gott danken, daß mir der entsetzliche Anblick erspart geblieben sei. Hierauf beschrieb er mir in anschaulichster Weise eine Kreuzigung, die er vor Jahren einmal mit angesehen hatte. Wenn ich auch seine Worte nicht wiederzugeben vermag, kann ich wenigstens den Verlauf der Exekution in ihren wesentlichen Zügen nacherzählen, sowie die für China höchst charakteristische Geschichte, welche der Exekution zu Grunde lag.

Das Grab einer wohlhabenden Dame war geplündert worden, und der Mann, auf den der Verdacht fiel, wurde verhaftet. Die That konnte ihm zwar nicht nachgewiesen werden; aber da das Volk stürmisch nach Sühne des

Digitized by Google

Verbrechens verlangte, so wurde der Unglückliche unbarmherzig zum Tode, und zwar zum Tode am Kreuze verurteilt. Alle, die ihn kannten, hielten ihn für unschuldig, und seine Angehörigen thaten ihr möglichstes, um seine Freisprechung zu erlangen, aber vergeblich. Eine Gnadenfrist von wenigen Tagen war die einzige Vergünstigung, die sie erreichen konnten, und diese benutzten sie, um möglicherweise den Schuldigen zu entdecken. Nachdem dies bekannt geworden war, kam eines Tages ein junger Mann zu einem Freunde des Verurteilten und fragte ihn:

„Was würden Sie einem Manne geben, der sich des Verbrechens anklagte, für das Herr Lin zum Tode verurteilt ist?"

„Wissen Sie, wer das Verbrechen begangen hat?"

„Das nicht; aber ich weiß Jemanden, der bereit wäre, die Schuld auf sich zu nehmen, wenn eine genügende Summe dafür gezahlt würde."

„Wie heißt der Betreffende?"

„Der Name thut nichts zur Sache. Die Frage ist: wollen Sie auf einen derartigen Handel eingehen oder nicht?

„Ja."

„Was würden Sie einem Ersatzmann bieten?"

„Zuerst muß ich wissen, wer es ist."

„Ich bin es. Wenn ein genügender Preis bezahlt wird, will ich bekennen, das Verbrechen begangen zu haben."

„Haben Sie wirklich das Grab geplündert?" — „Nein; ich kenne auch nicht den Thäter; doch macht dies keinen Unterschied. Die Mandarine wollen um jeden Preis ein Opfer haben; wer sich dazu hergiebt, ist ihnen einerlei. Seit einiger Zeit fühle ich, daß meine Gesundheit nachläßt; voraussichtlich lebe ich nicht mehr lange, und es wäre mir ein beruhigender Gedanke, meinen armen Eltern durch meinen Tod einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Wenn Sie also darauf eingehen, mir 1000 Dollar zu zahlen, nämlich 100 für mich und 900 für meine Eltern, so erkläre ich mich bereit, mich als den Schuldigen zu bekennen und an Herrn Lin's Stelle den Tod zu erleiden."

„Tausend Dollar! Ihrem Aussehen nach leben Sie keine zwei Jahre mehr und können demnach kaum mehr als 100 Dollar vor Ihrem Tode verdienen. Sobald Sie ein vernünftiges Gebot anzunehmen bereit sind, will ich weiter mit Ihnen reden."

„Und die Schmerzen, vor allem aber die Schmach eines solchen Todes — sollen diese gar nicht in Betracht kommen?"

„Ach was! Der Schmerz ist bald vorüber, und wenn Sie einmal tot sind, wissen Sie nichts mehr von der Schmach!"

„Wenn Sie glauben, in der Geisterwelt fühlte ich die Schmach nicht, irren Sie gewaltig. Und meinen Sie, meine armen Eltern litten etwa nicht darunter? Soll ich ihnen umsonst Schande machen? Wer wird den Vater oder die Mutter eines Gekreuzigten je achten?"

Nach vielem Hin- und Herreden wurde endlich der Handel abgeschlossen, und der junge Mann erklärte sich bereit, die Stelle des Verurteilten einzunehmen, unter der Bedingung, daß ihm 50 Dollar ausbezahlt würden, sobald er in Gegenwart von Zeugen ein volles Geständnis des Verbrechens abgelegt

Digitized by Google

habe. Weitere 250 Dollar sollten die Eltern unmittelbar vor der Execution in Empfang nehmen. Hingegen kamen sämtliche Beteiligte darin überein, die Sache geheim zu halten, bis auf den letzten Tag vor Ablauf der Gnadenfrist; der Verurteilte und seine Angehörigen versprachen aber, ihr möglichstes zu thun, um zu erwirken, daß die Kreuzigung in eine weniger grausame Todesart umgewandelt werde.

Der Lohn eines Arbeiters in Amoy betrug durchschnittlich nicht über 50 Dollar jährlich, und vor nicht allzulanger Zeit gab es dort noch manche Familie, die es bei großer Sparsamkeit zu Wege brachte, mit der Hälfte dieser Summe ihren ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Zinsfuß stand damals auf 10 bis 20 Prozent, oft sogar noch höher, so daß der Mann auf diese Weise seinen Eltern nicht nur ein notdürftiges Auskommen verschaffte, sondern ihnen eine völlig sorgenfreie Existenz sicherte.

Wie verabredet, nahm er also am letzten Tage die Stelle des Verurteilten ein, während dieser in Freiheit gesetzt wurde. Die versprochene Summe wurde ausgezahlt und Herr Lin sowie dessen Angehörige thaten ihr möglichstes, um die Kreuzigung in eine mildere Strafe umzuwandeln — aber vergeblich. Wie gesagt, die Chinesen betrachten den Leichenraub mit solchem Abscheu, daß Leute, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen, bei ihnen auf kein Erbarmen rechnen dürfen; ja einer, der sich freiwillig eines solchen Vergehens angeklagt, gilt in ihren Augen für viel strafwürdiger als der wirkliche Thäter, weil sie ihn für so verhärtet halten, daß er nicht einmal die Größe seiner Schuld zu erkennen vermag.

Am nächsten Morgen wurde der junge Mann in Begleitung seiner Angehörigen und Freunde in aller Frühe zur Richtstätte hinausgeführt und ohne weiteres ans Kreuz genagelt. Letzteres wurde dann aufgerichtet und in die Erde geschlagen, worauf der Unglückliche allen Qualen eines langsamen Todes wie man ihn sich nicht schrecklicher denken kann, anheim gegeben wurde.

Viele sahen dem schrecklichen Schauspiele zu, machten sich über die Qualen des armen Mannes lustig und gaben auf alle Weise zu erkennen, wie sehr sie mit der Strafe einverstanden waren. Die einen fragten, wie es ihm da oben gefalle, ob er von seinem erhöhten Standpunkte aus die Menge übersehen könne, ob ihm das Gräberplündern viel eingetragen habe u. s. w. Andere sahen schweigend zu und vergaßen über dem Mitleid mit dem unglücklichen Opfer ihren Abscheu vor der Greuelthat, wenn sie auch nicht wagten, diesem Gefühle Ausdruck zu geben, um nicht des Einverständnisses mit dem Verbrecher beschuldigt zu werden.

Neben dem Kreuze standen die trauernden Eltern. Ihren kummervollen Mienen sah man es an, wie furchtbar sie mit dem Sohne litten, wie seine Qualen ihnen durch Mark und Bein gingen; in dem liebevollen Blick, mit dem sie unverwandt an des Sohnes schmerzverzerrten Zügen hingen, spiegelte sich aber zugleich noch ein ganz anderes Gefühl, mächtiger noch als Schmerz und Mitleid — das Gefühl unbegrenzter Bewunderung für den heldenmütigen Sohn, der sein Leben für seine Eltern gab. Schweigend rieb der alte Vater mit seinen runzeligen Händen sachte die Glieder des Sohnes, während die

Digitized by Google

Mutter seine Füße badete und mit thränerstickter Stimme bald ihrem Mitleid und Schmerze, bald ihrer Liebe und Bewunderung Ausdruck gab. Dazwischen schalt sie wohl auch die schaulustige Menge über ihre Herzlosigkeit und erklärte laut des Sohnes Unschuld, indem sie erzählte, daß er freiwillig an eines anderen Stelle den Tod erlitt, um seinen alten Eltern einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten und sie vor Not zu schützen. Mit beredten Worten schilderte sie alsdann, wie ihr Sohn für seine Selbstaufopferung und edle Kindesliebe zu Ehre und Ansehen gelangen und den wohlverdienten Lohn empfangen werde, während sie alsdann von der Hölle zu ihm aufblicken und ihn bitten müßten, Mitleid mit ihrer Qual zu haben.

Der Unglückliche versuchte seine Leiden in Geduld zu tragen; aber die furchtbaren Qualen standen auf seinem Gesicht geschrieben und erpreßten ihm schließlich laute Schmerzensrufe. Er flehte die Umstehenden an, ihn doch von der namenlosen Pein zu befreien, erklärte laut, daß er unschuldig sei und an eines anderen Statt leide und bat die anwesenden Freunde, den Mandarinen den wahren Sachverhalt zu offenbaren und ihn von seiner Qual zu erlösen. Sehnlichst verlangte er nach dem Tode; man möge ihn erschießen oder erstechen, nur auf irgend eine Weise den entsetzlichen Qualen ein Ende machen. Dieses Jammergeschrei wechselte ab mit kläglichen Rufen nach Wasser.

Während der Vater alle bisherigen Bitten mit einem dumpfen Schmerzenslaut beantwortet hatte, ließ er alles im Stich, sobald das Verlangen nach Wasser sich den Lippen des Unglücklichen entrungen hatte. So schnell ihn seine alten Füße tragen konnten, holte er eine Stange herbei, befestigte einen mit Wasser gefüllten Becher daran und bot dem halb Verschmachteten die einzige Erquickung, die er im stande war zu geben. Nur wenige Tropfen konnte der Aermste auf diese Weise erhaschen; aber sie verschafften ihm doch eine kleine Erleichterung, und für den alten Vater war es eine Beruhigung, den brennenden Durst wenigstens für einen Augenblick zu stillen.

Auch der Mutter Hinweis auf das sorgenfreie Alter, welches seine Leiden den Eltern erkauften, sowie deren wiederholte Versicherung, daß die Götter solche Kindesliebe nicht unbelohnt lassen würden, schienen ihm momentanen Trost zu gewähren, wenigstens verstummte daraufhin zuweilen das Jammergeschrei. Auf ihre Vorstellungen, wie bald nun seine Leiden zu Ende seien, und daß er alsdann in der Geisterwelt den wohlverdienten Lohn empfangen werde, den seine Eltern nicht aufhören wollten für ihn zu erflehen, stieß er unter herzzerreißendem Stöhnen hervor: „Wahrhaftig, für meine Eltern ist mir nicht leicht etwas zu viel; aber diese Schmerzen sind unerträglich. Wenn nur der Tod nicht so lange auf sich warten ließe! Wenn Ihr mich lieb habt, so beschleunigt ihn auf irgend welche Weise. Gebt mir Gift, oder erstecht mich, damit endlich diese entsetzlichen Qualen ein Ende nehmen.“

Den ganzen Tag über lösten sich die Zuschauer ab, so daß das Kreuz immer von einer Menge Menschen umringt war. Lange schon waren die Schmähungen verstummt, man hörte nur noch Worte des Mitleids und der herzlichsten Teilnahme. Die es am längsten am Fuße des Kreuzes ausgehalten hatten, empfanden das größte Mitleid; sie waren es auch, welche Späterkommenden etwaige Spottreden verwiesen. Es müßte auch einer ein Herz

Digitized by Google

von Stein gehabt haben, um nur eine einzige Stunde solche Qualen sehen zu können, ohne tiefstes Mitleid zu empfinden. Die wiederholte Versicherung der Mutter, ihr Sohn sei unschuldig und sterbe freiwillig an eines anderen Statt, um seinen Eltern ein sorgenfreies Alter zu verschaffen, blieb auch nicht ohne Wirkung. Besonders als solche, welche den Sachverhalt genau kannten, die Wahrheit solcher Versicherung verbürgten, wurde mancher anfangs feindlich Gesinnte zum teilnehmenden Freunde und zollte dem edlen Sohne aufrichtige Bewunderung und Verehrung. Kindesliebe findet nämlich in China allgemeine Anerkennung und wird auf das sorgfältigste gepflegt, so daß Beispiele wie das eben angeführte gar nicht so ungewöhnlich sein dürften. Dennoch fiel es keinem ein, den Mann zu befreien. Das Verbrechen war erwiesen: der unglückliche, junge Mann hatte sich bereit erklärt, die Strafe zu tragen, folglich war nichts für ihn zu thun. So großes Mitleid die Umstehenden auch fühlen mochten, hätte doch keiner es gewagt, das elende Opfer eines grausamen Herkommens der Strafe zu entziehen.

Mit wenig Unterbrechungen dauerte das herzzerreißende Jammergeschrei des Unglücklichen den ganzen Tag fort; gegen Abend traten längere Pausen ein, die Schmerzenslaute drangen nicht mehr so Mark und Bein erschütternd durch die Luft, der Ruf nach Wasser ertönte nur noch mit schwacher Stimme, allem Anschein nach hatten die Kräfte bedeutend nachgelassen.

Die Menge war mit einbrechender Dunkelheit in die Stadt zurückgekehrt, und als es dunkel wurde, standen nur noch zwei einsame Wächter am Fuße des Kreuzes.

„Endlich sind sie fort," kam es da mit fieberhafter Hast von den Lippen des Sterbenden; „laßt mich nicht noch länger warten!"

„Es steht schon lange bereit," erwiderte die Mutter mit leiser Stimme, doch so, daß der Sohn sie verstehen konnte. „Der Vater wird Dir's sogleich geben." Und diesmal war es nicht Wasser allein, welches ihm mit Hilfe der Stange hinaufgereicht und dem sehnsüchtig Harrenden einige Minuten vor den Mund gehalten wurde. Nachdem der Vater die Stange wieder heruntergezogen hatte, blieb das ehrwürdige Elternpaar schweigend am Fuße des Kreuzes stehen, nur mit den Händen zärtlich die ersterbenden Gliedmaßen des Sohnes reibend.

Seine Klagerufe drangen nicht mehr hinaus in die Nacht, das Stöhnen wurde schwächer und immer schwächer, bis es gänzlich erstarb. Ein letzter Seufzer entrang sich den bleichen Lippen, die Gestalt des Sterbenden erbebte leise; dann war alles still. Der Trank hatte seine Wirkung gethan, der Todeskampf war vorüber, der Gekreuzigte endlich von seinen Qualen erlöst.

Als der Morgen graute, saßen die beiden ehrwürdigen Wächter immer noch unter dem Kreuze und blickten wohl wehmütig, aber doch mit unverkennbarem Stolze in das bleiche Antlitz ihres toten Sohnes.

Ihnen war er mehr als ein geliebtes Kind; sie verehrten ihn beinahe wie einen Gott.

Und doch war er nur ein Chinese, einer jener halbcivilisierten Wesen, von denen die Welt nur mit Verachtung spricht.

Digitized by Google

Gemischte Zeitung.

Schwere Verluste der englischen Universitäten-Mission in Ostafrika.

Ostafrika ist ein gräberreiches Missionsgebiet; das hat jede der dort arbeitenden Missionsgesellschaften erfahren müssen. Ende Januar dieses Jahres starb in Aegypten, wohin er zu seiner Erholung gegangen war, der Sendbote der Berliner (III) deutsch-ostafrikanischen Missions-Gesellschaft, Krämer, der 1890 die Station Tanga begründet hatte. Aber viel schwerer ist die Heimsuchung, welche der Tod im Jahre 1895 über die englische Universitäten-Mission gebracht hat. Ehe Mitte des vorigen Jahres die beiden neuen Missionsbischöfe, Moore und Maples, in Ostafrika anlangten, meldete der Telegraph drei Todesfälle, unter denen der des tüchtigen Missionsarztes Dr. Ley in Magila (Usambara) einen besonders schweren Verlust bedeutete, und kaum hatte Maples seinen Sprengel am Nyaßa erreicht, so erhielt er die Nachricht, daß ein dortiger Missionar Atlay von den wilden Magwangwara ermordet worden sei. Aber noch erschütternder war eine bald darauf eingetroffene Kunde, daß Maples selbst und mit ihm sein Begleiter Missionar Williams im See ertrunken seien. Bei einem furchtbaren Unwetter, das sie auf ihrer Ueberfahrt nach dem westlichen Ufer ganz nahe demselben überraschte, kenterte das Stahlbot, und im Angesicht ihrer Freunde, die vom Ufer aus nicht helfen konnten, fanden die Missionare ihr Grab in den Wellen. Maples war einer der erfahrensten ostafrikanischen Missionare. 19 Jahre lang hatte er fast ununterbrochen in Ostafrika gearbeitet, und große Hoffnungen waren geknüpft an seine Ernennung zum Bischof. Unterdes ist schon wieder eine neue Todesnachricht eingetroffen, daß der erst 1894 ausgesandte frische und hoffnungsvolle junge Sim, der schon als Vikar in England eine gesegnete Wirksamkeit ausgeübt, gleichfalls am Nyaßa vom Fieber hingerafft worden ist. Das sind dunkle Wege; Gott schenke Glauben und Geduld, daß wir unentmutigt fortarbeiten, auch wenn wir sie nicht verstehen.

Missionsrundschau.

Britisch-Indien. II.

Von D. Grundemann.

Ich hätte nun hier das zusammenzustellen, was die Berichte über Erfolge der Mission unter den Kastenlosen in den letzten Jahren mitteilen. Ich will dasselbe aber lieber beim Rundgange durch die einzelnen indischen Missionsgebiete an den betreffenden Stellen erwähnen und hier in Kürze noch einiges Allgemeinere erwähnen.

Das Heidentum findet immer wieder einmal Gelegenheit, diese und jene Sitte, die man längst für abgethan hielt, wiederaufleben zu lassen. So z. B. ist wieder eines jener grausamen Schwingfeste (Tscharak-Pudscha) nur 3 deutsche Meilen von Kalkutta entfernt gefeiert worden, bei dem mehrere

Digitized by Google

arme Kerle aus niedrigster Kaste gegen Bezahlung von Brahmanen angestiftet wurden, sich an eisernen Haken hängend durch die Luft schwingen zu lassen. Sie wurden schließlich in eine Geldstrafe genommen, während die Anstifter frei ausgingen. (C. M. S. 94,85f). In einem Distrikte der Madras-Präsidentschaft wurden die öfter wieder vorgekommenen Schwingfeste polizeilich verboten, nachdem ein Fall konstatiert war, indem ein Mann sein Leben dabei eingebüßt hatte. (Bo. Her.)

Nur im Vorübergehen nehmen wir Notiz von einer Sati, von der Hindublätter rühmendes Aufsehen machen. Die Frau (eines Brahmanen) hatte sich aber nicht etwa verbrennen lassen, sondern sich im Flusse ersäuft, als ihr Mann im Sterben lag. (ib. 95,433). Seit dem in unsrer letzten Rundschau erwähnten Falle scheint keine Witwenverbrennnng bekannt geworden zu sein. Nach privater Mitteilung des Missionar Hahn sollen allerdings zuweilen noch Witwen über die Grenze nach Nepâl gehen, um sich dort verbrennen zu lassen. Damit wird aber nur bestätigt, daß in Indien diese grausame Sitte thatsächlich beseitigt ist. Man sollte kaum glauben, daß noch im vorigen Jahre im Sonntagsfreund (Berlin) Nr. 3 gedruckt werden konnte: „Es sterben in Indien jährlich 25 000 Frauen den grausamen Flammentod." Dergleichen unwahre Schauergeschichten sind nicht geeignet, echtes Interesse für die Mission zu wecken. Viel wirksamer würde es sein, wenn man anschaulich das elende Los der Witwen schildert und der Wahrheit gemäß berichtet, daß ihrer viele noch heute den Engländern darüber fluchen, daß sie ihnen nicht gestatten, sich mit dem Leichname des Mannes verbrennen zu lassen.

Ebenso werden die Maßregeln gegen die Kinderheiraten, die sicherlich eine Frucht des christlichen Einflusses sind, gewiß vielfach nur mit Bitterkeit betrachtet. In Meisur wurde neuerlichst ein Gesetz gegeben, wonach die Veranstaltung oder Vermittelung einer Heirat eines Mädchens unter 8 Jahren mit einem Knaben unter 14 strafbar wird. Auch ist es keinem Manne über 50 Jahr erlaubt, ein Mädchen unter 14 zu heiraten. (Bo. Her. 94,29). Wenn man bedenkt, daß von den Mädchen zwischen 5 und 9 Jahren 2 201 404 verheiratet und 64 040 bereits Witwen sind, so wird man auch in den obigen Bestimmungen schon einen Fortschritt erblicken.

Ein Zeichen von innerem Verfall des Heidentums sind die großartigen Betrügereien in der Verwaltung der Tempelgüter. „Der Hinduismus stirbt an seinen Tempelgütern," so klagen manche. Zu den Zeiten der O. J. Kompagnie hatte diese bekanntlich die Verwaltung jener Stiftungen in der Hand. Seit 1858 aber sind sie völlig den Hindus selbst überlassen, da die Regierung sich nicht mehr damit befassen will. Die gemeinen Unterschlagungen und Betrügereien müssen wohl sehr überhand genommen haben. In Tirupati, mit seinem berühmten Wischnutempel, versammelten sich die vornehmsten Bewohner und sandten eine lange Bittschrift an den Vicekönig von Indien, in der sie ihn demütig anflehten, eine Behörde zur Verwaltung der Tempelgüter einzusetzen. Der „Hindu," ein zu Madras erscheinendes heidnisches Tageblatt in englischer Sprache, unterstützte das Gesuch. „Viele Vorsteher dieser Anstalten wälzen sich im Schlamm ausschweifender Vergnü-

Digitized by Google

gungen. Hierzu verschwenden sie die Scherflein der Witwen und Waisen und sammeln um sich ein Heer von Vagabunden, die die ganze Gegend mit ihren unzüchtigen Gelagen unsicher machen. Die meisten unserer Anstalten sind faul bis in den innersten Kern hinein. Sie sind Brutstätten von einer Masse Verbrechen, Laster und Schwindel u. s. w." So redet ein Heide; und ein anderer fügt hinzu: „Keine Frau von schönem Aeußern kann ohne genügenden männlichen Schutz einen solchen Tempel ungehindert betreten." Die Regierung von Madras wollte auf das Gesuch eingehen, aber der Vicekönig lehnte es bestimmt ab (Leipz. M. Bl. 95,35). Der große Tempel zu Seringam bei Tritschinopoli mußte wegen ärgerlicher Auftritte zeitweilig geschlossen werden. Je mehr die Verwaltung ganz den Brahmanen überlassen wird, desto sicherer tritt der Verfall ein. Aber auch wenn die Tempel verfallen, stürzt der Hinduismus noch nicht; die sozialen Verhältnisse geben ihm ein sehr zähes Leben. Noch immer ist der Besuch der Götzenfeste nicht im Abnehmen; ich selbst sah einen Eisenbahnzug mit 60 Wagen voll Pilger. Diese Thatsache wird nur scheinbar widerlegt, wenn es auch oft vorkommt, daß z. B. bei dem Sirampurer Dschaganathfeste trotz alles Zuredens und Schimpfens der Brahmanen sich nicht genug Leute finden, den Götzenwagen zu ziehen. (Bo. Hor. 98, 346).

Wenden wir uns nun zur Missionsarbeit selbst. Auffallend ist die Vermehrung der Arbeitskräfte. Vor allen erfreut sich die Senanamission eines bedeutenden Aufschwunges. Kürzlich ist auch ein Versuch gemacht, die deutschen Frauen für diese Sache zu gewinnen.*) Bei uns liegt nur die Schwierigkeit vor, welche sich immer wieder den wohlgemeinten Bemühungen des Morgenländischen Frauenvereins (Berlin) in den Weg stellt, daß nämlich die Senanamission bei keiner von unsern in Indien arbeitenden Gesellschaften sich als eine der dringendsten Aufgaben fühlbar macht. Erst in Verbindung mit anderweitig organisierter deutscher Missionsarbeit wird die deutsche Senanamission eine recht gedeihliche Entwickelung finden. Daß man auch sonst bei uns an weitere Verwendung weiblicher Kräfte in der indischen Mission denkt, zeigt die Abordnung zweier Diakonissinnen (aus Neuendettelsau) seitens der Leipziger Mission (Lp. Mbl. 95, 369).

Auch das Institut der Bibelfrauen findet hier und da kräftige Förderung, z. B. in Ahmednagar, wo ein besonderes Seminar zur Ausbildung dieser Gehilfinnen gegründet wurde (A. B. 94,49—95,60).

Eine neue Form der Arbeit, die sich zu bewähren scheint, ist die durch „associate evangelists" — unverheiratete Männer, die wie es scheint einen gemeinsamen Haushalt führen und, ohne mit entsprechenden katholischen Einrichtungen zu liebäugeln, eine hingebende Arbeit treiben. Die Kirchenmission verwendet solche Vereinigungen (bands) schon auf verschiedenen Feldern, Kalkutta, im Nadiya-Distrikt, Lacknau, Zentralprovinzen u. a. (95, 130, 135 ꝛc.).

---

*) Rhiem, Hanna. Die Not der indischen und die Pflicht der deutschen Frau. Breklum 1895. Missionsnachrichten über Frauenmission in der Heidenwelt (vierteljährl.). Redigiert von P. Jensen. Breklum 1896.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist das Gewicht, welches wieder auf Industrieschulen gelegt wird. Von Sirur wird gesagt: „Eine wunderbare Veränderung ist mit unsrer Gemeinde durch diese nützliche Handarbeit erfolgt." Auch in Ahmednagar ist an der Hochschule ein manual training departement eingerichtet. Vor der Stadt hat man 18 Acker Landes erworben. Die Zöglinge treiben Gartenbau und erarbeiten die Pensionskosten, sodaß man keine Freischüler mehr hat. Schon kann man die heilsame Wirkung dieser Einrichtung rühmen (A. B. 94,51—95,59). Ein Missionar führte den Seidenbau bei seiner Gemeinde ein (C. M. S. 95,133).

Die Missionsarbeiter bedürfen in ihrem schweren Berufe immer wieder der Stärkung, die vornehmlich in christlicher Gemeinschaft zu finden ist. Wer daheim in christlicher Atmosphäre lebt, versteht nur schwer die Anfechtungen, denen der Missionar bei seiner Vereinsamung im heidnischen Lande ausgesetzt ist. Konferenzen der Missionare sind daher von großer Bedeutung. Neben den längst bestehenden werden immer neue eingerichtet. Meistens vereinigen sie Arbeiter verschiedener Denominationen und bilden so ein erfreuliches Gegengewicht gegen die bedauerliche Zersplitterung. Hier sei besonders die Versammlung zu Kodaikanal auf den Palni-Bergen erwähnt, wo amerikanische Kongregationalisten und engl. kirchliche Missionare in der Sommerfrische zusammen tagen. Für die Verhandlungen war ein sachlich gegliederter Plan entworfen (C. M. S. 94, 144). Die deutschen Lutheraner, die auch da waren, werden wahrscheinlich nicht daran teilgenommen haben. — In Amritsar vereinigten sich die Missionsarbeiterinnen des Pandschâb und der Nordwestprovinzen zu einer erbaulichen Konferenz vom 25.—29. Februar 1895. Zu einer Versammlung wurden auch Männer zugelassen (ib. 95, 165). Es scheint dabei besonders das erweckliche Moment in den Vordergrund getreten zu sein. Wir möchten, daß bei solchen Gelegenheiten unbeschadet der erbaulichen Anregungen doch auch die nüchterne, sachliche und sachmäßige Verhandlung gepflegt würde. Für einen Austausch der mannigfachen Erfahrungen und für gemeinsame Beratungen über viele praktisch wichtige Fragen, die oft nur von theoretischer Seite beurteilt werden, wäre hier die beste Gelegenheit und würde für das Werk sehr fruchtbringend werden.

Bemerkenswert ist auch in Indien (wie oben von China gesagt) die steigende Anwendung von Einrichtungen der heimatlichen Evangelisationsbestrebungen als Mittel der Heidenmission. Auch hier begegnen uns die christian endeavour societies, Jünglingsvereine, Enthaltsamkeitsvereine (Anglo Indian Total Abstinence Society), Eisenbahn-Mission, Post-Mission (Postal and Telegraph Christian Association), Erweckungsversammlungen (letztere nicht bloß von Methodisten, sondern selbst von den Vertretern kirchlicher Missionen veranstaltet) u. dergl. Alle diese Vereine verdanken ihre Entstehung doch den Schäden und Nöten einer namenchristlichen Bevölkerung. Es kann nicht stimmen, wenn dieselben Mittel, die für die Leiden bejahrter, vielleicht altersschwacher Personen berechnet sind, zur Pflege kleiner Kinder angewendet werden.

Die Predigtreisen hervorragender europäischer Kanzelredner, welche ebenfalls zu den fraglichen Missionsmitteln gehören, scheinen jetzt, wenigstens

Digitized by Google

in den Kreisen der C. M. S., doch mit etwas nüchternen Blicken betrachtet zu werden. Zwar war noch im Frühjahr 1894 solch eine Spezialmission von Revs. E. R. Thwaites und M. J. Hall ausgeführt worden, auf die unsre Bedenken (93, 559) in vollem Maße zutreffen. Ersterer hatte sich im Herbst 1893, bei Gelegenheit einer Konferenz in England, wie es scheint, plötzlich zu diesem Dienst entschlossen, und die Anwesenden zeichneten sofort die erforderlichen Geldmittel. Das C. M.-Komitee nahm sein Anerbieten an und lud Herrn Hall ein, mitzureisen. Schon im Dezember waren sie unterwegs. In Kalkutta begannen sie ihre Thätigkeit mit täglichen Gottesdiensten in der „alten Kirche", zuerst für die Unbekehrten in englischer Sprache — zehn Tage hintereinander. 200 Personen erklärten einen bestimmten Segen empfangen zu haben und 3 wünschten getauft zu werden. Die letzten vier Tage galten der Erbauung der Gläubigen. Dann wurden eine Woche lang in Trinity Church Versammlungen für Bengali-Christen mittelst Dolmetscher gehalten (C. M. S. 94,79. 81 f.).*) Man sieht: diese Missionsarbeit kommt immer mehr in methodistische Bahnen. Der Mangel einer gründlichen Kenntnis der Verhältnisse seitens der Prediger muß sich jedoch so fühlbar gemacht haben, daß man jetzt anstatt flüchtiger Besucher einen besonderen Missionsprediger auf 3—4 Jahre nach Indien sendet, der also Zeit finden wird, sich in die fremdartigen Verhältnisse und Anschauungen wenigstens etwas hineinzuleben. Rev. E. Bachelor Rußel wird jetzt bereits in Indien sein (ib. 95, 128). Er soll die verschiedenen Felder der Gesellschaft bereisen. Wenn er die Vorbedingungen seiner Arbeit richtig erfaßt hat und gründlich zu erfüllen bemüht ist, wird er für die Missionsgemeinden und die Missionare Segen stiften können, der nachhaltiger sein dürfte als die Wirkungen jener Revivals. Hoffentlich lautet seine Instruktion dahin, daß er zunächst — wenigstens ein halbes Jahr — mehr empfangend als gebend mit den Missionaren verkehren möge. Sollte der Versuch gelingen und bei andern Missionsleitungen Nachahmung finden, so dürfte sich ein neuer Faktor zur Beförderung gesunden Missionslebens ausbilden. Die Missionare bedürfen frischer Stärkung aus der Heimat. Auf die Gemeinden macht das Zeugnis eines besonderen Gesandten aus Europa tieferen Eindruck als die Form, in der ihnen das Evangelium schon geläufig geworden ist. Auch in die Heidenpredigt würde der Fremdling wirksam eingreifen, selbst wenn er nur durch Dolmetscher redete. Dann aber verdient es Beachtung, daß Männer, die drei bis vier Jahre in dieser Weise auf dem Missionsgebiete gearbeitet haben, nach ihrer Rückkehr vorzügliche Vertreter der Mission vor der heimatlichen Gemeinde sein werden. Wir können diese Einrichtung als Vorschule zur Ausbildung von Missionsspezialisten kaum hoch genug anschlagen.

Jeder persönliche Verkehr zwischen der heimatlichen Gemeinde und dem Missionsfelde kann dem Missionsleben nur förderlich sein. In gewissen Kreisen Englands ist es nichts ungewöhnliches mehr, für einen Winter nach Indien zu gehen. Manche thun es aus Liebe zur Mission. Ein Fräulein Gollock, die sich bereits um die Missionsliteratur verdient gemacht hatte, wurde von

*) Als Frucht wird übrigens noch die Gründung einer Judenmission in Kalkutta erwähnt (95, 123).

Digitized by Google

einer reichen Freundin mitgenommen. Wir verdanken ihr einige treffende Beobachtungen. Sicherlich hat sie für ihre weiteren Arbeiten viel Stoff und Anregung mitgebracht (ib. 95,37. 122).

Etwas sonderbar berührt uns, was sie von christlichen Fakiren (p. 136) schreibt. „Radschon" ist der Sohn eines christlichen Pastors, der zwar tief in Sünden verfallen, nun aber gründlich bekehrt ist. Er geht in roter Kleidung umher und predigt. „Die geheiligte Tiefe seines Geistes war sehr schön. Ich bin gewiß, er lebt in naher, demütiger Gemeinschaft mit Gott. Er hatte einen andern christlichen Fakir bei sich, den er zu Christo geführt hatte, einen Mann mit langem, wildem, schwarzem Haar und von sehr unzivilisiertem Ansehen. Aber als er englisch betete, fand man, wie sein Herz von der Liebe zu seinem Heiland brannte." Dem indischen Volksbewußtsein sind Fakire als Träger der Mission ungleich angenehmer als europäische Missionare oder die von ihnen gebildeten Gehilfen. Doch, so sehr man sonst auch die Wahrung alles Nationalen empfehlen mag, in dieser Beziehung giebt es eine gefährliche Grenzlinie, jenseits deren die Hinduisierung des Christentums beginnt. Selbst wenn solch ein ungewaschener und ungekämmter Sanyasi ganz korrekt die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden verkündigte, würde das Volk einen viel tieferen Eindruck von der Predigt seiner ganzen Erscheinung erhalten, die ganz im Gegenteil auf die Gerechtigkeit durch das Verdienst des Büßerlebens hinausläuft. Wie aber solch ein Mensch dazu kommt, englisch zu beten, ist schwer zu verstehen.

Wir müssen uns die Anführung mancher anderen, aus dem ausgedehnten Material gesammelten Züge versagen, um noch die einzelnen indischen Missionsgebiete insbesondere zu überschauen.

Das **Pandschâb**, welches lange Zeit zu den härtesten Feldern Indiens gehörte, erfreut sich seit einigen Jahren einer überraschenden Fruchtbarkeit. Die Kirchenmission hatte dort vor 8 Jahren 1736 Christen, jetzt dagegen 5200. Bei näherer Betrachtung ergiebt sich freilich, daß diese Zunahme sich auf einen kleinen Teil des weiten Gebietes beschränkt, nämlich auf das obere Bari Doâb (zwischen Ravi und Satledsch)*), wo unter den niederen Kasten die Thüren weit geöffnet sind, während sonst weit und breit alles noch recht dürr ist. Besonders zahlreich finden sich die Taufbewerber in Narowal und Batâla mit ihren Außenstationen. Auch Simla hat größeren Zuwachs. Im ganzen meldet der Bericht 531 Katechumenen, wo vor 8 Jahren 116 waren. Die Anforderungen an die Bewerber sind nicht herabgemindert, sondern es wird sogar strenger genommen. Selbstverständlich sind auch die Kräfte der Mission vermehrt. Wo damals 25 europäische Missionare arbeiteten, sind jetzt deren 50 (38 ordinierte und 10 Aerzte) thätig, neben diesen aber nicht weniger als 83 Damen (66 von der kirchlichen Senanamission, 14 von der C. M. S., 3 von der Female Education Society), von denen 15 geprüfte Aerztinnen sind.

Die Expedition nach Tschitral, durch welche die britische Macht in

*) Dieses Gebiet kommt der Fläche nach einem Drittteil der Provinz Brandenburg gleich, während das Pandschâb (einschl. der Schutzstaaten) so groß ist wie der ganze preußische Staat nebst Württemberg und Baden.

Digitized by Google

jenem abgelegenen Bergländchen befestigt wurde, hat auch den Bestrebungen zur Erweiterung der Mission neuen Anstoß gegeben. Dort beginnt ja bereits ein schier unermeßliches Gebiet, das jetzt noch keinen einzigen evangelischen Missionar hat. 3000 englische Meilen könnte ein neuer Marco Polo reisen von Teheran bis Bathong, ohne einem solchen zu begegnen. Eine zentralasiatische Pioniermission, mit der Basis in Kaschmir, scheint dringendes Bedürfnis zu sein. Schon mehrfach hat man in Kafiristan einzudringen versucht, da die eingeborene kulturarme Bevölkerung (Sia posch) einen günstigen Boden verspricht. Bisher scheiterten solche Unternehmungen an dem Fanatismus der herrschenden Mohammedaner. Seitdem in Tschitral ein britischer Agent seinen Sitz hat, und eine Militärstraße bis Gilgit fertig geworden ist, sind auch hier die Thüren aufgethan. (C. M. S. 95, 162.) Wenn aber die Pläne schon hinausgehen bis Yarkand und an eine Reisemission in Innerasien in großem Stile denken, so dürfte das doch verfrüht sein.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit sogleich einen Blick auf die Pioniere der Brüdergemeine, die bereits seit 40 Jahren auf der Wacht stehen, um bei der ersten Gelegenheit in das verschlossene Innerasien einzudringen. Zwar ist in neuester Zeit ein dritter Versuch damit gemacht worden, indem ein eingeborener Lehrer, Paulus, von Pu aus, aus eigenem Antrieb die tibetische Grenze überschritt. Aber er konnte nur die eine Provinz durchreisen und wurde zur Umkehr gezwungen. (94, 2 f.) Es wird also wohl zunächst noch dabei bleiben, wie der vorletzte Jahresbericht sagte: „Der Zweck, um dessentwillen Pu eigentlich errichtet wurde, nämlich Eingangspforte für Tibet zu werden, scheint mehr und mehr als unerreichbar in die Ferne gerückt." (93,33). Im Gegenteil bietet sich jetzt Gelegenheit dar, die Mission den Satledsch abwärts auszudehnen, wo dichte Bevölkerung ist. Dort wird freilich nicht mehr tibetisch, sondern Hindustani gesprochen. (ib.) Es wird jetzt dort eine neue Station zu Tschot im Tschandrathal angelegt. (M. Bl. 96, 7 f.) Bemerkenswert sind die Bemühungen, den wenigen Bekehrten durch Industrie (Wollspinnerei) ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Im übrigen erfordert die Arbeit nach wie vor große Geduld, die neuerlichst (in Leh) durch Krankheit der Arbeiter und verhinderten Ersatz geprüft wurde. (93, 32.)

In Kaschmir sind die direkten Erfolge der Mission immer noch nicht bedeutend. Die kleine Gemeinde zu Srinagar ist in 8 Jahren von 30 auf 53 Mitglieder angewachsen. Dagegen hat die ärztliche Thätigkeit einen überraschenden Aufschwung genommen. Es sind neue umfassende Hospitalgebäude errichtet worden. Im letzten Jahre fanden 2672 Operationen statt. Es wurden 858 Patienten verpflegt und 14 455 weitere Kranke behandelt. Das staatliche Aussätzigen-Asyl mit 100 Insassen steht unter Leitung der Mission. — Es wird bezeugt, daß diese ärztliche Thätigkeit nicht bloß indirekt vorbereitend wirkt, sondern direkte Missionsarbeit leistet. In stiller, freundlicher, ausdauernder Arbeit wird den Kranken Gottes Wort dargereicht und von vielen gern aufgenommen. Ein Besucher war über die Schriftkenntnis der Patienten erstaunt. Der eine schien ein Dutzend Kapitel aus dem Evangelium Johannis buchstäblich eingesogen zu haben. (C M. S. 95, 183.)

Digitized by Google

Auch die höhere Schule macht Fortschritte (1887: 64 Schüler, jetzt 465). Freilich ist mit jenen verzärtelten jungen Menschen ohne die geringste physische oder moralische Energie schwer etwas anzufangen. Dennoch enthielt sich eine Schar dieser Schüler bei einem Götzenfeste der betreffenden Zeremonien. (ib. 184).

Sindh ist und bleibt nach 45jähriger Arbeit noch immer ein sehr harter Boden. Der Schulthätigkeit (998 Schüler) wurde seitens des obersten englischen Beamten öffentlich eine nachdrückliche Anerkennung zu teil. Aber die Zahl der Christen auf den 3 Stationen ist in 8 Jahren nur von 169 auf 187 gewachsen. Ein Bekehrter blieb unter Verfolgungen und bei dem Angebot hoher Bestechung fest.

Aus den **Nordwestprovinzen** kann die Londoner Mission meist von gesteigerter, eifriger Arbeit berichten. Die Zahl der Missionare ist gewachsen, besonders die der einzelnen Damen. Neue Stationen sind errichtet zu Mangari (2—3 deutsche Meilen von Benares) und Katschhwa, nördlich von Mirsapur, jenseits des Ganges. Heidenpredigt wurde fleißig in Stadt und Land getrieben, gewöhnlich vor großen Versammlungen, und Tausende von Traktaten wurden verteilt, aber es waren keine bestimmten Ergebnisse zu bemerken. (95, 73.) Dagegen haben die Missionare Zunahme des Lebens und Spuren von Fortschritten in verschiedener Richtung wahrnehmen können. (p. 69.) Das bisher recht vernachlässigte Werk unter den Aborigines von Singrauli zu (Dudhi) scheint jetzt mehr als bisher die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Verschiedene Missionare haben sich kürzlich längere Zeit daselbst aufgehalten. Einer berichtet, er habe sich überzeugt, daß ein ständiger Missionar dort sein müsse, und daß er in einer sehr günstigen Lage sein werde. Die durch die treuen Arbeiten von W. Jones gegründete Gemeinde ist (bei gelegentlichen europäischen Besuchen) nun ein Vierteljahrhundert hindurch der Pflege eines Katechisten anvertraut gewesen. Sie bedarf dringend einer anderweitigen Beaufsichtigung (p. 74.) Es sind dort ganz ähnliche Verhältnisse wie bei den Santals und den Kols. Menschlich gedacht würden europäische Missionare auch unter jenen Paharis ähnliche Erfolge gehabt haben, wie unter den genannten Bergstämmen. Möchte die Hinduisierung bei Dudhi noch nicht zu weit vorgeschritten sein, damit eine Erneuerung der Mission nicht zu spät komme!

Die 14 Stationen der Kirchenmission haben zur Hälfte gar keine Katechumenen; auf 5 derselben sind je etliche. Zu Massurie gehören 19, zu Agra aber 140. Der Bericht giebt die Erklärung dazu. In der Umgegend hat das Evangelium bei den Tschamars Eingang gefunden. (95, 151.) In Allahabad wurde eine besondere Schule eröffnet, um die niederen Kasten zu erreichen.

Auch Gorakpur mit seinen Filialen erhielt zu seiner großen Gemeinde in den letzten Jahren keinen bedeutenden Zuwachs. Doch hat der dortige Missionsverein eine Familie von Tschamars zur Taufe geführt. Der alternde Missionar R. Stern zog sich nach 42jähriger Arbeit von hier zurück. Bei seinem Rückblick deutet er den außerordentlichen Unterschied an, den die Sache des Christentums während dieser Zeit in der Gesinnung und dem Benehmen der heidnischen Bevölkerung hervorgerufen hat. „Da ist nicht mehr die offene Feindschaft, vielmehr — besonders bei den Gebildeten — ein Geist der Duldung

Digitized by Google

und selbst des Wohlwollens für seine Erfolge. Gottes Zeit wird schon noch kommen, wenn er sich zu allen den unermüdlichen christlichen Anstrengungen zur Bekehrung Indiens bekennen und sie mit Erfolg krönen wird." Der Missionar empfing bei seinem Abschied viel Zeichen der Achtung und Liebe von Christen und Heiden. (94, 103.) Sein Nachfolger findet, daß für die Mission in der Umgegend noch viel gethan werden kann. Es fehlte bisher an den nötigen Kräften dazu. Die Leitung der Gemeinden mit ihren industriellen Anstalten nahm den Missionar ganz in Anspruch. Die letzteren gedeihen, und der höhere sittliche Stand der Gemeinden im Verhältnis zu den benachbarten Dörfern wird auch von Regierungsbeamten bezeugt.

Verschiedene litterarische Arbeiten sind auf dem Gebiete der N. W. Provinzen zu erwähnen, namentlich die von einer aus Vertretern verschiedener Gesellschaften bestehenden Kommission besorgte Revision des Alten Testaments in Hindi. Auch in den Dialekt der Bevölkerung von Gharwâl hat Rev. T. Carmichael zu Annfield das Evangelium Matthäi übersetzt, ebenso wie in das Dschaunsari, die Sprache eines der dortigen Bergstämme. (C. M. S. 95, 155.)

Gehen wir nach **Bengalen** hinüber, so finden wir bei den Santals sofort einen merklich fruchtbareren Boden. Da sind Katechumenen (134) und Heidentaufen (46) in größerer Zahl verzeichnet — während sich z. B. auf den übrigen bengalischen 23 Stationen der C. M. S. nur im ganzen 10 Katechumenen befinden und 25 getauft wurden. Die sozialen Verhältnisse der Santals aber scheinen ihre Schwierigkeiten zu haben. Sie wandern gerne aus. Jenseits des Ganges, am Fuße des Himalaya, hat die Regierung Land zur Gründung von Kolonien angewiesen. Dort (bei Alipur) haben sich 500 Christen der C. M. S. in 5 Dörfern niedergelassen. Sie bleiben im Zusammenhange mit ihrer Kirche und helfen mit zur Ausbreitung des Christentums. In ihrer Heimat sind die Christengemeinden verschiedenartig. Es giebt solche, an denen der Missionar seine helle Freude hat.*) Zu anderen aber muß er zuweilen wie Paulus (1. Kor. 4,21) mit der Rute kommen. Außer den Kostschulen wird auch eine Handwerksschule erwähnt. Den 1260 Schülern gegenüber stehen die Mädchenschulen leider nur erst mit 145 Schülerinnen. Die Zahl der Gemeindeglieder hat seit 9 Jahren um 1100 zugenommen und beträgt 4072. Das Evangelium Johannis wurde in Bengali-Santali übersetzt, die Sprüche Salomos in Santali. Als Kuriosum dürfte ein sonderbares Missionsmittel erwähnt werden, das ein Missionar anwendet, um bei den einfachen Paharis Eingang zu finden. Er läßt einen singenden Brummkreisel tanzen, und es gelingt ihm, damit die Aufmerksamkeit der Leutlein zu fesseln. (94, 92 f. 95, 136 f.)

Andere Teile Bengalens hatten schwer zu leiden von der Hungersnot — z. B. die Distrikte von Barisal und Madaripur, wo die englischen Baptisten ausgedehnte Gemeinden haben, von denen jetzt im Jahresberichte die Seelenzahl (9—10 000) angegeben wird. Man hätte leicht in der Notzeit hunderte von Christen gewinnen können, wenn man jedem eine Rupie geschenkt und sich

*) Frl. Gollock schildert einen Gottesdienst in Taldschhari, der ganz an die schönen Gottesdienste erinnert, die der Verfasser in Ranntschi und anderen Kolsstationen mitfeiern durfte.

Digitized by Google

mit der Annahme eines Namenchristentums begnügt hätte. Darauf verzichtete man. Dennoch sind im letzten Jahre 141 Personen getauft worden. Die Gemeinden werden gerühmt, daß sie trotz der großen Armut sich bemüht haben, die Kosten für ihre kirchlichen Ordnungen aufzubringen. (95, 17 f.)

Die Freikirche kann nicht ohne Enttäuschung auf ihre nun bald fünfzigjährigen Arbeiten in den ländlichen Distrikten Bengalens zurücksehen. Trotz großen Apparates (ärztliche Mission mit 19000 behandelten Patienten, Heidenpredigt in 778 Dörfern, 2 höhere und 48 Elementarschulen, großer Schriftenvertrieb u. s. w.) und eifriger, hingebender Thätigkeit wurde 1894 nicht ein Erwachsener getauft, dagegen fielen 3 bekehrte Mohammedaner, die 2 Jahre zuvor übergetreten waren, wieder ab. „Die Missionare können nicht umhin, anzuerkennen, daß dies sie auffordert, beides, sich selbst und ihre Methoden nochmals zu prüfen." (95, 24.) Wir möchten den Missionaren nicht das Herz noch schwerer machen. Sie leiden viel unter solchen Verhältnissen, ringen mit viel Flehen und Thränen und setzen ihre ganze Kraft an das Werk. Die Methode aber bedarf sehr der Prüfung.*) Leider vermissen wir im Berichte eine solche.

Die Lond. M. bemerkt: „Zeichen von Fortschritt finden sich in Veränderungen, die wichtiger sind als das Wachstum der Zahlen und die Ausdehnung des Arbeitsfeldes." (95, 62.) Die S. P. G. hat in den Sunderbans und benachbarten Kreisen hübschen Zuwachs — jetzt 4100 Personen, wo 1890

*) Dazu sind vor allen die Missionsleitungen verpflichtet. Das ganze Leidwesen beruht in den zur Zeit unüberwindlichen Mauern der Kaste. Auch ich wünschte, daß sie durch ein Wunder Gottes, wie die Mauern von Jericho gestürzt würden, aber wir sind nicht berechtigt, dies Wunder zu unsrer Zeit zu fordern. Jetzt muß man mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Die Praxis der Einzelbekehrung mit der darauffolgenden gewaltsamen Ausscheidung aus dem betreffenden sozialen Verbande entspricht nicht den in Indien vorliegenden Verhältnissen. Man sollte sich doch nicht verhehlen, daß nur zweierlei möglich ist. Entweder man arbeitet innerhalb der vorhandenen Schranken, wie, ohne es zu wollen, jetzt alle die Missionen thun, die durch geöffnete Thüren eingetreten sind und gruppen- resp. familienweise Leute aus einer und derselben Kaste taufen, wobei das Individuum in seinem sozialen Verbande bleibt. Oder wenn es nicht möglich ist, in solche offne Thür einzutreten und innerhalb der vorhandenen Schranken zu arbeiten, so verzichte man doch darauf, das Ziel zu erreichen, was heute nun einmal nicht zu erreichen ist, nämlich eine wachstumskräftige Gemeinde, mit Ignorierung der Kastenunterschiede aus einzelnen Bekehrten verschiedener Herkunft sammeln zu wollen. Man begnüge sich dann vielmehr mit der vorbereitenden Missionsarbeit, die ja allerdings wie der Tropfen, der den Stein aushöhlt, auch auf einen künftigen Sturz der Mauern hinarbeitet, welcher für jetzt jedoch noch in unabsehbarer Ferne liegt. Entweder — oder. Die bemerkbaren Fortschritte der indischen Mission liegen da, wo die Gewalt der Umstände die Arbeiter gezwungen hat — vielleicht unbewußterweise — in den gegebenen Schranken zu arbeiten. Es erheben sich übrigens hier und da schon öfters Stimmen nach einer Revision der Methode. „Ich sehe immer deutlicher," schreibt eine Senanamissionarin, „das, was wir erstreben müssen, ist: ganze Familien zu gewinnen." Und „ich bin ganz davon überzeugt, daß es unser Dringen auf Bekehrungen und Taufen nicht macht; nicht wir wirken sondern Gott." M.-Bl. d. Frauenvereins. (96, 17.) D. Verf.

Digitized by Google

erst 3017 waren. „Die Leute sind einfach, aufrichtig, gehorsam, nicht prozeßsüchtig — wie viele Orientalen — und Kirchengänger. Trunksucht ist bei ihnen völlig unbekannt." Um aber die andere Seite des Bildes zu zeigen: „sie sind sehr unwissend und leben in tiefer Armut — kein kleines Hindernis für den geistlichen und intellektuellen Fortschritt." (94, 40.)

Die Goßnersche Kolsmission konnte im verflossenen Jahre ihr fünfzigjähriges Jubelfest begehen, zu dessen Feier der Inspektor Prof. Plath zum dritten Mal die Reise nach Indien unternommen hat, mit der selbstverständlich wieder eine Visitation verbunden ist. Als Denkstein des Jubiläums ist die Vollendung des Neuen Testaments in Mundari zu nennen. (Biene 95, 95.) Es schien, als sollte das Fest gestört werden durch bedenkliche Unruhen, die ein Agitator, der jedenfalls sozialen und politischen Zwecken dienend, sich selbst als Christum ausgab, angerichtet hatte. Es war ihm bereits gelungen, beträchtliche Scharen von Kolschriften als Anhänger zu gewinnen. Doch gelang es dem besonnenen Auftreten der Missionare, viele wieder zur Besinnung zu bringen. Als dann vollends der gefährliche Mensch von der Polizei festgenommen und abgeführt wurde, durfte die Gefahr als beseitigt betrachtet werden.

Erst kurz vor Abschluß des Manuskripts geht uns auf Umwegen der erste Bericht über das vom 9.—11. November unter Beteiligung von 5000 christlichen Kols, sowie selbst von Vertretern der anglikanischen Mission*) gefeierte Fest in Rantschi zu. Es wurde dabei ein wirklicher Denkstein, eine 8 Fuß hohe abgestumpfte Pyramide aus Granit durch die Hand des höchsten englischen Beamten der Landschaft (Division) enthüllt. Unter mächtigen Schattendächern wurden die Reden gehalten und die Loblieder angestimmt. Die große Kirche wäre für solche Versammlung zu klein gewesen. Selbst der anglikanische Metropolitan von Kalkutta sprach — in mildem evangelischen Tone. Hoffentlich ist das ein Zeichen, daß die beiden Missionen in Zukunft brüderlich nebeneinander gehen. Der großen Hindustadt mußte bei dieser Gelegenheit gezeigt werden, daß die christliche Kirche unter den verachteten Kols doch eine imponierende Macht ist. Ein gewaltiger Festzug mit flatternden Bannern und indischer, sowie auch europäischer Musik bewegte sich durch die Straßen und auf einen benachbarten Felsenberg. Den Schluß machte ein Feuerwerk. Alles ist in bester Ordnung verlaufen. Als bester Denkstein aber wird eine neue Station (Ebenezer) angelegt werden, zu der die Freunde in Amerika dem Missionar Hahn die Mittel dargereicht haben.

Assam gewinnt durch den Aufschwung seiner Theekulturen auch an Bedeutung als Missionsfeld. Der Verkehr ist außerordentlich entwickelt. Aus verschiedenen Teilen Indiens strömen Arbeiter dort zusammen; darunter manche Christen. Das Schulwesen ist sehr gehoben. In Sibsagar haben die amerikanischen Baptisten eine Gemeinde von 451 Mitgliedern, unter denen 390 Kols sind. Bemerkenswert ist das Zeugnis des Verwalters einer Theeplantage betreffs der auffallenden Veränderung, welche die Mission bei den Arbeitern zuwege bringt. (1895, 300.) Die bedeutendste Gemeinde ist aus

*) Auch die Jesuiten waren eingeladen (!), aber nicht erschienen.

Digitized by Google

dem Bergvolke der Garos bei Tura gesammelt. Vor 2—3 Jahren hatte sie einen besonderen Zuwachs und kam auf 2300 Mitglieder. Obgleich der letzte Jahresbericht nicht bedeutende numerische Fortschritte bringt, kann er doch den gesunden Zustand der Gemeinden bezeugen — namentlich die steigenden Beiträge zum Unterhalt der Kirchen und Schulen.

Von Orissa erwähnt der Jahresbericht der E. Bapt. nur die Thätigkeit in den Waisenhäusern, dem Seminar und der Presse, sonst nichts besonderes. Die statistischen Tabellen zeigen nur einen geringen Fortschritt in 4 Jahren von 3723 auf 3764 Mitglieder; obgleich die Gemeinde zu Katak von 2462 auf 2649 wuchs, wurde die Vermehrung durch den Rückgang andrer Gemeinden ausgeglichen.

Die Schleswig-Holsteinische Mission kommt nun bereits über ihre Anfänge hinaus. Auf der Station Kotapâd hat sich die Zahl der Christen in den letzten 3 Jahren jährlich geradezu verdoppelt, von 27 auf 54, und weiter auf 111 Seelen. Daneben sind dort 106 Katechumenen vorhanden. Die kleine Lehmkirche mußte zum zweiten Mal vergrößert werden. Es wird viel gesungen, nach deutschen und indischen Weisen. Auch ein Posaunenchor ist ins Leben gerufen. (95, 49 f.) Die Bekehrten scheinen auch hier aus den niederen Kasten zu kommen. Die Not der armen Parias wird bei Salur ausführlich dargelegt. Es handelt sich bei ihnen um das schwierige Entweder — Oder: Christ werden und hungern oder im Heidentum bleiben. „Hier ist ein wunder Punkt, dem abgeholfen werden muß. Es ist nicht recht, den Parias die geistlichen Gaben anzubieten ohne einen Finger zu regen, um ihrem furchtbaren sozialen Elende abzuhelfen.“ Das sind goldene Worte, die alle Missionsfreunde beherzigen sollten, welche einseitig die Mission als etwas rein Geistliches fassen. Missionar Schulze hat Vorschläge gemacht, auf die der Vorstand eingegangen ist. Zunächst sind 500 Rup. zum Ankauf kleiner Stücke Landes angewiesen, um den christlichen Parias aus der Abhängigkeit von ihren heidnischen Herrn herauszuhelfen. (S. 34.) Möge es in der Ausführung des Plans nicht fehlen an der rechten Weisheit, Festigkeit und Geduld. Schwierigkeiten werden reichlich kommen; werden sie mit Gottes Hilfe überwunden, so kann daraus großer Segen erwachsen.

Litteratur-Bericht.

1) **Grundemann:** „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission. III. Leben und Wirken des Missionars in Südafrika.“ Berlin, 1896. Missionsbuchhdlg. 20 Pf. Ein drittes 64 Seiten starkes Heftchen in demselben volkstümlichen Tone geschrieben wie die beiden ersten. Dieses dritte Heftchen führt uns aus der Heimat hinaus auf das Missionsfeld und zwar auf das südafrikanische der Missionsgesellschaft Berlin I. In frischen Bildern wird zuerst der Abschied, die Seereise und die Landreise mit dem Ochsenwagen beschrieben und dann das Leben und Wirken eines Missionars von der Gründung seiner Station an bis zur vollen Ernte, mit seinen Arbeiten, Mühen, Leiden und Freuden, Enttäuschungen und Erfolgen

Digitized by Google

so anschaulich, und oft durch konkrete Einzelzüge so belebt geschildert, daß man sich ganz in die Wirklichkeit hineinversetzt fühlt. Und doch ist es nicht die Geschichte eines bestimmten Missionars, die erzählt wird, sondern so zu sagen eines typischen Missionars und einer typischen Missionsstation mit lauter Zügen und Vorkommnissen illustriert, wie sie das wirkliche Leben zahlreich aufweist, die aber in Wirklichkeit nicht alle auf der angeführten Station passiert sind, ein Gesamtbild missionarischer Lebensführung im kleinen Rahmen, von dem wir nicht zweifeln, daß es ebensoviel Beifall finden wird wie die beiden ersten Hefte der Abendunterhaltungen Vater Christliebs.

2) Seit Januar 1896 erscheint der bekannte Berliner „Missionsfreund" unter neuer Redaktion und in neuem Gewande. Die Red. hat Missionsinspektor Merensky übernommen, und das neue Gewand besteht nicht bloß in einem vergrößerten Format und der Beigabe von Illustrationen, sondern vornehmlich in einer volkstümlicheren Haltung seines Inhalts. In seinen alten Tagen will das Blatt, das 1896 seinen 51. Jahrgang beginnt, zu seiner Jugend zurückkehren. Unter Ahlfelds, Langes und Wallmanns Redaktion war es einst ein wirkliches Volksblatt, man kann sagen in klassischer Popularität; wir wünschen ihm von Herzen, daß sein Alter werde wie seine Jugend. Wir haben allerdings an den „Evangelischen Missionen" von Richter jetzt ein illustriertes Missions-Familienblatt, das fast mit jeder Nummer mehr anspricht und namentlich durch seine guten Bilder anzieht, aber wir können noch ein gutes Missions-Volksblatt gebrauchen, zumal wenn es wie der Missionsfreund, der nur 1,20 Mk. kostet, viel billiger ist und noch mehr auf die Bedürfnisse der kleinen Leute Rücksicht nimmt. Die erste Nummer ist anmutend; sie enthält: eine kurze erbauliche Betrachtung; das Blutbad bei Kutscheng; heidnische Häuptlinge in Transvaal; Sie wollen nicht; eines Missionars Empfang bei seiner Gemeinde und kurze Nachrichten aus der Berliner Mission und aus aller Welt.

3) „Geschichten und Bilder aus der Mission." Nr. 14. Halle. Waisenhaus. 1896. 25 Pf. 50 Expl. 10 Mk. Dieses 14. Heft der bekannten Jahresschrift bringt 3 Artikel: 1) Offene Thüren vom Herausg. dieser Z.; 2) 42 Jahre unter Indianern und Eskimo. Lebensbild des trefflichen Missionsbischofs Horden (mit Porträt) von P. Strümpfel; und 3) Aus der Geschichte einer batakschen Missionsstation (Balige am Tobasee) mit Bild eines Batadorfes von Missionar Joh. Warneck. Ansprechende und frische Erzählungen, die dieser Nummer hoffentlich wieder eine weite Verbreitung verschaffen.

4. Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1896. Leipzig. Wallmann. 1,50 Mk. Ein alter Bekannter, der sich zum 9. Male vorstellt und den man je länger je lieber empfängt. Wie sich die (Königl.) sächsische Missionskonferenz selbst in erfreulicher Weise entwickelt — sie ist nächst ihrer älteren Schwester in der Provinz Sachsen (mit 1645 Mitgliedern) die größte unter den Missionskonferenzen (mit 1115 Mitgliedern) —, so ist auch ihr Jahrbuch gut redigiert und befriedigt immer mehr sowohl durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, wie durch die Gediegenheit der einzelnen Artikel. Besondere Erwähnung verdienen neben dem schönen Aufsatz von Kleinpaul über den „Universalismus des Christentums, wie er

Digitized by Google

wurzelt in der Person Jesu Christi", die guten Uebersichten von Paul über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission im Jahre 1895, wie über die Missionslitteratur desselben Jahres. Auch die Artikel von Hofstätter über „Die Leipziger Mission in Ostafrika", von Winter: „Ein Missionsbild aus der alten Kirche" sind ansprechende, und die über Madagaskar von Schneider, über „Das Blutbad von Kutscheng" von Preil, über „Die Frauen Ostindiens und die Mission unter denselben" von v. Schwartz, und über „Die Frucht, die nach dem Volkscharakter der Chinesen und Japaner aus dem letzten Kriege für die Mission zu erwarten ist" von Lippert zeitgemäße Arbeiten. Instruktiv ist „Die graphische Darstellung der Missionsbeiträge im Königreich Sachsen" mit ihren erläuternden Bemerkungen von Bürger. Kurz, das Büchlein ist empfehlenswert trotz einiger kleiner Ausstellungen, die wir wohl an dem und jenem Artikel zu machen hätten. Besonders willkommen ist auch das Verzeichnis der 12 Missionskonferenzen mit Angabe ihres Gründungsjahres, ihrer Mitgliederzahl u. s. w., die sich seit 1879 hin und her im ganzen deutschen Vaterlande konstituiert haben.

5. **Kühnle:** „Die Arbeitsstätten der Baseler Mission in Indien, China, Goldküste und Kamerun". Mit Uebersichtskarte und Stationsbildern. Basel. Missionsbuchhandlung. 1896. 60 Pf. — Eine allerdings etwas trockene, aber präcise und für die allgemeine Orientierung sehr brauchbare Uebersicht über die sämtlichen Baseler Missionsgebiete mit allen ihren Stationen. Sie bildet eine willkommene Ergänzung zu dem Aufsatz in dieser Nummer über den gegenwärtigen Stand der Baseler Mission. Der Preis für das 76 Seiten umfassende Schriftchen ist sehr billig.

6. **Hofstätter:** „Die Berechtigung und Schranke der Frauenmission". Vortrag auf der sächsischen Missionskonferenz zu Dresden. Leipzig. E. Naumann. 1896. 20 Pfennig. — Eine gediegene, von gesundem Urteil getragene Arbeit, die geeignet ist, Klärung in die missionarische Frauenfrage zu bringen. Sie behandelt 1. die Stellung der Mission zur Frauenfrage; 2. die Not der indischen Frau; 3. die Stellung des Weibes im Lichte des Evangeliums; 4. die Schranke des weiblichen Wirkens im Reiche Gottes; 5. die Hilfsarbeit christlicher Frauen in Indien, und ein Anhang enthält die ergreifende Klage einer indischen Witwe.

Bemerkung zu S. 64, Z. 18 v. u. ff. An dem citierten Orte habe ich ausdrücklich die Fürsorge für die in andern Gebieten angefangenen Missionen gefordert. — Jedes Gleichnis hinkt, und viele thun es nicht blos in einer Beziehung. Es kommt nur auf den Punkt an, der durch das Gleichnis veranschaulicht werden soll. Ich kann es der Entscheidung der Leser überlassen, ob die genannte Polemik diesen Punkt getroffen hat oder nicht. Jedenfalls liegt in meinem Gleichnis nichts, als sollten wir uns von unsern bisher gesammelten Missionsgemeinden unväterlich abwenden.

R. Grundemann.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Mission der evangelischen Brüdergemeine.

Von C. Buchner, Missionsdirektor.

Ehe der Verfasser den Leser auf die einzelnen Arbeitsgebiete der Brüdermission hinausführt, sei ihm gestattet, einige Bemerkungen allgemeiner Art vorauszuschicken.

Bekanntlich ist die Mission der Brüdergemeine unter den von deutschen Gesellschaften betriebenen die älteste, da sie bereits im Jahr 1732 ihren Anfang nahm. Sie ist auch bis zum heutigen Tage noch die ausgedehnteste und größeste. Aber mit Freude sieht sich die Brüdergemeine heute von einer Zahl blühender Schwestergesellschaften umgeben. Das fröhliche Wachstum mancher dieser später geborenen Schwestern, welches die Zeit als nicht mehr zu fern erscheinen läßt, da diese oder jene derselben die älteste überwächst, kann uns auch nur ein Gegenstand des Dankes sein, denn bei dieser Arbeit gilt es nie und nirgends die Ehre und den Besitzstand der einzelnen Gesellschaft oder Kirche, sondern allein die Ehre des Herrn und seiner großen Reichssache. „Daß nur Zion gebaut werde" — das ist der Arbeit und des Gebetes Ziel!

Die Eigentümlichkeit dieser ältesten Mission ist aber — und Gott gebe, daß dies so bleibe — daß sie nicht gethan wird von einer „Gesellschaft in der Kirche", sondern von der „Kirche selbst", und zwar, wenn auch der deutsche Teil derselben bis jetzt thatsächlich den ausschlaggebenden Vorrang hat, nicht nur von dieser, sondern von der gesamten über Deutschland, die Schweiz, England und Amerika zerstreuten Brüder-Kirche oder Brüder-Unität. Eine weitere Eigentümlichkeit der Brüdermission liegt darin — wie auch die folgende Uebersicht, die uns über die ganze Erde führt, ergeben wird —, daß die Brüdergemeine von Anfang an sich nicht mit ihrer immerhin doch sehr bemessenen Kraft auf ein oder zwei Gebiete geworfen, sondern in rascher Folge sehr verschiedene, räumlich weit von einander getrennte Gebiete in Angriff genommen hat. Mag man nun auch zugeben, daß es bis zu einem gewissen Grad ein Fehler gewesen sein kann, wenn die Brüdergemeine von Beginn ihrer Arbeit an so handelte, indem sie sich vielleicht zu wenig von nüchterner, menschlich berechnender Ueberlegung leiten ließ,

Digitized by Google

dagegen vielleicht zu viel von Gefühlen christlichen Erbarmens namentlich gegen besonders elende Völker, so wird man bei näherer Betrachtung doch nicht umhin können, darin auch etwas von gewollter göttlicher Leitung zu ahnen, der bestimmte Absichten zugrunde liegen. Jedenfalls fällt einem genaueren Beobachter auf, daß auch die andern später entstandenen Gesellschaften, namentlich in neuerer Zeit, in derselben Weise, wenn man will, sich „zersplittern" zu wollen scheinen, indem sie ihren alten Arbeitsfeldern neue und räumlich völlig getrennte hinzufügen.

Werfen wir einen Rückblick auf das letzte Jahrzehnt der Mission der Brüdergemeine, so können wir nicht von einem überraschend schnellen, aber doch von einem erfreulichen Fortschritt sprechen. Dies geht aus folgenden Angaben hervor:

	1884:	1894:
Europäische Missionare	145	174
Eingeborne Geistliche und Missionsgehilfen	28	39
„ Evangelisten und Nationalhelfer	825	1 125
Getaufte Christen	76 668	90 285
In Pflege der Missionare einschließlich der sogen. „neuen Leute" und Taufkandidaten	81 258	93 645

Werfen wir einen Blick auf unsre gesamte Missionsarbeit, um die grade in dieser Zeit *charakteristischen Merkmale* derselben zu erkennen, so fällt uns vor allen Dingen eine Erscheinung auf, die uns im einzelnen fast auf allen Gebieten entgegentreten wird, nämlich die, daß sich in einer bisher — wie wir glauben — noch nicht dagewesenen Weise die Thüren aufthun und der Anforderungen und der Arbeit fast zu viel werden will. Unsre Brüdergemeine betet sonntäglich für ihre Missionare: „Mache Bahn unter ihren Füßen und spanne ihre Seile weit." Uns scheint, der Herr hat sich aufgemacht, diese Bitte zu erhören. Wird uns diese Erhörung eine Lust oder eine Last sein? So viel wir sehen, geht es andern Missionsgesellschaften ebenso. Der Herr gebe uns und ihnen zu den Aufgaben die nötigen Gaben.

Eine andre unsrer Missionsarbeit in jetziger Zeit charakteristische Erscheinung ist das immer stärkere Erwachen der Erkenntnis, daß es auf den älteren Missionsgebieten gilt, mit aller Energie hinzuarbeiten auf die möglichst erreichbare Selbständigkeit. Die Anstrengungen, in den älteren Missionen, auf denen es überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegt, einmal finanzielle Selbstunterhaltung zu fordern und Schritt für Schritt zu erreichen, sowie ferner die geistige und geistliche Bildung der Pflegebefohlenen zu heben, und sie so geistiger und geistlicher Selbständigkeit entgegen zu führen, haben nicht nur nicht nachgelassen, sondern werden im allgemeinen mit zunehmender Energie fortgesetzt. Freilich zeigt die Erfahrung auf beiden Gebieten, daß diese Arbeit eine unsäglich schwierige ist, das Ziel scheint manchmal weiter entfernt als je, aber es ist schon viel wert, daß es in unsrer Zeit überhaupt immer fester ins Auge gefaßt,

Digitized by Google

zielbewußter und mannhafter angestrebt wird. Erreichen auch erst spätere Geschlechter das Ziel, es ist doch ein köstlich Ding, darum gerungen und gestritten zu haben.

Wenden wir jetzt unsre Aufmerksamkeit den einzelnen Missionsgebieten zu.

Um nicht planlos auf dem Erdball hin- und herzufahren, besuchen wir diese Gebiete Weltteil um Weltteil. Das älteste derselben ist in Westindien, denn hierhin zogen im Jahr 1732 die ersten Sendboten der Brüdergemeine, und zwar nach St. Thomas. In Dänisch-Westindien haben wir Missionsarbeit auf den Inseln: St. Thomas, St. Jan, St. Croix; in Englisch-Westindien auf Jamaica, St. Kitts, Antigua, Barbardoes, Tobago, Trinidad. Die älteste Arbeit ist die in St. Thomas (1732), die jüngste in Trinidad (1889).

Selbstverständlich hat das Werk auf jeder dieser Inseln sein besonderes, und namentlich zwischen Jamaica, welches die sogenannte „westliche" westindische Provinz darstellt und den anderen Inseln, die insgesamt die „östliche" Provinz bilden, liegen mancherlei Unterschiede vor. Doch können wir in diesem Ueberblick auf dieselben nicht näher eingehen, sondern wollen nur bei dem verweilen, was beiden gemeinsam ist.

Es ist zunächst hervorzuheben, daß Westindien in einer eigentümlichen und für alle Teile nicht leichten Uebergangszeit sich befindet. Die letzte Generalsynode der Brüder-Unität hatte im Jahr 1889 Westindien verfassungsgemäß eine bedeutend freiere und unabhängigere Stellung gegeben als den anderen Missionsgebieten, zugleich aber auch den Zuschuß der allgemeinen Missionskasse auf ein bestimmtes, alle Jahre um ein zehntel abnehmendes Fixum herabgesetzt, so daß im Jahr 1899 der letzte Zuschuß gezahlt werden soll. Verständlich ist, daß man beabsichtigte auf diese Weise nach und nach Westindien zur vollen finanziellen und verfassungsmäßigen Selbständigkeit zu erziehen. Selbstverständlich ist aber auch, daß solche Zeiten halber Freiheit und halber Gebundenheit ihre besonderen Schwierigkeiten haben, die auch hier nicht ausgeblieben sind. Die Aufgabe der nächsten Generalsynode wird es sein, womöglich für Westindien die Entwicklung zum Abschluß zu bringen, indem sie dieses Gebiet zu einer selbständigen Unitätsprovinz erklärt und es damit aus dem Verband der „Missionen" entläßt. Freilich wird dies nicht ohne bedeutende pekuniäre Opfer seitens der allgemeinen Missionskasse möglich sein, noch darf jetzt schon der

Digitized by Google

Schritt gethan werden, die europäischen Missionare zurückzuziehen, denn weder finanziell noch inbezug auf geistliche Kräfte ist Westindien heutzutage fähig, ohne Hilfe selbständig dazustehn. Damit wollen wir kein Wort gegen unsre Missionare oder unsre dortigen Gemeinen sagen, als hätten sie nach dieser Seite hin nicht das ihre gethan. Die finanziellen Leistungen unsrer dortigen Gemeinen sind geradezu staunenswert, und unsre Missionare haben es wahrlich nicht fehlen lassen an Anstrengungen, um eingeborene Geistliche auszubilden. Aber wir müssen gerechtermaßen anerkennen, daß die finanziellen und sozialen Verhältnisse dort zum teil so trostlos und aussichtslos geworden sind, daß mehr von jenen Gemeinen zu verlangen einfach unmöglich ist. Und was die Heranbildung eingeborener Geistlichen betrifft, so ist mir der Ausspruch meines Vaters, der 25 Jahre Missionar in Westindien war, noch sehr eindrücklich, der also lautete: „Das Geschlecht der Neger ist in einem solchen Grade durch die Sklaverei geistig ruiniert, daß es mindestens hundert Jahre dauern wird, bis es nur erst wieder ist, was es war". Das klingt freilich nicht sehr hoffnungsvoll, jedenfalls läßt dieser Ausspruch ahnen, welche Schwierigkeiten hier vorliegen. Bei alledem können wir mit wirklicher Freude auf unsre dortigen Gemeinen blicken und dürfen sagen, daß ein reges geistliches Leben in ihnen im allgemeinen herrscht. Davon ist doch wohl auch ein erfreuliches Zeichen, daß bei all ihren eigenen Nöten sie den Trieb und den Mut gehabt haben, auf Jamaica in Kingston und in der östlichen Provinz auf Trinidad neue Werke in Angriff zu nehmen. Die westliche Provinz zählt 21 Stationen mit 17 200 Christen, die östliche 27 Stationen mit 24 200 Christen.

Wenden wir uns von Westindien aus südöstlich, so haben wir es nicht weit zur Moskitoküste in Central-Amerika. Im Jahre 1849 in Angriff genommen, bietet dieses Missionsgebiet freilich ein von Westindien ganz verschiedenes Bild. Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, begann mit dem Bau der ersten eigentlichen Kirche in Bluefields, an welchem Tag auch die erste Indianertaufe stattfand (die Prinzessin Mathilde), 1855 die hier so reich gesegnete Arbeit, die aber erst im Jahre 1881 infolge einer tiefgreifenden Erweckung zur vollen Blüte gedieh. Von Bluefields aus dehnte sich die Wirksamkeit der Missionare immer mehr nach Norden zu aus. Die Bevölkerung dieses Landstrichs, im Süden um Bluefields herum meist Neger und Mulatten, im Norden und im Innern des Landes verschiedene Indianer-

Digitized by Google

stämme, kam mehr und mehr unter den Einfluß des Wortes Gottes. Namentlich unter den Indianern that sich eine Thüre nach der andern auf. Da mit einem Male trat ein schon lang gefürchtetes Ereignis ein, das noch bis heute wie ein schwerer Druck auf dieser bisher so gesegneten Arbeit liegt und ihre Zukunft fast in Frage stellt. Der benachbarte katholische Freistaat Nicaragua bemächtigte sich mit List und Gewalt der bisher freien Indianerreserve und vertrieb den sogenannten „König" nebst seiner Regierung. Es ist hier nicht Ort und Raum, um die Beweggründe sowie die Art und Weise dieser widerrechtlichen Besitzergreifung näher zu beleuchten. Thatsache ist jedenfalls, daß nun diese Mission dem Uebel- oder Wohlwollen einer katholischen Staatsmacht ganz übergeben ist. Ohne Gottes Zulassung ist solches nicht geschehen, aber noch können wir nicht erkennen, was er damit bezweckt. Menschlich angesehen können wir zunächst diese Führung nur als eine fürs erste das Missionswerk schädigende bezeichnen. Durch die auf Ein- und Ausfuhr gelegten hohen Zölle wird nicht nur unser dortiger Missionshandel gänzlich lahm gelegt, sondern auch der Unterhalt der Missionare entsetzlich verteuert, so daß diese Mission bedeutender Zuschüsse in Zukunft bedürfen wird. Schlimmer ist noch, daß wir von jetzt an unter den religiös-politischen Unruhen, welche immer wieder von Zeit zu Zeit in diesen amerikanischen Republiken einzutreten pflegen, zu leiden haben werden. Zunächst sind wir in religiöser Beziehung unangefochten geblieben, da im Augenblick die liberale Partei am Ruder ist, doch dürfte sich die Sache leicht anders gestalten, erlangt wieder einmal die konservative (katholische) die Oberhand. Bei alledem glauben wir es doch wohl als ein Angeld fortgehender Gotteshilfe ansehen zu dürfen, wenn gerade in dieser Zeit eine sehr verheißungsvolle Ausdehnung der Missionsarbeit hat erfolgen können, indem im altnikaraguanischen Gebiet zu Dakura eine Kirche gebaut und am Cap Gracias a Dios eine wie es scheint gesegnete Arbeit begonnen werden konnte. Schon richten sich auch unsre Blicke mehr nach dem Innern westlich, da von den am Wanksfluß wohnenden Indianern eine dringende Bitte eingelaufen ist, ihnen Missionare zu senden. Es ist, als wollte der Herr mitten hinein in unser menschlich gewiß sehr berechtigtes Sorgen um dies Missionsgebiet uns zurufen: Fürchtet euch nicht, ich bin mit euch! Und wahrlich, wir wollen mit Glauben und Vertrauen seiner Führung und seinem Schutze uns überlassen, er muß und wird sein Werk selbst

Digitized by Google

schützen, ist es sein Wille. Der Bestand dieser Mission ist gegenwärtig 5516 Pflegebefohlene auf 12 Stationen und 1 Außenstation.

Wir richten, über Westindien zurückkehrend, nun unsern Lauf südlich nach Süd-Amerika und zwar nach Holländisch-Guyana oder Surinam e.

Die ursprüngliche Absicht der Brüdergemeine war nicht gewesen, sich in Suriname der Missionierung der dort als Sklaven ansässigen Neger anzunehmen, sondern sie begann ihre Arbeit in dem jetzt englischen Teil Guyanas, welches damals auch holländisch war, bei den Arawakken. Unter mancherlei Wechselfällen ward hier, namentlich von dem „Apostel der Arawakken" Schumann, früher Professor an der Klosterschule Bergen, eine mühselige, aber auch gesegnete Arbeit gethan, namentlich in Pilgerhut. Doch wurden die Brüder im Jahre 1763 durch äußere Störungen und Anfeindungen gezwungen, sich in das Gebiet von Suriname zu flüchten, woselbst sie schon einige Jahre zuvor die Gemeine Saron gegründet hatten. Auch von hier und der Station Ephrem an der Corentyne vertrieben, erbauten sie an der Corentyne die Station Hoop, die aber im Jahre 1808 durch übelgesinnte Leute niedergebrannt wurde. Damit hatte die Mission unter den Arawakken und Caraiben ihr Ende erreicht. Aber schon im Jahre 1764 hatten Stoll und Jähne unter den Buschnegern an der Suriname eine Missionsthätigkeit begonnen, in dem „Totenland", wie man das Buschland später nannte, und mit Recht, weil es bis in die neuste Zeit Opfer auf Opfer fordert.*) Die reichlichsten Früchte trug aber schließlich die Arbeit in Suriname unter den dortigen Negersklaven, obgleich grade diese Arbeit zunächst am wenigsten hoffnungsvoll aussah. Bereits 1739 hatten sich einige Brüder in der Hauptstadt Paramaribo niedergelassen, woselbst sie, verschiedene Geschäfte betreibend, so viel sie konnten das Wort verkündigten. Aber erst im Jahre 1776 durften sie mit obrigkeitlicher Erlaubnis den ersten Neger taufen. Gegenwärtig ist die Zahl der dortigen Stationen 22 mit 4 Außenstationen, die der getauften Christen reichlich 27000. Somit ist Suriname das erfolgreichste und größte Missionsgebiet der Brüdergemeine. Freilich noch ist es nicht ein völlig christianisiertes Land, sondern unsre Arbeiter müssen und wollen immer wieder trotz mancher traurigen Erfahrungen versuchen, in das Innere des Landes, in das Totenland, das Busch-

*) Siehe Schneider: Die Buschneger Surinames. A. M. Z. 1893. Beiblatt Nr. 1—5.

Digitized by Google

land, hineinzudringen, um den an den Flußläufen lebenden Buschnegern das Evangelium zu bringen. Die Arbeit in Suriname trägt ein doppeltes Gepräge. Einerseits gilt es, die gesammelten zum Teil großen Gemeinen mehr und mehr mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen und sie an christliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen, andererseits darf die stetig fortgehende eigentliche Missionsarbeit nicht liegen gelassen, und namentlich dürfen die noch im Heidentum sitzenden Buschneger nicht vergessen werden. Und endlich bieten die sich stetig mehrenden eingewanderten Kuli und Chinesen ein Feld für die Missionsarbeit, welches, wenn auch jetzt schon so weit möglich in die Hand genommen, in nicht zu ferner Zukunft sicherlich eine energischere Inangriffnahme erheischen wird.

Die erste Aufgabe wird durch mancherlei Umstände recht erschwert. Sie energisch anzugreifen ist eigentlich erst seit dem Jahre 1863, in welchem Jahre die Sklaverei aufgehoben wurde, möglich geworden. Vorher vereitelte die bestehende Sklaverei alle dahingehenden Bemühungen. Die Seelenpflege an den Einzelnen konnte wohl geübt werden, aber Gemeinen mit Zucht und Ordnung konnten nicht organisiert werden, schon aus dem Grunde z. B. nicht, weil den Negern gradezu verwehrt wurde, in geordnete eheliche Verhältnisse einzutreten und darin zu leben. Man versteht, daß es bei dieser Arbeit einen Kampf gilt, nicht nur gegen alteingewurzelte heidnische Uebel, sondern gegen Anschauungen, die sich naturgemäß aus den durch weiße Christen dem Negervolk aufgedrängten Verhältnissen entwickelt haben und eben darum, weil von Christen ihnen aufgedrungen, für den Neger immer noch den Schein des Rechtes haben. Dazu tritt noch ein anderes. In neuester Zeit entfaltet grade auf diesem Missionsgebiet die katholische Kirche eine rege Thätigkeit, die nicht anders als verwirrend und jene oben bezeichnete Aufgabe erschwerend wirken kann. Dabei drängt sich die Ueberzeugung den dort arbeitenden Missionaren immer mehr auf, daß nur durch Teilung der zum Teil sehr großen Gemeinen und Gründung neuer Stationen, sowie durch Vermehrung des Missionspersonals man jener Aufgabe einigermaßen gerecht werden kann. So hat jetzt Paramaribo, die Hauptstadt, 4 Kirchen und man hat in letzter Zeit manche neue Stationen angelegt. Die Buschlandmission hat in dieser Zeit nicht brach gelegen. Nicht nur sind immer wieder Besuche daselbst gemacht worden, sondern an der Cottica, Marowyne, Saramacca u. s. w. hat man neue Stationen angelegt. Freilich das Buschland ist und bleibt ein „Totenland", und eine wirklich durchgreifende Arbeit wird wohl erst dann Platz greifen, wenn die Eingeborenen selbst so weit gefördert sind, daß sie thatkräftig dieses Werk in die Hand nehmen können. Auch hier arbeiten unsre Missionare auf dieses Ziel geistlicher Mitarbeit seitens der Eingebornen zu und nicht ohne Erfolg; so liegt schon die eigentliche Schulthätigkeit fast allein in der Hand eingeborner Lehrer und Evangelisten; auch einige Missionsgehilfen stehen in gesegneter Arbeit. Daß wir aber hier noch nicht von eingebornen Geistlichen

Digitized by Google

reden können, wird keinen befremden, der bedenkt, daß erst reichlich 30 Jahre seit der Freigebung der Sklaven verflossen sind.

Alles in allem betrachtet ist dieses Missionsfeld mit seiner werdenden „Volkskirche“ wohl ein recht schwieriges, aber doch ein hoffnungsvolles.

Wir brauchen nur eine kurze Reise an der Küste nordwestlich hinauf zu machen, so sind wir in Demarara, wo unsre Gemeine Grahams Hall, von einem sehr tüchtigen eingebornen Geistlichen bedient, sich befindet. Diese meist aus eingewanderten Westindiern bestehende Gemeine — 816 Seelen — befindet sich, Gott sei Dank, in einem sehr erfreulichen geistlichen Zustande und bethätigt dies auch durch die großen Opfer, die sie für Kirche und Schule bringt. Gott erhalte ihnen ihr reges geistliches Leben.

Jetzt geht es hinüber nach Nord-Amerika.

Dort finden wir noch Reste der einst so gesegneten Indianermission in Canada und auf der Indianerreserve (Indian territory) unter den Cherokees und Delawares. Wer den Namen Zeisberger kennt und etwas vertraut ist mit der Geschichte der Indianermission im vorigen Jahrhundert, der weiß, daß sie eine Reihe von Leiden und Verfolgungen bildet, daß sie zu reden weiß von vielen, die das Leben nicht liebten bis in den Tod, daß aber auch hier Siege errungen, Früchte gezeitigt worden sind, von denen die Ewigkeit noch erzählen wird. Wehmütig stimmt es, heute nur noch die traurigen Ueberreste dieser heldenmütigen Arbeit zu sehen. Von eigentlicher Missionsarbeit ist hier nicht mehr die Rede, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis diese letzten Reste auch entweder untergehen oder von der Mission als solcher sich loslösen, eigene kleine Gemeinen bildend. Dagegen scheint die im Jahre 1890 begonnene Arbeit unter den Indianern in Kalifornien entschieden aussichtsvoll zu sein, doch haben wir auch hier den Kampf mit der katholischen Mission aufzunehmen. Ernstlich aber wird von uns jetzt verlangt, daß wir nördlich von unsrer Station Protraro in der sogen. Desert eine Arbeit beginnen sollen, und die Verhältnisse scheinen recht günstig zu liegen. Noch können wir nicht sagen, ob es uns möglich sein wird, diese Arbeit aufzunehmen; wir hoffen es.

Die Arbeit unter den Indianern ist keine leichte, hauptsächlich darum, weil es wohl kein Volk giebt, dessen Zutrauen so schwer zu erwerben ist wie dieses. Ein Missionar muß jahrelang darum werben. Dies ist wohl zum Teil dem Charakter der Indianer, zum Teil der Behandlung zuzuschreiben, die ihnen von seiten der Weißen geworden ist.

Und nun nordwärts nach Alaska, ein seit 1885 in Angriff genommenes Missionsfeld. Da damals das Missions-Departement Bedenken hatte, diese Arbeit in die Hand zu nehmen, gingen zunächst unsre amerikanischen Brüder allein vorwärts und begannen auf ihre Verantwortung und Kosten die Arbeit daselbst. Jetzt soll auch dies

Digitized by Google

Werk dem großen Ganzen der Brüdermission organisch einverleibt werden. Es war aber nicht ohne Segen, daß diese Mission einen solchen „amerikanischen" Anfang nahm. Wir können nicht anders sagen, als daß durch diese Unternehmung der schlummernde Missionsgeist in unsrer amerikanischen Provinz geweckt und mächtig gefördert worden ist. Schwere Arbeit lag hier vor. Nicht nur die Unbilden des nordischen Klimas und die Unbekanntschaft mit der schwierigen Sprache, sondern auch der Widerspruch und die Gegenarbeit des wenig geistlichen griechisch-orthodoxen Priesters, der noch von der Zeit her, da dies Land Rußland gehörte, sein Wesen hatte, machten die Arbeit zu einer sehr schwierigen. Die Anfänge erinnern den Missionsfreund lebhaft an die ersten Zeiten in Grönland. Nachdem schon im Anfang der Arbeit einer der Missionare (Torgerson) als erstes Opfer sein Leben hatte lassen müssen, begann eine Zeit mühseligster und aufreibendster Arbeit, in welcher unsre Brüder, namentlich Missionar Kilbuck (ein Vollblutindianer, Nachkomme eines berühmten Häuptlings), man kann sagen heldenhafte Arbeit gethan haben. Selten aber ist grade bei nordischen Völkern eine so reiche Ernte nach verhältnismäßig kurzer Zeit eingesammelt worden. Drei Stationen weist jetzt dies Gebiet auf, und die uns vorliegenden Nachweise geben die Zahl der Christen auf 520 an. Zieht man die Schwierigkeit der Arbeit, die Zeit, die mit Erlernung der Sprache verloren geht, das so zerstreute Wohnen und die dadurch so erschwerte Verkündigung des Wortes in betracht, so ist dies sicherlich eine Zahl, die uns zum Dank gegen den Herrn stimmt. Auch im verflossenen Jahr ging es durch viel Krankheit und Not, aber vorwärts ist es gegangen, was schon daraus hervorgeht, daß 8 große Dörfer öffentlich erklärt haben, sie wollten den sogen. „Maskentanz" abschaffen, d. h. sich ganz dem Einfluß des Evangeliums öffnend, mit dem Heidentum brechen.

Durchqueren wir nun in östlicher Richtung die ganze in Schnee und Eis gebettete Breite von Nord-Amerika, so gelangen wir nach einem alten und längst bebauten Feld der Brüdermission, nach Labrador. Auch dieses Gebiet kann erzählen von fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, eigentümlichen Wechselfällen, aber auch von Sieg und Segen. Nachdem bereits 1752 John Erhardt die ersten Missionsversuche gemacht und dabei sein Leben verloren, nahm Jens Haven im Jahre 1764 die dortige Arbeit wieder auf; zu einer geregelten und dauernden Arbeit kam es 1771 durch Gründung der

Digitized by Google

Station Nain. 1776 konnte die erste Taufe stattfinden, doch erst seit dem Jahre 1804 begann die Arbeit eine wirklich erfolgreiche zu werden. In diesem Jahre entstand auf der bisher aussichtslosen Station Hoffenthal eine Erweckung, die sich auch auf die andern Stationen erstreckte und ein rasches Wachstum der christlichen Gemeinen zur Folge hatte. Seitdem ist es wie wohl auf allen alten Missionsgebieten gegangen. Zeiten des Niederganges des geistlichen Lebens haben mit solchen gewechselt, da die Wogen höher gingen. Im letzten Jahr hat der Herr sehr ernst zu unsern dortigen Pflegebefohlenen geredet durch eine ansteckende typhöse Krankheit, die namentlich in Nain wütete und dort allein 90 Personen hinraffte. Gott Lob konnten unsre Missionare diese Zeit der Heimsuchung als eine solche besonderen Segens bezeichnen, da sich an vielen Sterbebetten das Wort Gottes als eine Kraft bewiesen hat. Aber freilich, unleugbar ist, daß das Volk der Eskimo in raschem Dahinschwinden begriffen ist, und durch solche verheerende Krankheiten, die auf irgend welchem Wege von Besuchern eingeschleppt werden, seinem endlichen Erlöschen entgegeneilt. Dagegen mehrt sich langsam aber sicher das Geschlecht der sogen. settlers = Ansiedler, meist Mischlinge aus Europäern und Eskimos, die sich im Lande ansiedeln. Neben der Arbeit an den Eskimos die geistliche Pflege dieser Settler nicht zu vernachlässigen, lassen sich unsre Brüder sehr angelegen sein. Namentlich im Blick auf sie soll nun in der Makkovik-Bucht, südlich von Hoffenthal eine neue Station angelegt werden, für welche das Wohnhaus und Kirchgebäude, hier gefertigt, dies Jahr hinübergesendet werden wird. Es liegt der Wunsch seitens unsrer dortigen Brüder vor, von da aus dann noch weiter südlich nach Rigoulette vorzudringen, wo etwa 100 heidnische Eskimos und, sind wir recht berichtet, 6—700 Indianer leben. Ist so auf diesem alten Missionsfeld, das keiner Ausdehnung mehr fähig schien, eine Vorwärtsbewegung nach Süden zu zu bemerken, so fehlt es auch nicht an dem Wunsch, nach Norden zu ebenfalls vordringen zu dürfen. Die Station Rama scheint aus mehrfachen Gründen aufgegeben bezw. verlegt werden zu müssen, zumeist darum, weil sie als Erwerbsplatz nicht genügend erscheint. Es ist erfreulich, daß sich bei diesem Anlaß die Augen nach Norden und Westen richten und der alte schon 1811 von Kohlmeister gefaßte, aber damals von der Hudson Bay Company vereitelte Plan, auch den Heiden bis zum Cap Chudleigh im Norden und in der Ungava-Bucht im Westen das Evangelium zu bringen,

Digitized by Google

wieder in die Erinnerung kommt. Zunächst stehn diesem Plane große Schwierigkeiten im Wege, namentlich bezüglich der Verproviantierung einer so hoch im Norden gelegenen Station. Erfreulich aber ist es, daß sich auch auf diesem alten Missionsgebiet, das man gewöhnt ist als ein fertiges und abgeschlossenes anzusehen, der Trieb der Ausbreitung regt und zwar nach beiden Seiten, nach Nord sowohl als wie nach Süd. —

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß eine nicht geringe Erschwernis der Arbeit in Labrador der Besuch der mehr als 500 Fischerschooner aus Neufundland bildet. Wohl bietet ihre meist geistlich verwahrloste Mannschaft unsern Missionaren auch ein Feld geistlicher Thätigkeit, aber der Einfluß dieser rohen Leute auf die Eskimos ist meist ein wenig günstiger. Auf 5 Stationen stehn gegenwärtig 1359 Seelen in der Pflege der Missionare.

Nicht gar zu weit haben wir es von hier nach Grönland. Dies ist das zweitälteste Missionsfeld der Brüdergemeine. Fünf Monats nach dem Beginn der westindischen Mission — 19. Januar 1733 — begaben sich die 3 ersten Missionare auf den Weg dahin. Die Erstlingsarbeit der Brüder an der Seite des norwegischen Pastors Egede gehört, wir möchten sagen, zu den „klassischen" Episoden der Missionsgeschichte. Jetzt bietet Grönlaud als Missionsfeld allerdings nicht das Bild eines blühenden und das Herz erfreuenden Feldes, wenn wir auch durchaus nicht verkennen dürfen, daß auch hier die Frucht des verkündigten Wortes unverkennbar sichtbar ist. Mancherlei Gründe mag diese Erscheinung haben. Wir wollen hier aber nur das eine hervorheben, daß bis zum heutigen Tage bei aller gegenseitigen Freundlichkeit im einzelnen ein wirklich tieferes inneres Verhältnis zu den dänischen Geistlichen und Beamten sich nicht hat gewinnen lassen. Es spricht sich dies immer wieder aus in der zum Teil recht herben Kritik, die dänischerseits, auch öffentlich, an unserer Arbeit geübt wird, und die sich namentlich gegen die zum Zweck besserer geistlicher Pflege schon durch unsere ersten Missionare begonnene und später von uns fortgesetzte Sammlung der Eskimos auf bestimmten Stationen und die daselbst eingeführten Ordnungen richtet. Wir sind nicht blind genug gegen unsre eigenen Fehler, um dieser Kritik jegliche Berechtigung abzusprechen, geben auch gern zu, daß wir unsrerseits schon längst darauf hätten sehen sollen, daß unsre Missionare sich mehr „dänisierten", zumal sich die dänische Sprache aneigneten, aber immerhin glauben wir

Digitized by Google

doch, daß an diesem Verhältnis nicht nur Fehler unsrerseits die Schuld tragen, sondern daß hier andre Dinge, wie Nationalität und Handelsinteressen, mit im Spiele sind. Jedenfalls aber ist der Gedanke, nachdem die dänische Kirche die Mission dort energisch und systematisch in die Hand genommen hat, für die Ausbildung eingeborner Katecheten Sorge trägt und auch die Mission auf die Ostküste ausgedehnt hat, unsre Aufgabe dort als gelöst anzusehn und, unsre Mission der dänischen Mission übergebend, uns zurückzuziehn, unsern Missionskreisen nicht fremd und schon auf der Generalsynode 1889 erwogen worden. Noch haben wir die Ueberzeugung nicht gewinnen können, daß wir so handeln sollen und hoffen, daß uns gegeben sein werde, im rechten Moment das richtige zu thun. —

Das letzte Jahr war reich an schweren Erfahrungen, indem 2 Schiffe mit dem gesamten Proviant für unsre Missionare untergingen, so daß dieselben nun den kommenden Winter von den stets vorhandenen, aber vielleicht doch knappen Reservevorräten leben müssen. Bei dem ersten Schiffbruch rettete die mitreisende Braut eines Missionars ihr Leben in wunderbarer Weise, während ihre Sachen sämtlich verloren gingen.

Die Zahl der Stationen in Grönland ist 6, auf welchen 1620 Christen wohnen.

Eine längere Seereise bringt uns nun von Amerika nach **Afrika**, wo wir in Kapstadt in Süd-Afrika landen. Daselbst betreten wir auch eines der älteren Missionsfelder der Brüdergemeine **Süd-Afrika-West**, wie es heut bezeichnet wird, die Mission ursprünglich unter den Hottentotten, jetzt den »gekleurden«, dem Mischlingsvolk aus Hottentotten, Kaffern und Weißen. Wir dürfen voraussetzen, daß dem Leser etwas bekannt ist von der Arbeit des Apostels der Hottentotten Georg Schmidt, der nach 7jähriger gesegneter Arbeit, nachdem er mehrere Hottentotten getauft und eine Gemeine von etwa 50 Seelen um sich gesammelt, 1744 aus dem Lande vertrieben wurde. Erst im Jahre 1792 durfte diese Thätigkeit wieder aufgenommen werden, und zwar geschah dies an derselben Stelle, wo einst Schmidt gewirkt, in Baviaanskloof, jetzt Gnadenthal, wo bald die erste Missionsstation in Afrika entstand. Dieses Arbeitsfeld, jetzt 9 Stationen und 6 Außenstationen mit etwa 9000 Christen umfassend, hat der Verfasser in seinen Aufsätzen in dieser Zeitschrift (1894 Heft 1 und 2) sowie noch eingehender in dem Büchlein „Acht Monate in Süd-Afrika" besprochen. Wir können, auf diese Schrift verweisend, uns hier kurz fassen.

Digitized by Google

Es ist in diesen Gemeinen unleugbar ein reges geistliches Leben, man begegnet fast überall einer tiefen Frömmigkeit. Dagegen tritt immer wieder auf ethischem Gebiet entschieden eine solche Schwachheit und Unzuverlässigkeit des Charakters zu Tage, daß es oft schwer ist, ein gerechtes Urteil zu fällen. Jenes Mischlingsvolk ist eben ein in charakterlicher Beziehung ungemein schwaches und unfestes, zum Teil wenigstens ein Erbteil aus jener Zeit, da unter dem Druck der Sklaverei der Charakter systematisch verdorben wurde. Diese Charakterschwäche ist auch der Grund, daß die Anstrengungen, eingeborene Geistliche heranzubilden, nicht in dem Maße glücken wollen als wir wünschen. Doch ist es sehr anerkennenswert, daß die sogenannte Gehilfenschule in Gnadenthal die Schulen mit staatlich anerkannten Lehrern versieht, und doch einige eingeborene Geistliche und Missionsgehilfen gute Dienste leisten. Mit ganz besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß sich in den Gemeinen ein Trieb regt, denen, die der christlichen Predigt und des Unterrichts entbehren, ja noch zum Teil in der Finsternis des Heidentums sitzen — und deren giebt es auf den weit zerstreut liegenden Farmen und an den Eisenbahnen sehr viele — ganz aus treien Stücken Wort und Pflege zu bringen. Der neuerschienene Traktat von H. Schneider — Dom Fani — schildert anschaulich diese Thätigkeit. Und auch hier in dieser Provinz findet sich ein Vorwärtsstreben, ein Drängen, die Seile weiter zu spannen. Unter den in der Nähe von Enon lebenden heidnischen Kaffern ist in Etembeni und Malmaison ein neues Missionswerk in Angriff genommen. Daß hier harter Boden zu sein scheint, schreckt nicht so sehr zurück, als die Beobachtung betrübt, daß nun plötzlich, nachdem die Brüdergemeine sich dieser bisher völlig vernachlässigten Kaffern annimmt, die Church und die Indepedenten sich plötzlich auch auf sie besinnen und mit Feuereifer, natürlich in nächster Nähe, auch zu wirken beginnen. Diese rücksichtslose Konkurrenz muß man als eine der betrübendsten Erscheinungen auf dem Missionsgebiet bezeichnen.

Wenden wir uns nun nordöstlich nach dem sogen. Kaffraria, dem kaffrischen Teil der Kapkolonie, so sind wir auf dem Gebiet, welches wir als Süd-Afrika-Ost zu bezeichnen pflegen. Auch dieses Gebiet ist vom Verfasser in oben genanntem Buch eingehend besprochen.

Im Jahre 1827, und zwar von Süd-Afrika-West aus, begonnen, blühte diese Mission unter den Kaffern, nachdem sie die Anfangsschwierigkeiten überwunden, sichtlich auf und hat namentlich in letzter Zeit einen fröhlichen Aufschwung genommen. Gegenwärtig sind dort 10 Stationen und 1 Außenstation mit etwas über 4000 Christen. Mancherlei Unruhen haben wieder und wieder diese Mission in ihrem Bestehen bedroht. In mehreren schweren Kriegen 1846, 1851, 1856, namentlich 1880 schien das begonnene Werk ernstlich Schaden leiden zu sollen. Aber trotz alledem drang die Botschaft des Evangeliums sieghaft weiter und namentlich seit der Bahnbrecher Meyer im Hlubi-Lande bei dem Häuptling Zibi seine Wirksamkeit eröffnet, begann das Werk aufzublühen. Die dortige Arbeit, namentlich im Tembu- und Hlubi-Land nimmt einen gesegneten Fortgang, und wir haben uns genötigt gesehen, in den letzten Jahren 3 Außenstationen zu Hauptstationen zu machen, außerdem

Digitized by Google

daß eine ganze Reihe neuer Schulen gegründet und die Zahl der dortigen Missionare bedeutend vergrößert worden ist. Um Baziya hat sich auf wunderbare Weise durch Gottes Fügung ein neues vielversprechendes Arbeitsfeld am Lentu aufgethan, und im Hlubi-Lande scheint die Arbeit einen fröhlichen Fortgang zu nehmen und sich manche Thür aufzuthun. Am zurückhaltendsten zeigen sich bis jetzt die Tembu, deren König Dalindyebo sich eine eigene Volkskirche zu gründen suchte, die aber ein klägliches Ende genommen hat. Sehr unangenehm ist gerade auf diesem Gebiet, daß die englischen Gesellschaften (Church, Wesleyans und Presbyterians) wenig Verständnis für brüderliche Rücksicht zeigen. Ausnehmen will ich ausdrücklich den Geistlichen der Church in All saints, der sich als ein vollendeter Christ und Gentleman erweist.

In bedeutend höherem Maße als bei jenem Mischlingsvolk ist bei den Kaffern die Aussicht vorhanden, in absehbarer Zeit eingeborene Geistliche heranbilden zu können, denn die Kaffern sind in Bezug auf Bildungsfähigkeit und Charakterfestigkeit jenen weit überlegen. Noch fehlt uns aber ein Institut zur Heranbildung von Lehrern und Geistlichen. Es ist uns darum doppelt schwer geworden, ein größeres Geschenk, über dessen Verwendung wir freie Hand hatten, bei der finanziellen Notlage unserer Mission im Jahre 1894 der allgemeinen Kasse überweisen zu müssen, statt es zu diesem Zweck, wie ursprünglich geplant, zu benutzen. Wollte Gott, die Aussicht, die uns von Seiten eines reichen wohlwollenden Freundes angedeutet worden ist, reifte zur That aus, nämlich die, die Kosten für eine solche Schule auf sich zu nehmen.

Es bleibt uns nun noch ein Feld in Afrika, welches wir noch nicht besucht haben, die erst 1891 in Angriff genommene Mission am Nyasa in Deutsch-Ost-Afrika. Der Brüdergemeine war ungesucht ein bedeutendes Legat zugefallen, dessen Zinsen zur Ausbreitung des Reiches Gottes in der Heidenwelt Verwendung finden sollten. Man wird es verständlich finden, daß wir in dieser Thatsache eine Aufforderung des Herrn erblickten, unsre Seile weiter zu spannen und es für nicht richtig erkannten, dieses von Gott ihr anvertraute Geld nur zur Erhaltung der bisher betriebenen Missionen zu verwenden. Die Augen wie der übrigen so auch der Missionswelt richteten sich damals auf die neuerworbene Kolonie in Deutsch-Ost-Afrika in dem gewiß richtigen Gefühl, daß uns mit Erwerbung jener Gebiete auch die Pflicht ihrer Christianisierung zugefallen sei. Nach reiflicher Ueberlegung und nach Einholung sachverständigen Rates von verschiedenen Seiten entschloß man sich, das Kondeland, im Nordwesten des Nyassa, als neues Arbeitsgebiet zu wählen. Da auch Berlin I damals denselben Entschluß faßte, so einigten sich beide Gesellschaften in brüderlicher Weise über die gegenseitig inne zu haltenden Grenzen, und es ist eine ganz besondere Freude, die Thatsache feststellen zu können, daß bis jetzt zwischen den Missionaren beider Gesell-

Digitized by Google

schaften ein Geist herzlicher Brüderlichkeit geherrscht hat, und daß sich diese Zusammenarbeit in unmittelbarer Nähe als eine gegenseitige Hilfe und Stärkung erwiesen hat. Von den ersten Sendboten erlag in Kararamuka einer bald dem klimatischen Fieber. Entmutigt wurden die andern dadurch nicht, aber es wurde ihnen doch der Ernst ihrer Arbeit nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht. In Rungue am Fuße des gleichnamigen Berges wurde die erste Station gegründet und die Wahl gerade dieses Platzes hat sich bis jetzt durchaus als eine glückliche erwiesen. Als Verstärkungen nachgesandt wurden, schritten unsre Brüder zur Gründung zunächst zweier neuen Stationen im Süden von Rungue, Rutengenio in der Gegend von Kararamuka und Ipiana, nicht zu weit von der deutschen Grenze am Kibira, nahe dem See. Endlich wagten sie auch, nordwärts dringend, in Utengule, der Hauptstadt des gefürchteten Merere, festen Fuß zu fassen. Damit ist zunächst ein bedeutendes Stück Land besetzt und es dürfte nun eine längere Zeit folgen, in der die Hauptaufgabe darin bestehen wird, dieses Land „mit dem Wort zu erfüllen", ehe man mit frischen Kräften nordwärts zu dringen versuchen wird.

Erklärlich ist es, daß in dieser ersten Zeit äußere Arbeiten und die mühsame Erlernung der ihnen völlig fremden Sprache Zeit und Kraft unserer Brüder vornehmlich in Anspruch genommen hat. Doch ist sobald als möglich auf allen 4 Stationen Schul- und Predigtthätigkeit aufgenommen worden und, wenn auch noch nicht von Taufen hat die Rede sein können, nicht ohne Erfolg. Unsere Brüder erleben manche Freude und sehen, daß sie nicht vergeblich arbeiten. Rungue zumal stellt schon ein geordnetes christliches Gemeinwesen dar mit regelmäßigen Gottesdiensten in der neuerbauten Kirche, Schule und Krankenpflege. Nicht gering anzuschlagen ist auch der Einfluß, den die Missionare auf die umwohnenden Häuptlinge ausüben, und welcher vielfach zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Festigung des deutschen Ansehens beiträgt. Es sei hier auch ausdrücklich gesagt, daß die Stellung der dortigen deutschen Beamten —, namentlich des Stationsvorstehers von Langenburg, Baron von Eltz, zu unsern Missionaren nichts von wohlwollender Liebenswürdigkeit hat vermissen lassen. — Die Kosten dieser Mission sind namentlich in den ersten Jahren bedeutend höhere gewesen, als wir veranschlagt hatten, und das hauptsächlich darum, weil die Transportkosten bis dahin so ungemein hoch sind. Die fortschreitende Zivilisation wird wohl auch darin Wandel schaffen. Leugnen wollen wir auch nicht, daß wohl auch unsrerseits infolge von Unkenntnis der dortigen Verhältnisse und Unerfahrenheit manche Fehler gemacht worden sind.

Noch ist es verfrüht, in irgend einer Weise sich über die Zukunft dieses Werkes auszusprechen. Die sehr sanguinischen Hoffnungen und Erwartungen, die von manchen Seiten gerade dieser Arbeit entgegengebracht wurden, haben

Digitized by Google

wir nie geteilt. Im Gegenteil erscheint uns nach unseren bisherigen Erfahrungen, als gingen wir auf diesem Gebiet auch noch manchen nicht geringen Schwierigkeiten entgegen. In dieser Auffassung der Sachlage werden wir durch die letzten Nachrichten nur bestärkt. Unsere Missionare fangen an, in den Pfuhl entsetzlichster, durch Liebenswürdigkeit oft verdeckter Lasterhaftigkeit bei Jung und Alt bisher ungeahnte Blicke zu thun. Doch die Stunde kommt auch hier, früher oder später, da der Mund des Allmächtigen ruft: Es werde Licht!*)

Und nun von der alten Welt noch einmal zurück in die neue — nach Australien.

Hier hat die Brüdergemeine ein zweifaches Arbeitsfeld — das ältere in Viktoria, das neuste in Nord-Queensland. 1849 ward jene erstgenannte Arbeit begonnen. Menschlich gesprochen viel zu spät. Unsre Missionare konnten nur noch die letzten zersplitterten Reste der durch die Verfolgungen der Weißen und ihre eigenen Laster dem völligen Aussterben geweihten Papuas sammeln, und auch heutzutage ist ihre Arbeit die einer Mutter, welche ihr totkrankes Kind zu Tode pflegt. Aber diese Arbeit, die reich an rührender Aufopferung war und ist, ist nicht vergeblich gewesen und wenn irgendwo, so ist hier der Beweis erbracht für die Wahrheit, die in jenem Verse ausgesprochen ist: „Manch Volk, das sonst auch noch so dumm, begreift das Evangelium", und für die weitere Wahrheit, daß dieses Evangelium auch aus fast vertierten Menschen nicht nur nützliche Bürger dieses Erdenreiches, sondern auch des Himmelreiches machen kann. Auf 2 Stationen stehn heute noch 101 Personen in Pflege der Missionare.

Fast zu gleicher Zeit mit jener neuen Arbeit in Deutsch-Ost-Afrika ward auch eine solche in Nord-Queensland (Australien) auf der Halbinsel York unternommen und zwar wie jene erste in Viktoria auf Antrieb und auf Kosten der Presbyterianischen Kirche in Australien. Wenn irgendwo so wird hier Missionsarbeit im eigentlichsten Sinne getrieben, eine Arbeit, die an Leib und Seele unter dem ungesunden tropischen Klima, bei sehr schlechten Ernährungs- und namentlich Wasserverhältnissen so weitgehende Anforderungen stellt, daß wir uns kaum wundern dürfen, wenn von den dortigen Missionaren einer dem tropischen Fieber bald erlegen ist, der andre nur dadurch die Kräfte erhalten kann, daß er sich von Zeit zu Zeit an die Ostküste und nach Süden zur Erholung flüchtet. Auch hier zeigen sich die an das ungebundenste

*) Soeben geht uns die Nachricht zu, daß sich in Rutengenio der erste Eingeborene zur Taufe gemeldet hat.

Digitized by Google

Nomadenleben gewöhnten Papuas mit ihrer die tiefste sittliche Verkommenheit offenbarenden Lebensweise als ein, menschlich betrachtet, fast hoffnungsloses Ackerfeld. Und doch — die bisher erzielten Erfolge sind wohl geeignet, uns nicht ohne Hoffnung in die Zukunft blicken zu lassen. Daß bei Rückkehr des Missionars Hey, der seiner Gesundheit wegen nach dem Heimgang des Br. Ward einige Monate die Station verlassen mußte, sofort nach etwa 8 Tagen von den Schwarzen, die sich unterdessen wieder zerstreut hatten, etwa 200 sich wieder in Mapoon einfanden, zeigt doch, daß die ersten Fäden der Zuneigung geschlungen sind. Und man erstaunt, wenn man liest, wie sich diese Leute, denen der weiße Mann der Inbegriff alles Hassenswerten sein muß, an ihrem Missionar hängen und sich von ihm schelten und strafen lassen. Ja wenn auf Erforschungsreisen beim Begegnen eines andern Stammes die Begleiter des Missionars das Wort „Mapoon" — Name der Station — rufen, so nähern sich die Schwarzen ohne Scheu und der Missionar ist eines freundlichen Empfanges sicher. Es giebt eben eine „Macht der Liebe", die alles überwindet, und wo diese, durch den, der uns bis in den Tod geliebt, entzündet, waltet, da ist Hoffnung des Sieges vorhanden. Gegenwärtig ist als Ersatz des heimgegangenen Missionars ein anderer berufen und in richtiger Erkenntnis der Lage sollen und wollen unsre Brüder auf Antrieb der Presbyterianer zur Anlage einer zweiten Station schreiten. Die Zahl der auf jener Halbinsel wohnenden Schwarzen wird sehr verschieden angegeben, jedenfalls aber scheint so viel gewiß, daß sich hier ein großes Feld für die Missionsarbeit aufthut.*)

Und nun zum letzten Weltteil — Asien. Erwähnen wollen wir zunächst nur, daß die Brüdergemeine in Jerusalem ein Aussätzigenasyl hat, welches aber nicht in näherem Zusammenhang mit der Missionsarbeit steht. —

Schon im vorigen Jahrhundert hat die Brüdergemeine in Asien mancherlei Missionsversuche gemacht, so in Persien, Ceylon, auf den Nikobaren u. s. w. Doch es war als sollte sie in diesem Weltteil nicht festen Fuß fassen, jene Unternehmungen scheiterten sämtlich. Erst im Jahre 1853 ward eine Arbeit in Britisch-Indien am Himalaya begonnen, die noch heute ihren Bestand hat. Die Anregung dazu hatte der bekannte Missionar Dr. Gützlaff gegeben. Das Ziel der Wünsche

*) Auch von Mapoon kommt soeben die Meldung, daß sich zwei Papuas zur Taufe gemeldet haben.

Digitized by Google

war Tibet und die Mongolei. Alle Versuche aber, in dies Land hinein zu bringen, waren vergeblich. Immer wieder zurückgewiesen, entschlossen sich die Brüder endlich, in Britisch-Indien zu bleiben, arbeitend und des Herrn Stunde für Tibet erwartend. Zunächst beschäftigten sie sich mit Sprachstudien, aus welchen die wertvollen Uebersetzungen von Jäschke hervorgingen, die noch heute unbestritten als mustergiltig gelten. An 3 Plätzen faßten die Brüder nach und nach festen Fuß, in Kyelang in der Landschaft Lahoul, Poo in Kunawur und Leh in Kaschmir.

Eine mühselige und harte Arbeit war zu thun. Während das Höhenklima sich als die Nerven, namentlich die Gehirnthätigkeit, sehr angreifend erwies, bereitete die Verschiedenheit der Sprachen und Dialekte ungeahnte Schwierigkeiten. Dazu drohen die Gesetze jener Landschaften jedem, der zum Christentum übertritt, mit dem Verlust aller Rechte und seiner Habe. Und endlich hier trat man in den Kampf mit dem nach allen Seiten hin ausgebreiteten Buddhismus, der freilich eine andere Macht darstellt, als die zusammenhangslosen Religionen der Naturvölker. So ist diese Arbeit durch namenlose Schwierigkeiten gegangen und hat bis jetzt äußerlich wenig Erfolge aufzuweisen; es sind gegenwärtig in den 3 Orten 57 Seelen in Pflege der Missionare. Doch wir dürfen unbedingt ein zweifaches behaupten. Leicht könnten unsre Brüder jene Zahl verdoppeln und verdreifachen, wollten sie ihre Weise ändern, die bisher stets dahin ging, mit der Aufnahme in die Christengemeine sehr vorsichtig zu sein, und alle diejenigen davon zurückzuweisen, bei denen sich ein äußerer, namentlich auf Verbesserung ihrer äußern Stellung abzielender Grund dazu nachweisen oder vermuten ließ. Wir wissen wohl, daß nicht alle Missionsgesellschaften, die dort thätig sind, dieselbe Anschauung haben, machen ihnen auch daraus keinen Vorwurf, sind aber sehr einverstanden, wenn unsre Brüder bei ihrer bisher geübten und wohlbegründeten Art bleiben. — Wir dürfen auch ferner die Behauptung aufstellen, daß die Arbeit unsrer Brüder, sei auch der numerische Erfolg noch ein geringer, von weitgehendster Bedeutung für die Zukunft ist. Durch ihre Reisen, und namentlich durch die von ihnen verteilten Schriften ist der Boden überall vorbereitet, die Minen sind gelegt, die Laufgräben gezogen, und die nähere oder fernere Zukunft wird die Bedeutung dieser Arbeit erweisen. Ob unsre Brüdermission dann die Ernte aus dieser Saat sammeln wird oder eine andere Gesellschaft, das ist uns im

Digitized by Google

Interesse der Sache nebensächlich. Jedenfalls aber regt sich auch auf diesem Gebiet ein Drang, vorwärts zu gehn. Von Kyelang aus ist eine Außenstation in Chot angelegt worden, und auch von Poo aus möchte man gern in Chini ein neues Werk beginnen, wie von Leh aus in Kargil oder Skardo. Und wir dürfen wohl sagen, daß die wenigen Christen in neuerer Zeit sich immer mehr zu bewähren scheinen. Eine besondere Freude aber ist es, daß der Herr in Poo in einem nicht vor langer Zeit getauften Christen Paulu einen Mann uns gegeben, der vom Eifer für den Herrn getrieben, nachdem ein von ihm gemachter Versuch in Tibet einzudringen mißglückt war, seinen Landsleuten wo und wie er kann das Heil in Christo mit Ernst und Nachdruck verkündigt, ohne bis jetzt sich als hochmütig oder eingebildet zu zeigen. Und ebenso ist es uns als eine besondere Gnade des Herrn erschienen, daß der eingeborene Christ Puntsog, der allein in Chot steht, sich bewährt und mit gutem Wandel und freimütigem Wort sein Licht leuchten läßt. Ist auch dies Feld noch bis zum heutigen Tage eines, das die Geduld und Ausdauer unsrer Boten und das glaubensvolle Warten unsrer Missionsgemeine besonders in Anspruch nimmt, so haben wir doch heute mehr Grund als früher, mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken.

* * *

Wir haben unsern Rundgang beendet. Er mußte des zur Verfügung stehenden Raumes wegen kürzer sein als dem Verfasser lieb ist. Aber ich kann die Feder nicht aus der Hand legen, ohne noch auf einen Punkt besonders aufmerksam zu machen. Man kann gar manchesmal den Ausspruch hören: Die Brüdergemeine hat keine Mission im eigentlichen Sinn mehr, sondern sie arbeitet in schon christianisierten Ländern an heidenchristlichen Gemeinen. Der aufmerksame Leser wird die Unrichtigkeit jenes Ausspruches aus obigem Ueberblick entnehmen können. In Alaska, Kalifornien, auf der Moskitoküste, im Buschland (Suriname), im Kafferlande, am Nyassa, in Queensland, am Himalaya ist noch echte, rechte Missionsarbeit inmitten tausender umwohnender Heiden, und auch auf den alten Gebieten in Labrador und Süd-Afrika-West regt sich der Trieb, wieder den Heiden näher zu treten und Missionsarbeit im eigentlichen Sinn zu beginnen. Es gehört viel Weisheit dazu, beiden Aufgaben gerecht zu werden: den Ausbau der alten Missionen nicht über dem neuen Vordringen zu vernachlässigen

Digitized by Google

oder umgekehrt, sondern beides in der rechten Weise und in gesunder Abwägung zu einander fortzuführen. Diese Weisheit gebe uns der Herr!

Doch wie könnten wir versäumen, noch zum Schluß auf die unsre Herzen so tief bewegende Erfahrung hinzuweisen, die wir in diesem Jahre haben machen dürfen.

Unsre Missionsrechnung schloß trotzdem, daß wir, wie oben erwähnt, eine größere Summe, die wir gern anders verwendet hätten, der allgemeinen Kasse zuführten, mit einer Schuld von 114 000 Mk. Daß diese Thatsache ein schwerer Druck auf dem Herzen war, darf nicht erst gesagt werden. Im September teilten wir diese Thatsache unsrer Missionsgemeine mit, und am 20. Januar d. J. war diese Schuld getilgt. Das ist ein Wunder vor unsern Augen! Die allmächtige Hand unsers Gottes und die fröhliche Opferwilligkeit vieler in und außer dem Kreise der Brüdergemeine haben dies Wunder gewirkt. Preis dem treuen Gott, Dank seinen unverdrossenen Handlangern!

Die skandinavische Santhalmission.*)

Von Propst J. Vahl in N. Alslev.

Selten hat eine Mission in so kurzer Zeit so viele treue Freunde gewonnen wie die skandinavische Santhalmission oder — um ihren offiziellen Namen anzuführen — die Indian Home Mission to the Santhals; und zwar gilt dies für alle nordischen Reiche, am hauptsächlichsten allerdings für Dänemark und Norwegen. Merkwürdig ist dabei, daß die Freunde dieser Mission den verschiedensten kirchlichen Richtungen angehören, welche sich sonst so scharf befehden und auch in der Mission nicht zusammen arbeiten wollen. Es ist dies nächst Gott dem Umstand zu verdanken, daß ein Däne seinen Landsleuten von den großen Thaten Gottes in der Heidenwelt berichtete, nicht zum wenigsten aber auch der großen Begabung, dem tiefen christlichen Ernst und der ausgeprägten Nationalität der Missionare Börresen und Skrefsrud, der beiden Leiter der Santhalmission; jeder von beiden

*) Hauptquelle: Hertel, Den nordiske Santhalmission, historisk fremstillet. Kjöbenhavn 1884. (Größtenteils auf den mündlichen Mitteilungen Missionar Skrefsrud's, sowie auf anderen verläßlichen Quellen beruhend.)

Digitized by Google

stellt einen Typus des Volksstammes dar, dem er angehört, und jedermann empfing den Eindruck, daß es Fleisch von seinem Fleische war, was ihm in jenen beiden Männern entgegentrat, so daß es dem schlichten Manne des Volkes zu Mute war, als ob er persönlich Anteil an der Missionsarbeit habe.

Die Santhal gehören Indiens Urbevölkerung an, den sogenannten khervarischen Volksstämmen; sie nennen sich selbst: „Her". Es finden sich unter ihnen viele merkwürdige Sagen und Ueberlieferungen, die für den Religionsforscher und Ethnologen ein großes Interesse haben. So haben sie z. B. eine Sage von der Erschaffung eines Menschenpaares durch einen guten Gott, vom Sündenfall, von einem großen Strafgericht, das über die ganze Menschheit erging, sowie von der Vermehrung und Ausbreitung des Menschengeschlechts.

Ihrer Ueberlieferung zufolge wandten sich die Khervarer gen Osten und ließen sich eine zeitlang in Kae (Chinesische Tartarei) nieder, um dann von dort durch den Hindukusch nach dem Pandschab zu ziehen, wo sie eine längere Periode hindurch wohnten. Erst infolge der Einwanderung und der Gewaltherrschaft der Arier wurde ihr Volkstum zertrümmert. Da die Santhal sich nicht gutwillig unterordnen wollten, so mußten sie das Pandschab verlassen; zunächst zogen sie sich nach Nagpur, dann nach Chutianagpur und von hier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach dem westlichen Teile der Santhal-Pergunnahs zurück — einem Landstrich nordöstlich von Jamtara bis zum Knie des Ganges —, wo die Bevölkerung infolge der Hungersnot von 1770 ausgestorben war. Sie breiteten sich nun über die ganze Gegend aus und erfreuten sich eine zeitlang der Ruhe und des Friedens. Als sie aber mit der Bebauung des Bodens günstige Resultate erzielt hatten, wurden sie in schamloser Weise von den Hindu-Zemindaren (Gutsbesitzern) ausgebeutet, welche von den Engländern gegen eine bestimmte Abgabe mit der Erhebung der Steuern und der Ausübung der Gerichtsbarkeit betraut waren. Daneben gerieten die Santhal bei ihrem leichtsinnigen Gebaren in Geldangelegenheiten in die Hände von Hinduwucherern, welche ihre Opfer in unglaublicher Weise aussogen.

Da ihre Beschwerden bei den englischen Beamten nichts nützten — letztere verstanden die Santhalsprache nicht und ließen sich von den Hindu hinters Licht führen —, so beschlossen die Santhal im Jahre 1855 einen allgemeinen Zug nach Kalkutta, um ihre Beschwerden dem Vizekönig vorzulegen. Ein solcher Schritt ging natürlich nicht ohne

Digitized by Google

mancherlei Störungen der öffentlichen Ruhe ab, und die Engländer mußten eine Abteilung Soldaten aufbieten, um den Aufstand zu dämpfen. Die Regierung zeigte sich dem armen Volke gegenüber im übrigen sehr nachsichtig, so daß bald wieder Ruhe und Frieden im Lande herrschte. Leider begann die Aussaugung der Zemindare von neuem, und die Unzahl von Branntweinschenken, welche sich an allen Ecken und Enden fanden und von den trunksüchtigen Santhal nur allzu oft aufgesucht wurden, vermehrten noch das Elend des Volkes, so daß es den Anschein gewann, als ob dasselbe an Trunksucht, Unsittlichkeit, Eigensinn und Uneinigkeit zu Grunde gehen werde.

Gerade um diese Zeit — im Jahre 1867 —, gleichsam in letzter Stunde, war es, daß Börresen und Skrefsrud ihre Missionsarbeit unter den Santhal begannen. Sie waren übrigens nicht die ersten Missionsarbeiter, die sich dieses Volkes annahmen. Schon 1850 hatte der deutsche Missionar Dröhse von der zur Kirchlichen Missionsgesellschaft gehörenden Station Bhagulpur aus angefangen, christliche Schulen unter den Santhal ins Leben zu rufen. Da der englische Kommissar für Santhalistan die Beobachtung gemacht hatte, daß sich diejenigen Ortschaften, in welchen sich solche Missionsschulen befanden, an den Unruhen nicht beteiligt hatten, so machte er der Regierung den Vorschlag, im ganzen Santhalgebiete Schulen unter der Oberaufsicht der Kirchlichen Missionsgesellschaft einzurichten. Die englische Regierung ging mit großer Bereitwilligkeit auf den Vorschlag ein; aber obgleich die projektierten Schulen Regierungs- und nicht Missionsschulen sein sollten, war dies doch der Ostindischen Kompagnie ein Dorn im Auge, und ihre Direktoren gaben der Regierung gegenüber folgende Erklärung ab: „Es würde allen von uns bisher festgehaltenen Grundsätzen widersprechen, irgend einen Schritt zu thun, der den Anschein erwecken könnte, als ob die Regierung in Indien in Gemeinschaft mit irgend einer Missionsgesellschaft auf die Bekehrung eines Teiles der Bevölkerung zum Christentum hinarbeite".

Glücklicherweise konnte die Kompagnie nicht lange mehr Hindernisse in den Weg legen. Im Jahre 1857 brach der große Aufstand in Nordindien aus, und eine von seinen Wirkungen war, daß jene große Handelsgesellschaft ihr Regiment über Britisch-Ostindien in die Hände der englischen Regierung zurückgeben mußte. Am Ende des Jahres 1860 hatte die Kirchliche Missionsgesellschaft von Bhagulpur aus in Santhalistan bereits 18 Schulen im Gange, welche von 604 Schülern be-

Digitized by Google

sucht wurden. Der Schwerpunkt für diesen Zweig der Missionsarbeit wurde indeß bald nach Hirampur und später nach Taljhari verlegt, von wo aus sich die Schulen über den Nordosten Santhalistans (den sogenannten Daman-i-koh) verbreitet haben.

In der entgegengesetzten Ecke Santhalistans oder richtiger gesagt, unter denjenigen Santhal, welche nach dem Süden ausgewandert waren, hatte die amerikanische »Freewill Baptist Missionary Society« von der Station Santipur aus (1852) eine Arbeit begonnen. Im Jahre 1865 ließ sich ein gewisser Johnson, der in Verbindung mit der englischen Baptistischen Missionsgesellschaft stand, in Sewri*) nieder. Johnson war ein merkwürdiger Mann, der als englischer Offizier den Krimkrieg mitgemacht hatte und dort dekoriert worden war. Ursprünglich der anglikanischen Kirche angehörend, kam er in Kalkutta in Verbindung mit Plymouth-Brüdern, durch welche er erweckt wurde. Nachdem er sich von denselben hatte umtaufen lassen, warf er seine Orden weg, zog einfache Kleider an und wanderte in Bengalen umher. Um unter der dortigen Arbeiterbevölkerung besser wirken zu können, ließ er sich eine Inspektorstelle an der Eisenbahn übertragen. In dieser Zeit traf er mit einem Baptistenmissionar zusammen, der ihm riet, seinen Posten mit dem Berufe eines wirklichen Missionars zu vertauschen. Johnson baute sich nun inmitten der Santhalbevölkerung in Belboni eine Hütte nach der Art der Eingeborenen und gründete ein paar Schulen. Mit diesem Johnson traten die ersten skandinavischen Santhalmissionare Börresen und Skresrud in Verbindung.

Hans Peter Börresen war am 29. November 1825 in Kopenhagen als Sohn eines Schiffszimmermanns von norwegischer Herkunft geboren. Der lebhafte, begabte und vorwärtsstrebende Knabe, welcher sich durch eine außergewöhnlich schöne Singstimme vor seinen Altersgenossen auszeichnete, kam zu einem Schmied in die Lehre; da er aber bei diesem nicht so viel lernen konnte, als er wünschte, begab er sich nach Berlin, wo er in einer Lokomotivenfabrik lohnende Arbeit fand. Freilich fühlte sich der junge Däne in der großen Stadt sehr vereinsamt. Aber gerade diese Vereinsamung wurde für ihn ein Anlaß durch fleißiges Forschen in der heiligen Schrift seinen Heiland zu suchen und zu finden. Um jene Zeit kam er mit einem Berliner, Namens Hempel in Berührung, dessen Tochter bei Pastor Knak Konfirmandenunterricht genossen hatte. Durch diese Stunden war in ihrem Herzen eine brennende Liebe zu Jesu entfacht worden, und zugleich hegte sie den Wunsch, als Missionsarbeiterin nach China zu gehen, für welches Land durch Gützlaffs Besuch in der Heimat

*) Die Station wird zum ersten Male in dem Jahresberichte der Gesellschaft von 1866 erwähnt.

Digitized by Google

damals großes Interesse erweckt worden war. Aber die Eltern, deren einzige Tochter sie war, wollten sie weder in den Missions-, noch in den Diakonissenberuf, zu dem sie sich ebenfalls hingezogen fühlte, eintreten lassen. Dagegen gaben sie ihre Einwilligung, als sich ihre Tochter mit Börresen verlobte; die Ehe wurde im Jahre 1855 geschlossen. Die beiden Eheleute pflegten nun gemeinsam die Liebe zur Mission; gleichzeitig freilich fühlten sie, daß sie innerlich noch nicht reif genug wären, um selbst als Arbeiter in die Heidenwelt hinausziehen zu können. Sie schlossen sich innig an Pastor Knaks Gemeinde an und machten ihr Haus zu einem Sammelpunkte für gläubige Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen. Börresen hatte als Zivilingenieur gute Einnahmen und benutzte diese, um in sein gastfreies Haus namentlich die zahlreichen jungen Skandinavier einzuladen, welche sich in Berlin aufhielten. Unter letzteren war auch der Mann, welcher über 30 Jahre mit Börresen durch innigste Feundschaft und treue Mitarbeit verbunden geblieben ist.

Lars Olsen Skrefsrud war am 4. Februar 1840 in Gudbrandsdalen in Norwegen geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter Handwerker, aber leider dem Trunke ergeben; die Mutter war eine fleißige und fromme Frau. Skrefsrud selbst war ein aufgeweckter, begabter Knabe, in dessen Herzen manche christliche Regungen zu spüren waren. In seiner Jugend kam er mit Kameraden in Berührung, die ihm zuredeten Tambour zu werden. Als er nun in Verbindung mit seinen Freunden allerlei Ausschweifungen beging, für die er die Verantwortung auf sich allein nahm, wurde er nach der strengen norwegischen Militärgesetzgebung zu $2^1/_2$ Jahr Festungshaft verurteilt, die er in Christiania absitzen mußte. Hier kam es bei dem Gefangenen nach einem schweren, ernsten Bußkampfe zu einer gründlichen Bekehrung. Er las alles mögliche, was in seine Hände kam, lernte Deutsch und Englisch; am meisten aber fühlte er sich von einer Lebensbeschreibung des schwedischen Bauernburschen Peter Fjelsted angezogen, der Missionar geworden war und später nach seiner Rückkehr in die Heimat in hohem Grade zur Weckung des Missionsinteresses in Schweden beigetragen hatte. Skrefsrud's Lust Missionar zu werden, wurde von Tag zu Tag größer, und er redete immer und immer wieder von diesem seinem Vorhaben, sodaß er im Gefängnis den Beinamen „der Missionar" bekam.

Nach seiner Freilassung erwarb er sich als Graveur seinen Lebensunterhalt, studierte dabei aber beständig weiter. So machte er sich z. B. mit Französisch, Lateinisch, Griechisch und Harmonielehre vertraut und begab sich 1862 nach Stawanger, um dort in die Missionsschule einzutreten. Als die Norwegische Missionsgesellschaft ihn aufzunehmen Bedenken trug, reiste er auf den Rat eines Freundes, mit einem Empfehlungsbrief an Börresen in der Tasche nach Berlin, wo er in der Goßnerschen Missionsschule Aufnahme fand. Mit Börresen verknüpften ihn bald Bande innigster Freundschaft, und es war kein Wunder, daß auch bei diesem die Missionsgedanken eine festere Gestalt gewannen. Ab und zu hatten ja Börresen und seine Frau schon vorher an den Missionsberuf gedacht; aber da ihnen inzwischen drei Kinder geboren worden waren, sah Frau Börresen darin einen Fingerzeig vom Herrn, daß er ihnen ihren Wirkungskreis in der Heimat angewiesen habe. Als indeß ein Kind nach dem andern starb, lernte Frau Börresen des Herrn Wege verstehen

Digitized by Google

und erklärte sich bereit, mit ihrem Gatten auf das Missionsfeld hinauszuziehen; dieser Entschluß wurde im Frühling des Jahres 1863 gefaßt. Am liebsten wäre Börresen und Skrefsrud ein bisher noch völlig unbearbeitetes Gebiet gewesen; jedenfalls stand ihnen fest, daß sie zu gemeinsamer Arbeit berufen seien. Sie beschlossen, daß Skrefsrud vorausreisen und die andern später nachfolgen sollten.

Im November 1863 trat Skrefsrud die Reise in das Gebiet der Kolsmission an, und zwar mußte er sich auf der Fahrt von Sues nach Indien mit einem Deckplatz begnügen, da die Goßnersche Mission nur über wenig Mittel verfügen konnte. Zunächst wurde der junge Norweger in Purulia stationiert, wo er sich alsbald eifrig an das Studium der Sanskrit- und Bengalisprache machte. Nachdem Börresen 1864 unter den dänischen Kriegsgefangenen in Deutschland eine gesegnete Thätigkeit ausgeübt hatte, wurde er am 21. November desselben Jahres gelegentlich eines Abordnungsfestes, bei dem Generalsuperintendent Büchsel die Abschiedsrede hielt, samt seiner Frau, Skrefruds Braut und einigen anderen Missionaren nach Indien gesandt*). Um die Südspitze Afrikas herumfahrend, kamen die Reisenden Anfang April 1865 nach Kalkutta und begaben sich von da in die Kolsmission, in welcher damals sehr unbehagliche Zustände herrschten. Es stand nämlich ein Teil der Missionsarbeiter unter Anführung des Missionars Batsch in offenem Gegensatz zu der Missionsleitung in der Heimat. Letzterer, welcher später eine förmliche Sezession ins Werk setzte, trat den beiden skandinavischen Missionaren in sehr unfreundlicher Weise entgegen und wollte es besonders nicht zulassen, daß sie die Missionsarbeit gemeinsam betrieben, obgleich es ihnen von Berlin ausdrücklich versprochen worden war; zuletzt stellte er ihnen einfach die Wahl zwischen der Trennung oder der Entlassung aus dem Missionsdienste.

In dieser Verlegenheit wandten sich die beiden an die dänische Missionsgesellschaft, die kurz vorher eine Mission in Indien begonnen hatte, und boten derselben ihre Dienste an; aber die Gesellschaft wies ihren Vorschlag zurück. Da sie auf ihren Wunsch gemeinsamer Arbeit beharrten, wurden sie schließlich wirklich aus dem Verbande der Goßnerschen Mission entlassen. Börresen und Skrefsrud begaben sich nun nach Kalkutta, wo sie die Freundschaft einiger reicher bengalischen Christen gewannen, welche sie unterstützten, während sie auf der Suche

*) Eine packende Schilderung der Reise nach Indien findet sich im „Echo", Jahrgang 1865.

Digitized by Google

nach einem neuen Missionsgebiete waren und gleichzeitig noch an ihrer Ausbildung zum Missionsberufe arbeiteten.

Als Börresen noch in Berlin weilte, war bereits durch das, was er über den Santhalaufstand in den Missionsblättern (z. B. im Calwer Missionsblatt 1856, Nr. 9 u. 10) gelesen hatte, sein Herz von Mitleid mit jenem Volke ergriffen worden, und in Purulia hatte Skrefsrud Gelegenheit gehabt, einzelne Santhal kennen zu lernen. Da war es denn ganz natürlich, daß sich ihre Gedanken auf Santhalistan konzentrierten. Aber obschon ihnen ihre Freunde in Kalkutta ihre Unterstützung bei dem neuen Missionsunternehmen zusagten, fühlten Börresen und Skrefsrud doch, von wie großem Segen es für sie sein würde, wenn sie eine Missionsgemeinde gläubiger Christen in der Heimat hinter sich hätten, auf die sie sich stützen könnten; daher schrieb Skrefsrud im Mai 1866 an die dänische Missionsgesellschaft und bat für sich und seinen Freund um Aufnahme in ihren Verband, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß sie keine pekuniäre Hilfe, sondern nur eine geistliche Stütze begehrten. Aber wiederum thaten sie eine Fehlbitte. Gleichzeitig hatten die beiden an den anglikanischen Missionar Puxley in Taljhari geschrieben; aber dessen Antwort ist nie in ihre Hände gekommen.

Man wies sie nun an den vorgenannten Johnson und da letzterer sich geneigt zeigte, seine Verbindung mit der Baptistischen Missionsgesellschaft zu lösen und sich ihnen anzuschließen, so wurden sie einig, eine gemeinsame Mission, bei welcher sie die dogmatischen Verschiedenheiten vorläufig auf sich beruhen ließen, unter dem Namen »Indian Home Mission to the Santhals« zu beginnen. Nachdem sie das Terrain sondiert hatten, beschlossen sie 1867 sich in der Nähe des Dorfes Benagaria niederzulassen, da es ihre Absicht war, mitten unter dem Volke und nicht in der Nähe einer Regierungsstation ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Hier erwarben sie sich ein Grundstück von dem Besitzer, der es ihnen mit Freuden verkaufte, damit sie „aus den tierischen Santhal menschliche Wesen machen könnten". Bei Benagaria legten sie am 15. Oktober 1867 den Grundstein zu der Station Ebenezer; aber erst zu Beginn des Jahres 1869 waren die Stationsgebäude vollendet. Sie hatten 9143 Rupien gekostet, von welcher Summe Börresen ungefähr die Hälfte gesammelt hatte. Außer der eigentlichen Missionarswohnung hatte man je ein Schulhaus für Knaben und Mädchen, ferner ein Wohnhaus für beide und noch einige andere

Digitized by Google

Baulichkeiten errichtet. Alles das kostete viel Geld und wenn auch die Baptistische Missionsgesellschaft, welcher Johnson angehört hatte, unaufgefordert einen monatlichen Zuschuß von 100 Rupien gewährte, so reichte das doch bei weitem nicht aus; daher begab sich Börresen auf eine Kollektenreise, zunächst nach Kalkutta und Benares, und da er hier keinen rechten Erfolg hatte, weiter nach Allahabad und westwärts, von wo er mit einer Summe von 3000 Rupien heimkam. Damit deckte man eine Weile den dringendsten Bedarf; aber je mehr sich die Missionsarbeit ausdehnte, um so mehr Mittel benötigte man. Von der Bapt. M. G. erhielten sie nur die 1200 Rupien, sowie während einiger Jahre monatlich 25 Rupien zur Unterstützung eingeborener Missionsgehilfen; es herrschte die ganze Zeit über eine gewisse Unklarheit in ihrem Verhältnisse zu dieser Gesellschaft, welche in ihren Berichten beide Männer als ihre Missionare aufzählt; freilich mit Unrecht; denn es heißt im Jahresbericht für 1868: „Skrefsrud wird durch einen Zuschuß (grant) unterstützt, Börresen durch in Indien gesammelte Gaben".*)

Das Verhältnis zwischen beiden Teilen scheint so gewesen zu sein, daß die Indian Home Mission to the Santhals zunächst infolge des Zusammenhangs von Johnson mit der Bapt. M. G. als eine Art Hilfsgesellschaft der letzteren betrachtet werden konnte, später aber, besonders als Johnson 1869 aus der Santhalmission ausgetreten war, immer mehr selbständig wurde; es währte nicht lange, so emanzipierte sie sich gänzlich von der Bapt. M. G., wenn letztere auch noch einige Jahre hindurch der Mission einen Zuschuß von 100—115 Rupien zukommen ließ, was übrigens nur einen ganz geringen Teil von dem jährlichen Bedarf der Santhalmission ausmachte.

Die auf den Kollektenreisen eingesammelten Gaben kamen anfänglich wohl auch vorzugsweise aus baptistischen Kreisen; aber es dauerte nicht lange, so flossen sie auch reichlicher aus anderen christlichen Gemeinschaften. Zeuge für diese veränderten Verhältnisse sind die Jahresberichte der Santhalmission, deren zwei erste von Johnson auf eigene Hand mit dem Titel „Die Baptistenmission unter den Santhal" herausgegeben wurden; in ihnen beschreibt er hauptsächlich seine eigene Wirksamkeit in Belboni. Der 3. Jahresbericht wurde dagegen von dem Baptistenmissionar F. H. Evans in Allahabad herausgegeben, welcher

*) Im 3. Jahresbericht der J. H. M. schreibt Evans: „Die Baptistische Missionsgesellschaft läßt uns eine monatliche Unterstützung von 100 Rupien zu Gute kommen. Es ist der heiße Wunsch und das ernstliche Flehen meines Herzens, daß unsere Vereinigung recht bald eine wirkliche „Indian Home Mission" darstellen möge, welche völlig durch die freundlichen Gaben frommer Christen in diesem Lande erhalten wird".

Digitized by Google

Börresen auf seiner Kollektenreise begleitet hatte. Während seines Aufenthaltes in Ebenezer wurde ein „Aeltesten-Rat" (Directing Elders) ins Leben gerufen, welcher aber schon 1869 einer „Managing Committee" das Feld räumte, welche nur die Geldangelegenheiten zu verwalten hatte. Dieselbe bestand aus Baptisten mit Evans als Sekretär. In dem 3.—6. Jahresberichte ist diese Committee noch aufgeführt, und im 3. und 4. Berichte heißt es auf dem Titelblatt „Indian Home Mission Auxiliary to the Baptist Mission to the Santhals". Aber vom 7. Jahresberichte ab wird stets Börresen als Sekretär und Kassierer angeführt, und die Committee wird „Consulting Elders" genannt, bis zuletzt auch diese vom 10. Jahresbericht (1877) ab verschwindet.*) Daß die Bapt. M.-G. noch eine Weile die Santhalmission mit Gaben unterstützte, und daß dieselben speziell an die Adresse des Missionars Skrefsrud gerichtet waren, hatte seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß derselbe, ohne übrigens den geringsten Zweifel an der lutherischen Auffassung von der dogmatischen Bedeutung der Taufe zu hegen, Bedenken trug, die Taufe auf andere Weise als durch Untertauchen zu vollziehen, und daß er selbst, in seinen Bedenken durch Umgang mit Baptisten bestärkt, an sich noch einmal durch Untertauchen die Taufe hatte vollziehen lassen. Börresen dagegen hatte nie ähnliche Skrupel gehabt, und die Lehre der Santhalmission von der Taufe trägt einen ausgeprägt lutherischen Charakter. Wenn die Missionare auch dabei geblieben sind, in der Regel die Täuflinge mit dem ganzen Leibe im Wasser unterzutauchen, so hegen sie doch nicht den geringsten Zweifel, daß auch die anderen Formen der Taufvollziehung berechtigt und giltig sind.

Wir haben vorher erwähnt, wie es der Wunsch der Santhalmissionare war, sich an eine bestimmte Missionsgesellschaft anzulehnen, namentlich um deswillen, damit ihre Arbeit nicht mit ihrem Tode zum Stillstand verurteilt sei. Da sie nun anfänglich mit der Bapt. M.-G. in Verbindung getreten waren, wurde dies die Veranlassung, daß die Missionare eine Unvorsichtigkeit begingen, für die sie später manchen Vorwurf haben einstecken müssen. Den 2. Juli 1868 wurde ihnen nämlich das Grundstück, auf dem die Station Ebenezer stand, wie sie glaubten, in gesetzmäßiger Weise zugeschrieben. Der Kaufbrief wurde ausgefertigt auf den Namen des „Herrn Lars Skrefsrud für die geehrte Bapt. M.-G., nämlich für die Gesellschaft der Religionsverkündiger". Wie sich später herausstellte, war das Dokument ungiltig, da die Vollmacht

*) Der dänische Santhalmissionsausschuß hat von dem 3.—9. Jahresbericht (der 1. und 2. sind völlig vergriffen) einen Neudruck veranstalten lassen; Exemplare desselben können gratis von dem Cand. theol. Jakobsen in Kopenhagen (Nörregade 38,3) bezogen werden; ebenso folgende sprachwissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Santhalmission:

Heuman: Grammatisk Studie öfver Santal-Spraket (Saertryk af Oversigt overdet Kongelige Danske Videnskabernes Selsskabs Forhandlinger 1892).

Thomsen V.: Bemaerkninger om de khervariske (kolariske) Sprogs Stilling (Saertryk etc. 1892).

Skrefsrud L. O.: Mecherne i Assam og deres Sprog. Af et Brev (Saertryk af Nordisk Tidsskrift for Filologi. Ny Raekke IX). Med Indledningsnote af Professor V. Thomsen.

Digitized by Google

des betreffenden Gutsbesitzers fehlte und drei der Missionsarbeiter nichts von der Uebertragung wußten. Wir werden später noch einmal auf diese Angelegenheit zurückkommen.

Noch bevor die Baulichkeiten ganz fertig waren, siedelten die Missionarsfamilien 1868 in dieselben über, nachdem bereits das Jahr zuvor Laubhütten erbaut und in denselben eine Schule für Santhalknaben begonnen worden war. Schwerer als der Ausbau der Station waren die Versuche, Eingang unter den Santhal selbst zu gewinnen. Diese waren gewohnt, von allen Fremden schlecht behandelt zu werden, und es war daher nicht zu verwundern, daß sie den Missionaren mißtrauisch gegenüberstanden, ihnen keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, und was dergleichen Unfreundlichkeiten mehr waren. Die Sprache war auch kein geringes Hindernis eines intimeren Verkehrs; indeß kam hier Skrefsruds außergewöhnliche sprachliche Begabung der Mission zu Gute. Um die fremden Laute um so genauer aufnehmen und nachahmen zu können, bediente er sich eines Kehlkopfspiegels, und ehe ein Monat vergangen war, konnte er sich den Santhal verständlich machen, und nach Ablauf eines Vierteljahres begann er bereits mit der Predigtthätigkeit.

Um das Zutrauen des Volkes um so sicherer zu gewinnen und sich mit seinem Gedankengang vertraut zu machen, lebten die Missionare so viel wie möglich mit den Eingeborenen zusammen und nahmen an ihren Jagdzügen und Mahlzeiten teil. Gleich nach dem Einzuge der Missionsfrauen begann Frau Börresen die Mädchen bei sich zu versammeln und sie in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten; es war eine mühselige Arbeit, denn nur zu oft liefen die Kinder wieder fort. Skrefsruds und Börresens Wirksamkeit begann jedoch bald Frucht zu tragen. Bereits Ende 1868 begehrten vier junge Santhal, welche am Schulunterricht in der Laubhütte teil genommen hatten, Taufunterweisung, und am 28. März 1869 konnten drei von ihnen getauft werden.

Die Missionare hatten kurz vorher einen Mitarbeiter in dem schwedischen Seemann **Kornelius** erhalten, welcher noch jetzt in Jamtara in Verbindung mit den Plymouth-Brüdern thätig ist. Dafür schied Johnson kurz nach jenem Tauffeste aus der Santhalmission. Er war auf einer Tigerjagd von der Bestie angefallen und so zerfleischt worden, daß ihm der eine Arm abgenommen werden mußte. Die Missionare erlebten große Freude an ihren drei Erstlingen, von denen der eine später der erste Santhalpastor wurde und mit großer Treue bis zu seinem vor Jahresfrist erfolgten Abscheiden sein Amt versah.

Digitized by Google

Skrefsrud wanderte gewöhnlich unter den Santhal umher, während Börresen, welcher der Sprache noch nicht mächtig war, meist zu Hause blieb und sich der Schule und der Kranken annahm. Die Santhal faßten nun Zutrauen zu den Glaubensboten und hörten willig auf deren Predigt. Letztere benutzten die Santhalsage von dem guten Gott Thakur, von welchem die Santhal abgefallen seien, um die bösen Geister (Bonga) anzubeten, und wiesen die Eingeborenen darauf hin, daß sie gesandt seien, um die Santhal wieder dem guten Gotte zurückzuführen. Aber obschon die Eingeborenen nichts dagegen sagen konnten, so hielt es doch sehr hart, wenn ihnen gleichzeitig zugemutet wurde, die Furcht vor den Bonga aus dem Herzen zu verbannen, und noch härter, wenn sie die heidnischen Feste mit ihren Tänzen und Branntweingelagen lassen sollten. Je klarer es ihnen wurde, daß die Missionare es auf eine gründliche Bekehrung von ihrem alten Wandel abgesehen hatten, um so lebhafter regte sich auch der Widerstreit gegen das Evangelium. Dennoch konnte am Schlusse 1869 wieder eine kleine Schar getauft werden; aber für die Missionare begann nun eine schwere Prüfungszeit.

Frau Skrefsrud starb 1870 und Skrefsrud selbst und Frau Börresen erkrankten so heftig, daß sie auf einige Zeit Ebenezer verlassen mußten. Auf jene Hiobsposten hin kam Johnson für eine Weile nach Santhalistan zurück und gründete die neue Station Jamtara. Für Kornelius wurde in Dudhiani ebenfalls eine besondere Station angelegt. Nicht nur Krankheitsnot, auch andere Drangsale bedrohten das Santhalvolk und die Mission; indeß mußten nach des Herrn Rat gerade diese Heimsuchungen zur Förderung der Mission dienen. Die Hindu-Zemindare hatten im Verein mit den Wucherern wieder begonnen, die Santhalbauern zu bedrücken und auszusaugen; der Branntweinverkauf war in voller Blüte, und das arme Volk seufzte und sann auf einen Aufruhr gegen seine Peiniger. Die englischen Beamten standen der ganzen Bewegung gleichgiltig gegenüber; teils waren ihnen die der Bewegung zu Grunde liegenden Verhältnisse unklar oder sie lernten dieselben nur durch die trübe Brille der Hindu kennen; teils meinten sie den Aufstand, wenn es überhaupt zu einem solchen kommen sollte, leicht unterdrücken zu können.

Ein gewaltiger Unterschied bestand übrigens zwischen der jetzigen und der früheren Bewegung insofern, als das Santhalvolk nunmehr an seinen Missionaren aufrichtige, opferwillige Freunde hatte, die es liebten und bereit waren, ihm nach Kräften zu helfen. Nachdem

Digitized by Google

Skrefsrud vergebens die Vermittlung der Beamten angerufen hatte, sammelte er alle Beweisstücke über die an den Santhal verübten Betrügereien und Gewaltthaten und wandte sich 1871 mit einer Beschwerde direkt an den Vizegouverneur, welcher eine Untersuchung der Angelegenheit versprach. Die nächste Folge dieses Schrittes war, daß die Santhal mit um so größerem Vertrauen sich an die Missionare anschlossen und daß eine Uebereinkunft getroffen wurde, die für den Fortgang der Missionsarbeit von großer Bedeutung war. Viele Eingeborene waren damals dem Christentum freundlich gesinnt; aber demselben standen auch einflußreiche Feinde gegenüber, und noch galt die Bestimmung zu Recht, daß der, welcher Christ wurde, damit sich selber aus der Volksgemeinschaft verbannte. Skrefsrud benutzte nun die günstige Gelegenheit, um den Häuptlingen ins Gewissen zu reden; wollten sie, daß er ihre Sache gegenüber ihren Widersachern vertrete, so müßten sie ihn und die Christengemeinde ebenfalls gegen deren Feinde unterstützen; und sein Wort wirkte. Auf einer großen Volksversammlung wurde vollständige Religionsfreiheit für die vier Bezirke Santhalistans, wo die skandinavischen Missionare arbeiteten, proklamiert.

Die Untersuchung, welche auf Skrefsruds Vorgehen stattfand, brachte noch weit schlimmere Zustände ans Licht, als man geglaubt hatte, und dank der entschiedenen Haltung des Vizegouverneurs Sir George Campbell wurde 1872 eine bessere Verwaltung der Santhal-Pergunnahs ins Werk gesetzt, welche den Santhal ihr gutes Recht verbürgte. Auf der anderen Seite riefen diese Reformen bei den Hindu-Zemindaren und Wucherern große Erbitterung hervor, die sich besonders gegen die Person Skrefsruds wandte. Mehrmals trachteten ihm Meuchelmörder nach dem Leben; aber sie konnten ihm nichts anhaben. Schließlich legte sich dieser Sturm, da auch die Zemindare sich zu wiederholten Malen der Unterstützung Skrefsruds bedienen mußten, um sie vor einzelnen rachsüchtigen Santhal zu schützen.

Inzwischen war es mit der Missionsarbeit vorwärts gegangen. Mit dem wachsenden Zutrauen, welches die Santhal den Missionaren entgegenbrachten, nahm die Zahl derer, die sich um die Verkündigung des Wortes Gottes in Kirche und Schule sammelten, immer mehr zu. Von Schulen gab es zu Beginn des Jahres 1873 bereits 32 mit ungefähr 500 Schülern; die meisten Schulen waren allerdings der Mission von der Regierung übertragen worden. Auf der Hauptstation befand sich je eine Kostschule für Knaben und Mädchen; die erstere

Digitized by Google

hatte Anfang 1873 80 Insassen. Was die andere Schule anlangte, so gingen die Bestrebungen der Missionare nicht bloß darauf aus, die Mädchen zum Heiland hinzuführen, sondern sie gleichzeitig zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern auszubilden. Eine solche Arbeit hatte sich nicht immer des Beifalls der Santhalfrauen zu erfreuen, und die Zahl der Mädchen in der Anstalt war einmal auf fünf gesunken; aber Anfang 1873 war sie schon wieder auf 30 gestiegen.

Hätten die Missionare nicht streng darauf gehalten, nur solche Eingeborene zu taufen, welche gründlich in der Christenlehre unterwiesen waren und durch ihren Lebenswandel Zeugnis von der in ihnen vorgegangenen Veränderung ablegten, so würde die Zahl der Getauften (Anfang 1873 waren es 285) weit größer gewesen sein; denn in vielen Dörfern hatten die Eingeborenen ihre Götzenbilder weggeworfen und waren willig, christliche Unterweisung zu empfangen. Unter den Getauften selbst zeigte sich ein großer Eifer, Gottes Wort auszubreiten und gleichzeitig darüber zu wachen, daß die Neubekehrten ein unanstößiges Leben führten; auf eigene Faust begannen sie Kirchenzucht zu üben; freilich nicht immer auf die passendste Weise. Die beste Charakteristik der Santhalmission findet sich in einem Vortrage, den Skrefsrud am 30. Dezember 1872 auf der Allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad*) gehalten hat. Er sagt dort:

„Sie beginnen nicht mit Errichtung von Schulen, sondern ziehen einfach von Dorf zu Dorf und predigen das Evangelium. Von Anfang an arbeiten sie auf Selbständigkeit der Bekehrten hin, die sich nicht auf fremde Hilfe verlassen sollten. Sie hatten keine Sorge wegen der Gehälter; denn es gab keine eingeborenen Pastoren, die von der Mission besoldet wurden. Alle Christen sind Prediger. Sie werden nicht zum Predigen aufgefordert, sondern von selbst machen sie sich nach ihrer Bekehrung auf und sagen zu ihren Freunden: „Kommt, wir haben etwas Gutes gefunden!" Ein einziger Mann hat auf diese Weise 5 Dörfer dem Herrn Jesu zugeführt. Eine alte Frau geht von Dorf zu Dorf und verkündet den Heiland. Die Bekehrten haben das Evangelium in ihr Herz und nicht nur in den Kopf aufgenommen. Derjenige Christ in einem Dorfe, welcher sich am besten dazu eignet, wird zum Pastor gewählt.**) Sie ernähren sich von ihrer Hände Arbeit. Die Missionare beabsichtigen, soweit es angeht, nach dem „Dorfsystem"***) zu arbeiten. Jedes Dorf hat 7 Häupt-

*) „Report of the General Missionary Conference held at Allahabad." London 1873, S. 294. Auf der zu diesem Berichte gehörenden Karte wird die Santhalmission nicht als ein Zweig der Bapt. M.-G., sondern als selbständige Privatgesellschaft angeführt.

**) Im Jahresberichte für 1873 werden 9 eingeborene Pastoren aufgeführt; sie waren indes nicht ordiniert.

***) Die 7 Häuptlinge in jedem Dorfe bilden eine Art Aeltestenrat. Schließen diese sich dem Christentum an, so folgt in der Regel die ganze Dorfschaft nach.

Digitized by Google

linge. Da bereits verschiedene von diesen Christen geworden sind, so hofft man, daß viele Dorfschaften durch ihren Gemeinderat förmlich dem Götzendienst entsagen und das Stück Land, dessen Nutzung bisher dem heidnischen Priester zustand, fortan zur Unterhaltung des Pastors und der Lehrer verwendet werden. Das Ziel, welches man vor Augen hat, ist das, soweit als möglich alle unschuldigen Volkssitten beizubehalten und dem Christentum der Santhal in seiner äußeren Erscheinung ein santhalisches Gewand zu belassen."

Zu Beginn des Jahres 1873 mußte Frau Börresen, deren Gesundheit zerrüttet war, mit ihren drei kleinen Kindern eine Erholungsreise nach Europa antreten. Glücklicherweise konnte ihre Schule einigermaßen von ein paar früheren Schülerinnen in Gang gehalten werden. Ein paar Monate später sah sich Skrefsrud ebenfalls durch schwere Erkrankung zur Heimreise nach Europa gezwungen. Infolgedessen mußte die formelle Erledigung der Frage, wem das Eigentumsrecht an der Station Ebenezer gehöre, wieder hinausgeschoben werden. Die Station in Dudhiana war auf den Namen der Indian Home Mission eingetragen. Da man die Station Ebenezer zu vergrößern wünschte, kaufte man ein angrenzendes Grundstück an und ließ den Kaufbrief über den ganzen Missionsgrundbesitz in Ebenezer auf die Indian Home Mission ausstellen. Aber infolge der Saumseligkeit der eingeborenen Beamten konnte das Dokument vor Skrefsruds Abreise nicht mehr gerichtlich beglaubigt werden. Daß Skrefsrud es war, dem die Ordnung aller Rechtsgeschäfte der Mission oblag, wurde später für die Bapt. M. G. der äußere Anlaß, ihn der unrechtmäßigen Aneignung des Stationslandes von Ebenezer zu beschuldigen, obschon jene Gesellschaft nie etwas zum Kaufpreise des Landes beigetragen hatte.

Der allein in Santhalistan zurückgebliebene Börresen erhielt eine zeitweilige Unterstützung durch einen jungen Deutschen namens Hägert, welcher vordem Kellner und später Unteraufseher im englischen Regierungsdienste gewesen war. Er schloß sich der Santhalmission an, verließ sie dann aber wieder, um auf eigene Hand zu missionieren. Börresen war von Anfang an der eigentliche Leiter der Mission gewesen, trat aber als solcher jetzt erst mehr in den Vordergrund, und es ist ganz merkwürdig, wie die zwei nach verschiedener Richtung hin hochbegabten Männer einander ergänzen und im herzlichsten Einverständnis mit einander arbeiten. Der weit kenntnißreichere Skrefsrud blickt zu Börresen wie zu seinem Vater auf, und letzterer besitzt eine ungemein praktische Gabe, die Mission zu leiten, und gewinnt die Herzen aller, die ihm näher treten, durch seine kindliche Frömmigkeit.

Digitized by Google

Er zeigte sich auch jetzt, wo er allein stand, der Situation vollkommen gewachsen. Eben suchte eine große Hungersnot Santhalistan heim, und es sah fast so aus, als ob diesmal das Santhalvolk vom Erdboden weggefegt werden sollte. In dieser Not wandte sich Börresen an die Regierung und stellte ihr vor, daß die Hauptsache, die man im Santhalhochlande benötige, eine regelmäßige Wasserversorgung sei, in der Weise, daß man die in der Regenzeit reichlich fallenden Wassermassen aufspeichere, um sie dann später nach Bedarf in der Trockenzeit zu verwenden.

Der Regierungskommissar reiste sofort nach Empfang dieses Berichtes nach Ebenezer und bat den Missionar, da ihm die Linderung der Not unter der eingeborenen Bevölkerung am Herzen lag, die Anlage von Wasserreservoirs im Nankar-Bezirk unter seine eigene Oberleitung zu nehmen. Börresen ging nur schwer daran, da ihm diese Nebenbeschäftigung viel von seiner Zeit rauben mußte; aber gleichzeitig erkannte er wohl, daß er sich nach seinem früheren Lebensgange besonders gut zu jenem Aufsichtsamt eignete, und daß das Zusammenströmen großer Menschenmengen bei den Notstandsarbeiten ihm und seinen Santhalchristen, aus deren Zahl die Unteraufseher gewählt werden sollten, eine vortreffliche Gelegenheit zur Ausbreitung des Evangeliums geben werde.

In jener Zeit war es, daß ein Korrespondent der »Times« Börresen aufsuchte und eine Schilderung von dem, was er auf Ebenezer zu sehen bekam, lieferte, die großes Aufsehen erregte. In jenem Berichte heißt es:

„In vorgerückter Nachmittagsstunde kamen wir in ein Dorf, von welchem ich sofort den Eindruck erhielt, daß es unter europäischer Oberaufsicht stehen müsse. Zwei solide Häuser standen mitten in prächtigen Anlagen. Schweine, Kühe, Gänse, Enten, Truthühner, Hühner, Ziegen, und zwar alle Tiere in sehr gepflegtem Zustande, gaben Zeugnis, daß hier Fürsorge, Ueberlegung und praktische Tüchtigkeit obwaltete. Es ist die Station Ebenezer, welche vor sieben Jahren noch nicht existierte und nun ein blühendes Dorf ist, zu dem ringsum in den Santhal-Pergunnahs Christengemeinden gehören. Die beiden Missionare, welche das ganze Unternehmen gegründet und geleitet haben, sind Börresen und Skrefsrud. Als sie sich ein Stück Grund und Boden erworben hatten, fingen sie an zu pflanzen, zu predigen, Kinder zu unterrichten und die Vermittlerrolle zwischen dem Volke und den Zemindaren und Geldverleihern zu übernehmen, bis für die Bevölkerung in den umliegenden Dörfern Börresen der „Papa" und seine Frau die „Mama" wurde. Sie verwerfen das kurzsichtige „Christendorf-System". Der Stationsplatz scheint keine Grenzen zu haben; Christen und Heiden verkehren miteinander, und es haben sich ringsum

Digitized by Google

in einer Menge Dörfer bis an die fernen Santhalberge im Westen Christengemeinden mit eingeborenen Lehrern gebildet. Die Missionare bauen ihr eigenes Korn, Mais u. s. w. Sie bauten vor einiger Zeit eine kleine Kirche, welche 600 Menschen fassen kann und mit Baumaterial und Arbeit 6 Kronen kostete. Nun wagen sie sich an einen großartigen Bau, an einen Dom, wie sich Börresen ausdrückt. Derselbe soll für 1000 Menschen Raum bieten und fix und fertig 14 Kronen kosten. Die Kirchenmauern sind aus Baumästen zusammengefügt, welche umsonst zu haben sind und haben ihren Halt durch Pfosten, welche mit 10 Fuß Zwischenraum in die Erde eingerammt sind. Das Dach, welches ebenfalls aus Aesten und Blättern besteht, hat eine Höhe von ungefähr 7 Fuß. Das Material liefert der nahe Wald, wo man die Bäume kappt, und die Arbeit wird umsonst gethan. Derartig ist die neue Domkirche, welche sich bei Ebenezer erhebt. Ich besuchte die Schulen, wirkliche Erziehungsanstalten für Lehrer. Der Missionar ist für die Dorfbewohner Arzt, Rechtsanwalt, Architekt, kurz gesagt alles. Diesen Mann betraute die Regierung mit den Notstandsarbeiten in diesem Teile der Santhal-Pergunnahs, und er übernahm alle diese Arbeit unentgeltlich unter der einzigen Bedingung, daß er täglich den unter seiner Leitung beschäftigten Arbeitern das Wort Gottes predigen dürfe."

(Schluß folgt.)

Zur jüngsten Kolonialdebatte.

Bis jetzt sind die Kolonialdebatten im deutschen Reichstage noch wenig erquicklich gewesen, aber am unerbaulichsten waren sie in diesem Jahre. Es ist nicht die wirtschaftliche Seite der kolonialen Frage, die uns hier beschäftigt; auch bezüglich dieser mahnen die Thatsachen immer mehr zur Nüchternheit. Der materielle Gewinn, den unsere Kolonialpolitik bis jetzt gebracht, steht in keinem Verhältnis zu den wachsenden Kosten, die sie verursacht hat, und ob die Vertröstung auf die Zukunft eine solide Unterlage hat, lassen wir dahingestellt. Es ist eben nicht unsere Aufgabe nach dieser Seite hin unsre Kolonialpolitik und die über sie geführten Reichstagsverhandlungen zu beleuchten. Was uns Recht und Pflicht giebt, dieses Orts ihrer zu gedenken, das ist die sittliche Seite, die sie hat und die Beziehung, in welcher sie zur Mission steht.

Was zunächst die sittliche Seite betrifft, so haben wir um so mehr Grund, sie mit Entschiedenheit zu betonen als die Besitzergreifung überseeischer Gebiete und die unfreiwillige Unterwerfung ihrer Bevölkerung unter die Herrschaft europäischer Mächte, durch den idealen Gesichtspunkt der Erfüllung einer großen Zivilisationsaufgabe gerechtfertigt zu werden pflegt. Wir lassen ganz auf sich beruhen, wie viel an diesem Zivilisationsidealismus bloße Phrase ist, jedenfalls ist die Phrase da und man sollte nun wenigstens Sorge tragen, daß ihr nicht durch das Verhalten der Vertreter der Kolonialpolitik geradezu ins Angesicht geschlagen wird. Schreibt man Pflanzung

Digitized by Google

„christlicher" Kultur auf die Fahne der Kolonialpolitik, so hat man auch die Ehrenpflicht, solche Männer in die Schutzgebiete zu schicken, welche christliche Sittlichkeit in ihrer Person repräsentieren. Wir kennen unter den deutschen Kolonialbeamten solche Männer; aber leider wird durch die öffentlichen Verhandlungen immer mehr notorisch, daß die Ausnahmen recht häufig sind. Es ist ein schlechtes Geschäft spionieren und denunzieren; aber wir fürchten, wenn dieses Geschäft in geschickter und ausgiebiger Weise auf alle unsre „Afrikaner" ausgedehnt würde, daß nicht viel „weiße Westen" übrig blieben. Insonderheit wenn es sich um die Keuschheit handelt. Aber auch bezüglich der Behandlung der Eingeborenen sieht es nicht wie es stehen sollte. Es scheint fast, als ob Afrika der Versuchsboden für die „Herrenmoral" der Nietzsche'schen „Uebermenschen" geworden wäre.

1. Jedenfalls übertrifft der Fall Peters, der den Reichstag besonders beschäftigte, die „Fälle" Leist-Wehlan. Daß der Führer der Sozialdemokraten den Staatsanwalt spielte, ist schmerzlich, aber zuletzt kommt es doch nicht darauf an, wer etwas sagt, sondern ob das Gesagte wahr ist. Ist wahr, was unsre Gegner sagen, so ist es eine ebenso schlechte Moral wie große Thorheit, wenn man es darum entschuldigt oder gar rechtfertigt, weil es der Gegner gesagt hat. Man macht den Gegner nur stark, wenn man thatsächliche Aergernisse in Schutz nimmt, die er — aus was für Gründen immer — öffentlich unter Anklage stellt. Und in der Hauptsache hatte der Ankläger Recht. Der vielberufene Brief an den englischen Missionsbischof Tucker spielt unsres Erachtens nur eine nebensächliche Rolle. Auch angenommen die Hinrichtung weder des Dieners noch einer der Konkubinen des Herrn Reichskommissars sei aus den Gründen erfolgt, wie Bebel angegeben, so bleibt immer die von dem Herrn Kolonialdirektor voll zugegebene Thatsache, daß diese beiden Hinrichtungen stattgefunden haben. Zu den Elementen der christlichen Gesittung, welche unsere Kolonialpolitik nach Afrika tragen will, gehört doch wohl auch Schonung des Menschenlebens. Wir bezeichnen die Mißachtung des Menschenlebens, wie sie sich bei vielen Afrikanern findet, als Barbarei; sind etwa Thaten, wie sie am Kilimandscharo durch einen deutschen Reichskommissar verübt sind, ein Ersatz afrikanischer Barbarei durch „christliche Kultur"? Was hatten die Hingerichteten verbrochen? Selbst wenn es so ist, daß sich der Diener eines Diebstahls, die Konkubine der Flucht schuldig gemacht, sind das Verbechen, für welche der Vertreter einer christlichen Nation die Menschen aufhängen lassen darf? Es heißt: es war eine betreffende Drohung ergangen und das deutsche Prestige erforderte, daß sie auch ausgeführt wurde; darf denn ein deutscher Beamter in Afrika solche Strafdrohungen für Vergehen proklamieren, die doch wahrlich nicht todeswürdig sind!*) Von der Spionage der Konkubine schweigt man am besten; difficile est, satiram non scribere.

*) Man erzählt sich auch von anderen Kolonialbeamten wunderliche Aeußerungen: „sie hätten eine solche Macht, daß sie jeden, ob Weißen oder Farbigen, der ihnen mißliebig sei, hinter dem nächsten Busch niederschießen können, ohne daß ein Hahn in Berlin danach kräht." Wir können kaum glauben, daß sie wahr sind; aber wenn es auch nur bramarbasierende Prahlereien oder bloße Gerüchte sind — schon das ist schlimm, daß sie da sind.

Digitized by Google

Unter allen Umständen ist die außer Zweifel gestellte Doppelhinrichtung eine Unmenschlichkeit, die geradezu eine Ironie ist auf die christliche Gesittung, die wir den Afrikanern bringen wollen. Auch das kann man ganz dahin gestellt sein lassen, wie der deutsche Reichskommissar in den Besitz, der nachher hingerichteten Konkubine gekommen ist; der Herr Kolonialdirektor hat konstatiert, daß die deutsche Expedition „drei schwarze Mädchen" mit sich führte, „von denen es ganz zweifellos ist, daß sie mit den Europäern (man sagt wohl richtiger: die Europäer mit ihnen) in einem intimen Verkehr gestanden haben, soweit sie in betracht kommen, mit allen." Und das wird urbi et orbi im deutschen Reichstag einfach als Thatsache mitgeteilt.

Man konnte Mitleid haben mit dem Herrn Kolonialdirektor, der solchen Thatsachen gegenüber die Regierung und ihren Reichskommissar zu verteidigen hatte. Daß ihm diese Verteidigung geglückt sei, wird niemand behaupten; sofort ihr Eingang war über die Maßen mißlich; nämlich daß „wenn man eine ganze Reihe von Jahren amtlich und außeramtlich mit den bekanteren Afrikanern verkehrt, daß man es dann erklärlich findet, wie in früheren Jahrhunderten die ersten Entdecker — es wird auf die Spanier in Amerika exemplifiziert — in einem gewissen Gegensatz zu ihren Landsleuten wie auch zu ihrer Regierung gekommen sind." Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Herr Peters der deutschen Regierung längst ein unbequemer Mann und daß seine Verteidigung dem Herrn Regierungsvertreter herzlich sauer geworden ist; aber es war doch ein übel Ding und bleibt ein übel Ding, daß die Regierung diesem Manne die wichtige Stellung eines Landeshauptmanns am Tanganyika mit einem hohen Gehalt angetragen, obgleich sie über seine barbarischen Handlungen am Kilimandscharo und nicht bloß da völlig unterrichtet war!

Auch die aus der Peters'schen „Deutschen Emin Pascha-Expedition" in den Reichstagsverhandlungen angeführten Citate sind unanfechtbar. Die deutsche Reichsregierung kannte das Buch; es waren auch Kritiken desselben erschienen, z. B. in dieser Zschr. 1891, 205—208,*) die das Verhalten des Herrn Peters auf seinem abenteuerlichen Zuge aufs strengste verurteilt haben. Wer dieses Buch gelesen, der kann über die brutale Bramarbasnatur seines Autors nicht im Zweifel sein. Als Herr Peters von dieser Expedition heimkehrte, klebte viel Blut, viel unnötig und viel unschuldig vergossenes Blut an seinen Händen. Aber es scheint, als ob kühne afrikanische Abenteurerzüge das christliche Europa blind machen gegen eine „Herrenmoral", welche das 5., 6. und 7. Gebot in Afrika außer Kurs setzt.

Auch das schwer belastende Zeugnis eines der ehrenwertesten Kolonialbeamten, des Herrn von Eltz, vom 19. Oktober 1892 (Vossische Zeitung), das der Abgeordnete Bebel in extenso in der Sitzung vom 16. März anführt und das in den stärksten Ausdrücken die ganze Schuld für die deutsche Niederlage am Kilimandscharo dem barbarischen Verhalten des Herrn Peters zuschreibt, war der Regierung wohlbekannt. Trotzdem übertrug sie ihm die

*) Man hat damals diese Kritik dem Herrn Peters nach Afrika geschickt und dieser hat in seinem bekannten Imperatorenstil auch darauf geantwortet. Irre ich nicht im „Deutschen Wochenblatt". Die Antwort ist mir zugeschickt worden; ich habe sie aber leider nicht aufbewahrt.

Digitized by Google

Landeshauptmannsstelle und trotzdem bemühte sich der Herr Kolonialdirektor wieder, das Zeugnis der englischen Missionare dadurch zu entkräften, daß wenigstens „einer ganz zweifellos in einem konspiratorischen Verhältnis zu dem damaligen Häuptling Meli gegen die deutsche Herrschaft gestanden habe." Ich habe im „Reichsboten", (Nr. 69, Beilage 1) Thatsachen angeführt, welche diese Beschuldigung widerlegen und will sie hier nicht wiederholen und habe gebeten, Thatsachen anzuführen, welche die Beschuldigung beweisen, was bis heute nicht geschehen ist. Der Brief des Herrn von Eltz macht es allein ganz überflüssig für die Abneigung der Eingeborenen am Kilimandscharo gegen die deutsche Herrschaft und die Auflehnung gegen dieselbe einen englischen Sündenbock zu suchen. Das brutale Verhalten des Herrn Peters ist eine mehr als genügende Erklärung.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß der Abg. Bebel auch die Kundgebung der außerordentlichen Generalsynode von 1894 „anläßlich der bekannten Vorgänge in Kamerun" in die Debatte zog. Die formalen Lapsus, die ihm dabei untergelaufen sind, beiseite gelassen, hat er im ganzen richtig citiert. Der Herr Kolonialdirektor war nicht im Recht, als er dem Abg. vorwarf, er habe „mit einem kühnen Sprung Beamte und deutsche Kolonien aus der allgemeinen Erklärung der Synode gemacht, die nur davon gesprochen habe, daß die Unsittlichkeit der Europäer in den überseeischen Ländern eine sehr beklagenswerte sei, was wir alle wissen". Nun wurde von dem Prof. Plath in der Generalsynode allerdings auch auf Indien exemplifiziert, aber die betreffende Kundgebung, wie sie ihren Ausgangspunkt nahm von den bekannten Vorgängen in Kamerun, bezog sich allerdings auf Beamte und deutsche Schutzgebiete, und zwar ebenso auf das unsittliche Leben der Beamten wie auf die Mißhandlungen der Eingebornen — was ich aus sehr persönlicher Wissenschaft bezeugen kann und die Protokolle außer Zweifel stellen.

2. Auffallend war, daß dem Abg. Bebel mit so großem Entrüstungspathos der Führer des Centrums Dr. Lieber sekundierte, was dem Herrn Kolonialdirektor besonders empfindlich schien. Es bestand seit Beginn der deutschen Kolonialära ein sehr intimes Verhältnis zwischen Herrn Peters und den Ultramontanen bezw. den Vertretern der römischen Mission. Herr Peters hat das Lob derselben in allen Tonarten gesungen und die ultramontane Presse hat es in alle Welt hinausposaunt. Ja, Peters ist 1887 selbst nach Rom gegangen und hat dort die Propaganda zur Besetzung namentlich Ostafrikas aufgefordert. In Uganda hat er die intimste Brüderschaft mit den französischen Sendlingen Roms gemacht, während er einen evangelischen Heros, wie Alex. Mackay, bis er das Baursche Buch gelesen, also ohne ihn zu kennen, a priori verdächtigte. Und Dr. Peters ist Protestant und wie man sagt eines protestantischen Pfarrers Sohn. Daß jetzt das Centrum diesen alten Freund so energisch von seinen Rockschößen abschüttelte, mußte, wie gesagt, überraschen; sonst pflegen die Römer ihre Apologeten nicht so geschwind preiszugeben, und wie wir von Dr. Zintgraf (1894, 561) wissen, „ein Auge zuzudrücken", wo ihrer Sache ein Dienst geleistet wird. Nun könnte man ja sagen: ist das nicht ehrenwert von den Centrumsleuten, daß sie sofort einen Mann fallen lassen, der unter so schwerer Anklage steht, auch wenn er der energischste Förderer ihrer Interessen

Digitized by Google

gewesen? Leider steht dem aber entgegen, daß die Barbareien des Herrn Peters am Kilimandscharo und wohl auch die sonstigen in den maßgebenden ultramontanen Kreisen seit Jahren genau bekannt gewesen sind, — warum wurden sie erst jetzt und mit solchem Pathos öffentlich verurteilt? Nun, man munkelt von allerlei Vorgängen hinter den Kulissen, die das Verhalten des Centrums bestimmt hätten. Herr Peters soll schon seit geraumer Zeit nicht mehr der alte römische Vasall gewesen sein, und seine Wahl zum Vorsitzenden der Berliner Kolonialabteilung soll das Centrum arg verschnupft haben. Ich habe nun nicht die geringste Lust, diese Kulissenvorgänge, die sich bis zu einer Unzufriedenheit mit der den Ultramontanen doch so sehr entgegenkommenden Kolonialregierung erstrecken sollen, des weiteren aufzuhellen. Ich deute sie nur an, um zu zeigen, wie — politisch es in diesen Dingen hergeht. Es ist nicht bloß der christliche Moralidealismus, der das Wort führt, leider redet das Parteiinteresse stark mit und zwar contra wie pro. Und das ist sehr schlimm. Es hat ein gewiegter Kenner der Kolonialverhältnisse gesagt: Afrika verdirbt die Europäer und ihr Gewissen. Auch die protestantischen Kolonialfreunde sind jetzt in der großen Gefahr, ihr sittliches Urteil sich trüben zu lassen. Weil sie die römische Intrigue durchschauen, die in ihrem Spiel gegen Peters selbstsüchtige Interessen verfolgt, suchen sie nun ihrerseits zu entschuldigen, wo nichts zu entschuldigen ist. Unser sittliches Urteil muß ein unbestechliches bleiben. Ist es begründet in dem göttlichen Sittengesetz und sind die Thatsachen notorisch, so darf uns kein Parteiinteresse daran irre machen, selbst dann nicht, wenn wir in diesem Urteil zusammentreffen mit Gegnern, die wesentlich von parteipolitischen Motiven geleitet sind, seien diese Gegner nun Sozialdemokraten oder Ultramontane. Die Weißwäscherei der Kolonialsünden muß endlich ein Ende nehmen. Und zwar müssen die Christen unter den Kolonialfreunden den Mut haben, die Censoren zu sein. Es ist über die Maßen beschämend, daß man fortgehend die Sozialdemokraten als Vertreter der christlichen Moral sich gerieren läßt und daß leider ihre Kritik die meiste Aussicht auf Beachtung hat.

3. Wir hätten anläßlich der Kolonialdebatte noch sehr viel auf dem Herzen; aber es ist uns peinlich mehr zu sagen. Nur noch zwei Bemerkungen, von denen allerdings jede eine Abhandlung für sich erforderte, so wichtig ist der Gegenstand, den sie betreffen. Wir wollen es aber heut kurz machen. Die erste bezieht sich auf den überseeischen Branntweinhandel, die zweite auf das Verhältnis der Kolonialpolitik zur Mission.

Der Abg. Schall brachte — allerdings lange nicht gründlich genug — die Klagen über den verderblichen Einfluß der Einfuhr des Branntweins, namentlich in die westafrikanischen Schutzgebiete zur Sprache, und der Herr Kolonialdirektor antwortete in längerer Rede, deren Sinn darauf hinauslief: es bleibt alles beim alten. Gelegentlich erklärte derselbe, als er von „der Würdigung des Missionswerks“ seitens der Kaiserlichen Regierung sprach: „es ist dies nicht bloß eine Redensart.“ Ich will nun das „nicht bloß“ ganz und gar nicht pressen, aber bei seiner Rede über den Branntweinhandel kam es mir immer wieder in den Sinn. Es wurden da in der That viele bloße Redensarten gemacht und neben vielen unhaltbaren Behauptungen viele

Digitized by Google

schöne Worte gesagt, aber zuletzt hieß es ganz wie ein Echo einer unvergeßlichen Rede Wörmanns: „Wir werden uns aber sagen müssen, daß, wenn wir so wichtige Industriezweige und einen so wichtigen Handel, von dem wir überzeugt sind, daß er im allgemeinen keine ernsten moralischen Schädigungen und auch keine physischen Nachteile in dem Maße für die Negerbevölkerung mit sich bringt, wie vielfach geschildert wird, vor uns haben, wir uns in Acht nehmen müssen, Schritte und Maßnahmen zu treffen, welche geeignet sein könnten, diesen großen überseeischen Verkehr ernstlich zu bedrohen!" Und zu allerletzt: „Keine Zulassung von irgendwelcher Völlerei. Aber das eine, meine ich, werden wir nie vergessen können, daß die Zeit der Träumerei für uns längst vorüber ist, daß wir fernerhin nicht bloß kosmopolitischen Idealen nachjagen, sondern uns hüten müssen, daß nicht andere Leute unter irgendwelchem Vorwande uns das Brot vom Munde wegnehmen!" (Bravo rechts!!) Ein Kommentar ist überflüssig; aber die Agitation gegen die Branntweineinfuhr ist leider noch nicht überflüssig. Fast scheint es, als sei sie aussichtslos; aber das Erbarmen mit den Eingeborenen wird nicht ermüden.*)

Am Schluß seiner Rede contra Peters und indirekt contra Kolonialdirektor erklärte der Abg. Lieber: „Was nützt es uns, wenn wir jahraus jahrein für Zwecke der Kolonisation, für Zwecke der Missionierung sog. wilder Völkerschaften Millionen bewilligen" u. s. w. Ich verstehe das nicht; der Reichstag bewilligt doch keine Millionen für Missionen. Und wir evangelischen Christen sagen: Gott sei Dank, daß wir diese Millionen anderswoher beziehen. Was für eine Verquickung der Mission mit der Kolonialpolitik würde das erst geben, wenn ihre finanzielle Unterhaltung Sache der weltlichen Reiche wäre. Römischerseits mag so etwas gewünscht werden, wie es denn auch in Frankreich, Spanien und Italien wenigstens teilweise geschieht. Wir evangelischen Missionsfreunde begehren es nicht. Wohl stimmen wir Dr. Lieber zu, wenn er später erklärt: „eine von wahrhaft christlichen und echt deutschen Grundsätzen getragene Kolonialpolitik kann und muß auch die Missionsthätigkeit fördern," aber es klingt schon bedenklich, wenn er fortfährt: „in diesem Sinne haben wir seither die Kolonialpolitik unterstützt, in diesem Sinne wünschen wir sie auch in Zukunft unterstützen zu können." Was wir als evangelische Missionsfreunde von der Kolonialpolitik wünschen, ist, daß sie sich als eine gewissenhafte Regierung beweise durch Uebung der Gerechtigkeit, Fürsorge für die Eingeborenen, Bestellung pflichttreuer, sachkundiger und sittlich gefesteter Beamter u. s. w., daß sie gute Verbindungen herstelle, den Frieden aufrecht erhalte, die Missionare in derselben Weise schütze wie andere Reichsangehörige u. dergl., aber nicht, daß sie sich mit ihren Mitteln in das Werk der Christianisierung mische, nicht, daß sie Missionspolitik treibe und die Mission nötige, politische Agentendienste zu leisten und so fort. Wir wollen Mission und Kolonialpolitik unvermischt haben und sie sich gegenseitig so dienen lassen, daß jede gewissenhaft thut, was

*) Einen durch und durch sachkundigen Artikel gegen die Verteidigung der Branntweineinfuhr durch den Herrn Kolonialdirektor bringt die Weser-Zeitung vom 8.—10. April 1896.

Digitized by Google

ihr befohlen ist. Suum cuique und dann viribus unitis. Die Mission braucht keine Kolonialpolitik, wohl aber die Kolonialpotitik die Mission. Es hat gegeben und giebt gesegnete Missionen auch in Nichtkolonien, aber es giebt schwerlich eine gesegnete Kolonie ohne christliche Mission. Wir wollen nicht Kolonialpolitik um der Mission willen, aber wir erblicken in dem Erwerb von Kolonien eine christliche Verpflichtung, sie zu Missionsgebieten zu machen. Es ist ein nicht ungefährliche Stellung, die das Centrum einnimmt, daß es Kolonialpolitik nur will um der römischen Mission willen. Nicht ungefährlich für die Mission, weil sie dadurch politisch abhängig wird, und nicht ungefährlich für die Kolonialpolitik, weil sie dadurch ultramontan abhängig wird. Aber wir müssen schließen. Die Missionsexkurse in den Kolonialdebatten haben uns bisher noch wenig befriedigt. Man könnnte fast wünschen, daß sie spärlicher würden, wenigstens solange nicht größere missionarische Sachkunde das Wort führt.

Warneck.

Gemischte Zeitung.*)

1. Es ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, daß der katholische Staat Nicaragua vor einiger Zeit die bis jetzt freie, nur dem Namen nach unter ihrer Herrschaft stehende, durch englisches Protektorat geschützte Indianerreserve, die sogenannte Moskitoküste, mit Gewalt sich angeeignet, ihrem Staatswesen gänzlich einverleibt und den „König" verjagt hat. Dadurch ist die dort bis jetzt reich gesegnete Mission der Brüdergemeine selbstverständlich bedroht. Wenn auch zunächst nicht mit äußerlicher Gewalt gegen sie vorgegangen wird, so mag Folgendes ein Beweis davon sein, mit welchen Schwierigkeiten innerer Art sie jetzt zu kämpfen haben wird.

Nachdem schon zu Weihnachten eine ähnliche Bekanntmachung erfolgt war, fanden die Missionare neulich folgende Kundgebung der Regierung öffentlich angeschlagen in den Straßen der Hauptstadt Bluefields:

„Die Regierung und Verwaltung dieses Landes hat der städtischen Vertretung von Bluefields die Erlaubnis erteilt, die Tage vom 20.—30. März einschließlich mit einem öffentlichen Jahrmarkt und Lustbarkeiten zu feiern. Wie wir vernehmen, wollen einige unserer Kaufleute „billige Buden" errichten, wo man viele Waren finden wird; sie benachrichtigen uns auch, daß viele Leute aus den nördlich gelegenen Staaten sich einfinden und Waren auf den Jahrmarkt bringen werden, dem ersten seiner Art. Das Dampfschiff Hende wird wahrscheinlich seine Fahrpreise ermäßigen, um denen, die an dem Flußufer wohnen, die Teilnahme an den Festlichkeiten zu erleichtern. Spiele, sonst durch das Gesetz verboten, und alle Arten von Schaustücken (Taschenspielerkünste, Aufführungen) sollen sowohl bei Tag als bei Nacht gestattet sein. Auch sollen stattfinden Maskentänze, Wettrennen, Scheibenschießen, Vorstellungen von Akrobaten, Hahnengefechte, öffentliche Tänze, Regattas, Velociped-

*) Der Schluß der Rundschau über Indien hat aus Mangel an Raum für die nächste Nummer zurückgestellt werden müssen.

Digitized by Google

wettfahrten u. s. w." — Wir wollen den Leser nicht ermüden mit Aufzählung der noch verheißenen Herrlichkeiten, von den anzustellenden Wetten, vom Maskenball im Regierungsgebäude, vom Würfelspiel zum Besten eines Hospitals u. dergl. Aber bitten wollen wir ihn, dieser gefährdeten Mission zu gedenken. Welche Hinderung jeder geistlichen Arbeit, wenn von seiten der Regierung mitten in der Fastenzeit solche Aufforderung zu — weltlichen ist hier ein zu schwacher Ausdruck — an anderen Orten für unsittlich gehaltenem Treiben und Leben erfolgt. Und die Regierung, die dieses Treiben veranstaltet, ist eine katholische!

2. Aus dem Schutzgebiet der Marschallinseln bringt das deutsche Kolonialblatt einen längeren Bericht des jetzigen Landeshauptmanns Dr. Irmer über eine vom 25. November bis 11. Dezember 1895 ausgeführte Rundreise, der uns durch sein unbefangenes Urteil über die dortige amerikanisch-hawaiische Mission überrascht. Bis jetzt waren wir gewohnt, daß die deutschen Beamten, die die nicht deutsche Mission im Marschallarchipel a priori voll Vorurteil zu betrachten pflegten, wesentlich Ungünstiges über sie berichteten. Umsomehr freut es uns, daß jetzt eine objektive Betrachtung eingetreten ist und beeilen uns, aus dem Berichte des Dr. Irmer Folgendes mitzuteilen:

„Ich hatte auf der Rundreise Gelegenheit, die Inseln Medjit, Gaspa-Riko, die Brown-Inseln, sowie die zu den Karolinen gehörigen Inseln Ponape und Kussaie zu besuchen. Am 27. November wurde Likieb angelaufen. Die mir in Jaluit zugegangenen Klagen über die Unbotmäßigkeit der Eingeborenen in Medjit ergaben sich als sehr übertrieben. Der Häuptling scheint allerdings nicht gerade besonders Energie seinen Leuten gegenüber zu entwickeln, auch bisweilen ungerecht zu sein. Die bisherigen Streitigkeiten sind nunmehr in Ordnung gebracht, und hoffe ich, daß damit die Klagen aus Medjit ihr Ende erreicht haben. Sehr erfreut war ich, von allen Seiten zu hören, daß sich der dortige Missionar stets die größte Mühe zur Beilegung der Streitigkeiten gegeben und selbst in der Kirche nicht unterlassen hat, die Leute zum Gehorsam gegen die kaiserliche Verwaltung und den Häuptling zu ermahnen . . Am Sonnabend, den 7. Dezember, vormittags 11 Uhr, wurde der Hafen von Ponape verlassen, und um Mitternacht des folgenden Tages kam Kussaie in Sicht. Am anderen Morgen um 7 Uhr ging S. M. S. „Falke" im größeren östlichen Hafen vor Anker. Derselbe macht, wenn man von der tropischen Vegetation absieht, mit seinen zackigen Bergen und tiefgrünen Gründen fast völlig den Eindruck eines oberitalienischen Bergsees. An malerischem Reiz und landwirtschaftlicher Schönheit weicht Kussaie kaum einem mir bekannten Orte. Die dortigen Einwohner besitzen einen weit höheren Grad von äußerlicher Kultur als die in Ponape und Jaluit. Man darf dies wohl mit Recht auf das Einwirken der amerikanischen Mission zurückführen. Die ausgedehnten Gebäulichkeiten der amerikanischen Mission sind in einer Bucht des westlichen (Coquille-) Hafens erbaut. Für größere Seeschiffe ist der Eingang zu demselben zu eng, und um dorthin zu gelangen, war ein etwa fünfstündiger Marsch auf dem Riff, unterbrochen von Kahnfahrten durch die vorgelagerten weiten und höchst malerischen Mangrovesümpfe notwendig. Trotzdem fast die ganze Westseite der Insel mit einem breiten Gürtel dieser gefähr-

Digitized by Google

lichen Tropenmoore bedeckt ist, kommt Fieber verhältnismäßig selten vor. Freilich vermeidet der dort wohnende Europäer auch gern den Besuch derselben. Die Lage der Mission mit ihren vielen, auf den sanft ansteigenden grünen Bergen zerstreuten geschmackvollen Häusern ist eine sehr anmutige. Auf dem ersten Bergrücken, zu dem mehrere sauber gepflegte Stein- und Sandwege führen, liegt das Wohnhaus des Leiters der Mission Dr. Rise und die Wirtschaftsgebäude, darüber die Schlafräume der männlichen Zöglinge, auf dem Kamme das Haus für die Lehrerinnen und ihre weiblichen Pflegebefohlenen. Dahinter dehnt sich ein steiler, fruchtbarer Grund aus, aus dem das Geläut der Rinderheerde der Mission heraustönt. Dahinter steigen dann schroff und steil die dichtbewaldeten Höhenzüge der inneren Insel auf. Auf halber Höhe des Berges auf der anderen Seite liegt die Mission für die Gilbert-Inseln. Alle diese Gebäude sind untereinander durch Telephonleitung verbunden und überraschen durch ihre zweckmäßige, solide und doch luftige Bauart und peinliche Sauberkeit der umgebenden Rasenfläche, Baumgruppe und ihres Innern. Die Einrichtungen der Stuben und Schlafsäle sind musterhaft, und ich verstehe es jetzt, daß unsere Kanaken noch nach Jahren an diese Pflegstätte ihrer Jugend wie an ein Paradies zurückdenken, und daß sie die Dankbarkeit für diese angenehme Jugenderinnerung durch große Anhänglichkeit an die Mission abzahlen. Dazu kommt der Reichtum an Fruchtbäumen und Genüssen, die man bei uns nicht kennt, zu denen ich in erster Linie klares Quellwasser, frische Milch und frische Butter rechne. Auch der Unterricht selbst wird in ernster, verständiger Weise gegeben, und namentlich waren es die weißen Lehrerinnen, die auf uns durch ihr gemessenes und doch freundliches Auftreten den Mädchen gegenüber den günstigsten Eindruck machten. Die Sauberkeit der Zöglinge in ihren Kleidungen, ihre offene Fröhlichkeit und ihr frisches Aussehen zeigen, daß die Fürsorge auch für ihr körperliches Wohlbefinden eine peinliche ist."

3. Die Baseler Mission hat in kurzer Zeit wieder eine ganze Reihe schmerzlicher Verluste erlitten: Am 23. Januar starb in Basel der zu seiner Erholung zum zweiten Male in der Heimat weilende indische Missionar P. Ott (seit 1871 im Dienst); am 25. Januar der pensionierte indische Missionar Chr. Müller; am 1. Februar in Schlaitdorf der kaum aus Kamerun heimgekehrte Br. Bizer, der letzte der 4 Begründer der Kamerunmission; am 5. Februar in Kamerun die Gattin des Miss. Keller. In der Woche vom 16. bis 23. Februar brachte der Telegraph drei Todesbotschaften von der Goldküste, nämlich der drei Missionskaufleute Thal, Heller und Bellon, ausgesandt 1889, 1893 und 1895. Am 12. März kam schon wieder ein Todestelegramm aus Indien, welches den Heimgang des Missionar Lehmann meldete (ausgesandt 1887). „Gottes Hand liegt seit 10 Monaten schwer auf uns," schreibt der Heidenbote (1896, 26); „haben wir doch in dieser Zeit allein unter den Afrikanern 9 Brüder und 4 Schwestern verloren. Betet für uns!" Ein Lichtblick in diesen dunklen Tagen war es, daß wenigstens von dem gleichfalls todkranken Dr. Hey auf der Goldküste berichtet werden konnte: er sei auf dem Wege der Genesung. Auch der am 26. oder 27. Dezember in

Digitized by Google

Ursa mit 3000 Christen von den Mohammedanern ermordete Pastor Hagop Abuhajatjan war ein Baseler Bruder. Der Weg der Mission ist opferreich und thränenvoll, aber Er ist es alles wert. Warneck.

Litteratur-Bericht.

1. Missionsnachrichten über Frauenmission in der Heidenwelt — eine neue von P. Jensen in Breklum herausgegebene Vierteljahrsschrift (jährlich 1 Mk.). Es ist erfreulich, daß auch in Deutschland das Interesse an der Frauenarbeit in der Mission zu wachsen beginnt, und wir wünschen diesem speziell der Förderung dieses Interesses dienenden Blatte viel Erfolg. An Fräulein Hanna Rhiem, der „Deutschen Senanalehrerin", die unsre Leser aus den anschaulichen Artikeln über das Leben und die Arbeit in der indischen Senana, welche das Beiblatt dieser Zeitschrift gebracht, kennen, hat das neue Blatt eine geschickte Mitarbeiterin. Einer dieser Artikel ist in der vorliegenden ersten Nummer abgedruckt, leider ohne Quellenangabe. Außerdem bringt diese erste Nummer hübsche Reisebriefe von Hanna Rhiem und Mitteilungen aus dem Frauenleben in Indien und Afrika. Besonders für Frauen-Missionsvereine ist das Blatt eine geeignete Lektüre.

2. **Walz:** „Die äußere Mission und unsere neueren Kolonialverhältnisse mit besonderer Berücksichtigung der Pflicht, welche hieraus für die heimatliche Kirche erwächst." Darmstadt. Waitz. 1896, S. 32. Ein frischer, warmer und meist sachlich treffender Vortrag, der allerdings nichts Neues bringt, aber mit Geschick die Litteratur über die betreffende Frage, namentlich meine eigenen Arbeiten verwertet.

3. Nur kurz anzeigen können wir 2 neue ansprechende, im Selbstverlage der ev. luth. Mission zu Leipzig, als Nr. 8 und 9 der „Palmzweige von der ostindischen Mission" erschienene Schriftchen: a) „Perijanâchagen, ein tamulischer Pastor, ein Lebensbild aus der evangel. luther. Mission in Ostindien" von Handmann und b) „Heimreise von Indien über Palästina" von Helene Stosch.

4 **Jacobsen:** Reise in die Inselwelt des Banda-Meeres. Berlin 1896.

Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet bringt das vorliegende Buch eine sehr wertvolle Bereicherung der Ethnographie. Der Reisende sollte im Auftrage des Berliner ethnologischen Komitees Sammlungen veranstalten in einem Teile von holländisch Ostindien, wo das Eindringen der europäischen Kultur die alten Sitten und Gebräuche der Bevölkerung schnell zu verwischen droht. Seiner Anweisung gemäß hat er vorwiegend auf Kultusgegenstände sein Augenmerk gerichtet und zugleich die mit denselben verknüpften religiösen Vorstellungen zu erforschen gesucht. Der Eifer, mit welchem er sich seiner Aufgabe unterzogen hat, meist unter harten Entbehrungen, verdient Anerkennung. Reiche Ausbeute hat seine Arbeit belohnt. Seine Sammlungen nehmen einen

Digitized by Google

wichtigen Platz ein im Museum für Völkerkunde, und seine Forschungen, die in diesem Bande veröffentlicht werden, sollten bei allen speziell ethnologischen und religionsgeschichtlichen Studien, besonders in bezug auf Ahnenverehrung und was damit zusammenhängt, benutzt werden. Der Raum dieser Besprechung gestattet es nicht hier auf die Sache selbst einzugehen.

Wer eine interessante Reisebeschreibung sucht, wird von dem überwiegend wissenschaftlichen Inhalte enttäuscht werden, obgleich Herr J. sein Tagebuch von einem Schriftsteller hat bearbeiten lassen. Auch die zahlreich beigegebenen Abbildungen genügen nur einem gewissen wissenschaftlichen Interesse, aber nicht den Anforderungen, die wir jetzt an ein illustriertes Reisewerk zu stellen pflegen. Zur Empfehlung ist ein Vorwort aus R. Virchows Feder vorangestellt. In demselben machte uns eine Notiz neugierig. „Auch die verschiedene Arbeitsweise der modernen Missionen", so lautet sie, „wird objektiv geschildert und der Unterschied in den Leistungen der katholischen und protestantischen Missionare erläutert." Eine derartige Ankündigung seitens einer wissenschaftlichen Autorität läßt eine eingehende Vergleichung und sachliche Beurteilung beider Missionen erwarten Man ist gespannt, wo Herr J. die evangelische Mission zu beobachten Gelegenheit hatte, da bekanntlich auf den von ihm besuchten Inseln seit mehr als vierzig Jahren überhaupt keine evangelische Mission vorhanden ist. Wir meinten, er habe vielleicht auf seiner Hinreise eines der beachtenswerten evangelischen Missionsfelder in holländisch Indien berührt. Doch nein! Er hat wirklich einen holländischen, staatlich angestellten Hilfsprediger, und auch einen solchen, der nicht einmal die weiße Hautfarbe aufzuweisen hatte (einen Amboinesen) für Missionare genommen! Viele unserer Leser werden aus Burkhardt und Gundert genügend orientiert sein über die kläglichen Zustände, welche sich gerade auf jenen früher sogenannten Südwester-Inseln unter der eigentümlichen holländischen Kolonialpolitik herausgebildet haben. Früher kam nur ganz gelegentlich, vielleicht alle 5–10 Jahre einmal ein Geistlicher auf seiner Rundfahrt in diese abgelegenen Winkel der Erde, und taufte Erwachsene und Kinder und traute Ehepaare, so viel er dazu bewegen konnte. Der Aufenthalt dauerte oft nur einige Tage. Von einigermaßen genügendem Unterrichte konnte gar nicht die Rede sein. Daß auf diese Weise ein Volk sich nicht christianisieren läßt, liegt auf der Hand.

Es kam dann freilich eine Zeit, in der die niederländische Missionsgesellschaft mit mehreren deutschen Missionaren in diesem Gebiete wirkliche Missionsarbeit versuchte. Aber leider wurde die Unternehmung nicht nachhaltig unterstützt, und schließlich mußte sich ein Missionar nach dem andern zurückziehen, wenn ihn nicht der Tod abrief. Es fehlte an Kräften zur Fortführung der Arbeit. Dazu kam schließlich die Krisis, welche das Eindringen liberaler Theologie in jene Gesellschaft verursachte, wobei der frühere Missionseifer sehr zurückging. Man mußte sich auf die wichtigeren Arbeitsfelder beschränken, und so waren jene Inseln bald wieder von wirklicher Missionsarbeit entblößt. Am längsten hat wohl Missionar Bär auf Kissar gearbeitet, nämlich von 1825 bis 1841. Diese 16 Jahre hätten vielleicht für die nötige Vorarbeit genügt. Hätte das Werk damals energisch weitergeführt werden können, so wäre in den nächsten

Digitized by Google

Jahren wahrscheinlich die Ernte der ausgestreuten Saaten zu Tage gekommen. Nun aber wurde das Eisen nicht zur rechten Zeit geschmiedet, und wir finden auf jenen Inseln nichts als traurige Reste eines verkommenen Namenchristentums. Was in neuerer Zeit von offizieller Seite zur Hebung und Mehrung jener Christen geschieht, gehört keineswegs in das Gebiet der Missionsarbeit, in dem Sinne, den wir mit diesem Ausdruck verbinden.

Herr J. hat auf dieser Reise also gar kein Material zur Beobachtung gehabt, um sich ein Urteil über die evangelische Mission zu bilden. In bezug auf die katholische war er günstiger gestellt. Er war an drei Plätzen, wo sie Stationen hat; zweie derselben auf Flores hat er besucht und den günstigsten Eindruck empfangen von einer Knabenschule mit 150 und einer unter der Leitung von Nonnen stehenden Mädchenschule mit 160 Zöglingen, sowie von den liebenswürdigen Missionaren und Brüdern, die ihm bereitwilligst bei der Erwerbung ethnologischer Gegenstände behilflich waren und ihn in Krankheit mit treuster Fürsorge verpflegten. Ueber die Missionsmethode der katholischen Missionare scheint sich Herr J. sachlich eingehend nicht orientiert zu haben. Wir erfahren wenigstens nichts weiter darüber, als daß die Idole auf den katholischen Missionsstationen verschwunden sind,*) und daß die Patres es mit Geschick verstanden haben, sich der heidnischen Jugend zu bemächtigen. Ueber die alten Wilden täuschen sie sich nicht, als könnte man diese innerlich von den Mysterien des Christentums überzeugen. „Aber die Kinder dieser äußerlich bekehrten Heiden sind eifrig in ihrem Glauben; zum wenigsten sind sie es, die die Götzenbilder ausgerottet haben." Nimmt man hierzu die Angabe, daß diese Missionen bereits im 17. Jahrhundert gegründet wurden,**) so scheint der Erfolg nicht eben sehr bedeutend. Wir würden hiernach nicht erwarten, daß in nächster Nähe der Station noch soviel Götzen zu kaufen und noch immer keine alten Christen da wären, an denen sich auch innerlich die Früchte des Christentums zeigen.

Auf Herrn J. hat der Unterschied des Verhaltens der oben erwähnten evangelischen Namenchristen einen unangenehmen Eindruck hinterlassen. Bei ihnen bekam er nämlich keine heidnischen Kultusgegenstände zu kaufen, obgleich sie reichlich vorhanden waren. Daß dies über die Leistungen der evangelischen Mission, die hier einmal vor 47 Jahren vorübergehend thätig gewesen ist, ein zutreffendes Urteil nicht begründen kann, liegt auf der Hand.

Aber Herr J. hat auch die evangelische Mission kennen gelernt und holt seine Erinnerungen von der Vancouver Insel, auf der er ungefähr 1885 gewesen sein mag, herbei. Auch da hat er aber von derselben nicht viel mehr erfahren, als daß er in ihrem Gebiete keine Götzen erwerben konnte, während sie reichlich vorhanden gewesen sein sollen. Der betreffende englische Missionar habe aber behauptet, alle Indianer seines Bezirks seien Christen. Wir wissen nicht, ob etwa ein kürzlich erst in die Arbeit eingetretener Missionar die in

*) Auf zweien waren auch keine Amulette mehr zu finden.

**) Selbst wenn wir billigerweise nur von der Erneuerung dieser Missionen an rechnen, hätten wir doch immer die Thätigkeit europäischer Kräfte, und zwar jetzt zahlreicher, für mindestens 3 Jahrzehnte in Anschlag zu bringen.

Digitized by Google

der christlichen Gemeinde vorhandenen Reste des Heidentums (die bekanntlich auch bei uns nach Jahrhunderten nicht völlig ausgerottet sind) noch nicht kennen gelernt hatte. Wir trauen es keinem evangelischen Missionar zu, daß er eine Lüge sage. Jedenfalls aber lag es dort bei den Kwaagute dem Herrn J. nur daran, Götzen zu bekommen. Ueber die Methode und Erfolge der englischen Kirchenmission auf jener Station scheint er sich nicht näher erkundigt zu haben. Wir müssen das daraus schließen, daß er von 20jähriger Arbeit schreibt, während in Wirklichkeit die Mission in jener Gegend erst 1878 begonnen war, also bei seinem Besuche erst etwa 7 Jahre alt war. Jetzt würde er dort auch eine gut eingerichtete Schule finden, obwohl nur mit 48 Zöglingen, dafür aber eine Kirche mit 100 Besuchern, unter denen manche deutliche Spuren von inneren Wirkungen des Christentums sich zeigen. Denn die evangelische Missionsmethode sucht sich nicht in erster Linie bloß der Jugend zu bemächtigen. Daß sie auch unter den Indianern Erfolge hat, zeigt z. B. die Gemeinde zu Metlakhatla, welche trotz der schweren über sie gekommenen Krisis sich so bewährt hat, daß kürzlich wieder von politischen Beamten der große Unterschied zwischen jenen christlichen Indianern und ihren heidnischen Landsleuten anerkannt wurde.

Doch wozu eine evangelische Parallele zu der 200 Jahre alten katholischen Mission auf Flores und Timor aus Nordamerika herholen und noch dazu ein 7jähriges Werk, das in den ersten Anfängen steht? Herr J. hat selbst gefühlt, daß seine Wahrnehmungen zu beschränkt waren, um ein allgemein sachliches Urteil begründen zu können; denn er betont ausdrücklich, daß er nur von dem spreche, was er in der Bandasee und in Nordwestamerika gesehen habe. Herr Birchow dagegen verheißt dem Leser ohne solche Beschränkung eine objektive Schilderung der Arbeitsweise der verschiedenen modernen Missionen und eine Erläuterung des Unterschiedes in ihren Leistungen. Wir bedauern, daß dadurch die Leser völlig irre geleitet werden. Wüßte Herr V. irgend etwas von der evangelischen Mission auch nur in Holländisch-Indien, so würde er schwerlich die unter sehr beschränkten Erfahrungen und unter der Verstimmung über mißlungene Idol-Ankäufe entstandenen Aeußerungen des Herrn J. als ein allgemein zutreffendes Urteil über katholische und evangelische Mission überhaupt empfohlen haben. Ich erinnere nur an die Minahâßa von Celebes mit ihren über 100 000 Christen, die viele Reisende, wenn ich nicht irre auch Wallace, mit größter Anerkennung rühmen. Andre Erfolge aus jenem Gebiete, wie z. B. die der Rheinischen Mission unter den Battaken, jetzt mit 30 000 Christen, oder auf Nias und Borneo sind bisher wohl nur sehr gelegentlich in naturwissenschaftlichen Werken erwähnt, und die Arbeiten unsrer Landsleute in dem abgelegenen Winkel, auf den Sangi- und Talant-Inseln sind überhaupt in weiteren Kreisen noch nicht bekannt geworden. Wer es aber für wert hält, sich einmal etwas über die evangelische Mission in Holländisch-Indien zu informieren, der kann nur lächeln, wenn man dieselbe auf Grund der Beobachtungen auf Flores und Timor weit hinter die katholische zurückstellen will. Jedenfalls hat Herr V. hier ohne Sachkenntnis ganz voreilig geurteilt. R. Grundemann.

5. **Neue kirchliche Zeitschrift**, in Verbindung mit Zahn in Erlangen,

Digitized by Google

v. Buchrucker u. a. herausgegeben von Gustav Holzhauser in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Nachf.), in Leipzig und Erlangen, monatlich ein Heft. Preis pro Quartal 2,50 Mark.

Diese Zeitschrift hat ihren 7. Jahrgang angetreten und nimmt in der theologischen Journalistik eine der ersten Stellen ein. Das verdankt sie auf der einen Seite der Konsequenz ihres Standpunktes, auf der andern der Gediegenheit ihrer Leistungen. In bezug auf jenen sagt sie selbst: „Sie will vom festen Grunde des lutherischen Bekenntnisses der gesamten theologischen Arbeit innerhalb der lutherischen Kirche zum Sammelpunkt dienen . . . und mit bewußter Energie das lutherische Bekenntnis unter Wahrung seines ökumenischen Charakters nach außen und innen vertreten." Hiermit hängt es zusammen, daß sie, „ohne das Recht theologischer Kritik irgendwie zu beschränken, doch wesentlich die positiven Seiten aller wissenschaftlichen und kirchlichen Thätigkeit fördern will", und zwar in prinzipieller und methodischer Weise. Mit dem allen steht sie in bewußtem Gegensatz zu jenen Richtungen, die den Thatsachen der heiligen Geschichte und dem bekenntnismäßigen Ausdruck, welchen sich die Kirche unter Leitung des heiligen Geistes dafür gegeben hat, eine weniger hohe Bedeutung für das Werden und Wachsen des Glaubens beimessen.

Was Höhenlage und Inhalt des Reichtums der Zeitschrift anlangt, so sollen hier nur einige Arbeiten und die Namen ihrer Verfasser genannt werden. Geheimrat Frank: „Rechtfertigung und Wiedergeburt" (III. 846); „Zur dogmatischen Prinzipienlehre" (IV. 105); „Die Begründung unserer sittlich-religiösen Ueberzeugung" (V. 18). Klostermann's Arbeiten: „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs", erstrecken sich über verschiedene Jahrgänge. Gleiches gilt von den Beiträgen des Prof Lotz: „Die Inspiration des A. T. und die historische Kritik". In Sachen der Kritik des A. T. ergreift Prof. Köhler wiederholt das Wort. Prof. Zahn ist mit wertvollen Arbeiten vertreten, die sich sämtlich auf dem Gebiete der altchristlichen Litteratur bewegen, z. B. III 261: „Brot und Wein im heiligen Abendmahle". Im Februarheft des vorliegenden Jahrganges schreibt er über: „Neuere Beiträge zur Geschichte des apostolischen Symbolums" und Prof. König (Rostock) behandelt „Zwei alttestamentliche Hauptfragen".

Doch genug! Wir dürfen versichern, daß über jede theologische oder kirchliche Frage,*) die die evangelische Kirche weithin bewegt, in dieser Zeitschrift von berufenen Vertretern, die ihr Fach beherrschen, gründliche Orientierung geboten wird. Hervorheben wollen wir noch, daß die Auseinandersetzung der jeweiligen Verfasser mit den Vertretern anderer Richtungen immer in rein sachlicher und vornehmer Weise geschieht. Eine rabies theologorum ist uns nirgends begegnet. Kohlrausch.

*) Zwar ist die missionarische Frage in ihr bisher noch gar nicht berührt worden, wenn man den Artikel von Clemen (VII 2) ausnimmt: „Paulus und die Gemeinde zu Thessalonich". Es wird Zeit, daß endlich auch die deutschen theologisch-kirchlichen Zeitschriften lernen, die große Sache der Mission in den Bereich ihrer wissenschaftlichen Arbeit zu ziehen. D. H.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Die Leipziger Mission.

Von Missionsdirektor von Schwartz.

Seit 3 Jahren hat für die Leipziger Mission eine neue Periode ihrer Geschichte begonnen. Nachdem sie 33 Jahre lang, seit dem Aufgeben der Indianermission im Jahre 1860, ihre gesamte Kraft auf ein einziges Missionsgebiet konzentriert hatte, ist sie seit 1893 auf 2 neuen Arbeitsfeldern thätig. Während sie bis dahin nur unter einem Kulturvolk gewirkt hatte, ist sie nun auch in die Arbeit unter Naturvölkern eingetreten. Ob sie Kraft genug haben wird, den neuen Aufgaben gerecht zu werden, ohne die alten zu schädigen? Zu einem endgiltigen Urteil darüber ist es wohl noch zu früh. Aber soviel wird man sagen dürfen, daß die Aussichten nicht ungünstig sind. Obgleich in diesen drei Jahren durch Todesfälle, Pensionierung und Entlassung 10 Missionare ausgeschieden waren, sind aus den 31 europäischen Arbeitern, die Ende 1892 im Dienste der Leipziger Mission standen, bis 1895 44 geworden, darunter 39 ordinierte, und für 1896 steht 1 Theologe und 1 Philologe zur Aussendung bereit. Die Missionsbeiträge aber, welche sich vor 1893 zwischen 290 000 und 310 000 Mark bewegten, sind seit der Aufnahme der Wakamba-Mission und dem Beginn der Arbeit in Deutsch-Ostafrika auf über 350 000 Mark gestiegen — ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Missionsgemeinde die Ausbreitung der Arbeit billigt und thatkräftig unterstützt. Dies giebt Hoffnung auf weitere Steigerung, die bei der wachsenden Arbeiterzahl nicht fehlen darf, die aber auch sehr wohl möglich ist, da in den meisten Kirchengebieten, welche die Leipziger Mission unterstützen, die Missionsbeiträge die deutschen Durchschnittssätze noch nicht erreicht haben.

Das Interesse hat sich in den letzten Jahren vorzugsweise den jungen ostafrikanischen Missionen zugewendet, wie denn die jüngsten Kinder die Lieblinge zu sein pflegen. Zur Zeit ist die Wakamba-Mission ein Sorgenkind. Wegen des Aufstandes in Ostafrika mußte die Station Mbungu verlassen, Jimba befestigt werden. Die Niedermetzelung der englischen Regierungs-Karawane auf dem Wege von Uganda flößt Besorgnisse ein wegen des Schicksals der Missionare in Ikutha (gegründet 1890), die durch den Aufstand von der Verbindung mit der 10—12 Tagereisen entfernten Küste fast völlig abgeschnitten sind. Auch abgesehen von der ziemlich langwierigen Unsicherheit der gegenwärtigen

Digitized by Google

Lage hat die Wakamba-Mission mit großen Hindernissen zu kämpfen. Die Küstenstationen Jimba und Mbungu, von der bayrischen ostafrikanischen Mission in den Jahren 1886 und 1887 angelegt, sind als Ausgangspunkte unentbehrlich. Aber die erstere ist vorwiegend von Suaheli bewohnt, und beide sind einerseits den großen englischen Stationen Rabai und Freretown sehr nahe, andrerseits durch einen breiten unbewohnten Gürtel von der Hauptmasse des Volkes, dem die Mission gilt, getrennt. Durch Vertrag mit der englischen Kirchenmission, welche nach und nach auf dem Karawanen-Wege von Mombassa nach Uganda weitere Stationen anzulegen beabsichtigt, ist eine Grenzlinie festgesetzt: der Sabaki und der Athi bis zu dem Punkte, wo dieser von dem 1. Grad südlicher Breite geschnitten wird; von da aus zieht die Grenze nach Norden bis zu den Westabhängen des Kenia, etwa am 37. Grade östl. Länge. So bleibt der Leipziger Mission vom Sabaki zum Kenia, vom Athi bis fast an den Tana ein weites Gebiet, darin allerdings weite, menschenleere Wildnisse, aber auch verhältnismäßig dichtbevölkerte Distrikte. Missionar Säuberlich, der von Ikutha aus im Herbst 1895 eine dreiunddreißigtägige Rekognoszierungstour unternommen hat, schätzt die Einwohnerzahl des Landes auf 2 bis 300 000. Es ist den Missionaren bis jetzt noch nicht gelungen, bei dem stumpfsinnigen, durch Völlerei und Fleischessünden entnervten, durch beständige Fehden dezimierten Volke wirklich Eingang zu finden, geschweige denn, sich Gehilfen der Arbeit aus ihrer Mitte heranzubilden. Wohl werden auf den zahlreichen Predigtplätzen, auf welchen die Missionare Gottes Wort verkündigen, namentlich um Ikutha herum, ihre Vorträge zeitweise vor zahlreichen Versammlungen gehalten. Aber wenn es auch bisweilen scheinen will, als ob sich schon ein wenig Frucht von der erzieherischen Wirksamkeit der Missionare zeige, so ist doch noch keine Rede von einer entschiedenen Wendung. In Jimba besteht das kleine Christengemeindlein aus 25 Seelen, darunter 15 Kommunion-Berechtigte, aber nur einer ist ein Wakamba. Am Unterricht nehmen 30 bis 40 Kinder teil. Abgesehen von der Sorge für des Leibes Nahrung, Notdurft und Obdach, die ja in so primitiven Verhältnissen den Missionaren unverhältnismäßig viel Zeit raubt, hat das Erlernen der Sprache und sprachliche Arbeiten sie sehr in Anspruch genommen. Es ist auf diesem Gebiete noch viel zu thun, da Krapfs Arbeiten im Kikamba (Evangelium St. Marci und Wörterbücher, das größere von Büttner in Druck gegeben) als Erstlingswerke natürlich noch zu wünschen

Digitized by Google

übrig lassen. Der jetzt in Amerika im geistlichen Amt stehende Miss. Niedermeier hat ein Lesebuch herausgegeben. Miss. Hofmann ist zur Zeit mit der Herstellung einer biblischen Geschichte, der Uebersetzung des Ev. St. Lucas und mit der Vervollkommnung seiner Grammatik und seines Wörterbuchs beschäftigt. Möchte bald Gottes Stunde schlagen und eine Thür sich aufthun zu den Herzen des Volkes, solange noch die Missionare so ziemlich die einzigen Weißen im Lande sind. Das Scheitern der Freiland-Expedition nach dem Kenia hat hoffentlich fürs erste Abenteurern die Lust geraubt, sich nach Ukamba zu wenden.

Die Leitung der Wakamba-Mission hat auch nach Vereinigung derselben mit Leipzig in den Händen des um sie hochverdienten Seniors Ittameier gelegen. Indessen ist er mit Ende vorigen Jahres wegen Ueberbürdung mit Amtsgeschäften aus dem Missions-Kollegium ausgeschieden, und da der bayrische Central-Missionsverein auf die Bestellung eines Nachfolgers für denselben verzichtet hat, besteht jetzt auch in dieser Hinsicht keinerlei Unterschied mehr zwischen den verschiedenen Zweigen der Leipziger Mission.

Am Kilimandscharo trafen die 4 ersten jungen Missionare unter Führung des erfahrenen Tamulenmissionars Paesler im September 1893 ein. Die englische Kirchenmission in Moschi, in deren seit 1885 getriebene Missionsarbeit sie eintreten sollten, hatte im September 1892 den Platz verlassen müssen. So war ein Jahr lang kein evangelischer Missionar am Berge, und diese Pause wurde von den Vätern vom heiligen Geiste wohl benutzt. 1890 hatten sie die Station Kilema östlich von Moschi gegründet und sich dadurch zwischen die beiden englischen Stationen Taveta und Moschi eingedrängt. Im September 1893, 14 Tage vor Ankunft der Leipziger Missionare, setzten sie sich auch in Kiboscho, westlich von Moschi, fest mit einer Beihilfe von 15 000 Mark seitens des katholischen Afrika-Vereins,*) sodaß eine evangelische Mission in Moschi von vornherein mit Isolierung bedroht war. Sollte

*) „Diese neue Gründung war dringend nötig geworden. Schon warteten 6 protestantische Missionare ebenfalls auf den Abschluß des Krieges, um sich auf dasselbe Gebiet zu werfen. Der Gouverneur der Kolonie, dem Pater August von seiner Absicht sprach, wollte die ganze südwestliche Seite des Berges für die protestantische Gesellschaft frei halten und uns den Südosten überlassen, in der Hoffnung, auf diese Weise so beklagenswerten Streitigkeiten, wie in Uganda, für alle Zukunft vorzubeugen. Als ihm jedoch Pater August die katholischen Anschauungen darlegte, ergab er sich seinen Gründen und beauftragte den Offizier, den er als Chef der Station Moschi zurückließ, den trefflichen Bezirkshauptmann Johannes, uns bei unserer neuen Gründung thunlichst zu unterstützen." Gott will es. Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken 1896. Heft 2. S. 40.

Digitized by Google

dies vermieden werden, so mußte zunächst westlich und östlich von den katholischen Stationen fester Fuß gefaßt werden, und das geschah durch Gründung der beiden Stationen Madschame (93) und Mamba (94).

Von Madschame aus steht Naruma und Kibognoto, von Mamba aus der Osten von Mwika bis Mkulia und im Süden das Ugueno-Gebirge nebst Kahe den Missionaren offen und Moschi, wo im Laufe des Jahres 1896 die dritte Missionsstation gegründet werden soll, kann zum Ausgangspunkt für die Arbeit in Tela und Pokomo dienen. Kraft einer durch Vermittelung des Stationschefs mit den Katholiken getroffenen Verabredung werden alle diese Landstriche als Arbeitsgebiet der Leipziger Mission betrachtet, während Kiboscho, Kilema, Marangu und Useri der römischen Mission vorbehalten sind. Man hat es übertriebene Rücksicht genannt, daß sich die Leipziger Mission auf solche Teilung eingelassen hat, da die Römischen auch hier Eindringlinge seien. Letzteres ist ja richtig, und für die Zukunft eröffnet die schachbrettartige Verteilung des Landes keine erfreulichen Aussichten. Aber das entband die Leipziger Mission nicht von der Verpflichtung, soviel an ihr ist, den Frieden im Auge zu haben, indem sie nicht gerade da sich niederließ, wo die Katholiken eben eingesetzt hatten. Die Vermittlung des Stationschefs aber, der sich in loyalster Weise bemüht hat, beiden Teilen gerecht zu werden, kann um so weniger Bedenken erregen, als die Regierung sich einer autoritativen Zuweisung bestimmter Missionsgebiete an eine einzelne Konfession oder Gesellschaft grundsätzlich enthält. Das Verhältnis zu den katholischen Patres ist bis jetzt ein durchaus freundnachbarliches. Freilich bringen die Verhältnisse es mit sich, daß man schneller, als es sonst wohl der Fall wäre, auf die Besetzung des ganzen Gebietes Bedacht nehmen muß.

Nachdem die ersten sprachlichen Schwierigkeiten überwunden worden sind, haben die Missionare mit der Predigt und Schularbeit begonnen. In Madschame wohnen 13 Schulknaben auf der Station, darunter 5 Wadschagga und 8 Massai. Seit kurzem erscheinen auch Sonntags regelmäßig etwa 20 Wadschagga auf der Station zum Gottesdienste. Da die Missionare noch nicht fließend zu sprechen imstande sind, lassen sie einen Schulknaben eine biblische Geschichte vortragen, an die sie dann ihrerseits Erläuterung und Mahnung knüpfen.

Der Häuptling von Mamba und seine Leute sind weit weniger geneigt zum Lernen. Dagegen entwickelt der Häuptling von Mwika, Bararia, verhältnismäßig großen Eifer, sodaß Miss. Althaus gern den stundenlangen anstrengenden Weg zu seiner Boma längere Zeit allwöchentlich zweimal machte, um dort 30 bis 40 Hörer, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen zu unterrichten.*) Nachdem der Ausbau

*) Freilich ist es mit dem willigen Hören nicht gethan. Der junge Häuptling von Kilema, der bei den katholischen Patres eifrig gelernt hatte, hat kürzlich mit der katholischen Mission gebrochen. Er wollte es sich nicht

Digitized by Google

der beiden ersten Stationen vollendet und anfangs dieses Jahres auch die beiden ersten jungen Missionarfrauen am Kilimandscharo eingezogen sind, werden die Missionare, von vielen häuslichen Geschäften befreit, imstande sein, sich mit verdoppelter Kraft der Missionsarbeit zu widmen.

Die tamulischen Maurer, welche auf Miss. Paeslers Antrag von Indien an den Kilimandscharo gesandt waren, haben den Missionaren bei dem Bau der Stationen erhebliche Dienste geleistet. Aber die weitgehenden Erwartungen, welche man hie und da an diesen Versuch knüpfte, haben sich nicht erfüllt. Klima und Lebensbedingungen sind zu verschieden von denen Süd-Indiens, als daß eine dauernde Ansiedlung in Aussicht genommen werden könnte.

In Indien ist die geistige Strömung unter der wachsenden Zahl der von englischer Bildung berührten Angehörigen der höheren Kasten noch immer eine dem Erfolge der Missionsarbeit ungünstige.

„Großbritannien — so heißt es in einem von einem Eingebornen herausgegebenen christlichen Blatte — hat die Schleusen eines neuen intellektuellen Lebens geöffnet, und die Folge ist, daß wir Graduierte und Unter-Graduierte zu Hunderten hervorbringen. Aber die neue Aktivität hat das innere Leben des Indiers nicht im geringsten beeinflußt. Eine weite Kluft trennt sein öffentliches von seinem privaten oder inneren Leben."

Die starke Betonung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in dem englischen Schulwesen, das Fehlen jeder religiösen und moralischen Unterweisung auf den Anstalten, welche von der Regierung und den Munizipalbehörden unterhalten werden, das Eindringen antichristlicher und materialistischer Litteratur, auch durch die Zeitungen mit ihren Londoner Ehebruchsgeschichten und durch Romane — denn alles, was in England Sensation macht, wie Robert Elsmere, von schlimmeren zu schweigen, wird natürlich sogleich importiert, — das alles bleibt selbstverständlich nicht ohne Folgen. Freilich glaubt man neuerdings ein Nachlassen der materialistischen Hochflut zu bemerken, und man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß im indischen Volksgeiste der religiöse Zug zu tief gewurzelt ist, als daß die nackte Irreligiosität hier dauernde Erfolge erzielen könnte. Aber auch wo man vom

---

verbieten lassen, ein zweites Weib zu nehmen. Auch der Pater in Kiboscho erklärt seine Zöglinge, darunter 25 losgekaufte Massais, für seine einzige Hoffnung, da die Erwachsenen, sämtlich in Vielweiberei lebend, „den Anschluß an unsere Religion ablehnen, obgleich sie mit Interesse die göttlichen Wahrheiten aus unserm Munde hören." Er setzt seine Hoffnung auf das Aufhören der unablässigen Kriege, die unter den Männern stark aufräumen und dadurch mittelbare Ursache der Vielweiberei sind. „Ist das Gleichgewicht der Geschlechter einmal wieder hergestellt, so wird, wie wir hoffen, die sonst intelligente und religiöse Bevölkerung den klaren Gründen des Evangeliums gegenüber sich nicht mehr ablehnend verhalten." Ebenda S. 41.

Digitized by Google

Materialismus nichts wissen will und mit dem populären Götzendienst gebrochen hat, ist man doch oft weit entfernt, sich dem Christentum zuzuneigen. Die Bewegung unter den Gebildeten zeigt ein wirres Durcheinander der Bestrebungen. Der Nationalkongreß, der noch im Jahre 1887 neben der Pflege des nationalen Bewußtseins die geistige, moralische und soziale Wiedergeburt Indiens für sein Ziel erklärt hatte, hat diesen Punkt in seinem Programm gestrichen und bei seiner letzten Sitzung in Poona im Dezember v. J. der sozialen Konferenz, die bisher in Verbindung mit ihm getagt hatte, den Stuhl vor die Thür gesetzt. Er hat jetzt rein politische Ziele. Die orthodoxe Brahminenpartei, welche in ihm jetzt den Ton angiebt, will ihn zu einem Nationalparlament machen, das womöglich sich einen maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung Indiens erringen soll. Die Sozialreformer fassen Resolutionen wider die Kinderheiraten und Tanzmädchen, für Erziehung des weiblichen Geschlechts, für Witwenheirat, für Temperenz, für Zwischenheirat bei Angehörigen von Unterabteilungen derselben Kaste u. dgl. mehr. Die Bewegung ist auch nicht ganz ohne Erfolge, wenn sie natürlich auch nur langsam erreicht werden. Ist man doch schon erfreut, wenn in ganz Indien im Laufe eines Jahres ein Dutzend Witwen sich wieder verheiratet haben. Vielfach fehlt eben die rechte Unterstützung durch die christlichen Europäer. Erst letzthin hat der Vizekönig von Indien bei seinem Besuche in Madras die Einladung eines Eingebornen angenommen, der seine Gäste durch Tanzmädchen unterhalten ließ. Aber so gewiß die sozialreformerische Bewegung lediglich dem christlichen Geist ihren Ursprung verdankt, so wenig christentumsfreundlich sind doch ihre Wortführer. Manche von ihnen erklären ausdrücklich, daß die Reform dazu dienen solle, den Hinduismus widerstandsfähig zu machen, indem man ihn den Bedingungen der Zeit anpaßt. Sie betonen, daß eine Isolierung, wie sie der Uebertritt zum Christentum zur Folge habe, durchaus vermieden werden müsse, wenn die Bewegung siegreich werden solle. Frau Besant fährt fort, in verschiedenen Großstädten vor zahlreichen Versammlungen, darunter auch Europäer, unter großem Applaus Vorträge über einen Theosophismus zu halten, dessen Angelpunkt die Seelenwanderungslehre bildet, und Sri Vivekananda Swami, der seiner Zeit auf dem Religions-Weltkongreß in Chicago gefeiert wurde, findet jetzt in England bereitwillige Hörer, die sich von ihm in die Geheimnisse des Yoga einführen lassen. Das alles trägt natürlich sehr dazu bei das Selbstbewußtsein

Digitized by Google

des Hinduismus zu erhöhen. „Der Orient und der Occident müssen gegenseitig von einander lernen," so lautet die Parole, und da es offenbar ist, daß auf wissenschaftlichem Gebiete die Hindus ausschließlich die Empfangenden sind, so hält man um so fester an der Prätension, daß wenigstens in die Religion der Zukunft der Hinduismus als wertvolles Element Aufnahme finden müsse. Wie stark und wie gefährlich diese Anschauung ist, zeigen die bedenklichen Konzessionen, welche einer der Gefeiertsten unter den gegenwärtig lebenden indischen Missionaren, der Freischotte Dr. Miller in Madras, ihr macht. Seine Proteste gegen Mißdeutung ändern nichts daran, daß die gebildeten Hindus in ihm einen Gewährsmann derjenigen Richtung sehen, welche Christo und dem christlichen Lebensideale einen ehrenvollen Platz unter den vielgestaltigen Mitteln anweisen will, durch welche der Hinduismus den religiösen Bedürfnissen der Menschennatur entgegenzukommen sucht. Und wer die große Assimiliationskraft des Hinduismus nicht unterschätzt, der wird die Gefahr, die darin liegt, erkennen. Man streicht die Gottheit Christi und die Versöhnung; trotzdem ist man ein Jünger Christi und sucht sein Lebensideal zu verwirklichen, ohne daß die Taufe und die Schmach und die Opfer, welche sie mit sich bringt, erforderlich wären. Daß Dr. Miller nicht so denkt, ist ja gewiß. Ja, er hat nachdrücklich erklärt, daß auch nach seiner Meinung jeder, der Gott in Christo gesehen habe, schwere Schuld auf sich lade, wenn er es unterlasse, sich der Kirche anzuschließen, sobald die göttliche Stimme ihn dazu ermahne. Aber daß ein christlicher Missionar das erst noch ausdrücklich erklären muß, weil eingeborne Christen und Hindus aus seinen Auslassungen das Gegenteil entnommen hatten, ist charakteristisch genug. Und bei den Hindus bleibt doch der Eindruck: auch kluge und fromme Europäer, wie Dr. Miller, gestehen zu, daß man auch ohne Taufe und ohne Glauben an die Gottheit Christi dem christlichen Ideal nachstreben kann. Kein Wunder, wenn angesichts solcher Strömungen die in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften in den höheren Kasten nur geringen greifbaren Erfolg haben.

Desto erfreulicher sind in einigen Gegenden die Erfolge unter den niederen Kasten. Auch die Leipziger Mission hat in den letzten Jahren, namentlich im Madras-Distrikt an manchen Orten offene Thüren gefunden. In den letzten 3 Jahren sind in diesem Distrikt nahezu 700 Heiden getauft, zum größten Teile Landarbeiter, aber nicht so arm und energielos, wie die Parias weiter im Süden zu sein pflegen.

Digitized by Google

Um sie vor den Verfolgungen der heidnischen Gutsbesitzer zu retten und den jungen Gemeinden äußern Halt zu geben, hat die Mission für 10000 Rupies eine Dorfflur erworben, mit der Absicht, die Parias allmählich in den Besitz des Landes zu bringen dadurch, daß ihr Pachtzins, sobald er eine $3^1/_2$prozentige Verzinsung des Ankaufskapitals übersteigt als Amortisation betrachtet wird. Das wird nicht schnell gehen, und für die erste Zeit der christlichen Erziehung dieser Familienkomplexe ist es auch nicht vom Uebel, daß sie in gewissem Grade auch im äußeren vom Missionar abhängen. Es ist zu hoffen, daß gerade die Aussicht auf Unabhängigkeit und eignen Besitz eine erziehliche Wirkung auf sie ausüben wird, und daß der große Eifer, den sie bis jetzt im Hören des Wortes, im Lernen und im Singen zeigen, sich als anhaltend erweist. Bei solchen Massenübertritten fällt ja die Hauptarbeit immer in die Zeit nach der Taufe, und es kommt sehr darauf an, daß lautere, charakterfeste und tüchtige Missionsdiener dem Missionar als Helfer zur Seite stehen.

Die Seelenzahl der Gemeinden in der Stadt und dem Distrikt Madras beträgt 1658. Die beiden städtischen Gemeinden Pursevalkum und Rajapuram, im wesentlichen Sudra-Gemeinden, werden von 2 eingebornen Pastoren geleitet. Der Stand des geistlichen Lebens und das kirchliche Bewußtsein zeigen einen erfreulichen Fortschritt. In beiden Gemeinden bestehen Vereinigungen junger Männer unter Leitung des Pastors; in Pursevalkum ein seit 5 Jahren bestehender Bibelverein von 33 Mitgliedern (Privatbeamte, Lehrer, Studenten). Er versammelt sich am Sonntagabend zum Bibelstudium. Daneben halten die Mitglieder Vorträge, in denen Lebensbilder aus der Kirchengeschichte zur Darstellung kommen. In der kleineren Rajapuram-Gemeinde bilden Jünglinge und Knaben, zusammen 27, einen Kirchenchor, der im letzten Jahre 149 mal im Gottesdienste und 16 mal bei besonderen Gelegenheiten, wie Leichenbegängnissen, mitgewirkt hat. Die Vereine sind für die Pflege des kirchlichen Gemeingefühls von erheblichem Wert. Eine Knaben-Mittelschule, 1894 neu erbaut, erweist sich schon als fast zu klein.

Eine Mädchen-Mittelschule gedeiht auch in erfreulicher Weise. In Madras, dessen Seelenzahl sich im Jahre 1891 auf 452000 belief, wirken mehr als 30 evangelische Missionare, die allerdings zum weitaus größten Teile im Schulfach thätig sind, und 20 eingebornen Pastoren, welche 9 verschiedenen Gesellschaften angehören. An Gelegenheit zum Hören fehlt es also nicht, und die Reibungen unter den verschiedenen Gesellschaften sind nicht so groß, wie man es bei der großen Zahl auf kleinem Raum befürchten sollte.

Von Madras, welches, abgesehen von Bangalore im Reiche Maisur, die nördlichste Leipziger Station ist, ziehen sich 2 Ketten von Stationen nach Süden, die eine, noch sehr lückenhafte, an der Madrasbahn nach Südwesten: Jercaud, Erode, Coimbatore; die andere, nahe der Ostküste, zählt bis Madura

Digitized by Google

15 durch die südindische Eisenbahn verbundene Stationen, dazu etliche seitwärts gelegene, unter ihnen namentlich Tranquebar und Porcar. Ueberblickt man die Lage derselben im allgemeinen, so fällt auf, daß auf einer ganzen Anzahl Stationen mehrere Jahre lang ein Stillstand oder gar ein Rückgang zu beklagen war. Bei den Paria-Gemeinden hat dies seinen Grund vielfach in der großen Armut und dem Druck heidnischer Herren, durch welche oft auch der Besuch der Gottesdienste ungebührlich erschwert wird. Das verursacht eine Ermattung des geistlichen Lebens und eine Mutlosigkeit, von der auch die Missionsdiener nur zu leicht angesteckt werden. In den Sudra-Gemeinden aber, in denen manche Familien sich rühmen, daß ihre Vorfahren schon seit $1^1/_2$ Jahrhunderten Lutheraner gewesen sind, macht der Nationalfehler der Streitsucht und das ehrgeizige Hervortreten einzelner, das in kleinen Gemeinschaften so leicht vorkommt, den Missionaren viel Not. Unter solchen Umständen bedarf es starken Glaubens, hingebender Liebe und großer Geduld, damit der Missionar nicht nur selbst unverzagt bleibe, sondern auch im stande sei, seine Missionsdiener immer wieder mit dem Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht zu erfüllen, und es ist große Weisheit nötig, damit in der Linderung der äußern Not weder zu wenig noch zu viel gethan werde. Dazu kommt die Gefahr, daß der Missionar durch das Angelaufenwerden von allen seinen Kirchkindern und die Fülle der äußerlichen Geschäfte sich Zeit und Lust zur Arbeit an den Heiden rauben läßt. Aber wo die Missionare und Missionsdiener die Energie und Kraft der Initiative besitzen, durch welche diese Gefahr überwunden wird, da wird auch unter so ungünstigen Verhältnissen geerntet, zwar nicht scheffelweise, aber doch körnerweise. Den größten Zuwachs hatten, von Madras abgesehen, in den letzten Jahren die südlichsten Stationen Dindigal und Madura aufzuweisen. Mit den Missionaren des American Board, die hier arbeiten, haben unsre Missionare auf Grund gegenseitig geübter Missionary Comity fast ausnahmslos in gutem Verhältnis gestanden, was erst kürzlich in der freundnachbarlichen Teilnahme Missionar Blomstrands an ihrem 50jährigen Jubiläum Ausdruck fand. Dagegen macht die Nachbarschaft der Römer, die fast in ganz Südindien vertreten sind, den Missionaren viel Not, so daß bisweilen nichts andres übrig blieb, als sich im Wege des Prozesses ihrer Gewaltthätigkeit und ihres Fanatismus zu erwehren. Daß sich römische Christen zum Uebertritt melden, kommt nicht selten vor. Es giebt doch immer einzelne unter ihnen, welche das dem heidnischen Gottesdienste so überaus ähnliche Zeremonienwesen, die geistliche Verwahrlosung der Gemeinden und ihre tyrannische Behandlung, auch mit Stockprügeln und Geldstrafen, auf eigene Gedanken bringt, oder denen die Bibel die Augen öffnet über den großen Unterschied zwischen dem apostolischen Christentum und einem Katholizismus, dessen Anhänger großenteils nichts andres wissen, als daß vier Göttern Anbetung gebührt: Vater, Sohn, heiligem Geist und der Jungfrau Maria.*)

*) In den französischen Kolonien ergiebt sich seit Einführung der Republik eine eigentümliche Verlegenheit dadurch, daß die eingebornen römischen Christen auch die Statue der Liberté verehren, weil sie dieselbe von Madonnen-Statuen nicht unterscheiden können.

Digitized by Google

Aber das sind Ausnahmen. Im allgemeinen machen die Missionare die Erfahrung, daß die Römer, welche sich ihnen nähern, noch unaufrichtiger und unzuverlässiger sind als die Heiden.

Außer den schon genannten Stationen ragen unter den an der südindischen Eisenbahn gelegenen Trichinopoly, Tanjore und Majaveram hervor durch die Größe ihrer Gemeinden und die Zahl der Außenorte und Nebenstationen, welche mit ihren eingebornen Pastoren, Missionsdienern und Lehrern der Aufsicht ihrer Missionare unterstellt sind. Auf allen 3 Stationen finden sich Mädchen-Kostschulen, in Majaveram speziell für Paria-Mädchen, in Trichinopoly und Tanjore auch Knaben-Kostschulen. Im ganzen werden etwa 500 Kinder, davon drei Viertel Knaben, ein Viertel Mädchen, in den Kostschulen erzogen. Der Kostenaufwand für die Mission, der aber zum großen Teil von besonderen Wohlthätern gedeckt wird, beläuft sich auf etwa 13000 Rupies jährlich. Wo es sich nicht um Waisenkinder handelt, werden natürlich Eltern und Anverwandte zur Zahlung von Kostgeld angehalten. Durch Einfachheit der Haltung sucht man nach Möglichkeit der Gefahr vorzubeugen, daß sich die Zöglinge später nicht wohl fühlen in ihren oft sehr bescheidenen Verhältnissen. Die Zahl der Kostschüler ist im Verhältnis zur Seelenzahl der Gemeinden immer noch geringer als bei anderen in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften. Zweifellos hat ja jede Internatserziehung ihre Schattenseiten. Trotzdem drängt sich der hohe Wert, um nicht zu sagen die Unentbehrlichkeit dieser Institute in Indien, sobald es sich um Gemeinden handelt, die nicht mehr auf den allerengsten Raum beschränkt sind, unwiderstehlich auf. Den Eindruck, den das Leben auf einer dieser größeren Stationen auch auf solche macht, die für das eigentliche Centrum der Missionsarbeit vielleicht kein Interesse haben, schildert der Bericht über einen Besuch in Tanjore, den der Vorstand des Museums für Völkerkunde von einem Herrn bekam, der in seinem Auftrage in Indien reiste. (Leipziger Neueste Nachrichten vom 12. Jan. d. J.) Dort heißt es: „Ungefähr zweihundert eingeborne Kinder, meist Christen, arbeiten hier fleißig in der Schule, die von der Mission unterhalten wird. Da turnte die braune Gesellschaft am Reck und am Barren und vergnügte sich im Rundlauf, im Football, Lawn-tennis und anderen Spielen so gewandt, wie die besten Leipziger Turner. Aufschwung, Klimmziehen, Hochstand, Fahne, Riesenwelle und andre schwierige Produktionen an den Gerätschaften wurden meisterhaft ausgeführt. Die Leipziger Mission in Tanjore hat neben Garten, Kirche, Schule, Speisehaus auch noch einen sehr großen, weiten Spielplatz für die Zöglinge der Mission. Des Abends spielte ein zwölfjähriger Knabe daselbst sehr schön Violine, und ungefähr hundert Knaben sangen reizend in Tamulensprache Choräle und fröhliche Lieder. Die Erfolge der Leipziger Mission unter den Tamulen sind sehr erfreuliche und anerkennenswerte."

In den größeren und älteren Gemeinden ist seit 1881 nach und nach eine Gemeindeordnung eingeführt, auf Grund deren Kirchenvorstände und Gemeindeversammlungen mit bestimmt abgegrenzter Kompetenz bestehen. Daß die Erfahrungen, die man damit gemacht

Digitized by Google

hat, durchweg günstige seien, kann man nicht sagen. Doch wird das den nicht wunder nehmen, welcher weiß, wieviel Not, namentlich zu Anfang, auch in der Heimat an vielen Orten die Kirchenvorstände bereitet haben. Der nationalen Gewohnheit des Verschuldetseins entsprechend, sind auch viele Gemeindeglieder mit ihren Kirchensteuern im Rückstand. Dann ruht ihr Stimmrecht, was zu Zeiten sehr bitter empfunden wird. Oder die Aeltesten sind geneigt, sich ihres Amtes zu überheben, sei es gegen Gemeindeglieder, sei es dem Pastor gegenüber. Genug, es fehlt auch da nicht an Menschlichkeiten. Im ganzen ist die Einrichtung doch segensreich, und die Aeltesten haben schon zu viel Gutem geholfen. Die tamulische Synode, welche alle 3 Jahre zusammentritt, aus den eingeborenen Pastoren und den Gemeinde-Aeltesten gebildet, giebt heilsame Anregungen und ist ein nicht zu unterschätzendes Band der räumlich weit getrennten Gemeinden. Drei von ihnen: Tranquebar, Pursevalkum und Coimbatore sind jetzt im stande, mit Hilfe des Pastoratfonds aus ihren Gemeinde-Beiträgen und den Zinsen ihres Kirchenfonds, ihren Pastor selbst zu unterhalten. Das gesamte Vermögen der Kirchenkassen, zu deren Ausstattung allerdings die Mission sehr mütterlich beigetragen hat, beläuft sich auf etwa 80000 Rupies.*)

Die Central-Anstalten, Seminar und High School, Druckerei und Arbeitsschule, sind von jeher in den benachbarten Städten Tranquebar und Poreiar, wo auch der Missions-Kirchenrat seinen Sitz hat, konzentriert gewesen. Aber die Vernachlässigung, welche diese ehemals dänischen Kolonien von der englischen Verwaltung erfuhren, die Isolierung und der Verfall, welche sich infolge dessen schon lange fühlbar machten, haben bereits im Jahre 1890 die Missionssynode veranlaßt, die ihr vorgelegte Frage, ob die Verlegung der Anstalten als wünschenswert erscheine, zu bejahen. Indessen haben die ungeheuren Kosten, mit denen eine solche Verlegung verbunden sein würde, die Ausführung gehindert, und da jetzt endlich Tranquebar auch Aussicht hat, mit dem Eisenbahnnetz verbunden zu werden, ist der Plan einer Verlegung des Hauptquartiers wohl als beseitigt zu betrachten. Nur die Hochschule, die in dem menschenleeren Tranquebar seit Jahren fast ausschließlich von Kostschülern besucht wurde, wird im Laufe des Jahres 1896 mit einer von einem Engländer gegründeten, von einem eingeborenen Pastor zunächst privatim fortgeführten und schließlich von der

*) Da die Statistik von 1895 noch nicht vorliegt, sind hier, wie überall, wo nicht ausdrücklich andres bemerkt ist, die Zahlen von 1894 gegeben.

Digitized by Google

Mission übernommenen Hochschule in dem an der Bahn gelegenen Städtchen Schialy verschmolzen werden. Das Schulwesen der Mission, welches in diesen beiden Hochschulen gipfelt, umfaßt außerdem noch 4 Knaben-Mittelschulen, darunter eine in dem hinterindischen Rangoon, sowie 3 Mädchen-Mittelschulen, außerdem 168 gehobene und einfache Volksschulen, davon 8 ausschließlich für Mädchen bestimmte. Die Schulen, von denen 103 in den weltlichen Fächern der Regierungs-Aufsicht unterstellt sind, werden von 4100 Schülern und 1200 Schülerinnen besucht. Von den ersteren gehören 1323, von den letzteren 846 der lutherischen Kirche an, 370 bezw. 58 andern christlichen Gemeinschaften. Da die Seelenzahl der mit der Leipziger Mission verbundenen Gemeinden 14 517*) betrug, so ergaben die 2169 lutherischen Schulbesucher das Verhältnis von 1 Schüler auf 7 Seelen, während dieses Verhältnis sich für die christliche eingeborene Bevölkerung der Madras-Präsidentschaft im Jahre 1894 — Seelenzahl 865 825, Schülerzahl 54 999 — auf 1 zu 15 stellt. Wie überall, ist es auch hier die römische Kirche, welche den Durchschnitt ungünstig beeinflußt. Der Lehrkörper besteht aus 296 Lehrern, darunter 7 B. A., 11 F. A. und 46 Lehrerinnen. Für die Leitung der beiden Mädchen-Mittelschulen in Tanjore und Madras sind im Jahre 1895 2 Lehrschwestern aus dem Dettelsauer Diakonissen-Haus gewonnen worden, welche jetzt dem Studium des Tamulischen obliegen.

Den Bedarf an Lehrern liefert das mit einer Uebungsschule verbundene Seminar in Poreiar, das im Jahre 1892 sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hat. Es bildet in 2 Abteilungen mit je 3jährigem Kursus Lehrer für Volks- und Mittelschulen aus. Aus den Lehrern rekrutieren sich die Katecheten, die noch einen weiteren einjährigen Kursus durchzumachen haben. Aus der Zahl der bewährten Katecheten aber werden nach Bedarf eine Anzahl zu einem dreijährigen theologischen Studium unter Leitung des Seminardirektors und Mitwirkung andrer Missionare einberufen. Ende 1895 standen den Missionaren 15 Pastoren, 8 Kandidaten und 44 Katecheten zur Seite.

Begreiflicherweise stellt ein theologischer Kursus große Anforderungen an die Missionare, welche den Unterricht zu erteilen haben, zumal da deren Kraft und Zeit, abgesehen von ihrem eigentlichen Amt, stark in

*) Ende 1895: 15 037. Es haben im Jahre 1895 694 Heiden-Taufen stattgefunden, und es befanden sich am Schlusse desselben 477 Katechumenen im Unterricht.

Digitized by Google

Anspruch genommen wird durch Arbeiten, die zwar wenig ins Auge fallen, die aber von großer Bedeutung sind: die Verwaltung des Ganzen, die Aufsicht über das Kassen- und Rechnungswesen und die Arbeiten des litterarischen Departements. Das letztere besorgt fast alles, was für Kirche und Schule, Gemeinde und Mission an gedruckten Hilfsmitteln erforderlich ist, von der Bibel bis zur Fibel: Katechismen und Gebetbücher, Liederbücher und Traktate, Lehrbücher für Religions- und Sprachunterricht, dazu das kirchliche Monatsblatt: Die Morgenröte. Schon das Lesen der Korrekturen giebt reichlich zu thun. Die revidierte Fabricius-Bibel, welche 1893 fertiggestellt wurde, ist schon vergriffen, so daß jetzt eifrig an der Vollendung der Stereotypierung des Alten Testaments — das Neue Testament ist stereotypiert — gearbeitet wird.

Von dem Kommentar zu dem Neuen Testament, den der frühere Missionar Praepositus Ihlefeld bearbeitet, sind die 4 Evangelien gedruckt. Von Kurtz' „Heilige Geschichte" ist das Alte Testament vom Seminardirektor, Missionar Gehring, sorgfältig revidiert; das Neue Testament ganz neu übersetzt. Die englisch-tamulische Grammatik des seligen Missionar Schaeffer, die auch in den Schulen englischer Missions-Anstalten Eingang gefunden hat, ist neu aufgelegt. Missionar Beisenherz, der Herausgeber einer methodisch gearbeiteten Fibel, hat kürzlich eine 4stimmig gesetzte große Missionsharfe herausgegeben, ein Werk, das wohl in der tamulischen Litteratur einzig in seiner Art ist. Sie enthält 60 geistliche Lieder, sämtlich von lutherischen Missionaren, von Fabricius bis auf die Gegenwart, übersetzt. Pastor Devasagayam Püllei hat eine Serie von größeren Traktaten mit einem Schriftchen unter dem Titel: „Der rechte Weinstock" eröffnet.

Der Druck der Schriften wird, soweit als möglich, in der Missionsdruckerei zu Tranquebar besorgt, welche zugleich dazu dient, junge Leute aus den Gemeinden zu Druckern, Setzern, Buchbindern auszubilden und dadurch zum Broterwerb zu befähigen. Die mit einer Kostschule verbundene Arbeitsschule giebt Gelegenheit zur Ausbildung im Zimmermanns- und Tischler-Handwerk, in Schmiede-Arbeit und Schlosserei. Sie liefert allerhand Möbel und Hausgerät, Thüren und Fenster, auch Dachstühle für Häuser, Schulen und Kapellen und hat oft mehr Aufträge, als sie fertig stellen kann. Mit großartigen industrial schools wie die, welche die Wesleyaner in Caroor unterhalten, kann sich natürlich das kleine, bescheidene Institut nicht messen.

Ueberhaupt ist das augenfälligste Charakteristikum der Leipziger Missionsarbeit in Indien im Vergleich zu den englischen und amerikanischen Missionen, die auf demselben Felde arbeiten, die Einfachheit,

Digitized by Google

um nicht zu sagen Dürftigkeit ihrer Einrichtungen infolge der geringeren Mittel. Damit hängt auch zusammen, daß die ganze Art ihrer Arbeit vielleicht nicht so beweglich ist, sondern langsam, aber — man darf es wohl sagen — solide. Sammlung selbständiger Gemeinden, die in Gottes Wort und Luthers Lehre festgewurzelt sind, ist das unverrückt im Auge behaltene Ziel ihrer Arbeit, das kirchliche Bekenntnis ihr einziges Fundament. Darauf gründet sie ihren Anspruch, kirchliche Mission zu sein — im Unterschiede von einer bloßen Privatgesellschaft — und daraus erklärt sich ihr grundsätzlich festgehaltener internationaler Charakter. Es fehlt nicht an Schwierigkeiten, die daraus erwachsen. Wo ein beschränktes Kirchengebiet der Nährboden einer Mission ist, wo für die große Mehrzahl derer, welche an und in ihr arbeiten, die Frömmigkeit dasselbe durch Stammesart und Geschichte bestimmte Gepräge, dasselbe „Geschmäckle" hat, da ist die Verständigung sehr erleichtert und der nationale, provinzielle oder kirchliche Partikularismus kann als mächtiger Hebel für die Belebung des Interesses für „unsere" Mission Verwendung finden. Das alles kommt für die Leipziger Mission in Wegfall. Aber es erwächst ihr auch reicher Gewinn. Wo Bayern und Mecklenburger, Balten und Sachsen, Elsässer und Schweden zusammenwirken, da ist der Gefahr gewehrt, daß die Entwicklung eines einzelnen Kirchenkörpers oder die Präponderanz einzelner Persönlichkeiten die Mission in einseitige Bahnen dränge; da giebt es einen reichen Austausch der Gaben und Kräfte. Auf dem Missionsfelde kann mit vereinten Kräften geleistet werden, was den zersplitterten unmöglich wäre, und in der Heimat hält die Mission das Bewußtsein lebendig, daß unabhängig von der Nationalität, der Kirchenverfassung und den wechselnden Strömungen der theologischen Schulen das lutherische Bekenntnis diejenigen eint, in denen das Leben der Kirche pulsiert.*)

Die skandinavische Santhalmission.

Von Propst J. Vahl in N. Alslev.

(Schluß.)

Dieser anerkennende Bericht, der aus dem Weltblatte in verschiedene andere Zeitungen überging, weckte im Verein mit den Vorträgen, welche Skrefsrud in England und Schottland hielt, viel Interesse für die

*) Der Artikel ist im Februar geschrieben. Inzwischen sind die Besorgnisse wegen der Makamba-Mission beseitigt.

Digitized by Google

Santhalmission; auch in Norwegen gewann Skrefsrud Freunde; dagegen kam er nur mit ganz vereinzelten Missionsfreunden in Dänemark in Berührung. Aus Norwegen brachte er einen Mitarbeiter, Buncklholdt, mit hinaus nach Indien, der bis heute der Mission treulich gedient hat.

Obschon Börresen längere Zeit die Arbeit so gut wie allein bewältigen und inzwischen eine von seinen üblichen jährlichen Kollektenreisen durch das weite Indien unternehmen mußte, kam doch teils als eine Segensfrucht der Arbeit früherer Jahre, teils als eine Wirkung seiner eifrigen selbstlosen Thätigkeit während der Hungersnot, eine große Erweckung zu Stande, sodaß im J. 1874 1592 Santhal getauft werden konnten, und damit die Gesamtzahl der Getauften, die alle zugleich abendmahlsberechtigt waren, auf 1938 stieg. Inzwischen war es den Missionaren klar geworden, daß die stetig wachsenden Ausgaben (für das Rechnungsjahr 1875/76 = 17061 Rupien, zu welcher Summe die Bapt. M.-G. 1380 Rupien beigesteuert hatte) nicht mehr in Indien allein gedeckt werden konnten. Nahmen doch auch Börresens Kollektenreisen immer eine unverhältnismäßige Zeit in Anspruch. Wohl hatte Skrefsrud für die Mission einige reiche Freunde in Schottland gewonnen, aber ihre Hilfe reichte noch nicht zu, man bedurfte weit kräftigerer Unterstützung aus Europa. Daher wurde beschlossen, daß Börresen 1876 nach Europa reisen sollte, um neue Hilfsquellen flüssig zu machen. Diese Reise wurde von großer Bedeutung für die Santhalmission, sowohl in materieller, als in geistiger Hinsicht. Ueber Dänemark zog er nach Norwegen und von da wieder nach Dänemark und schließlich nach England, wo er die Beziehungen zur Bapt. M.-G. völlig löste, welche Börresen und Skrefsrud beschuldigte, sich den Grundbesitz der Santhalmission, der ihr gehöre, hinterlistiger Weise angeeignet zu haben.

Wir haben vorher zu wiederholten Malen die Beziehungen der Missionare zur Bapt. M.-G. und die verwickelten Eigentumsverhältnisse berührt und wollen deshalb hier nur noch einmal hervorheben, daß die Missionare stets selbständig aufgetreten waren und den allergrößten und stetig wachsenden Teil der Missionseinnahmen selber beschafft hatten. Aus Anlaß der gegen die Missionare gerichteten Beschuldigungen, die übrigens in einer besonderen Schrift von Skrefsrud widerlegt wurden, stellte das Londoner Santhalmissionskomitee, dessen Vorsitzender der bekannte Sir William Muir und dessen Mitglieder lauter angesehene Männer (wie Robert Cust, Generalmajor Colin Mackenzie, Oberst Field) waren, eine Untersuchung an und erklärte dann: „das Komitee, welches die Angelegenheit mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hat, hat sich völlig davon überzeugt, daß die Missionare durchaus in gutem Glauben gehandelt haben, daß ihre Stellung als unabhängige Mission durch keinen Schritt von ihrer

Digitized by Google

Seite kompromittiert worden ist, und daß die Betreffenden das volle Zutrauen derer, die sie unterstützen, verdienen." Und Generalmajor Mackenzie äußerte sich: „Ich wage zu behaupten, daß nicht 12 ehrliche Männer aufgetrieben werden können, welche bei völligem Verständnis des Sachverhaltes etwas anders thun werden, als Börresen und Skrefsrud völlig von jedem Tadel freizusprechen, mit alleiniger Ausnahme vielleicht eines Mangels an Rechtskunde und Geschäftsgewandtheit."

Von England kehrte Börresen nach Dänemark zurück, wo er das Jahr zuvor mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen worden war. Teils hatte man von seinen Beziehungen zu den Baptisten gehört, teils stand er außerhalb aller kirchlichen Richtungen in Dänemark, teils nährte Dr. Kalkar, welcher in vielen Kreisen noch großes Ansehen genoß, obwohl er nicht mehr Direktor der Dänischen Missionsgesellschaft war, sein altes Mißtrauen gegen die Santhalmission, wahrscheinlich weil diese nicht in Uebereinstimmung mit seiner Missionstheorie arbeitete. Aber mit seinen geistvollen Worten, die von einem tiefinnerlichen, reichen geistlichen Leben Zeugnis ablegten, und mit seinem schlichten Auftreten, gleichviel ob er es mit Gliedern des Königshauses oder mit dem gewöhnlichen Mann zu thun hatte, gewann Börresen schon vor seiner Reise nach England viele Freunde, und dies wiederholte sich das Jahr darauf in gesteigertem Maße bei seinem Verweilen in der dänischen Heimat, wo man selten etwas Aehnliches erlebt hat. Ganze Scharen von Zuhörern strömten dort zusammen, wo Börresen seine Missionsvorträge hielt und er gewann Freunde, deren Treue in der Folgezeit stand hielt, unter den besten Männern der dänischen Kirche. Und merkwürdig war es und ist es noch heute, zu beobachten, wie gläubige Christen der verschiedensten Richtungen ihre sonstigen Differenzen der Santhalmission gegenüber ganz vergaßen. Es bildeten sich nicht nur Ausschüsse zur Unterstützung der Santhalmission, sondern auch die dänische M.-G. beschloß, für dieselbe einen jährlichen Beitrag (der später auf den eigenen Wunsch der Santhalmissionare wieder eingezogen worden ist) zu spenden und sich zugleich als Sammelstelle anzubieten.

Börresen hatte es sich übrigens bei seinem Besuche in der Heimat zur Aufgabe gemacht, in erster Linie nicht Freunde für die Santhalmission, sondern überhaupt für den Herrn und seine Arbeit in der Heidenwelt zu gewinnen und daher hatte die Begeisterung für die Santhalmission auch eine vermehrte Liebe zum Missionswerk überhaupt im Gefolge, welche später nicht zum wenigsten der Dänischen M.-G. zugute gekommen ist. In Norwegen fachte Börresen ebenfalls die Liebe zur Santhalmission an, desgleichen in Schweden, wo er derselben treue Freunde gewann, obschon er keine Zeit dazu

Digitized by Google

fand, viel im Lande umherzureisen. In Schottland war es ihm gelungen, die alten Verbindungen noch fester zu knüpfen.

Die Santhalmissionare hatten bis dahin ohne Ordination ihre Missionsarbeit gethan, und es war Börresens Wunsch, dieselbe noch nachträglich in Dänemark zu erhalten. Aber verschiedene Schwierigkeiten standen der Erfüllung seines Wunsches im Wege, unter anderm, daß er nicht studierter Theolog war, ja nicht einmal eine höhere Schule besucht hatte. Die Ordination eines solchen Mannes war ohne Beispiel in Dänemark. All dieser Schwierigkeiten überdrüssig, hatte Börresen schon beschlossen, auf seine Ordination zu verzichten, als ein eindringlicher Brief von Skrefsrud eintraf, in welchem dieser ihn bat, erst dann aufs Missionsfeld zurückzukommen, wenn er in regelrechter Weise die Ordination empfangen habe. Und nun war es merkwürdig, wie mit einem Male alle Hindernisse überwunden wurden; am 2. November 1877 wurde Börresen gestattet, sich „von einem der Bischöfe des Königsreiches, welcher dazu willig sei" ordinieren zu lassen, und am 21. November vollzog Bischof Martensen von Seeland die feierliche Handlung an dem Missionar, der einige Tage darnach nach Indien zurückeilte. In Ebenezer wurde er mit der größten Begeisterung von seinen Santhal empfangen, die sich freuten, ihren „Papa" wieder zu haben, und mit neuem Mut und gesteigerter Freudigkeit nahm er die Arbeit wieder auf.

Eine ähnliche günstige Aufnahme, wie sie Börresen der Santhalmission in Dänemark bereitet hatte, fand Skrefsrud in Norwegen, als er in den Jahren 1881—83 Europa besuchte. Während es in ersterem Lande hauptsächlich die gläubige Gemeinde war, welche die Mission unterstützte, waren es in Schottland und England meist einzelne Personen, und ihre Beiträge zeigten eine sinkende Tendenz, was wohl daher kam, daß jene Skrefsrud nicht kannten. Selbst in Norwegen hatte er wenige persönliche Bekannte. Als daher Frau Skrefsrud nach Europa reisen mußte, um ihre inzwischen erwachsenen Töchter abzuholen, schloß sich ihr Skrefsrud an. Während seines Aufenthaltes in Europa besuchte er zweimal England und Schottland, dreimal Norwegen und einmal Schweden und hielt dort, wie auch in Dänemark eine Menge Missionsversammlungen. Aber seine Gesundheit litt unter diesen Anstrengungen so, daß er erst Ende 1883 nach Indien zurückkehren konnte. Dank seiner großen Begabung wußte er aller Orten seine Zuhörer für die Santhalmission zu interessieren, namentlich war dies der Fall in Norwegen; denn wie Börresen seinem ganzen äußeren Wesen nach Däne war, so trug Skrefsruds Persönlichkeit ein speziell norwegisches Gepräge.

Bei seiner Abschiedsfeier in Christiania waren 10—20000 Menschen unter freiem Himmel zusammengeströmt. Es bildete sich in der Hauptstadt Norwegens ein Centralausschuß für die Santhalmission mit mehreren Zweigabteilungen im Lande, desgleichen traten in Schweden verschiedene Ausschüsse ins Leben.

Digitized by Google

Alle diese skandinavischen Santhalausschüsse, welche übrigens untereinander noch nicht in organischer Verbindung stehen, sammeln nur Gaben für diese Mission, ohne sonstwie irgend welchen Einfluß auf deren Leitung auszuüben. Man schenkt eben in der Heimat den Missionsarbeitern draußen volles Vertrauen. Daß letztere sich gelegentlich mit ihren Freunden in Nordeuropa über mancherlei Missionsangelegenheiten beraten, ist selbstverständlich; aber es herrscht in diesem Punkte völlige Freiheit. Alles Missionseigentum in Santhalistan ist nun auf Börresen und Skresrud übertragen, welche als Mitkuratoren zwei der höchststehenden englischen Justizbeamten in Indien zur Seite haben; es ist übrigens die Bestimmung getroffen, daß in der Folge einmal der ganze Besitz auf die Santhalmissionsgemeinden übergehen soll.

Später hat Börresen wiederum einen Besuch in Europa, besonders in Dänemark gemacht, und Skresrud verweilt zur Zeit in Amerika, wo er eine Menge Missionsversammlungen unter den dortigen norwegischen Lutheranern hielt, welche an der Santhalmission mit großer Liebe hängen. Von dort gedachte er Ende 1895 nach Skandinavien zu reisen, wo Konferenzen über den weiteren Ausbau der Missionsarbeit in Santhalistan gehalten werden sollen.

Inzwischen hatte die Mission unter den Santhal nicht aufgehört, Fortschritte zu machen. Infolge der treuen Arbeit der Missionare und ihrer zahlreichen eingeborenen Gehilfen war die allgemeine Volksstimmung immer mehr zu Gunsten des Christentums umgeschlagen, auch da, wo die Herzen noch nicht bekehrt waren. Heidnische Sitten verschwanden mehr und mehr, und zwar in dem Maße, daß unter den Santhal die Rede ging, alle Eingeborenen im Nankar-Bezirke seien Christen geworden. Doch machte dazwischen auch ab und zu Feindschaft gegen das Christentum sich bemerkbar; man hätte von seiten der Heiden gar zu gern die Christen, und die es werden wollten, aus der Volksgemeinschaft, ausgestoßen. Ein ernstlicher Versuch dazu wurde 1878 in Assamboni gemacht, wo zu diesem Behufe eine große Volksversammlung tagte; aber die Missionare erschienen auch auf dem Platze, und die ganze Verschwörung endigte mit einem großem Siege für die Christengemeinden; denn auf jenem Landtage wurde folgendes Gesetz beschlossen: „Es soll nicht verboten sein, mit christlichen Santhal zusammen zu essen, zu trinken und sich zu verheiraten. Aber daraus soll kein Zwang hergeleitet werden, daß sich ein Santhal taufen lassen muß. Die, welche getauft zu werden wünschen, mögen sich taufen lassen; die andern, welche diesen Wunsch nicht hegen, sollen nicht zur Taufe gezwungen werden."

Die Santhal sind, ins ganze genommen, ein leichtbeweglicher, leichtgläubiger, kurzsichtiger und Einflüsterungen zugänglicher, dabei störrischer Menschenschlag, der sich bisweilen vom weiblichen Geschlecht — „denen es nichts schaden kann, wenn sie besser werden, als wie sie

Digitized by Google

sind" — ins Schlepptau nehmen läßt. So ließen sie sich noch 1879 auf einige alberne Gerüchte hin, zu einem förmlichen Aufruhr gegen ihre Missionare verleiten, aber diese bekamen glücklicherweise noch rechtzeichtig Wind davon und es glückte ihnen, die ihr Volk so genau kennen, gar bald die Eingeborenen von der Grundlosigkeit jener Gerüchte zu überzeugen, so daß die ganze stürmische Bewegung einen friedlichen Ausgang nahm.

Während in den ersten Jahren hauptsächlich Skrefsrud die Arbeit auf den Außenstationen geleitet hatte, wogegen die Versorgung der Hauptstation in Börresens Hände ruhte, wechselten nach Börresens Europareise die Rollen. Börresen, dem Skrefsruds außergewöhnliche sprachliche Begabung freilich abging, hatte sich inzwischen in die Sprache völlig eingelebt, und da in den neuentstandenen Christengemeinden sich große Nachfrage nach Schulbüchern, Gesangbüchern und nach der Bibel herausstellte, lag es nahe, daß sich Skrefsrud, der zu solchen litterarischen Arbeiten in erster Linie berufene Mann, dieser mehr in der Stille der Hauptstation verlaufenden Arbeit widmete. Auch die angloindische Regierung sucht aus Skrefsruds Kenntnis der verschiedenen khervarischen Sprachen Nutzen zu ziehen. Es sind umfangreiche sprachliche Arbeiten, die er in dieser Richtung übernommen hat, und wenn noch wenig davon veröffentlicht worden ist, so liegt das an dem ausgeprägten kritischen Sinne des Missionars, der ihn beständig an seine Arbeiten die bessernde Hand legen läßt. Indeß folgt aus seiner literarischen Beschäftigung nicht, daß er nicht auch bisweilen an der Arbeit in den Außendistrikten teil nimmt.

Bereits ziemlich frühe war in der Santhalmission das Institut der Aeltesten oder Pastoren, wie sie dort genannt werden, eingeführt worden. Im Jahresberichte von 1873 wurden 9, 1874 30, 1875 30 Pastoren und 40 reisende männliche, sowie 10 reisende weibliche Aeltesten aufgeführt. Aber nach der erwähnten Störung in den Christengemeinden 1879 wurde eine völlige Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse vorgenommen; denn es stellte sich damals heraus, daß man keinen rechten Ueberblick über die auf mehr als 200 Dörfer verteilten Santhalchristen hatte. Das ganze Missionsgebiet wurde nunmehr in 10 Bezirke (Nankar 6, Sultanabad 2, Assamboni 2) zerlegt. Für jeden Bezirk war ein umherziehender Aeltester angestellt, der immer unterwegs sein und womöglich monatlich je 2 Nächte in jedem Dorf bleiben mußte, um Gottesdienst zu halten, die einzelnen Christen zu besuchen und

Digitized by Google

Gemeindeversammlungen abzuhalten; bei dieser Arbeit sollten ihm die ortsansässigen Aeltesten, deren es in jedem Dorfe zwei gab, zur Seite stehen. Letztere hatten die besondere Aufgabe, über den Lebenswandel ihrer Dorfgenossen zu wachen und deren gottesdienstliche Versammlungen zu leiten; sie erhielten keinen Gehalt, während den wandernden Aeltesten eine monatliche Entschädigung von 4 Rupien gewährt wurde. Für jeden 14. Tag war eine Versammlung sämtlicher Aeltesten und christlichen Häuptlinge vorgesehen, auf welcher über den Zustand und die Anliegen der Gemeinden Bericht erstattet und weltliche Angelegenheiten von den Häuptlingen geordnet wurden. Diese Gemeindeordnung hat die Probe bestanden, und es ist nun Börresens Beruf, immer auf Reisen zu sein, von einem Ort zum andern zu wandern, die Verhältnisse zu prüfen und zu ordnen und das, was ins Wanken geraten will, wieder zu stärken. Wenn auch im Laufe der Jahre verschiedene andere Stationen, teils unter der Pflege von Santhalgeistlichen (1876 wurden deren 2, 1884 3 ordiniert), teils unter europäischen Missionaren (Assamboni 1878, Dumka 1879, Moholpahari 1880, Basetkundi 1881, Haripur 1884 u. a.), entstanden sind, so stehen sie doch alle unter Börresens Oberaufsicht und werden von ihm gelegentlich besucht. In Wirklichkeit übt er das Amt eines Bischofs aus, und es war auch vor einigen Jahren die Rede davon, ihm die Bischofsweihe zu erteilen, aber die Angelegenheit ist bis auf weiteres vertagt worden.

Jeden Monat versammeln sich sämtliche Aeltesten, namentlich die aus dem Nankar-Distrikte in Ebenezer, wo die Berichte über die einzelnen Gemeinden vorgelegt werden und alle Missionsangelenheiten zur Sprache kommen. Eine nicht unbedeutende Ausdehnung gewann die Santhalmission 1880 durch die Auswanderung von eingeborenen Christen nach Assam. Dieselbe fand statt, ohne daß die Missionsausschüsse in Skandinavien etwas davon wußten; und das war sehr gut, denn diese würden unbedingt von dem Unternehmen abgeraten haben, so berechtigt es auch war. Santhalistan ist ein im ganzen genommen nicht sehr fruchtbares Hochland, welches seine stark zunehmende Bevölkerung nicht ernähren kann. Daher ergreifen viele Santhal den Wanderstab und suchen anderwärts Arbeit, was natürlich öfters zur Folge hat, daß einzelne Santhalchristen in heidnischer Umgebung Schiffbruch an ihrem Christenglauben leiden. Daher sandte man Katecheten z. B. hinauf in die Theegärten bei Darjschiling, wo Santhalarbeiter beschäftigt sind; aber es war doch immer nur ein Bruchteil der Auswanderer, dem

Digitized by Google

man auf diese Weise nachging. Lange sann man hin und her, wie man am besten die Auswanderungsfrage ordnen könne; es wurde den Santhal Land in Australien angeboten; aber man konnte sich nicht entschließen, ihnen die Auswanderung dahin anzuraten. Da wandten sich die Augen der Missionare auf Assam, wo ein großer, früher zu Bhutan gehöriger Landstrich, ganz öde und menschenleer dalag. Er war mit fast undurchdringlichem Rohrwald von 16 Fuß Höhe bestanden, der von unschädlichen, sowie reißenden Tieren wimmelte; im übrigen war das Land schön und vielversprechend.

Nachdem Skrefsrud zusammen mit einigen Santhal im September 1880 das Land in Augenschein genommen hatte, traf er mit der Regierung eine Uebereinkunft des Inhaltes, daß in der neuen Kolonie nur Santhal zugelassen werden sollten; ferner daß den Ansiedlern, so lange sie die gesetzlichen Abgaben entrichteten, das Land nicht wieder abgenommen werden könne, und endlich daß die Santhal nicht unter Bengali- oder sonstigen eingeborenen Beamten, sondern direkt unter einem englischen Magistrat stehen sollten. Im Oktober 1880 zog dann Börresen mit den ersten Kolonisten in Assam ein. Hat die Kolonie auch nicht so schnelle Fortschritte gemacht, als man sich anfangs eingebildet hatte, so hat doch über dem ganzen Unternehmen ein glücklicher Stern gewaltet. Die Assam-Kolonie umfaßt jetzt 20 Dörfer mit 1874 Einwohnern, von denen 1031 den Santhal und die übrigen anderen Urstämmen angehören. Was die Religion anbelangt, so sind unter den Kolonisten 917 Christen und 957 Heiden, welche letztere sich aber ebenfalls den christlichen Ordnungen der Kolonie zu unterwerfen haben. Abgesehen von den Aeltesten hat an der Spitze der Kolonie von Anfang an ein eingeborener Geistlicher gestanden. Wie es bei dem mannigfachen Wechsel im Beamtenpersonal nicht anders zu erwarten war, hat man nicht immer vollständig alle den Kolonisten gegebenen Zusagen gehalten; namentlich war es eine Plage, daß die Behörden gewissenlosen Menschen die Anlagen von Theegärten in der Nachbarschaft der Kolonie gestatteten; man suchte dort die Santhal als Arbeiter anzulocken und verführte sie zu allerhand Gottlosigkeiten. Um diesem Uebel Einhalt zu thun, hat die Santhalmission diese Theegärten angekauft, die nun für Rechnung der Mission verwaltet werden und einen hübschen Ueberschuß abwerfen.

Die beiden Begründer der Assamkolonie, Börresen und Skrefsrud, waren so glücklich, bei diesem ihrem Unternehmen, zuverlässige, europäische

Digitized by Google

Mitarbeiter an der Seite zu haben, zuerst den dänischen Arzt Arendrup, der bei einem Besuch in Ebenezer einen solch mächtigen Eindruck von der Missionsarbeit empfing, daß er dort blieb und 1881 den Kolonisten nach Assam folgte, wo er leider schon nach einem Jahre durch den Tod hinweggerafft wurde. Hierauf übernahm die Oberleitung der Kolonie für die Jahre 1882—85 der dänische Graf Moltke, ein Sohn des Grafen Moltke auf Nörager, der seit 1879 einer der treusten Freunde der Santhalmission gewesen ist. Als der junge Graf in seine Heimat zurückgekehrt war, übernahm es der Norweger Bahr, welcher am botanischen Garten in Dardschiling einen Posten bekleidete und mit einer Tochter von Börresen verheiratet ist, die weltlichen Angelegenheiten der Kolonie zu überwachen. Zur Zeit hält sich Bahr in Europa auf, da seine Gesundheit ganz zerrüttet ist; denn wie in allen Tropenländern, wo Oedland urbar gemacht wird, ist auch in der Assam-Kolonie der Aufenthalt für Europäer sehr ungesund. Im Jahre 1892 hat die Kolonie einen hochwillkommenen Zuwachs durch die Ankunft des dänischen Fräulein von Tillisch erhalten, welche dem weiblichen Teile der Koloniebevölkerung ihre Kräfte widmet.

Aber nicht bloß in Assam haben Börresen und Skrefsrud sich europäischer Mitarbeiter zu erfreuen gehabt. Außer mehreren andern, die nur kurze Zeit der Santhalmission gedient haben, nennen wir hier die Norweger Buncholdt, Berg (1884—93), Bodding (1890), den Schweden Heuman (1886), der auf Grund seiner Schriften über die Santhalsprache von der Kopenhagener Universität zum Ehrendoktor kreiert wurde, und den in Indien geborenen Schotten Muston (1878).

Zum Schluß machen wir noch einige statistische Angaben. Nach dem Jahre 1874, wo der Zuwachs an Getauften sehr groß war (ca. 1600), hat derselbe in der Regel jährlich 3—400 Seelen betragen, bisweilen auch mehr (1889: 855). Die reichlichste Ernte brachte das Jahr 1892, in welchem Santhalistan von einer großen Hungersnot heimgesucht wurde. Zu ihrer Linderung sandten die Missionsfreunde, namentlich aus Dänemark, Norwegen und Amerika, reiche Gaben; jedenfalls haben die Drangsale jenes Jahres dazu gedient, dem Worte Gottes in manchem bis dahin verschlossenen Herzen Bahn zu brechen. Im ganzen wurden in jenem Jahre 2415 Heiden getauft. Am stärksten war die Bewegung in Baseltundi, wo der Santhaldichter Sibu das Pfarramt bekleidet. Da die Arbeit für ihn und seine 6 Missionsgehilfen zu groß wurde, eilten ihm 16 Aelteste von Ebenezer und andern Stationen zu Hilfe; nicht weniger als 1050 Santhal wurden auf dieser Station getauft.

Nach der neuesten Zusammenstellung vom Jahre 1894 betrug die Zahl der eingeborenen Christen 9396; es sind dies aber nicht lauter abendmahls-

Digitized by Google

berechtigte, da jetzt auch Kinder getauft werden. In der skandinavischen Santhalmission ist der jährliche Zuwachs stärker, als in der anglikanischen oder schottischen, obschon man in derselben nicht etwa einer laxeren Taufpraxis huldigt. Die Missionsausgaben sind auch in bedeutendem Grade gestiegen. Während sie sich 1870 noch auf der mäßigen Höhe von 7919 Rupien hielten, betrug sie 1881 28 788 R., 1888 58 381 R. und 1893 109 694 Rupien. Von den Einnahmen im Jahre 1893 kamen aus Dänemark 33 000 R. (im Jubiläumsjahre 1892 : 31 000), aus Norwegen 26 000 R. (1892 : 43 000), aus Schweden 6000 R. (1892 : 8500), aus England 5000 R. (1892 : 3500), aus Amerika 3000 R. (1892 : 20 000) und von dem Ertrag der Theegärten in Assam 28 000 Rupien (1892 : 28 000).

Die Lage in Madagaskar. III.

Von G. Kurze.

Am 16. Januar d. J. ist der neuernannte Generalresident H. Laroche, gefolgt von einem Generalstabe von nicht weniger als 13 Beamten und einer größeren Anzahl französischer Juristen und Verwaltungsleuten, in der Hauptstadt Madagaskars angekommen und gleich am folgenden Tage in feierlicher Audienz mit allem Pomp von der Königin empfangen worden. Von den bei solcher Gelegenheit üblichen „schönen" Reden geben wir nur die Worte wieder, in welchen Laroche den ihm gewordenen Auftrag zusammenfaßte, nämlich „den Frieden zu befestigen, die Bande der Freundschaft, welche Frankreich mit der Königin verknüpfen, enger zu ziehen, in der aufrichtigsten und liebevollsten Uebereinstimmung mit derselben unter den Völkerschaften Madagaskars eine umfangreiche Vermehrung der Bodenerzeugnisse und Reichtümer zu verwirklichen, bequeme und schnelle Verkehrsmittel und die Verbesserung der Lebensbedingungen zu schaffen und für den moralischen und sozialen Fortschritt zu sorgen." Die Königin dankte für die guten Absichten des Vertreters der französischen Nation, versprach von seinen weisen Ratschlägen den besten Gebrauch zu machen und knüpfte daran die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft für sich und ihr Volk.

Die bittere Pille aber folgte nach. Am 18. Januar mußte die Königin Laroche eine Privataudienz gewähren, in welcher ihr letzterer folgendes Vertragsinstrument zur Unterzeichnung vorlegte:

J. M. die Königin von Madagaskar erklärt, nachdem sie von der Besitzergreifung der Insel Madagaskar durch die Regierung der französischen Republik Kenntnis genommen hat, die nachverzeichneten Bedingungen anzunehmen:

Digitized by Google

Artikel 1. Ein Generalresident vertritt die Regierung der französischen Republik bei J. M. der Königin von Madagaskar.

Art. 2. Die Regierung der französischen Republik wird Madagaskar in allen seinen auswärtigen Angelegenheiten vertreten. Der Generalresident wird den Verkehr mit den Vertretern der fremden Mächte besorgen; diejenigen Fragen, welche die auf Madagaskar sich aufhaltenden Ausländer betreffen, werden durch seine Vermittelung erledigt werden. Die diplomatischen Vertreter und Konsularbeamten Frankreichs im Auslande sind mit dem Schutze der madagassischen Unterthanen und Interessen betraut.

Art. 3. Die Regierung der französischen Republik behält sich vor, auf Madagaskar die zur Ausübung ihrer Autorität benötigte Militärmacht zu unterhalten.

Art. 4. Der Generalresident wird die innere Verwaltung der Insel kontrolieren. J. M. die Königin von Madagaskar verpflichtet sich, diejenigen Reformen in Angriff zu nehmen, welche die französische Regierung für die wirtschaftliche Entwickelung der Insel und für den Fortschritt der Civilisation für nützlich erachtet.

Art. 5. Die Regkerung J. M. der Königin von Madagaskar verzichtet auf das Recht, irgend eine Anleihe ohne die Ermächtigung der Regierung der französischen Republik zu machen.

Der gedemütigten Königin blieb nichts anderes übrig, als das Schriftstück, welches sie zu einer bloßen Puppe in der Hand des Generalresidenten macht, zu unterzeichnen. Als eine Art Schmerzensgeld empfing die Königin dann am folgenden Tage „im Namen der französischen Regierung" einen Diamantschmuck im Werte von 8000 Mk.; der Premierminister wurde mit einem Diamantring abgefunden. Thatsächlich ist durch diesen neuen Vertrag, der Madagaskar vollständig in die Hände Frankreichs giebt, nichts geändert worden. Laroche hat sich gehütet, auf der Insel selbst die Vertragsbedingungen bekannt zu machen, weil er gar wohl weiß, daß dann ein Aufstand der Hovabevölkernng ausbrechen würde; man läßt der Königin nach außen hin, um das Volk zu blenden, alle Vorrechte ihres Standes und bedient sich des eingeborenen Beamtenapparates schon aus finanziellen Gründen. Wie aus dem Madagaskar-Gelbbuch der französischen Regierung deutlich hervorgeht, gedenkt letztere die militärische Ueberwachung der Insel auf Garnisonen in Antananarivo, Fianarantsoa und ein paar Hafenorten zu beschränken; man fürchtet sich vor allzu großen Geldausgaben umsomehr, als der nach Madagaskar hinausgesandte, auch von einsichtigen Franzosen für unnötig groß erachtete Beamtenapparat starke Anforderungen an die französische Staatskasse stellt.

Digitized by Google

In der Befürchtung, daß der alte Premierminister Rainilaiarivony, den man zunächst ruhig als Privatmann auf seinem Landgute in der Nähe der Hauptstadt beließ, schließlich doch wieder gegen die französische Oberherrschaft sich mit den nationalen Elementen verbinden und einen Aufstand erregen könnte, hat man denselben im März nach Géryville, einem einsamen Militärposten in der algerischen Sahara, verbannt, ein hartes Geschick für den ehemals fast allmächtigen Mann.

Den neuesten Nachrichten zufolge herrschte in den Binnenprovinzen Imerina und Betsileo verhältnismäßige Ruhe. Die Schnelligkeit und Energie, mit welcher General Duchesne gegen die Aufständischen, besonders gegen die Mörder der Missionarsfamilie Johnson vorging, hat offenbar Frucht getragen. Der anglikanische Missionar Mac Mahon konnte Anfang März wieder auf seine arg verwüstete Station Ramainandro zurückkehren; er fand in seinem Isaha-Distrikt von 21 Kirchen 15 niedergebrannt. Schwere Zeiten hatten um die Jahreswende die norwegischen Missionare in Nordbetsileo durchzumachen. Dreißig Eingeborene hatten sich unter Ausübung einer heidnischen Ceremonie verschworen, den Missionar Engh und dessen Familie zu ermorden. Als es dem Hova-Gouverneur glückte, fünf Rädelsführer einzufangen, schwuren die übrigen, daß sie ihre Drohung trotz alledem verwirklichen würden. Gleichzeitig brach im Ankisatra-Bezirke eine aufständische Bewegung aus, der der tüchtige eingeborene Pastor Rapanoela — im Dienste der Norweger — zum Opfer fiel, weil er mit dem räuberischen Gesindel nicht gemeinsame Sache machen wollte. Mitschuldige an diesem Morde waren der Gouverneur Rainizafindrahasy von Ambositra und ein Renegat Ratrimo, vordem Evangelist der Londoner Mission; sie hatten dann, als die Sache ruchbar wurde, die Frechheit, den Ermordeten als einen Bundesgenossen der Räuber zu verdächtigen, der nur die gerechte Strafe erlitten habe.

Da diese Unthat, wenn sie unbestraft blieb, den ganzen Bestand der norwegischen Mission in Nordbetsileo in Frage gestellt hätte, machte sich Missionar Guldbrandsen auf die Reise nach Antananarivo — und zwar als Madagasse verkleidet, weil er sonst im Ankisatra-Bezirke ermordet worden wäre — und legte zusammen mit dem norwegischen Missionssuperintendent Dr. Borchgrevink den französischen und madagassischen Oberbehörden die Beweisstücke für die Unschuld des ermordeten Rapanoela vor. Die Regierung sandte nun den Offizier Rainijonary, jenen tapferen Lutheraner, der so mannhaft im letzten Feldzug gegen

Digitized by Google

die Franzosen gekämpft hatte, zur Untersuchung an Ort und Stelle. Der Gouverneur und seine Mitschuldigen wurden gefesselt nach Antananarivo gesandt und zu Kettenstrafe verurteilt. Seitdem können die norwegischen Missionare und ihre Gemeinden, die sich übrigens trotz der Kriegsunruhen im letzten Jahre um 3000 Neugetaufte vermehrt haben, wieder etwas aufatmen.

Auch auf der Ostküste der Insel brachen im Dezember v. J. ernste Unruhen aus, deren Spitze sich allerdings nicht gegen die Europäer und gegen die Christen, sondern gegen die Hovabeamten und Soldaten kehrte. Die Aufrührer, welche ihr Wesen besonders in den Bezirken von Vatomandry und Mahanoro trieben, gehörten sämtlich dem Stamme der Betsimisaraka an, welche der naiven Meinung waren, daß es ihnen nach der Besiegung der Hova durch die Franzosen freistehe, an ihren früheren Bedrückern blutige Rache zu nehmen. Es gelang dem klugen Vorgehen des Dr. Bresson (früher Vicepräsident in Fianarantsoa), mit wenig Truppen die Ruhe wieder herzustellen. Ein Betsimisaraka sagte zu dem anglikanischen Missionar Coles, dessen Stationen auf der Ostküste natürlich durch die Unruhen mancherlei Schaden erlitten: „Ihr Engländer gabt Radama I Schußwaffen, um uns zu unterjochen, und die Hova haben uns unbarmherzig geplagt; sie haben unser Vieh, unsern Reis genommen, haben unsere Kinder zu Sklaven gemacht und unsere Vorfahren getötet. Jetzt haben die Franzosen die Hova entwaffnet, und unser Volk nimmt seine Rache." Leider fand während der Unruhen auf der Ostküste ein norwegischer Kolonist Engh, ein Sohn des gleichnamigen Missionars, den Tod. Er hatte sich der französischen Truppe, die gegen die Aufständischen zog, angeschlossen und war unvorsichtiger Weise mit 3 Hovasoldaten den französischen Truppen zu weit vorausgeeilt, so daß er plötzlich in die Gewalt des Feindes fiel. Die Betsimisaraka versprachen ihm ausdrücklich Schonung, wenn er die Hovabegleiter ihrer Rache preisgäbe. Da er aber die sich an ihn ängstlich anklammernden Hova nicht im Stiche ließ, sondern mannhaft verteidigte, fiel auch er unter den Speerstichen der Aufständischen.

Wie vorauszusehen war, bieten die auf die Insel zurückgekehrten katholischen Missionare alles auf, um die Situation für ihre Zwecke auszunützen. Als vor kurzem 3 eingeborene Lehrer der norwegischen Mission im Betafo-Bezirke einige Schulkinder, die mit Gewalt entführt worden waren, zurückholen wollten, klagte der Jesuitenpater Felix die

Digitized by Google

Lehrer bei der Obrigkeit als Räuber und Aufrührer an und drohte dem Gouverneur, daß er binnen 14 Tagen seines Amtes entsetzt werde, wenn er die lutherischen Missionslehrer nicht zu 6 Jahren Kettenstrafe verurteile. Schon stand der eingeschüchterte Gouverneur im Begriff, die unschuldigen Opfer gefesselt nach Antananarivo transportieren zu lassen, als es dem Zureden des norwegischen Missionar Engh gelang, ihn zu vermögen, daß er die Angeklagten ohne Fesseln nach der Hauptstadt sandte; ihnen folgte allerdings auf dem Fuße eine Anklageschrift des Pater Felix, der Himmel und Erde in Bewegung setzte, um seine Drohungen wahr zu machen. Dank der Intervention Borchgrevinks beim Generalresidenten entsandte letzterer einen französischen Beamten nach Betafo, der die Sache unparteiisch untersuchen sollte. Ueber den Ausgang des Prozesses verlautet noch nichts. Es scheint, daß der Generalresident selbst nicht ganz frei von Furcht vor den Ränken der Jesuiten ist. Der Hauptschachzug der Jesuiten besteht darin, daß sie den Eingeborenen den Glauben beizubringen suchen, daß alle die, welche nicht zu ihnen überträten, als Aufrührer gegen Frankreich betrachtet werden würden.

Unter diesen Verhältnissen ist die Sendung der beiden Vertreter der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft nach Madagaskar von um so größerer Bedeutung. Lauga und Krüger sind nach sehr beschwerlicher Reise, auf der der letztere nicht unbedenklich erkrankte, am 15. Februar d. J. in Antananarivo eingetroffen und dort von den evangelischen Missionaren und ihren Gemeinden mit großer Freude begrüßt worden. Auch der Generalresident ließ es nicht an wohlwollendem Entgegegenkommen fehlen und nahm an den von seinen Landsleuten für die französischen Beamten und Offiziere eingerichteten Gottesdiensten teil. Am 5. März wurden die beiden französischen Geistlichen auch von der Königin empfangen, die Freudenthränen weinte, als sie Lauga mit herzlichen, teilnehmenden Worten aufzurichten versuchte. „Ich fühle," sagte sie, „daß Ihre Worte mich gleichsam von den Toten auferweckt haben." Auf ihren Wunsch predigte Lauga in der Hofkirche und taufte ein von der Königin adoptiertes Kind. Für die französischen Gottesdienste hatten die Londoner Missionare einen Schulsaal bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Auf den Wunsch der letzteren werden Lauga und Krüger zunächst eine Reihe von Versammlungen in den Londoner Missionskirchen der Hauptstadt und der nächsten Umgebung abhalten. Dann gedenken beide der Einladung

Digitized by Google

Dr. Borchgrevinks zur Teilnahme an der norwegischen Missionskonferenz in Fianarantsoa zu folgen und den norwegischen Missionsgemeinden ebenfalls Brudergrüße von den evangelischen Missionsfreunden Frankreichs zu bringen. Bestimmte Vorschläge über die Art und Weise der Mitwirkung der Pariser Missionsgesellschaft an der Evangelisierung Madagaskars sparen sich die beiden Delegierten naturgemäß bis nach Beendigung ihrer Rundreise auf der Insel auf.

In Frankreich selbst sind unter den Evangelischen seit der Besuchsreise, die der norwegische Pastor Munthe-Kaas im Auftrage seiner Missionsgesellschaft gemacht hatte, die Sympathien für die norwegische Madagaskarmission sehr lebhaft; besonders in lutherischen Kreisen beschäftigt man sich mit der Frage eines etwaigen Handinhandgehens mit der evangelischen Mission.

Reginald Heber, Bischof von Kalkutta.*)

Von P. Richter in Werleshausen.

Reginald Heber ward als zweiter Sohn eines anglikanischen Geistlichen in dem Städtchen Malpas in Wales am 21. April 1783 geboren. Seine fromme Mutter hatte ihn schon von Geburt an für den Dienst des Herrn bestimmt. Von frühster Kindheit an verriet Reginald eine ungewöhnlich reiche geistige Beanlagung und einen schier unstillbaren Wissensdurst. Der Vater ermutigte ihn bald, die heilige Schrift selbst in die Hand zu nehmen, so daß schon der siebenjährige Knabe sich in ihren Geschichten wohl bewandert zeigte. Auch wurde schon in jenen Tagen in dem jungen Herzen der Grund zu einem innigen Gebetsleben gelegt, das ihm später ein unversieglicher Born der Kraft und Freudigkeit sein sollte.

Um seinen wissenschaftlichen und darnach theologischen Studien obzuliegen, bezog Heber 1801 die Universität Oxford. Hier zog der talentvolle Student trotz seiner Jugend bald aller Augen auf sich und bildete bald den gesuchten Mittelpunkt von Jung und Alt, ohne daß durch diese Huldigungen die Lauterkeit und Einfältigkeit seines Charakters Schaden gelitten hätten. Auf die Höhe des Triumphes stieg er in Oxford durch den Vortrag des von ihm verfaßten Preisgedichtes „Palestina", welches von seiner hervorragenden dichterischen Gabe Zeugnis ablegte und ihm einen ehrenvollen Platz unter den religiösen Dichtern englischer Zunge sichert. Den Abschluß seiner Studien bildete englischer Sitte gemäß eine Rundreise durch das östliche Europa.

In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er 1807 das väterliche Pfarramt von Malpas und Hodnet, indem er letzteres zum Wohnort erwählte. Obwohl

*) G. Smith, Bishop Heber; London, J. Murray.

Digitized by Google

Hebers Neigungen mehr den wissenschaftlichen Interessen zugewandt waren, bemühte er sich hier in treuester Gewissenhaftigkeit der Pflichten des praktischen Amtes zu warten. Er sagt davon einmal: „ich habe bisweilen eine Unlust verspürt, meine Bücher um meiner Parochie willen im Stiche zu lassen, und habe mir einzureden versucht, daß meine Studien als Schriftstudien keine Vernachlässigung meiner Pflicht seien. Aber ich kann und will mich nicht täuschen. Die Pflichten, die ich jetzt zu erfüllen habe, haben den ersten Anspruch darauf, befriedigt zu werden; und während andere Dinge mein Vergnügen bilden, so sind diese mein besonderer Beruf." So meinte er, daß er noch schließlich wie die ersten Christen seine Bücher würde verbrennen müssen. Glücklich darüber, immer mehr das Vertrauen und die Zuneigung seiner Gemeinde zu gewinnen, fand er sein schönstes Vergnügen darin, all ihren Bedürfnissen gerecht zu werden, an die Kranken- und Sterbebetten zu treten, die Betrübten zu trösten, die Sünder zur Buße zu rufen. Gelegentlich mußte er wohl am Sterbebette eines Gottlosen stehen und mit Kummer seine vergeblichen Bemühungen erkennen, das verhärtete Gewissen zu erwecken. Häufiger aber durfte er zu seiner Freude Scenen frommer Ergebung mitansehen, auch in der geringsten Hütte, Scenen, die, wie er selbst demütig bekannte, ihn selbst besser zu machen halfen. Zwei Hauptschäden seiner Gemeinde, die Trunksucht und die Sonntagsentheiligung, abzustellen, war ihm ein besonderes Herzensanliegen; und er durfte es, von wackeren Kirchenältesten unterstützt, erfahren, daß seine Bemühungen nicht vergeblich waren.

Seine Mußestunden füllte er dann desto lieber mit wissenschaftlichen Arbeiten aus. Einen ausgesprochenen theologischen Standpunkt nahm er nicht ein, daran hinderte ihn seine auf umfassender Gelehrsamkeit beruhende, tolerante Weitherzigkeit. Die Muse der Dichtkunst stellte er jetzt auch in den Dienst des praktischen Amtes. Was damals an kirchlichen Hymnen in Gebrauch war, fand er seiner läppischen, unziemlichen und erotischen Natur halber meist für ungeeignet. Er verfaßte daher selbst eine Anzahl kirchlicher Hymnen, von denen 21 sich einen bleibenden Platz in der englischen Hymnologie erobert haben, darunter die berühmteste englische Missionshymne: „From Greenlands icy mountains".

Damit kommen wir auf Hebers erste Beziehungen zur Mission zu sprechen. Während in der anglikanischen Geistlichkeit, der höheren zumal, in jenen Zeiten die Mission noch mißgünstigen Auges und als eine Sache der Dissenters angesehen wurde, ward Heber eins der ersten Mitglieder der Church Missionary Society, wie er es auch von der Society for Promoting Christian Knowledge war. Auch der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft trat er von Anbeginn mit warmem Herzen bei. Durch Missionspredigten, welche eine brennende Liebe beredt machte, suchte er allenthalben die Mission populär zu machen; und daß sie das auch in der anglikanischen Kirche immer mehr geworden ist, ist nicht zum wenigsten Hebers Verdienst. Sein besonderes Interesse war auch damals schon Indien zugewandt. Mit Henry Martyn durchquerte er im Geist Indiens schwüle Regionen, teilte seine Entbehrungen, litt mit bei seinen Leiden, freute sich mit über die Aussichten auf Erfolg, die sich ihm je

Digitized by Google

und je eröffneten. Wären nicht Familienrücksichten gewesen, so wäre er auch schon damals als einfacher Missionar hinausgegangen.

So war es fast natürlich, daß, als 1822 der erst 1814 geschaffene Bischofsstuhl von Kalkutta durch den Tod des ersten Bischofs von Indien, Middleton, erledigt wurde, Heber auf denselben erhoben wurde.*) Von der Annahme dieser Würde an gehörte Hebers ganze Seele Indien. Welche Schwierigkeiten stellten sich ihm bei seiner Ankunft entgegen! Eine Riesendiözese wartete seiner; sie umfaßte nicht nur das ganze gewaltige Indien, sondern erstreckte sich von St. Helena bis Kanton, ein Gebiet, das heutzutage in 56 englische und einige amerikanische Bistümer zerlegt ist. Es gehörte dazu eine Arbeitskraft und ein Eifer für des Herrn Sache, wie es Heber eben beides besaß, um den Anforderungen dieser Diözese zu genügen. Dazu kam der üble Zustand, in dem sie sich befand. Wohl war seit Martyns und Buchanans Tagen manches besser geworden, aber vieles lag noch im argen. Noch mangelte es gar sehr an Kaplänen, so daß Heber, obgleich mit bischöflichen Arbeiten schon überlastet, doch noch oft genug einspringen und mit predigen aushelfen mußte. Noch wuchsen an manchen Orten die Soldatenkinder ohne Unterricht auf; immer wieder suchte Heber auf die Behörden einzuwirken, daß Schulen für diese errichtet wurden. Eine weitere Schwierigkeit ergab sich aus seiner Stellung zu den Beamten der ostindischen Kompagnie.

*) Die Entstehungsgeschichte des Bistums Kalkutta ist auch für die Geschichte der Mission in Indien von Wichtigkeit, daher ein Ueberblick darüber am Platze sein dürfte. Schon der erste Freibrief der englisch-ostindischen Kompagnie von 1698 enthielt die Bestimmung, daß in jeder Garnison und wichtigeren Niederlassung der Kompagnie ein Geistlicher und ein Schullehrer anzustellen seien. Aber wie sah es mit der Befolgung dieser Vorschrift im Lauf des vorigen Jahrhunderts aus! Nur einige wenige Kapläne fanden sich in den drei großen Präsidentschaften, welche für das geistige Bedürfnis der Europäer bei weitem nicht ausreichten. Oder vielmehr nur allzusehr reichten sie dafür aus, denn die Europäer hatten so gut wie gar keine religiösen Bedürfnisse. Die Beamten der Kolonie hinderten sogar die Kapläne an der Ausübung ihres Predigerberufs; an eine Missionsthätigkeit im Bereiche der Kolonie war vollends nicht zu denken. Das Ende des 18. Jahrhunderts zeigt uns so den tiefsten Verfall religiösen Lebens in Indien. Zugleich aber meldeten sich auch schon die Zeichen des Umschwungs an. Ein Henry Martyn, ein Claudius Buchanan traten auf den Plan. Besonders des letzteren Schriftchen „Ueber die Notwendigkeit einer kirchlichen Verfassung in Indien" sollte die Sache der Christianisierung Indiens um ein gut Teil vorwärts bringen. Dasselbe erregte in England gewaltiges Aufsehen. Gegnerische Flugschriften forderten in leidenschaftlichem Haß die Aufhebung aller Missions- und Bibelgesellschaften. Andererseits mahnten Hunderte von Petitionen das Parlament, welchem 1813 die Neubestätigung des Freibriefes der Kompagnie oblag, an seine Pflicht, für das geistige Wohl Indiens mehr als bisher Sorge zu tragen. Nach hartem Kampfe siegte die gute Sache. Der neue Freibrief verfügte die Anstellung eines Bischofs für Indien und dreier Archidiakone für die drei Präsidentschaften. Auch wurde es als eine Pflicht Englands anerkannt, für die sittliche und religiöse Bildung der Hindus Fürsorge zu treffen und darum denjenigen Personen jede Erleichterung zu gewähren, welche mit solchen menschenfreundlichen Absichten nach Indien gehen würden. — Der erste Inhaber (1816—22) des neugeschaffenen Bischofstuhles war Middleton, sein Nachfolger wurde Heber.

Digitized by Google

Sein Vorgänger hatte hier durch Schroffheit vieles verdorben. Ganz anders Heber. Ohne seinem Amte auch nur das Geringste zu vergeben, wußte er die Regierungsbeamten mit bewunderungswürdig feinem Takt zu behandeln. Es lag etwas so Mildes, Liebenswürdiges, eine solche feinsinnige Bildung in ihm, daß es unmöglich schien, ihn nicht zu lieben. Alles, was er wünschte, wurde ihm gewährt. Auch seinen Bestrebungen sonst Fernerstehende verstand er für dieselben zu gewinnen. So gelang es ihm in Bombay, Ceylon und Kalkutta Lokalkomitees der Society for the Propag. of the Gosp. ins Leben zu rufen; die englischen Damen in Indien wußte er für die Erziehung der indischen Frauenwelt zu erwärmen.

Eine neue Last bürdete Heber sich aus freien Stücken auf, er nahm die Sache der Mission auf sein Herz*). Obwohl er selbst kein Missionar war, bezeichnete er sich doch gern als den chief-missionary. Middleton, sein Vorgänger, fühlte sich wesentlich als Bischof, der nach Indien gesandt sei, um die dort bestehende christliche Kirche zu regieren. Die Bekehrung der Heiden betrachtete er als nicht seines Amtes. Heber dagegen lag von Anfang bis zum Ende seines Episkopates die Christianisierung der Hindus über alles am Herzen. Bei diesem brennenden Verlangen war ihm darum auch jeder recht, der dazu mithalf. Middleton war ein schroffer Anglikaner, er haßte die Dissenters und lag in beständiger Fehde mit ihnen. Auch Heber war Anglikaner durch und durch, er überschätzte nach unserer Meinung sogar die Vorzüge des Anglikanismus, wenn er deutsch-ordinierte Missionare veranlassen konnte, sich nach anglikanischem Ritus noch einmal ordinieren zu lassen. Die Ch. M. S. und die S. P. G. waren ihm von den Missionsgesellschaften darum auch die liebsten. Aber doch bewies er auch den Missionaren anderer Denominationen jene ihm eigne weitherzige Toleranz. Er verkehrte in Kalkutta freundschaftlich mit den Baptisten-Missionaren; er schätzte einen in Londoner Diensten stehenden Lacroix; er scheute sich nicht, bei dem Dänen Schreyvogel sich Rat zu holen; er bezeugte einem Schwartz die tiefste Verehrung. Das wurde denn auch von den Dissenters dankbar und freudig anerkannt. Einer von ihnen pflegte zu sagen, daß es keinen schlimmeren Feind der Sekten gäbe als Heber, denn durch seine Milde entwaffne er jeden Widerstand, so daß man sich fast schäme, ihm widersprechen zu müssen.

Seine Missionsliebe nun auch praktisch zu bethätigen, fand Heber in seinem Amt die reichste Gelegenheit. Schon in Kalkutta selbst hatte er, wo er ging und stand, die Spuren eines noch ganz ungebrochenen, ebenso thörichten wie schmutzigen Götzendienstes vor Augen; das erfüllte ihn mit dem ernsten Wunsche, wenn auch in noch so geringem Maße, in den Stand gesetzt zu werden, zur geistigen Hebung der Hindus etwas mit beizutragen. Schon begann in Kalkutta das Licht in die Finsternis zu scheinen, mehrere Missionsgesellschaften waren bereits an der Arbeit (Bapt., L. M. S., Ch. M. S., S. P. G., W. M.). Besonders rege waren die Baptisten: die Bibel wurde von dem unermüdlichen Carey und seinen Kollegen Marshman und Ward

*) Die englischen Regierungsgeistlichen in Indien haben offiziell nichts mit der Mission zu thun. Unkundige verwechseln oft die kirchlichen Kapläne mit Missionaren. D. H.

Digitized by Google

in die verschiedensten Landessprachen übersetzt; in fieberhafter Thätigkeit arbeitete die Buchdruckerpresse; eine weitverzweigte Schulthätigkeit war organisiert und erfreute sich einer günstigen Aufnahme bei den Hindus; das 1821 in Sirampur gegründete Seminar konnte bald die erforderlichen Lehrer, Katechisten und Prediger liefern. Auch die übrigen Missionsgesellschaften befleißigten sich mit besonderem Nachdruck des Schulwesens. In und um Kalkutta waren von Frau Wilson (Ch. M. S.) 1821 die ersten Mädchenschulen gegründet. Für höhere Bildung sorgte das unter Leitung der S. f. Prom. Chr. Knowl. (später S. P. G.) stehende bischöfliche College.

Welche Freude verursachte es Heber, wenn er auf seinen Spaziergängen in der Nähe von Kalkutta in eine christliche Dorfschule eintreten konnte und aus dem Munde der Hindukinder die schönen Geschichten von Joseph oder vom barmherzigen Samariter hörte! In der Erkenntnis, wie wichtig es sei, die indische Frauenwelt für das Christentum zu gewinnen, beförderte er besonders das Mädchenschulwesen.

Nur die kürzeste Zeit war Heber in Kalkutta, meist befand er sich auf Visitationsreisen, die ihn fast durch ganz Indien führten. Da sah er denn Land und Leute auch immer mit Missionsaugen an; es war, als wenn ein Feldherr durch Feindesland zog, die Plätze zu erkunden, wo ihm beizukommen wäre. Die erste dieser Visitations- und Missionsreisen (1824—25) führte ihn durch Bengalen. Dies hatten seit 1793 die Baptisten schon fast mit einem Netz von Stationen überzogen; die wichtigsten darunter waren Sirampur, Dakka, Dschessor, Barisal. Das Schulwesen war überall schon in gute Aufnahme gekommen. Auch die L. M. S. hatte einige Stationen besetzt, Tschinsura, wo damals der berühmte Bengali-Prediger Lacroix stand, Berhampur und Culwa. Endlich war auch die Ch. M. S. vertreten, z. B. in Burdwan, Dinadschpur u. a. Mit welchem Frohlocken erfüllten Heber die Erfolge, die er schon wahrnehmen konnte, er rief aus; „Ein schöner Anfang an dem großen Wiedergeburtswerke der indischen Völker ist gemacht, und dieser Anfang wurde mit Erfolgen gekrönt, wie sie von den wenigen Jahren der Thätigkeit nur immer erwartet werden können."

Auf dem Wege nach Hindostan, dem nächsten Reiseziel, führte den Bischof sein Weg durch das Gebiet der Santhals; mit scharfem Auge erkannte er in diesem verachteten Stamme einen vornehmlich geeigneten Missionsboden. Der Erkenntnis folgte die That auf dem Fuße, Bhagalpur wurde von einem Missionar der S. P. G. besetzt. In Hindostan wirkte besonders die Ch. M. S. Bis 1813 hatte freilich die anglikanische Kirche für die Christianisierung Indiens nichts gethan, als daß einige fromme Kapläne auf eigene Hand nebenher Mission getrieben und kleine Häuflein von Bekehrten gesammelt hatten, so H. Martyn in Kahnpur, Corrie in Dehli, Fisher in Agra und Mirat. Seit 1816 nahm die Ch. M. S. diese in Pflege und legte noch einige weitere Stationen an, so Benares, Gorakpur, Tschunar u. a. In Benares that das durch die reiche Stiftung des vornehmen Hindu Narayan Gopal geschaffene und nach ihm benannte College bereits gute Dienste. Einzelne Stationen hatten in Hindostan auch die Baptisten (Benares, Allahabad, Dehli) und die L. M. S. (Benares und Allahabad) besetzt. Heber besuchte und stärkte die

Digitized by Google

kleinen Gemeindlein der Ch. M. S., konfirmierte hier eine größere, dort eine kleinere Anzahl von Heidenchristen. In Mirat lernte er den wackern Kaplan Fisher und seinen Täufling, den Sepoy Prabhu Deen kennen. Letzterer war auf Mauritius bekehrt; dann mit seinem Regiment nach Mirat versetzt, hatte er sich dort um die Taufe beworben. Seine Kameraden suchten ihn daran zu verhindern, aber er blieb standhaft und wurde getauft. Selbst seine vorgesetzte Behörde legte sich ins Mittel und bemühte sich, ihn zu veranlassen, den Dienst zu quittieren. Aber er lehnte dies sowohl als die Versetzung zu einem andern Regimente ab, obwohl ihm Erhöhung seiner Charge angeboten wurde. Lieber ertrug er die Ausstoßung aus dem Regiment. Eine interessante Bekanntschaft machte der Bischof in Agra in der Person Abdul Messihs, des berühmten Bekehrten Corries. Dieser war, nachdem er die Thorheit des Hinduglaubens erkannt, dem Mohammedanismus nahe gekommen, hatte aber auch darin keine Befriedigung gefunden; dann kam er zu einem römischen Priester, der sich zwar viele Mühe mit ihm gab, aber der katholische Bilderdienst schreckte ihn ab und führte ihn endlich in die Arme der evangelischen Kirche. Er war ein gelehrter Mann, verstand Hindostani, Persisch und Arabisch. In seinem langen orientalischen Gewande, seinem wallenden, grauen Bart und seiner ruhig gemessenen Haltung hatte er fast das Ansehen eines Apostels. Damals stand er der kleinen Gemeinde von Agra vor. Ein Jahr darauf ordinierte Heber ihn in Kalkutta zum Pastor. Zu den bemerkenswerten Episoden des hindostanischen Aufenthalts Hebers gehören noch zwei Audienzen. Die eine hatte er bei dem damaligen Könige von Audh, welchen er für die Sache des Christentums günstig zu stimmen suchte. Die andere fand am Hofe des Großmoghuls Akbar*) zu Dehli statt. Bei derselben überreichte Heber eine arabische Bibel und ein Common Prayer Book, in blauen Samt gebunden und mit goldenen Beschlägen, worüber sich der Großmoghul sehr freute. Freilich, die wahre Freude im Geist, die er darin hätte finden können, hat er nicht begehrt.

Auch in diesen Gegenden spähte des Bischofs Auge nach Gelegenheiten zu neuen Missionen aus. Am Fuße des Himalaya gedachte er eine Mission für Tibet und die Tartarei zu gründen. Dann durch Radschputana ziehend, fielen ihm die Bhils auf, die ihm, als kastenlos, ein besonders geeigneter Missionsboden schienen.

Das nächste Standquartier der Visitationsreise bildete Bombay. Hier war das Missionswerk jedoch noch in seinen allerersten Anfängen. Der American Board hatte den Posten 1813, die L. M. S. 1814 und die Ch. M. S. 1820 besetzt. Früchte waren jedoch kaum geerntet. Das letztere gilt auch von den schon im Kanarischen gelegenen Stationen der L. M. S., Belgam und Bellari.

Eine herzliche Erquickung war es dem Bischof darum, als er nach langer Frist auf Ceylon von einer ganzen Gruppe anglikanischer Missionare willkommen geheißen wurde. Diese arbeiteten hier seit 1818 auf den Hauptstationen Nellur, Kandy, Badegama und Cotta und lebten in brüderlicher

*) Damals aber nur noch Titularkaiser, die Macht hatten ihm die Engländer genommen.

Digitized by Google

Einigkeit mit den Missionaren anderer Denominationen, der Baptisten, welche 1812 als die ersten Kolombo besetzt hatten, der Wesleyaner, die unter Dr. Cokes Führung 1814 gefolgt waren, und des A. B., welcher unter andern den bekannten Missionsarzt Dr. Skudder dahin entsandte. Die Arbeit war aber noch zu jung, als daß sie schon nennenswerte Erfolge hätte aufweisen können. Als Zeugnis früherer evangelischer Missionsthätigkeit befanden sich damals auf Ceylon noch die Reste der holländisch-reformierten Kirche. Auch ihnen wandte der weitherzige Heber seine Fürsorge zu, er brachte die Gründung von Volksschulen, eines Lehrerseminars wie auch die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprache in Anregung.

Den Teil Indiens, von dem Heber sich die meiste Freude versprach, Südindien, hatte er sich für seine letzte Reise aufgespart. Während im mittleren Indien überhaupt kaum Missionsstationen, geschweige denn Missionserfolge vorhanden waren; während im nördlichen Indien die Mission sich immer noch in ihrem Anfangsstadium befand, gewährte das südliche Indien bereits einen erfreulicheren Anblick. Da war zunächst die alte hallisch-dänische Mission in Trankebar und Karnatik. Durch die Wirksamkeit von Schwartz, später auch Jänike und Gerike waren hier mehrere 1000 Bekehrte gesammelt worden. Darnach war freilich infolge zu großer Nachsicht besonders gegen Kastenvorurteile ein Zustand arger Verwüstung eingetreten. Die Christen unterschieden sich, abgesehen davon, daß sie an Götzenfesten keinen Anteil nahmen, kaum von den Heiden.*) Da trat 1817 die Soc. f. Prom. Christ. Knowl. (später S. P. G.) in die Arbeit und erweckte hier und da neues Leben. Der Mittelpunkt wurde Tandschaur. Südwestlich davon liegt Tinnevelli. Auch hier hatten Schwartz, Jänike u. a. vorgearbeitet; hernach war aber das Werk in einen ähnlichen Zustand der Vernachlässigung geraten, bis Rhenius und Schmidt im Dienst der Ch. M. S. seit 1820 dem Werk einen neuen Aufschwung gaben. In Palamkottah wurde ein Lehrerseminar gegründet, 1822 ein Traktatverein gestiftet. Die Mission mochte hier in jenen Tagen an 2500 Anhänger zählen. Noch weiter nach Südwesten, in Travankor, befand sich das gesegnete Arbeitsfeld der L. M. S., die besonders durch die Wirksamkeit des Deutschen Ringeltaube an 3000 Bekehrte gesammelt hatte. Insgesamt mochte die Zahl der südindischen Heidenchristen 15 000 betragen.

Den Ausgangspunkt der südindischen Visitationsreise Hebers bildet Madras. In und um diese Stadt herum waren freilich erst spärliche Anfänge der Mission wahrzunehmen, obwohl mehrere Gesellschaften (L. M. S., Ch. M. S. und W. M.) diesen Posten wie auch etliche im Innern (Kudapah, Tripassur L. M. S.) besetzt hatten. Für Madras faßte Heber die Gründung einer höheren Schule für Südindien ins Auge, ein Plan, der später von den Freischotten ausgeführt werden sollte. Nicht lange hielt es den Bischof in Madras, sein eilender Fuß strebte dem Süden zu. Seine Reise durch Trankebar glich einem Triumphzuge, er wurde aufgenommen wie ein Engel Gottes. Das Osterfest konnte er in Tandschaur verleben. Hier befand er sich an der Ruhestätte eines Schwartz, welchen er immer mehr verehren lernte, als er hier auf seinen Segensspuren wandelte. Es waren erhebende Gottesdienste, die hier gefeiert wurden, eine

*) NB. nach dem englischen Urteil. D. H.

Digitized by Google

zahlreiche Gemeinde von Heidenchristen scharte sich um ihn. Sein Eindruck von dem allen spiegelt sich in seinen Worten wieder: „Gern wollte ich Jahre eines gewöhnlichen Lebens für solch einen Tag wie diesen dahingeben!“ Wichtige Missionsfragen erfüllten hier sein ganzes Herz, so die Kastenfrage. Seine Betrachtung derselben ist wieder ein Zeugnis seiner liberalen Gesinnung. Er sagt: „Gott wolle verhüten, daß wir irgend einen Bekehrten in widerchristlichen oder unsittlichen Lebensverhältnissen zu verharren ermutigten oder auch nur duldeten. Aber ebenso fürchte ich auch, daß neuere Missionare in diesen Dingen skrupulöser gewesen sind, als es Schwartz und seine Genossen für nötig befunden haben. Gott verhüte, daß wir der Sünde Vorschub leisten; er verhüte aber auch, daß wir die Pforte des Lebens enger machen, als Christus selbst sie gemacht hat.“ Eine andere Angelegenheit, die ihn lebhaft beschäftigte, war der Stand der nestorianischen und katholischen Kirche in Südindien. Letzterer wollte er in ähnlicher Weise helfen wie den holländisch-reformierten Christen Ceylons. Mit den Nestorianern hatte schon Buchanan einen freundschaftlichen Verkehr angeknüpft. In der Folgezeit hatte die Ch. M. S. unter ihnen einen Missionar stationiert und zu Kottayam ein Seminar angelegt, auf welchem die nestorianische Geistlichkeit eine bessere Ausbildung erhalten sollte. Auch war die Bibel in das Malayalim, die Landessprache, übersetzt. Nach Hebers Ideen sollte nun die nestorianische Kirche keineswegs von der anglikanischen absorbiert, sondern es sollten ihr nur von diesen neue Lebenskräfte zugeführt werden.

Während sich Heber mit all diesen großen Missionsgedanken trug, wurde er durch einen jähen Tod mitten aus der vollen Arbeit weggerufen. Er hatte in Tritschinopolli am 3. April 1826 noch einige junge Heidenchristenkonfirmiert und eine mahnende Ansprache an sie gehalten. Darauf visitierte er mit lebendigem Interesse die Schulen, besuchte auch seinen erkrankten Kaplan, dem er in ungewöhnlicher Beweglichkeit all seine Missionsanliegen darlegte. Gegen Mittag begab er sich in den Baderaum, um seiner Gewohnheit gemäß ein Bad zu nehmen. Als er nach geraumer Zeit noch nicht zurückkehrte, folgte ihm sein Diener dahin nach. Er fand ihn entseelt im Wasser liegen, ein Schlaganfall hatte dem von der unabläßigen Arbeit frühzeitig erschöpften Leben ein Ende gemacht. „Der Eifer um des Herrn Haus hat ihn gefressen.“ Nur 43 Jahre ist Heber alt geworden, nur $2^1/_2$ Jahr hat sein Episkopat gewährt, aber er hat bleibende Früchte hinterlassen. Darum wird ihm auch für alle Zeit ein Ehrenplatz unter den Gründern der evangelischen Mission in Indien bleiben.

Missionsrundschau.

Britisch-Indien. III.

Von D. Grundemann.

Das **Telugugebiet***) ist zur Zeit das fruchtbarste aller indischen Missionsfelder und die amerikanischen Baptisten haben daselbst (auf

*) Sprachlich gehörten auch die beiden schlesw.-holsteinischen Stationen Salur und Parvatipur hierher, auf die jedoch die folgende Charakteristik noch nicht zutrifft.

Digitized by Google

25 Stationen mit 36 Missionaren und 17 Missionsfräulein) die ausgedehnteste Arbeit. Wenn sie auch nicht mehr, wie es sonst schon in einem Jahre der Fall war, 6—7000 Personen taufen konnten, sondern nur 938, so haben sie mit der Pflege der gesammelten Massen vollauf zu thun. Sie zählen hier jetzt 56683 Mitglieder. Rechnet man die nicht getauften Kinder und sonstige Anhänger mit hinzu, so ergiebt sich ein stattlicher Bruchteil der Bevölkerung, dessen Pflege der genannten Mission obliegt. Vor 10 Jahren zählte man 26400 Mitglieder. Die Zahl hat sich also bis jetzt mehr als verdoppelt — jedenfalls ein außergewöhnliches Wachstum. Mit ganz geringen Ausnahmen stammen die jungen Christengemeinden aus den niedrigsten Kasten (Mala und Mádiga). Früher hatte man wohl nicht genug gethan zur Hebung dieser auf einer außerordentlich tiefen Stufe stehenden Leute, und es gab in der That z. T. recht unbefriedigende Verhältnisse. Seit einigen Jahren aber wird aller Eifer angewandt, um die jungen Christen weiter zu fördern. Man bildet Gemeinden, veranlaßt sie bescheidene Kapellen zu bauen und wenigstens einen Teil zur Besoldung der Lehrer oder Prediger beizutragen. Die Bemühungen sind nicht erfolglos. Vor 10 Jahren bestanden 300 Schulen, von denen nur 3 keines Geldzuschußes bedurften; jetzt sind unter 557 schon 54 finanziell selbständig. Die Lehrer werden im Seminar zu Ramapatam ausgebildet und zwar manche wegen mangelnder Vorkenntnisse nur teilweise (partial course students 92, 269); einige haben die Regierungs-Normalschule in Ongole besucht. Sie halten nicht nur täglich Schule, sondern Sonntags auch den Gottesdienst und die Sonntagsschule. Manche dieser Schulen thun gute Wirkung; andre sind unbefriedigend aber immer noch besser als gar keine (95, 316).

Besonders angeschwollen waren die zu Ongole gehörigen Christenscharen. Im letzten Jahre sind wiederum von dieser Station 3 neue (2 mit je 3000 und 1 mit 1000 Christen) abgezweigt worden. Dennoch hat die Mutterstation 8000 Mitglieder behalten. Den Missionaren ist die Arbeit über den Kopf gewachsen. Der Ruf nach mehr Arbeitern ist nur zu berechtigt; aber bei der ungünstigen Finanzlage mußten sogar Einschränkungen gemacht werden (95, 312). Jedenfalls ist es eine anerkennenswerte Leistung der Baptist-Union, daß sie auf dies *eine* Feld 340000 Rupies verwendet. Man sucht trotz der großen Armut der Christen diese zur Selbsthilfe anzuregen. Einige fangen auch bereits an zu erwachen und merken, daß sie auch Eigentum erwerben können und versuchen es zu thun (95, 316).

Einer der Missionare beschreibt die erste Thätigkeit auf der neuen Station folgendermaßen: „Zuerst suchte ich die Nöte der Brüder aufzufinden und ihnen klar zu machen, in wie weit ich ihnen helfen könne. Einige von den schwächeren schienen sehr enttäuscht, als ich ihnen sagte, es sei richtig, daß ich gekommen sei, ihre Seelen zu speisen; aber die könnten doch keinen Reis essen. Nach vielen Fragen stellte es sich heraus, daß sie fast ganz unwissend waren in betreff der Pflichten gegen Gott. So begann ich eine Reihe einfacher Predigten über diesen Gegenstand und verwandte Stücke. Mit überraschender Schnelligkeit nahmen einige der Brüder die Lehre zu Herzen und zeigten unverkennbare Zeichen von Wachstum. — Nicht alle zeigten diesen Fortschritt, denn einige

Digitized by Google

scheinen Ohren zu haben, die nicht hören und Augen, die nicht sehen". Noch besser wäre der Sache gedient worden, wenn man auch hier, wie oben S. 189 von den Brecklumer berichtet, hätte darangehen können, auch soziale Hilfe zu bringen.

„Besonders wurde den Christen die Verpflichtung für die Sache des Herrn den Zehnten zu geben, nahe gelegt." Die Frau des Missionars half praktisch nach durch Verteilung kleiner Sammelbüchsen, und wirklich waren nach einem halben Jahre die Leistungen der Gemeinde zwölfmal größer geworden als zuvor (95, 339).

Ein gut Teil Arbeit wird von einzelnen Damen gethan. Frl. Amelia E. Dessa ist Vorsteherin einer Kostschule mit 161 Knaben und 9 Lehrern, hat eine Abendschule, eine Zweigschule in der Stadt mit 90 Schülern und 4 Lehrern, sowie 2 Mohammedaner-Schulen mit 35 Knaben und 28 Mädchen. Das ist eine erstaunliche Leistung seitens einer Dame. Eine andere treibt Reisepredigt; in 2 Monaten war sie 51 Tage unterwegs und hielt nicht weniger als 172 Gottesdienste. Diese Thätigkeit (nicht im Senana, sondern wie es scheint öffentlich) ist nicht nach unserm deutschen Geschmack. Auffallend aber ist es, daß sich Frl. Booker besonders an die Sudra wendet (95, 329). Die Not der aus den Kastenlosen gesammelten Christen und die Bemühungen, ihr geistliches Leben auf eine höhere Stufe zu heben, sollten doch so dringend scheinen, daß ihnen vorläufig alle Kräfte gewidmet werden müßten.

Auch die Londoner Mission hat teil an der großen Ernte, besonders bei den Stationen Guti und Kaddapa, wo die Anhänger im letzten Jahrzehnt von 8800 auf 13 300 anwuchsen, während zu andern Stationen nur je etliche gehören. In den genannten Distrikten meldeten ganze Dorfschaften, daß sie dem Götzendienst entsagt hätten, und baten um christliche Unterweisung. Es schien die Zeit zu sein, die gesammte Bevölkerung der niederen Kasten in die christliche Kirche aufzunehmen (93, 114) Leider fehlten die Arbeitskräfte. Man konnte bisher viele Gemeinden (wie es scheint, bereits Getaufte) nicht mit Lehrern versehen. Bei Kaddapa warteten neuerlichst noch 34 Dörfer vergeblich darauf (95, 95). Auch hier erfährt man nun, daß es leichter ist Gemeinden zu sammeln, als sie zu konsolidieren. Letzteres ist eine langsame Geduldsarbeit, von der sich nicht viel berichten läßt. Die Christen sind außerordentlich unwissend und obgleich manche, besonders jüngere, gern lesen lernen, können sie sich doch nur schwer Bücher kaufen. Der Preis des Neuen Testaments kommt dem Lohn für eine Tagesarbeit in der günstigsten Zeit gleich; eine ganze Bibel kann nur durch den Ertrag einer vollen Wochenarbeit beschafft werden. In den meisten Gemeinden giebt es eine ganze Menge von Nebenläufern (a wide margin), die, obgleich als „Anfänger" in unsre Reihen eingetreten sind, sich nicht gern viel Umstände machen, dem Gottesdienst beizuwohnen, oder irgend etwas zu lernen. — Andrerseits können wir auf viele hinweisen, welche (und zwar teilweis unter sehr schwierigen Verhältnissen) einige wahre Gedanken über Gott und seine Wege erfaßt haben und eine aufrichtige Teilnahme am Gottesdienst bekunden (93, 109).

Die Kaste übt noch immer ihren verderblichen Einfluß und hindert den

Digitized by Google

Fortschritt des Evangeliums. Wie auch in den Berichten der Baptisten angedeutet, widersetzen sich die Malas einer Vereinigung mit den Mádigas (vergl. 95, 91), sodaß trotz eifrigster gegenteiliger Bemühungen diese jungen Gemeinden thatsächlich im Rahmen des früheren Kastenunterschiedes bestehen. — Als Zeichen des Fortschritts ist auch hier auf die wachsenden Geldbeiträge für die kirchlichen Bedürfnisse Gewicht gelegt. Einer der Aeltesten setzte — als Dankopfer — den Bau einer Kapelle ins Werk, bei dem er unter Preisgabe seines Schmuckes die halben Kosten trug (95, 92). Die Zöglinge im Seminar sparten sich bei sonstiger Armut soviel Reis vom Munde ab, daß sie 21 Rupies (ca. 30,00 M.) Beitrag für einen Hospitalbau geben konnten (ib. p. 93). Die Verfolgungen, welche die Christen von den Sudras vielfach zu erdulden haben, ohne sich abwendig machen zu lassen, dürfen auch nicht übersehen werden.

Unter diesen Verhältnissen ist das 1893 zu Guti eröffnete Seminar für Lehrer und Katechisten die wichtigste Anstalt dieser Mission. Es hat freilich große Schwierigkeit aus diesen Dorfburschen, die nicht einmal den Gebrauch der Seife kennen, und deren geistlicher Stand nicht höher ist, als der jener Dorfgemeinden, etwas zu machen. Die Männer, die man bisher in jenen hatte als Lehrer anstellen können, waren nur wenig vorgeschritten, gegen die, welche sie zu unterrichten hatten. Aus solchen Dorfschulen kann man keine geeigneten Zöglinge für das Seminar erwarten. Eine Präparandenklasse ist ein dringendes Bedürfnis. Doch kann bereits auch jetzt schon von allerlei Fortschritten berichtet werden. Die Zöglinge sind fleißig, gehorsam und beteiligen sich Sonntags gern bei der Evangelisation in den benachbarten Dörfern. Unter den Bildungsmitteln wird auch die Gymnastik besonders hervorgehoben (93,110; 95,92 ff.).

Die Kirchenmission hat unter den Telugu jetzt 11300 Anhänger — einschließlich 2300 Katechumenen — wo sie vor 10 Jahren nur 7500 hatte. Auch hier kommt der Zuwachs weit überwiegend von den Malas und Mádigas. Nur für diese scheint in den Augen der Kastenleute das Christentum gut zu sein (C. M. S. 95,205). Leider wird uns auch von Dummagudem berichtet, daß die dortigen Gemeinden größtenteils aus der niederen Hindubevölkerung gesammelt sind. Die einst mit vielen Hoffnungen begrüßte Koi-Mission, durch die eines der Bergvölker vor der Hinduisierung hätte gerettet werden können, scheint zur Zeit ziemlich verkümmert zu sein. Auch hier ging es wie bei den verwandten Gónds (vergl. oben, 1893, 454 ff. und 508 ff.). Die ursprüngliche Absicht auf die Aborigenes trat allmählich in den Hintergrund; man wandte sich der bequemeren Hindumission zu. Der Hauptschade lag darin, daß keine Missionare da waren, die sich ausschließlich hätten auf die Koi-Sprache legen können. Der Bericht giebt zu, daß sich bei Anwendung der letzteren eine Koi-Kirche hätte bilden lassen, aber meint, es wäre dann eine Kastenkirche geworden, in die man andere nicht hätte aufnehmen können.*) Für die anderen hätte ja daneben eine Telugukirche gegründet werden können. Jetzt besteht nur eine

*) Englische Kirchen im Auslande, wie z. B. in Berlin oder Dresden, haben auch Gemeinden, die von der anderen Bevölkerung gesondert sind. Darum kann man sie nicht als Kastenkirchen bezeichnen.

Digitized by Google

solche, in der die Koi bloß einen sehr unbedeutenden Bestandteil bilden, während große Scharen dieses Volkes den Hindus zufallen. Man kann nur bedauern, daß die Absichten des hochherzigen Stifters dieser Mission so wenig erfüllt worden sind.

Die Ausbreitungsgesellschaft hat in ihrer Telugumission neben 7136 Mitgliedern 3926 Katechumenen ebenfalls infolge der Bewegung unter den niederen Kasten. Nähere Angaben sind im Jahresbericht nicht vorhanden. Die Wesleyan-Methodisten zählen in ihrem Haiderabad-Distrikt, der größtenteils mit dem Telugugebiet zusammenfällt, obgleich ihre dortige Arbeit verhältnißmäßig jung ist, 3359 getaufte Christen in 107 verschiedenen Dörfern (95,80). Zwar ist in den Berichten nichts über die Herkunft der Bekehrten gesagt. Nach Analogie aber wird man auch hier auf die niedrigen Schichten der Bevölkerung schließen dürfen. — Leider fehlen uns die neueren Berichte der amerikanischen Lutheraner, die bereits 1892 zusammen über 1600 Christen aus den letzteren gesammelt hatten. Diese Zahl hat sich seither jedenfalls beträchtlich vermehrt.*) Auch über die Kanad. Baptisten (damals 3200) haben wir keine neueren Angaben.

Schließlich ist die Hermannsburger Mission im südlichen Teluguland zu erwähnen, die zwar noch nicht massenhaften Zuwachs erfahren hat, immerhin sich aber eines für indische Verhältnisse bedeutenden Fortschrittes erfreut. Vielleicht könnte man auch hier schon viel größere Zahlen haben, wenn man bei der Aufnahme etwas weniger streng verführe. Aber auch trotz der sehr berechtigten ernsten Anforderungen,**) haben die Gemeinden in 2 Jahren um $12^1/_2$ % zugenommen und zählen 1822 Seelen. Davon kommen auf die eine Station Naidupett 838. Auch hier kommen die jungen Christen, wie es scheint, ganz überwiegend aus den Parias und die erbosten Sudras machen ihnen das Leben schwer. Von den älteren Gemeinden wird ein guter Kern gerühmt. Sie sind Kinder, aber willige Kinder, die sich erziehen lassen (Herm. M. Bl. 95,93). Es giebt gefördertere, die sich fleißig zu Gottes Wort und Sakrament halten und einen rechtschaffenen christlichen Wandel zu führen sich befleißigen (S. 45. 61.). Sonst ist noch viel zu wünschen übrig; der Erkenntnisstand ist noch sehr niedrig, und bedarf beständiger Förderung; auch muß man für das leibliche Wohl der Leute sorgen (S. 58). Das Haupthindernis findet Superintendent Wörlein darin, daß die jungen Christen nicht so fleißig die Gottesdienste besuchen, wie sie es durchaus thun sollten (S. 43). Schwierigkeit haben die Tagelöhner der heidnischen Bauern. Sie versehen es freilich selbst. Wenn sie die übrigen Tage recht treu arbeiten und dann höflich bitten würden, daß jene ihnen ab und zu den Sonntag frei gäben, würden sich gewiß manche dazu verstehen. Leider thun die Christen in der Regel das nicht, sondern fordern einfach auf unhöfliche Weise freie Zeit zum Kirchenbesuch — was dann oft böses Blut macht (S. 44). Auch unter den alten Christen giebt es saumselige Kirchgänger, während von der Gemeinde zu Sulurpett bezeugt wird, daß sie

*) Noch vor Abschluß der Rundschau geht uns die Statistik des General Council zu. Zahl der Christen: 4484 — vor drei Jahren 3056.

**) 6 Monate Vorbereitungsunterricht — S. 43.

Digitized by Google

sich fleißig zu den Gnadenmitteln hielt. Aber auch dort fehlen nicht solche, die nicht ein einziges Mal zum hl. Abendmahl kamen (S. 190). Auf einer Außenstation von Naidupett kam ein beträchtlicher Abfall vor; der größere Teil der Gefährdeten wurde jedoch durch die Bemühungen des Missionars zurückgehalten (S. 62). Einmal wird auch erwähnt, wie es schwer hält, die Gemeinden zur Leistung der kirchlichen Abgaben zu erziehen (S. 79).

Fassen wir die Erfolge der aufgeführten Missionen zusammen und rechnen einen bescheidenen Zuwachs für diejenigen hinzu, von denen uns die letzten Angaben fehlen, so dürfen wir sicherlich jetzt 118000 Christen im Telugugebiet annehmen, während dasselbe vor 2 Jahren 97000 zählte. Hier ist also die Vermehrung um 22 pCt., welche die letzte Zählung für ein ganzes Jahrzehnt von der christlichen Bevölkerung überhaupt feststellt, in 2 Jahren erreicht; das bedeutet ein Wachstum 5 mal stärker als der Durchschnitt. Mögen die weit überwiegend aus den niederen Kasten gesammelten Gemeinden der Mission noch für lange Zeit eine schwierige Aufgabe bieten, so liegen hier doch thatsächliche Missionserfolge vor, die wir in anderen Teilen Indiens vergeblich suchen. —

Das **Tamilgebiet.** Von der Leipziger Mission haben wir seit der letzten Rundschau die Visitationsreise des Direktors 1893/94 nachzutragen. „Auch hier war die Visitation (wie oben bei den Kols) mit dem 50jährigen Jubiläum verknüpft. Der Bericht bezeichnet als die Erfolge, daß trotz aller Schwachheiten und Mängel im einzelnen wirklich etwas Erhebliches geleistet ist, daß die Ansätze zu einer wirklichen lutherischen Volkskirche vorhanden sind, in der Bürger und Bauern, Handwerker und Beamte, Tagelöhner und Gelehrte ohne künstliche Verwischung der Standesunterschiede, ohne künstliche Isolierung von ihren heidnischen Volksgenossen in der Einheit des Glaubens, unter der Zucht des Wortes Gottes und unter der seelsorgerlichen Pflege der Missionare und der eingeborenen Pastoren stehen“ (94, 14). Trotz mehrfacher Abfälle zählte man 14130 Christen, die sich nach dem Jahresbericht pro 1894 auf 14517 vermehrt haben. Eine bittere Erfahrung hatte die Mission mit ein paar jüngeren Missionaren, die ihr aus konfessionellen Gründen untreu wurden. „Man ist in Gefahr, die Kirche Augsburgischer Konfession zu zertrennen in eine wachsende Zahl von Sekten, denen der Lehrstreit Lebenselement ist, die sich gegenseitig in den Bann thun und sich den lutherischen Namen absprechen, weil ihre Führer sich über dies und das, über das Verhältnis von Kirche und Staat, von geistlichem Amt und Kirchenregiment, von Kirche und Einzelngemeinde, oder auch über das 1000jährige Reich, über die Gnadenwahl oder die Berechtigung, Zins zu nehmen, verschiedene Gedanken machen und ihre Gedanken den Seelen aufzwingen mit Bannen und Dräuen.“ Die Lehren der Missionrischen Lutheraner hatten in jenem Falle die Veranlassung zum Austritt gegeben. Sehr richtig betont der Bericht: „Wir wollen unsre teure Mission von diesem Hadergeist nicht zertrennen lassen“ — — die Missionare sollen „ihre Zeit nicht vergeuden mit Dingen, zu deren Entscheidung sie nicht berufen sind, sondern mit aller Treue und Geduld Heiden und Christen unterweisen in dem einfältigen Katechismusglauben, der ihre Seelen selig machen kann.“ *)

*) Von den Ausgetretenen, Näther und Mohn, über die wir bereits

Digitized by Google

Erfreulich ist, daß auch von den Leipzigern die Lösung der schwierigen Aufgabe, die soziale Lage ihrer Pariachristen zu verbessern, in die Hand genommen ist. In einer Dorf-Flur sind 190 Hektare Acker angekauft, um sie den jungen Christen in Pacht zu geben mit der Absicht, daß sie allmählich den Kaufpreis abtragen. Der Bericht bemerkt: „Wir freuen uns dessen, wenn wir uns auch beim Hinblick auf anderweitige Erfahrungen mit Zittern freuen."

Wichtig ist die weitere Einführung weiblicher Arbeit. Zwei Schwestern des Diakonissenhauses Neuendettelsau wurden ausgesandt, zunächst um die Leitung zweier Mädchen-Mittelschulen zu übernehmen, aber auch sonst der Arbeit unter den Frauen ihre Zeit und Kraft zu widmen (95, 19 ff.).

Unter den Arbeiten der F. C. ist seit einigen Jahren die Mission unter den niederen Kasten im Tschingelpat-Distrikt wichtig geworden. Im letzten Jahre konnten wieder 100 getauft werden; 437 Katechumenen sind im Unterricht. Trotz der Verfolgungen seitens der höheren Kasten ist die Bewegung nicht zum Stillstand gekommen. Sie wird dadurch gefördert, daß vor Gericht in einzelnen Fällen Christen ihr Recht finden. — Die Bemühungen um die Hebung der sozialen Lage haben hier schon weitere Fortschritte gemacht. Die christliche Kolonie Melrosapuram entwickelt sich sehr befriedigend. Eine Bewässerungsanlage wird hier das weitere Gedeihen fördern. Unter den Bekehrten befanden sich übrigens auch 6 aus höherer Kaste (95, 56 ff.).

Die American Reformed (früher Dutch) Mission betont die ernste Arbeit, welcher die Gemeinden bedürfen. „Wenn alle, die zu uns kommen, aufrichtig durch Gottes Gnade bekehrt wären, würde die Sache leichter sein. Aber wir verhehlen die Thatsache nicht, daß die meisten aus gemischten Beweggründen kommen. Alle haben eine Unterlage (substructure) von Glauben an die Verkehrtheit des Hinduismus und glauben, daß das Christentum die bessere Religion ist. Aber von den hohen Idealen der christlichen Heilswahrheiten wissen sie nichts. Um solche zu leiten, muß man sich bemühen, in ihnen das Verlangen nach einem besseren Leben zu wecken." — — —

Wir können die Umwandlung unter Gottes Leitung beobachten und sind dankbar, daß er uns als Werkzeuge gebraucht (95,19). Erhöhung der Gemeindebeiträge wird gerühmt, wenngleich das Ziel, daß jede Familie 1 Rupie gebe, noch nicht erreicht ist. Die Vertiefung des geistlichen Lebens wird von den Christian Endeavor Societies erwartet. Die Einführung großer christlicher Volksfeste (Erntefeste) trägt den Bedürfnissen des indischen Volkscharakters Rechnung. — Uebrigens scheint auch der numerische Fortschritt nicht gering zu sein. Von 92—93 wuchs die Seelenzahl von 6504 auf 6771. Von 94 fehlen die Angaben für mehrere Stationen. Aber die vorhandenen zeigen bereits einen Zuwachs von 300. Es wird mehrfach erwähnt, daß ganze Dorfschaften um christlichen Unterricht bitten. Viel thun dazu die mit ärztlicher

---

näheres 1894, S. 359 gebracht haben, verlautet, daß sie im Auftrage der Missouri-Synode eine neue Mission in dem Distrikte Salem (Seläm) angefangen haben, wo die Londoner Mission schon seit 1824 arbeitet (Lpz. M.-Bl. 94,459). Auch die Leipziger Mission und die dänische sind daselbst vertreten.

Digitized by Google

Thätigkeit verbundenen Predigtreisen. Auch das zu Arcot (Arkádu) gehörige Ranipet-Hospital wirkt in Segen.

Tinnevelly, das seit Dr. Caldwells Tode ohne Bischof war, wird überhaupt nicht wieder einen solchen erhalten, sondern bleibt nebst Mádura unter der Aufsicht des Bischofs von Madras, der für die genannten Landschaften den Archidiakon Elwes zu seinem Vertreter ernannt hat. (C. M. 95, 209.) Früher hatte man schon viel davon gesprochen, daß die Kirche von Tinnevelly unter einem eingeborenen Bischof verselbständigt werden solle. Es zeigt sich jedoch, daß das Ziel noch ziemlich weit entfernt ist. Leider erfuhren die Anhänger der Kirchenmission eine beträchtliche Verringerung (um 1333), die auf strengere Disziplin zurückgeführt wird. Viele Katechumenen, die nach Jahren noch keine Anstrengung machten, getauft zu werden, wurden von der Liste gestrichen. Schlimmer ist es, daß, obgleich im letzten Jahre 540 Erwachsene getauft wurden — abgesehen von den zahlreichen Christenkindern — die Zahl der Getauften sich um 186 vermindert hat. Die Exkommunikationen solcher, die sich nicht in die neue, den Resten von Kastenwesen entgegentretende Trauordnung (ib. 195)*) fügen wollten, werden diese Verminderung größtenteils verursacht haben. Doch glaubt man, daß irgend welche Versehen in der Zählung mitwirken, die im nächsten Jahre sich herausstellen werden (ib. 210).

Die kirchlichen Beiträge der Gemeinden haben sich erfreulicherweise um 4332 Rup. gegen das letzte Jahr gehoben. Außerdem aber thun die Christen noch manches für Evangelisation. Sie unterhalten 2 Evangelisten auf den Nilagiri unter den Todas. Wer die Verhältnisse nicht näher kennt, wird sich wundern, daß die erfreuliche Missionsthätigkeit der jungen Heidenchristen sich nicht auf die Heiden richtet, die sie dicht vor der Thür haben. (Im letzten Grunde zeigt sich auch in diesem Punkte noch eine Wirkung der Kaste.) Am Charfreitag wurde sogar eine Kollekte für die Londoner Judenmission gesammelt. (Es ist in der That zweifelhaft, ob eine solche den dortigen Verhältnissen entspricht.) Erntefeste mit Kollekten bürgern sich seit 1891 immer mehr ein (ib. 211). Der Kinder-Bibelleseverein hat 3000 Mitglieder, 1000 mehr als im letzten Jahre. Die Reisepredigt wird eifrig betrieben. Aus dem Schoße der jungen Kirche entsproß eine christliche Litteratur. Krischna-Pillai**) lieferte eine poetische Bearbeitung von Bunyans Pilgerreise; ein andrer schrieb ein Leben Christi, das von der Traktatgesellschaft in Madras gedruckt wurde (ib. 214).

Auch die S. P. G. hat über peinliche Verminderung der Gemeinden zu klagen. Bei einer neuen kirchlichen Zählung fanden sich in den Listen noch die Namen vieler, die schon vor Jahren abgefallen waren. Auch von den

*) Seit den ersten Anfängen der Tin. Miss. wurden bei den Aufgeboten die mit den Namen verbundenen Kastenbezeichnungen gebraucht. Dies ist nun verboten, obgleich man den alltäglichen Gebrauch dieser Bezeichnungen nicht hindern kann. Daß mit demselben nichts heidnisches verbunden ist, wird anerkannt. Andrerseits aber werden bei dieser Gelegenheit weitere Nachwirkungen der Kaste in der christlichen Gemeinde offenbart, von denen man bisher in der heimatlichen Missionsgemeinde keine Ahnung hatte (ib. 211 f.).

**) Wenn ich nicht irre, ist dies einer der oben beanstandeten Titel. Pillai (Kind) nennen sich die Sudras im Unterschiede von niederen Kasten. D. Verf.

Digitized by Google

Katechumenen standen viele nur auf dem Papier (94, 63). Auch in dieser Beziehung hatte man den eingeborenen Pastoren früher zuviel zugetraut. Der Bericht sagt: „Wir müssen künftig mehr auf die Qualität des Werkes sehen. Das Streben nach großer Zahl hat sich als Mißgriff herausgestellt und hat deutlich gezeigt, daß Heiden durch die Taufe nicht notwendigerweise zu guten Christen werden, sondern daß sie nachher in unserm heiligsten Glauben erbaut werden müssen. Die Unwissenheit, welche selbst bei manchen Kommunikanten über die Elemente des Christentums herrscht, ist erschreckend. Sie sind so sehr angepredigt worden, daß die Predigten — „vox et praeterea nihil" zu sein scheinen. Die Tamilkirche leidet an den über-erwecklichen Predigten. Die Worte fließen von den Lippen mit solcher erstaunlichen Schnelligkeit, daß ein gewöhnlicher Engländer sitzt und staunt, und wenn er es nicht besser wüßte, den fließend sprechenden Bruder beneiden würde. Es ist, als wenn einer leidenschaftlich gedrängt würde, die Segel aufzuspannen, aber ohne Kompaß, Karte, Log — ja selbst ohne Schiff überhaupt" (ib. 63).

Dieser „via dolorosa" gegenüber hat der Berichterstatter aber auch manches Erfreuliche anzuführen. Neue Kirchen werden gebaut und die Gemeinden bringen hohe Beiträge zu den Kosten auf. Ein jährliches Opfer (beim heil. Abendmahl zu Pfingsten) mehrt sich, die finanzielle Selbständigkeit macht Fortschritte (ib. 64). Andrerseits kann auch wieder von größeren Scharen, die Aufnahme in die christliche Kirche begehren, berichtet werden (ib. 65). Das Caldwell College zu Tutikorin ist nach Tritschinopoli verlegt und mit dem dortigen theolog. Seminar vereinigt worden (ib. 60). Die Tinnevellikirche, über die wir früher jeden Bericht mit Freuden begrüßten, und über die uns in neuerer Zeit allerlei ernste Bedenken zu Ohren kommen, ist ganz besonders geeignet, der oben geforderten Prüfung der Missionsmethode als geeignetes Material zu dienen. Ihre Geschichte lehrt den Missionsfreund die übertriebenen Erwartungen herabspannen und sollte Veranlassung geben, in Zukunft die zu hoch gesteckten Ziele im Einklang mit den wirklichen Verhältnissen richtiger zu stecken.*)

In **Travankor** hat die **Kirchenmission** beträchtlichen Zuwachs zu verzeichnen. Seit 7 Jahren haben sich ihre Anhänger um mehr als 50 pCt. vermehrt und zählen schon 30 292, darunter nahezu 4000 Katechumenen. Ein eigenartiges Anerkennungszeugnis ist dem Werke von einem Brahmanen, der bei Gelegenheit des Zensus die Christen näher kennen lernte, ausgestellt worden. Er rühmt die selbstverleugnenden, ernsten und gelehrten Missionare, durch deren Bemühungen der moralische, intellektuelle und wirtschaftliche Zustand der ausgedehnten Christengemeinde sich sehr schnell hebt. — — — „Die heldenmütige Erhebung der Niedrigen aus dem Morast der Erniedrigung und des Verderbens war ein in Indien sonst unbekanntes Civilisationselement" (95, 218).

Ein Beispiel von der außerordentlichen Selbstverleugnung, deren ein indischer Christ fähig ist, möge hier nach dem Jahresbericht kurz angedeutet sein. Einem Katechisten wurde ein Posten als Dolmetscher bei der Regierung angeboten, der ihm das Zehnfache seines damaligen Gehalts eingebracht haben würde. Die Erwägung, daß er die Bildung, um derentwillen er für diesen Posten

*) Aber auch vorsichtiger zu werden bei den Massentaufen. D. H.

Digitized by Google

geschickt erachtet werde, von der Missionsgesellschaft erhalten habe, bestimmte ihn, der letzteren treu zu bleiben (ib. 221).

Die Mission unter dem Bergstamme der **Arier** scheint sich allmählich weiter zu entfalten. Es giebt um Mundakayam schon 1785 Christen und 550 Katechumenen. Das Wachstum läßt sich nach den früheren Berichten nicht genau ermitteln, da die betreffenden Zahlen bei verschiedenen Distrikten mit einbegriffen sind, scheint aber ziemlich hoch zu sein.

Die **London-Mission**, welche sich auf den südlichen, tamulischen Teil von Travankor beschränkt, hat nur geringen Zuwachs zu der großen Schar ihrer Anhänger — jetzt 47667. Dagegen mehren sich die eigentlichen Kirchenglieder schneller, in den letzten 10 Jahren von 4400 auf 6900. Der Bericht weist aber auf die sauerteigartige Wirkung der Mission hin, infolge deren weit und breit in der Bevölkerung die alte Dämonenfurcht beseitigt wird und der Glaube an einen guten Gott an ihre Stelle tritt (95, 118). Hungersnot, Cholera und die außerordentliche Armut der meisten Christen zeigten sich wieder als Schwierigkeiten für die Mission. Der erste Minister des Königs, welcher der Mission manche Dienste geleistet hat, ist gestorben. Eine von ihm gestiftete, wohlausgestattete Apotheke wird sein Andenken bewahren (ib. 123).

Auf dem **Baseler Missionsgebiet** zeigt sich im kleinen recht deutlich das sehr verschiedenartige Wachstum der Gemeinden, das für Indien überhaupt charakteristisch ist. **Malabar** ist der ungleich günstigere Boden. Dort finden die meisten Heidentaufen statt. Schon im Jahre 1892 betrugen sie drei Viertel der gesamten Baseler Heidentaufen (in Indien), 1893 vier Fünftel und 1895 nahezu sieben Neuntel, obgleich nur 7 von den 23 Stationen auf Malabar kommen. Am unfruchtbarsten ist **Nordkanara**, wo im letzten Jahre **nicht eine** Heidentaufe stattfand. Aber auch mit **Kurg** und **Südmahratta** steht es nicht viel besser: Dort 7, hier 6 (1893: 9 resp. 10). Nimmt man dazu, daß in Südmahratta trotz der 94 getauften Christenkinder die Gemeinden nur um 17 Seelen wuchsen und in Kurg trotz 9 Kinder- und der 7 Heidentaufen die Gemeinden um 26 Seelen sich verminderten, so offenbart sich unstreitig ein krankhafter Zustand der Mission in diesen Gebieten. Selbst auf den meisten südkanarischen Stationen ist kein erfreulicher Fortschritt zu spüren. Nur Manalur und Udapi haben einen beträchtlichen Zuwachs; dagegen weisen die 4 andern Stationen (Mulki, Karkala, Basarur und Kasergod) trotz 16 Heiden- und 46 Christenkindertaufen bloß einen Zuwachs von 9 auf. Auch schon in den Jahren zuvor hatten dieselben 4 Gemeinden bei 44 Taufen nur einen Zuwachs von 10 und bei 67 Taufen einen solchen von 16 Seelen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß selbst solche Gemeinden, obgleich sie noch keinen direkten Rückgang zeigen, doch sich in einem krankhaften Zustande befinden, der mit langsamer Schwindsucht die größte Aehnlichkeit hat. Sehr betrübend ist es, daß der Bericht dabei bemerken muß: „Es fehlt den Gemeinden die rechte Anziehungskraft.“ Sie wirken nicht als ein Salz in ihrer Umgebung. „Ihr religiöses und sittliches Leben ist oft so wenig vorbildlich und bietet so manches Aergernis dar.“ Diese Schäden, sowie die Unempfänglichkeit der Heiden legt sich oft als ein schwerer Druck auf das Gemüt des Missionars.

Bei alle dem bleibt es ja sehr tröstlich, daß sich die Erfolge der Missions-

Digitized by Google

arbeit nicht auf die gesammelten Gemeinden beschränken, sondern daß sie sauerteigartig in weiten Kreisen der Bevölkerung wirken. „Der Erfolg der halbhundertjährigen Arbeit in diesen Ländern liegt nicht nur in den vorerst, und besonders gegenwärtig langsam sich mehrenden Christengemeinden, sondern in einer weitverbreiteten Bekanntschaft mit den Gedanken des Christentums und der heiligen Schrift, die nicht unwirksam bleibt. In Südmahratta giebt es im Lande umher eine Menge von Bibellesern, ja von Vereinigungen zum Lesen der heil. Schrift. Viele Leute wissen, um was es sich bei der Botschaft der Missionare handelt" (94, 8). Wir können hinzusetzen: Viele haben auch selber wirksame Eindrücke des Christentums erfahren, z. B. durch ärztliche Hilfe, im Verkehr mit Missionaren u. s. w. Damit sind weit und breit christliche Lebenskeime dem Volke mitgeteilt, die sicherlich nicht alle verloren gehen. Aber wir haben bis jetzt kaum eine Ahnung davon, wie sich in Indien die durch den Sauerteig verursachte Gährung gestalten wird. Und alle diese Vorbereitungen großer Ereignisse, so ermutigend sie sind, können uns den betrübenden Eindruck nicht verhüllen, daß die in Gestalt solcher Gemeinden bis jetzt erzielten Erfolge nur relative und vorübergehende sind. Gemeinden der bezeichneten Art haben für die künftige christliche Kirche Indiens die Bedeutung wie geologische Bildungen früherer Perioden, die selbst vergehen mußten, um andern Bildungen Platz zu machen. Ungleich erfreulicher sind Gemeinden, die lebenskräftigen jungen Pflanzen von freudigem Wachstum gleichen, welche einst, selbst wenn die Verhältnisse ringsumher sich sehr verändern sollten, als starke Fruchtbäume ihre Aufgabe erfüllen werden. Solche Hoffnung können wir nur hegen, wo uns gesundes Wachstum entgegentritt.

Malabar hatte 1894 bei 404 Taufen einen Zuwachs von 334, das ist fast 8 pCt. der Christenzahl, 1893 bei 488 Taufen einen solchen von 429 Seelen, das ist über 11 pCt., also die dortigen Christengemeinden wuchsen in dem einen Jahre soviel wie die indische Bevölkerung überhaupt in einem ganzen Jahrzehnt. Wenn von den andern Gebieten gesagt werden konnte, daß das Evangelium immer mehr in der Bevölkerung bekannt werde, so kann hier der Bericht von einer Geneigtheit für das Christentum sprechen, die da und dort von den Christen ausgenützt wird, um Heiden zu gewinnen. In der Umgebung von Kodakal hat die Bewegung, welche in den letzten Jahren so viele zur Kirche führte, zwar „merklich nachgelassen", doch kommen noch immer einzelne und ganze Familien.

Dort hat sich das Arbeitsfeld weit nach Süden ausgedehnt. In Tschittatakara, das jenseits der Grenze in Kotschin liegt, ist infolge der Durchreise eines Baseler Missionars unter den dortigen röm. Katholischen eine Bewegung entstanden, die schon zum Uebertritt von 23 Personen führte. Nicht weit davon scheint Tschalascherie zu liegen, wo ebenfalls 23 syrische Christen zur evangel. Kirche übertraten. Wegen der dort anzulegenden Außenstation finden Verhandlungen mit der engl. Kirchenmissionsgesellschaft statt, zu deren Gebiet die Gegend bisher gehört.

Bei Palghat, das sonst nur spärliche Heidentaufen hatte, haben sich neuerdings die Thüren mehr geöffnet, besonders unter den Illavern (Palm-

Digitized by Google

bauern). Freilich zeigt sich bei ihnen noch viel Unschlüssigkeit. Zahlreiche Familien haben seit langer Zeit jedes Jahr einen Anlauf zum Uebertritt genommen und sind wieder zurückgewichen. Dennoch verzeichnet der letzte Bericht schon 50 Heidentaufen.

Auch in dem sonst noch so dürren Südmahratta kann auf ein Fleckchen hingedeutet werden, wo es zu grünen scheint. In einem zu Bidschapur gehörigen, abgelegenen Dörflein, Kamur, beschäftigen sich einige Männer ernstlich mit dem Uebertritt. Einer von ihnen hat in einer Reihe von Liedern die Nichtigkeit der Kaste und des Götzendienstes verkündigt und Jesum als den einzigen Retter gepriesen.

Von den Wirkungen des Christentums an einzelnen Personen werden, auch aus solchen Gemeinden, über die im ganzen geseufzt wird, einige schöne Beispiele angeführt.

Die Feindschaft der Heiden wird besonders erwähnt von Dharvar, wo sich die in den Regierungsschulen gebildete Jugend durch ihren Spott und Haß hervorthut, sowie auch von den mohammedanischen Mapla, die besonders in der Gegend von Kodakal viele am Uebertritt hindern, oder Christen zum Abfall verleiten. Als Pachtherr und Geldverleiher haben sie einen großen Teil der Bevölkerung in ihrer Gewalt. Oft nehmen sie einen Zins, der aufs Jahr berechnet 300 pCt. betragen würde. „Solche Zustände nötigen die Mission, ihre Pflegebefohlenen aus den Händen ihrer Peiniger zu retten." Dieser Satz des Berichtes berührt einen Punkt von größter Wichtigkeit. Eine mit voller Geschäftskenntnis betriebene Darlehnskasse für indische Christen würde der Mission höchst wichtige Dienste leisten und großen Segen stiften können. Bemerkenswert ist der folgende Passus: „Obwohl für unsere Christen durch unsre Webereien und Ziegeleien schon viel geschehen ist, reichen doch die bestehenden Einrichtungen nicht mehr aus, und die Frage ist wieder zu einer brennenden geworden, wie man den Uebertretenden neue Möglichkeiten, sich durch ihrer Hände Arbeit zu nähren, schaffen soll. — Eine weitere Ausdehnung der Industrie hat Bedenken gegen sich. Es muß auf neue Erwerbszweige gesonnen und auch die Frage über landwirtschaftliche Unternehmungen wieder erwogen werden (95, 11). Vielleicht finden unsre Ratschläge (oben 1892 S. 5 ff) doch noch einige Beachtung.

Die ärztliche Mission in Kalikut, welche durch Uebernahme des dortigen Aussätzigen-Asyls erweitert wurde, übt einen sehr wohlthuenden und förderlichen Einfluß aus. Man denkt daran, auch in andern Distrikten Aerzte anzustellen. Guledgudd ist zunächst dazu ins Auge gefaßt.

Schließlich wenden wir den Blick noch zu den Blauen Bergen, wo in den letzten (besonders unter den Badagas) die Fortschritte sich mehren. 27 Schulen sind ein wirksames Missionsmittel. Auch der durch hartnäckiges Vorurteil sonst verhinderte Schulbesuch der Mädchen fängt an sich einzubürgern. In Keti ist eine kleine Katechistenschule eröffnet, um in einfacherer Weise, als dies in den Seminaren zu Mangalur und Talatscheri möglich ist, Helfer aus dem Gebirgsstamme selbst heranzuziehen (95, 11 f.). Die Uebertretenden haben freilich noch immer Verfolgung zu leiden. Auch die Römischen suchen entgegen-

Digitized by Google

zuarbeiten. Sie stützen sich auf die Abtrünnigen zu Nerkambe (Tschogatore), wo das Häuflein der Evangelischen auf 11 zusammen geschmolzen ist.

Die engl. Kirchenmission, welche bisher nur unter den zugezogenen Tamulen (besonders in den Pflanzungen) arbeitete, fängt an sich über das benachbarte Gebiet von Wayanadu auszudehnen. Zu Pundalur, Vayitri und Manantoddy sind bereits Gehilfen stationiert und Schulen gegründet.

Die amerik. Reformierten (früher Dutch) berichten aus Kunur nur geringen Fortschritt, betonen jedoch die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrten (95, 28).

Im **Marâtha-** (Mahratta-) **Gebiete** erfreut sich der Amerik. Board bedeutender Fortschritte. Im letzten Jahrzehnt stieg die Zahl der Mitglieder (Kommunikanten) um mehr als 57 pCt., von 1593 auf 2515. Als bemerkenswerter Zug wird die veränderte Stellung der englischen Beamten betont, die in der Anfangszeit der Mission viel Widerstand entgegensetzten, während jetzt unter ihnen viele eifrige Unterstützer derselben sind. — Es öffnen sich immer neue Thüren. Leider fehlen die Mittel, um überall einzutreten. Es mußten wegen der gedrückten Geschäftslage in Amerika sogar Kürzungen vorgenommen werden. Freilich, wenn die Christen in der Heimat so opferfreudig wären, wie die eingeborenen auf jenem Felde, so würde es an Mitteln nicht fehlen. Durchschnittlich kommt dort auf jeden Getauften ein Beitrag, der einem $6^1/_2$—$8^1/_2$ tägigen Tagelohn gleichkommt (94, 50; 95, 58). Das ist der Erfolg systematischer Anleitung, die an dieser Mission volle Anerkennung verdient.

Die Frauenmission ist bedeutend gewachsen. In Ahmednagpar wurde ein besonderes Seminar für Bibelfrauen gegründet. Auch die ärztliche Mission ist ausgedehnt worden durch Gründung eines Hospitals in Bassein, das als neue Station besetzt wurde. Die Abonnenten des Dnayanodaya (auch Hindus) sind im Wachsen. Ein neues Blatt wird für die Sonntagsschulen herausgegeben (Balschikschak) und hat schnell in sämtlichen Missionen des Sprachgebietes (mit Ausnahme der S. P. G.) Eingang gefunden (94, 53).

Die Freikirche hat ihre wichtigste Arbeit in der Schulthätigkeit. Das Wilson-Kolleg zu Bombay kann erfreuliche Fortschritte berichten. Die junge Mission in Thana und Alibagh hat an dem Hospital an ersterem Orte eine kräftige Grundlage; am letzteren ist eine höhere Knabenschule gegründet. Dschalna mit der Kolonie Bethel scheinen seit Narayan Scheschadris Tode nicht besondere Fortschritte gemacht zu haben. Die Statistik giebt nur die Zahl der Kommunikanten (402), aber nicht die der getauften Anhänger an. Der Bericht deutet die Schwierigkeiten an, die aus dem verkommenen Zustande der Mângs und aus mangelhafter Disziplin entspringen. Es ist eine neue Kirchenordnung eingeführt, mit der man eine bessere Disziplin durchzuführen hofft (95, 38 f.).

Die Kirchenmission beklagt den Verlust eines ihrer eingeborenen Pastoren, Sorabdschi Kharsedschi, eines der ersten Parsi-Bekehrten, der sich viel bemüht hat, seine Volksgenossen zu gewinnen, besonders durch litterarische Arbeiten. Leider sind die Parsis sehr unzugänglich geblieben. In ganz Indien sollen nur 12 Getaufte sein. — Die Gemeinden zu Nasik und Scharanpur sind beträchtlich zurückgegangen. Dagegen ist die zu Puna bedeutend ge-

Digitized by Google

wachsen. Aber in Aurangabad, wo sich einst ein großer Zudrang zum Christentum zeigte, ist das weitere Wachstum nur gering.

Die Ausbreitungsgesellschaft, welche im Ahmednagar-Distrikt bereits bedeutende Scharen gesammelt hatte, machte dort in letzter Zeit ebenfalls nur kleine Fortschritte. Von 1892–94 stieg die Christenzahl von 4196 auf 4225, bleibt also weit hinter dem natürlichen Wachstum zurück. — In Südmahratta, wo sie in das Arbeitsfeld der Baseler eingedrungen war, hat sie auch keine großen Erfolge zu verzeichnen. Am meisten Anhänger gewann sie zu Betigeri: 49. Möchte sie ihre Kräfte lieber ganz auf den eigenen Gebieten verwenden, wo es noch überall reichlich zu thun giebt.

* * *

Wir stehen am Ende unsres Rundganges. Manches, was wir beobachten mußten, wird dem Leser wenig gefallen haben. Mögen wir uns jedoch nicht abschrecken lassen durch solche Züge, die mit zur Knechtsgestalt des Reiches Gottes auf Erden gehören. Je weniger wir sie uns verhehlen, um so mehr wird unser Blick geschärft für das wunderbare Wirken des Königs, das auch in der Mission durch Niedrigkeit und scheinbare Mißerfolge hindurchleuchtet, sodaß auch wir bekennen lernen: Wir sahen seine Herrlichkeit.

Litteratur-Bericht.

1. **„Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten."** Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen Missionen. Berlin, Missionsbuchhandlung. Elegant broschiert 80 Pf. — Dieses 83 Seiten umfassende Schriftchen verdankt seine Abfassung der Missionsausstellung, die eine Abteilung der Deutschen Kolonialausstellung auf der Berliner Gewerbeausstellung bildet. Ueber die Missionsausstellung selbst werden wir in der nächsten Nummer besonderes berichten. Unterdes empfehlen wir das genannte Schriftchen, welches eine kurze und gute Uebersicht über die gesamte evangelische Missionsthätigkeit in unseren Schutzgebieten giebt und auch für diejenigen eine wertvolle Orientierung enthält, welche die Missionsausstellung nicht besuchen. Nach einer kurzen Einleitung, welche mit einer statistischen Tabelle über die gesamte evang. deutsche Mission schließt, kommen der Reihe nach die Missionen in Togoland, Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika, Neuguinea, und dem Bismarckarchipel samt den Salomons- und Marschallinseln zur Darstellung, auch die nichtdeutschen. Die Bearbeitung der einzelnen Abteilungen durch verschiedene Verfasser bringt allerdings einige Ungleichartigkeit in das Ganze, bietet aber den Vorteil, daß überall die sachkundigsten Männer zu Worte gekommen sind. 7 Bilder und 3 Kartenbeilagen erhöhen den Wert des elegant ausgestatteten Schriftchens.

2. **Brincker: Aus dem Hererolande. Erinnerungen an Kriegswirren und missionarische Friedensarbeit. I. Die Hereromission während des Krieges von 1863–70.** Barmer Missionshaus. 20 Pf. — Dieses von einem Veteranen der Hereromission frisch und anschaulich geschriebene Büchlein, dem noch 2 Heftchen folgen werden, kommt bei dem Interesse, welches Hereroland augenblicklich in Anspruch nimmt, sehr zeitgemäß und ist ganz vorzüglich geeignet, besonders über die Schwierigkeiten, mit denen von ihren Anfängen an die Hereromission zu kämpfen gehabt hat, eine klare Anschauung zu geben.

Warneck.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Digitized by Google

ÜBERSICHT
1:M 1:40 Mill.
NEU-GUINEA
BISMARCK ARCHIPEL
KAISER WILHELMS LAND
Britisch
Holländisch
Taui In
St. Matthias
Admiralitäts In
Kei In
Aru In
Papua Golf
ASTROLABE B.
mit den angrenzenden Gebieten
1 M. 1: 800000.
N. G. Kº. Neu Guinea Kompanie
A. Kº. Astrolabe
Kilom.
BUDUP
Bostrem H.
Grossfürst Alexis H.
Segu
Friedr. Karl H.
Rasch Einfahrt
Archipl der Zufried. Menschen
Ragetta
Friedr. Wilhelm H.
Simba
ROOK
(UMBOI)
Kusten Gebirge
Finisterre Kette
Cromwell B.
Wald B.
Mündung
Siassi Is.
147
148
145°
40'
30'
6

Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland.*)

(Mit Karte.)

Von D. Grundemann.

1. Neu-Guinea. Land und Leute.

Kaiser-Wilhelmsland ist der auf Neu-Guinea belegene Teil des deutschen Schutzgebiets in der Südsee. Abgesehen von dem vereisten Grönland ist diese Insel die größte unsrer Erde. Sie übertrifft Borneo um mehr als 50000 qkm. Ihre sonderbar zerrissene Gestalt lehnt sich nach Westen zu an die indische Inselwelt. Der Charakter der Vegetation ist im wesentlichen der indische. Nach Süden zu scheint ein früherer Zusammenhang mit dem australischen Festlande bemerkbar, während nach Osten zu die Verwandtschaft mit den melanesischen Inselgruppen deutlich zu Tage tritt. Mächtige Gebirgsketten, deren Gipfel bis zu 5000 m und darüber in die Schneeregion reichen, erfüllen das Innere. Nur wenige Menschen haben bis jetzt einen Blick thun dürfen in diese großartige Alpenwelt. Nachdem Zöller (1888) mit unsäglicher Mühe auf und ab kletternd endlich den 2550 m hohen Rücken der Finisterrekette erstiegen hatte, sah er, als sich der Nebel

*) Hiermit übergebe ich unsern Lesern den ersten der in Aussicht gestellten Spezialartikel mit Karte. Die Ursache der Verzögerung liegt hauptsächlich in der Schwierigkeit einer geeigneten Herstellung der Karte. Es war unser Wunsch, möglichst schöne Kartenbilder ganz in der Ausführung meines Neuen Missionsatlas zu liefern, aber nach mancherlei Verhandlungen nötigte uns die Rücksicht auf die Herstellungskosten, abzusehen von dem mehrfachen Farbdruck und uns nur sachliche Richtigkeit und möglichste Vollständigkeit zum Ziele zu nehmen. Möge das beigefügte Blatt trotz seines schlichten Aussehens diesem Ziele in Erläuterung des beifolgenden Artikels nahe kommen. — Diese Karten dürfen nicht als ein Supplement meines Atlas im buchhändlerischen Sinne betrachtet werden. Sie sollen einzelne Gebiete in speziellerer Darstellung vorführen, als der beschränkte Raum des Atlas dies zuließ. In diesem Sinne bilden sie eine Ergänzung. Zur Erklärung der Signaturen verweise ich nur auf den Atlas. Ich bitte, das vorliegende Blatt als einen Versuch anzusehen. Hoffentlich werden die gewonnenen Erfahrungen den folgenden zugute kommen.

Der Artikel soll, abgesehen von der Verwertung der betr. Berichte für die Missionswissenschaft überhaupt, den Leser orientieren, so daß er zu verständnisvoller Benutzung weiteren Materials über dasselbe Gebiet den Rahmen gewinnt. Zur praktischen Verwendung genügen diese Artikel nicht; es müssen anschauliche Einzelzüge hinzugethan werden. Wie dies geschehen kann, und wie sich auf Grund unserer Artikel eingehende Miniaturbilder zeichnen lassen, sollen die jedesmal im Beiblatt beigegebenen Artikel zeigen. Vor einer bloßen Reproduktion der letzteren zum praktischen Gebrauche möchte ich hier schon warnen und nachdrücklich betonen, daß die Artikel im Hauptblatte das Fundament sein sollen, auf dem auch den beschäftigten Missionsarbeiter in der Heimat eine geeignete Verwertung der betreffenden Berichte ermöglicht werden soll. R. G.

Digitized by Google

zerteilte, im Westen, Süden und Südosten beinahe auf der vollen Hälfte des Horizonts, aber weit, weit ab in ungeheurer Ferne himmelragende zackige Bergriesen, wie er sie in solcher Versammlung nie vorher gesehen — eine ganze Welt von Montblancs und Monterosas. — Mächtige Ströme entquellen diesen Gebirgsländern und bilden namentlich im Süden große Deltas. Ihre Mündungen sind bekannt, aber nur ein paar sind bis tief in das Innere verfolgt worden. Bis jetzt sind wir noch nicht im stande, uns aus den vereinzelten Daten ein Bild von der geographischen Struktur der Insel zusammenzureimen. Sie gehört auch trotz der energischen Anstrengungen, die im letzten Jahrzehnte von verschiedenen Seiten zu ihrer Erforschung gemacht wurden, noch zu den unbekanntesten Gebieten unsres Erdballs.

Dicht am Aequator gelegen, also der brütenden Sonnenglut ausgesetzt und durch regelmäßige Monsume auf das ausgiebigste mit Regen versorgt, erfreut sie sich einer schwer beschreiblichen Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, zumal auch der Boden von seltener Fruchtbarkeit ist. Alles ist mit dichten Urwäldern bedeckt. Was Menschenhand gelichtet hat, ist dagegen verschwindend. Größere baumlose Grasstriche scheinen sehr selten zu sein. Frühere Besucher staunten über die riesigen Bäume. Jetzt werden die alten Stämme modernd am Boden gefunden, während der Wald an Höhe sich mit dem südamerikanischen Urwalde nicht messen kann. Es scheint, daß verheerende Stürme diese Veränderung herbeigeführt haben. Aber dicht verwachsen mit mannigfaltigen Schlingpflanzen ist der Wald auch heute. Die letzteren flechten sich in wildem Gewirr hinüber und herüber, so daß nur mit dem Hackbeil ein Pfad hindurchgebahnt werden kann. Kein Wunder, daß das Land unerforscht geblieben ist. Bei aller Schönheit bietet hier der Wald übrigens in Formen und Färbung nicht die entzückende Mannigfaltigkeit, wie in andern tropischen Gebieten. Hier liegen die Quellen ausgedehnter Leiden, die Neu-Guinea zu einem Lande gefährlicher Krankheiten machen. Noch Zöller freute sich, daß die deutsche Küste, nicht so wie zu großem Teile der Süden der Insel, mit den pesthauchenden Mangrovesümpfen umgürtet sei, und daß meist felsige, feste Küste vorherrsche. Aber die Fieber sind hier so schlimm wie in den anderen Teilen der Insel. Der Wald fordert überall zu einem großartigen Kampfe heraus. Erst allmählich, in dem Maße, wie der Mensch in diesem Kampfe Sieger bleibt, wird die Insel der äußeren Kultur gewonnen werden können, — eine Aufgabe von Schwindel erregender Tragweite!

Digitized by Google

Der Wald wird belebt durch eine reiche Vogelwelt. Hier ist der Paradiesvogel zu Hause. Aber auch die Krontaube und viele Papageienarten, Honigsauger u. s. w., die mit zu den schönsten Vögeln der Erde gehören. Dagegen sind die Säugetiere sehr wenig vertreten. Fledermäuse, Nagetiere und Beuteltiere sind die häufigsten Arten. Von letzteren ist ein auf Bäumen lebendes Känguruh besonders erwähnt. Dieser Teil der Tierwelt zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit der australischen. Die reichlich vertretenen Insekten aber stimmen mit denen der Molukken überein. Es wird also auch hier das vielstimmige Konzert, wie es aus Holländisch-Indien bekannt ist, namentlich des Abends zu vernehmen sein.

In diesem Lande wohnen die dunkelfarbigen, krausköpfigen Papûa.*)

Nach älteren Beschreibungen, die vielfach in Missionsschriften übergegangen sind, standen uns diese Völkerschaften als Repräsentanten der niedrigsten Klasse menschlicher Wesen vor unsern Gedanken. Vielfach haben zu diesem Irrtum Züge, die von den Stämmen des australischen Festlandes gelten und verwirrend auf Neu-Guinea bezogen wurden, mit beigetragen. Sehr verallgemeinernd wurden die Bewohner als Kannibalen bezeichnet. Nach Finsch soll der Kannibalismus nur von der Gegend an der Milne-Bai (östlich zum englischen Gebiete gehörig) mit Sicherheit nachgewiesen sein. Der Name Papua stammt aus dem Malaischen und bedeutet Kraushaarige.

Manche Ethnographen haben hiernach die Negerähnlichkeit dieser Völker betont. Aber bis jetzt kann man von sicheren, abschließenden Ergebnissen der Forschung über die Verwandtschaft derselben mit jenen afrikanischen Völkern nicht reden. Viel mehr als bei den letzteren findet man bei den Papua verschiedene Töne der Hautfarbe. Wenn auch der dunkelbraune Ton, den wir für gewöhnlich kurzweg als schwarz bezeichnen, vorherrscht, so findet sich doch manchmal weit hellere Färbung, wie man sie sonst nur bei schlichthaarigen Polynesiern gewohnt ist.**) Die Gesichtsbildung aber weicht meist sehr von der des Negers ab und zwar zu Gunsten des Papua, dessen Nase keineswegs plattgedrückt

*) Es wird genügen, hier einmal die richtige Aussprache angedeutet zu haben. In der Folge werde ich den Accent weglassen. — Bei den folgenden ethnographischen Andeutungen habe ich sogleich besonders Kaiser-Wilhelmsland im Auge, meist nach den Angaben in H. Zöller, Deutsch-Neu-Guinea. Berlin 1891.

**) Im Süden von Neu-Guinea finden sich allerdings wirkliche polynesische Kolonien.

Digitized by Google

erscheint, sondern oft stark hervortritt. Auch die Lippen sind weniger wulstig. Auffallend sind die dünnen, langen Arme und Beine. Mangelhafte Ernährung mag an der geringeren Entwicklung der Muskeln schuld sein.

Von Bekleidung findet sich bei den Männern sehr wenig. Sie besteht meist nur in einer Binde von gelb oder rot gefärbtem Rindenzeug. Desto mehr herrscht der Schmuck vor. In der durchbohrten Nasenwand wird ein buntes Pflöckchen, oder in den Nasenflügeln, wie in den Ohren, Ringe getragen; dazu Halsketten von Hundezähnen, Brustschmuck, besonders kunstvoll aus Muschelschalen gearbeitete Scheiben. In dem krausen Haare tragen sie leicht eingesteckt einen rotbraunen Kamm, mit dem sich der Besitzer gelegentlich am Kopf und Körper herumkratzt. Oft tragen sie hinter dem Ohre eine stark duftende Blüte. Weniger Schmuck aber verhältnismäßig vollständigere Kleidung haben die Frauen, nämlich bis zum Knie reichende Grasröckchen. Man kann den Papuas nicht nachsagen, daß sie ganz ohne Anstand und Schicklichkeitsgefühl seien. — Sehr allgemein ist die Sitte, die Zähne schwarz zu färben, was nur mühsam geschieht und sogar Kosten verursacht. Bei festlichen Gelegenheiten bemalen sich die Männer mit rotem oder weißem Farbstoffe, was ihnen ein sehr unangenehmes Aussehen giebt.

Zu den Schmuckgegenständen gehört gewissermaßen der Speer, mit dem sie im Dorfe umhergehen, ohne den sie einen Weißen nicht besuchen würden. Bogen und Pfeile sind dagegen für den wirklichen Kampf bestimmt.

Bis in die neuste Zeit befanden sich die Papua in den Verhältnissen der Steinzeit. Erst durch den neueren Handelsverkehr erhalten sie von Europa aus Eisen und eiserne Geräte.

Ihre Häuser erinnern oft gradezu an die im Wasser aufgeführten Pfahlbauten der europäischen Vorzeit. Immer stehen sie auf Pfählen, sind leicht aus Holz gebaut und haben ein Blätterdach. Daß den Bewohnern nicht der Schönheitssinn fehlt, beweisen die meistens in der Nähe angepflanzten Zierpflanzen — buntblätterige Stauden, Krotons.

Die Papua sind tüchtige Ackerbauer, wie ihre sauber gehaltenen Pflanzungen von Yams und Bataten zeigen. Ebenso sind sie geschickte Fischer. Ihre Boote mit Auslegern sind gut und zweckmäßig gebaut. Als Haustiere halten sie nur Schweine und Hunde.

Ueber ihre religiösen Vorstellungen sind die Forschungen noch nicht abgeschlossen. Götzendienst haben sie nicht. Wohl aber scheinen sie einem Geisterdienst ergeben zu sein. Die Mysterien, die zu gewissen Zeiten gefeiert werden, und bei denen die Mannesweihe der Knaben stattfindet, scheinen damit in Verbindung zu stehen.

Eigentümlich ist das völlige Fehlen jeglicher politischer Organisation. Nirgends findet sich ein Häuptling. Die Gesamtheit entscheidet; und

Digitized by Google

was alle thun, thut der einzelne mit. Dabei zeigt sich ein zähes Halten an dem überlieferten Herkommen. Nur wenige Dörfer gehören zusammen, haben eine gemeinsame Sprache und ihre Bewohner heiraten untereinander. Mit den benachbarten Stämmen findet wenig oder gar kein Verkehr statt.

Hervorstehende Charakterzüge der Papua sind vor allem Begehrlichkeit und Dieberei. Ein gut Teil von Eitelkeit scheinen sie ebenfalls zu haben. Dabei sind sie leicht erregbar und jähzornig. Im Verkehr mit den Missionaren aber kommen doch Keime besserer Regungen zu Tage. Es hält nicht schwer ihr Vertrauen zu gewinnen, und oft beweisen sie eine große Anhänglichkeit.

2. Das deutsche Schutzgebiet auf Neu-Guinea.

Obgleich Neu-Guinea 1526 entdeckt war und seitdem nicht wenige Europäer gelegentlich seine Küsten berührten, ja ein großer Teil derselben im Süden von Torres 1606 für Spanien in Besitz genommen war und später mehrere Striche durch Expeditionen erforscht wurden, hat es bis in die neueste Zeit an jedem Versuche, auf der Insel Kolonien zu gründen, gefehlt. Erst nachdem die Holländer im Jahre 1824 sich durch einen Vertrag mit England die westliche Hälfte derselben bis zum 141. Grade gesichert hatten, gründeten sie 1828 an der Tritons-Bai (südlich von der Geelvinks-Bai) das Fort Dubus, das aber bald wieder wegen seiner ungesunden Lage aufgegeben wurde. Ebenso ging es 1836 mit einer anderen Niederlassung „Merkus“. Nur mittelbar übte die Niederländische Regierung einen Einfluß aus, indem sie den regelmäßigen Handelsverkehr des Sultans von Tidore, mit den Küsten der Geelvinks-Bai unter Aufsicht nahm, um den ausgedehnten Sklavenhandel zu unterdrücken. Unter diesen Einflüssen gelang den Goßnerschen Missionaren Ottow und Geißler im Jahre 1855, obwohl unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, die Gründung der Mission bei Doreh, die erste dauernde europäische Niederlassung auf der Insel, die bekanntlich von der Utrechter Missionsgesellschaft übernommen und weitergeführt worden ist.

Im Süden von Neu-Guinea war inzwischen durch die Perlenfischerei bei den Inseln der Torresstraße ein steigender europäischer Verkehr angebahnt. An demselben fand die Londoner Mission ihre Anknüpfungspunkte, als sie 1871 ihre Mission mit polynesischen Gehilfen gründete, über die in dieser Zeitschrift 1885 S. 305 ff. ausführlich

Digitized by Google

berichtet worden ist. Schon 1875 bildete sich in London eine New Guinea Colonization Association, die jedoch keine Bedeutung gewann. Im gegenüberliegenden Queensland führte sodann die Entdeckung von Goldfeldern große Aufregung herbei. Das Goldfieber verbreitete sich auch nach Neu-Guinea, obwohl die Pioniere zum Teil im großem Elende umkamen. Unter dieser Bewegung wurde von einem Beamten der Kolonie Queensland 1883 der ganze nicht holländische Teil der Insel für die letztere in Besitz genommen. Dieser Akt wurde von der britischen Regierung nicht anerkannt.

Inzwischen waren seit 1876 deutsche Handelsniederlassungen in dem heutigen Bismarck-Archipel gegründet. Als der koloniale Gedanke in Deutschland zündete, wurde auch für diese, wie überhaupt für die Handelsstationen in der Südsee, der deusche Schutz gefordert. Dabei richtete sich der Blick der Kolonialpolitiker auch auf die gegenüberliegende Küste von Neu-Guinea. Am 19. August 1884 erteilte die Reichsregierung dem Generalkonsul in Sydney den Auftrag auf den genannten Gebieten die deutsche Flagge zu hissen, nachdem sich bereits im Mai desselben Jahres in Berlin die Neu-Guinea-Kompanie gebildet und den kaiserlichen Schutzbrief erhalten hatte. Ihr wurde die Verwaltung des neuen Schutzgebietes übertragen. Im November desselben Jahres proklamierte die englische Regierung das Protektorat über die Südküste. Die Abgrenzung der beiderseitigen Machtsphären erfolgte erst durch den deutsch-englischen Vertrag vom 6. April 1886. An der Küste bezeichnete das Grenz-Kap unter dem 8.° S. Br. die Grenze, die dem letzteren bis zu seinem Scheidepunkte mit dem 147. Längengrade folgt. Der weitere Verlauf bis zur holländischen Grenze unter dem 5.° S. Br. ist natürlich lediglich auf dem Papier bestimmt worden, da die betreffenden Gegenden ganz unerforscht sind. Das deutsche Gebiet erhielt den Namen Kaiser-Wilhelmsland. So klein es auf unserm Kärtchen erscheint, umfaßt es doch die stattliche Fläche von 178 000 qkm d. i. 9000 qkm mehr als die Hälfte des Königreichs Preußen.

Verschiedene Untersuchungsreisen, welche Dr. Finsch in dem vom Kapt. Dallmann befehligten Dampfer Samoa im Auftrage der Kompagnie 1884 u. 85 ausführte, bereiteten den Beginn der kolonialen Thätigkeit vor. Am 5. Nov. 1885 wurde die Station Finschhafen gegründet Hier, an dem vortrefflich geschützten Hafen, sollte die Hauptniederlassung entstehen. Als Zöller 3 Jahre später die Station besuchte, war er erstaunt über die Leistungen deutschen Fleißes und deutscher Tüchtigkeit,

Digitized by Google

unter denen die junge Ansiedlung aufgeblüht war. Saubere freundliche Häuser, reingehaltene Wege, prächtige Gärten und Pflanzungen, der große Viehpark, das Hospital und die Arbeiterhäuser — dazu das rege Leben im Hafen, wo weiße Boote von braunen Miokesen gerudert zwischen der Centralstation auf dem Inselchen Madang und den 3 Dampfern und 2 Segelschiffen hinüber- und herüberfuhren. alles zeugte von Gediegenheit, Ordnung und Umsicht. Wie anders sieht es bei den im Norden Australiens entstehenden Ortschaften aus, wo leere Flaschen, Konservenbüchsen, alte Stiefel und allerlei Unrat die Umgebung der Häuser bilden! Wie anders hatte es der Reisende am Kongo gefunden, wo Dampfer, die erst ein paar Jahre vorher hinausgesandt waren, unter greulichster Unordnung verrosteten und verkommen! Auf der vorspringenden Halbinsel Salangkaua stand das Haus des Landeshauptmanns, umgeben von prächtigen Anlagen. Dazu bot die Landschaft einen entzückenden Anblick. Und weit und breit war der fieberhauchende Wald durch wohlgehaltene Pflanzungen ersetzt worden. Alles schien den besten Fortgang und Erfolg zu versprechen. Das Verhältnis zu den Eingeborenen vom Jabim-Stamme war durchaus freundlich, doch war die Kolonie vorzugsweise auf fremde Arbeiter angewiesen. Sie werden Miokesen genannt.

Mioko heißt ein Inselchen in der Neu-Lauenburg-Gruppe, von dem wahrscheinlich Arbeiter auf die ältesten deutschen Plantagen (nach Matupi?) gebracht wurden. Später ging der Name auch auf die von andern Inseln herbeigeholten Arbeiter über. Diese Ueberführung von Arbeitern, welche in Melanesien seit Jahrzehnten üblich geworden ist, war bekanntlich früher oft nichts anderes als Menschenraub und verknüpft mit den schändlichsten Greueln. Man denke an Pattesons Geschichte. Später war bereits durch englische Gesetze die Anwerbung solcher Arbeiter geregelt. Im ganzen deutschen Schutzgebiete darf sie jetzt nur stattfinden, um Arbeiter für die deutschen Pflanzungen zu gewinnen. Das Verhältnis zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern ist gesetzlich geregelt. Die Leute gehen ganz gern eine zeitlang ins Ausland, um sich etwas zu verdienen, und werden nach Ablauf ihrer Dienstzeit wieder in die Heimat zurückbefördert. Manche lassen sich später wieder anwerben und bringen andere mit. Viele kommen von den Salomo-Inseln — aber auch von Neu-Lauenburg u. s. w. Alle diese, oft ein buntes ethnographisches Gemisch, werden mit dem gemeinsamen Namen Miokesen benannt. Als gemeinsame Sprache hat sich bei ihnen ein Kauderwelsch, ein auf Grund melanesischer grammatischer Fundamente verstümmeltes Englisch eingebürgert. Dasselbe hat Aehnlichkeit mit dem chinesisch-englischen Mischmasch, der von den gewöhnlichen Chinesen im europäischen Handelsverkehr gesprochen wird. Diese Sprache nennt man mit einem aus dem Chinesischen stammenden Worte Pitschin-Englisch, woraus die Engländer dem Klange nach pidgeon-

Digitized by Google

englisch gemacht haben, obgleich es mit Tauben nichts zu thun hat. Dieser Ausdruck nun ist auch auf die Sprache der Miokesen übertragen worden, die jetzt in unserm Schutzgebiete eine Art lingua franca der Eingebornen bildet und ihren sprachlichen Verkehr mit den Europäern vermittelt.

Da die Miokesen auch für die Mission eine wichtige Rolle spielen, mußte hier diese ausführlichere Erörterung eingeschoben werden.

Finschhafen mit seiner aufblühenden Ansiedlung war für die Wahl des Ortes der ersten Missionsstation maßgebend gewesen, worüber unten näheres mitzuteilen ist.

Wenige Wochen nach Gründung der ersten Station war eine zweite in Hatzfeldhafen angelegt. Dort scheint die Stellung zu den Eingeborenen von vornherein Schwierigkeiten gemacht zu haben, wobei Mißverständnisse, vielleicht auch Mangel an Weisheit in ihrer Behandlung seitens der Weißen mitgewirkt haben mögen. Schon im August 1887 wurde ein Strafzug gegen eines der benachbarten Dörfer unternommen, wobei ein Matrose einen Speerwurf in den Rücken erhielt. Vielleicht reichen die Wurzeln des Martyriums der beiden rheinischen Missionare in der Franklin-Bai bis auf dieses Vorkommnis zurück. Auch 1889 war es dort zu blutigem Zusammenstoß gekommen. Als dritte Stätte für die Kolonialarbeit wurde die Astrolabe-Bai*) gewählt und am Konstantinhafen eine Station angelegt. Die weite Astrolabe-Ebene im Westen der Bai schien die günstigsten Bedingungen für Kulturen zu bieten. Dort entstanden die Stationen Erima, Marága und weiter nördlich Jomba. Diese Gegend sollte der Schauplatz der rheinischen Mission werden. Bei der Anlage von Bogadjim hatte man nicht die Kolonialarbeiten in nächster Nähe erwartet. Aber schon ein Jahr später entstand dicht dabei Stephansort — jetzt der wichtigste Ort der deutschen Kolonie.

Wir übergehen die Erforschung des Landes durch wissenschaftliche Expeditionen, unter deren Erfolgen der Entdeckung des mächtigen Kaiserin-Augustastromes wohl die wichtigste Stelle gebührt. Im ganzen muß man bekennen, daß die Ergebnisse nur sehr wenig beigetragen haben den über Kaiser-Wilhelmsland ruhenden Schleier zu lüften, und daß wir heute noch über die Bodengestalt und die sonstigen Verhältnisse ziemlich ebenso wenig Genaues wissen wie zuvor. Die Erfolge der Forschung beschränken sich auf einen sehr schmalen Küstenstreifen,

*) So genannt nach der Korvette Astrolabe, in welcher der französische Admiral Dumont d'Urville 1827 die Nordküste von Neu-Guinea besuchte.

Digitized by Google

von dem eine Anzahl guter Häfen entdeckt wurde. Aber auch in diesem Stücke sind keineswegs alle Aufgaben bisher gelöst.

Jede große Sache muß klein anfangen. In K. W. L. haben sich die Anfänge bereits als zu ausgedehnt herausgestellt, und haben zunächst beschränkt werden müssen. Auch zeigte sich ein Probieren, das nicht ohne allerlei Mißerfolge sein konnte und mehrfache Veränderungen mit sich brachte. Dahin gehört, daß 1888 K. W. L. zu einer Kronkolonie erklärt wurde. Ein kaiserlicher Kommissar übernahm die bisher von der N. G. Kompagnie durch den Landeshauptmann ausgeübte Verwaltung, mit dem Sitze in Finschhafen. Die Leitung der Geschäfte der Kompagnie übernahm fortan ein Beamter mit dem Titel Generaldirektor. Aber schon 1893 wurde die gesamte staatliche Verwaltung wieder an die N. G. Kompagnie zurückgegeben. Es entstand eine besondere Gesellschaft für produktive Kolonialarbeit, die K. W. L.-Plantagengesellschaft, mit der Absicht, Kakao- und Kaffeebau zu treiben. Sie ist nach einigen Jahren (?) wieder eingegangen. Eine andere Gesellschaft, die Astrolabe-Bai-Kompanie scheint bessere Erfolge zu haben. Sie baut nur Tabak und Baumwolle; und die N. G. Kompagnie hat derselben ihre ganze produktive Thätigkeit übertragen, während sie selbst sich jetzt nur auf die Verwaltung beschränkt.

Das einschneidenste Ereignis für die Entwicklung der Kolonie aber war die Verlegung der Zentralstelle von Finschhafen nach Friedrich-Wilhelmshafen. Die oben angedeutete Blüte jener ersteren Ansiedlung hat ein jähes Ende gefunden durch furchtbare Krankheitsnöte, die 1892 Weiße und eingeborene Arbeiter in großer Zahl hinrafften. Erst allmählich hatte es sich herausgestellt, daß die Umgegend von Finschhafen und die südlicheren Küstenstriche ganz andere klimatische Verhältnisse haben als die Nordküste, welche durch die gewaltige Wasserscheide der Alpenketten des Inlandes bedingt sind. Inwieweit dadurch die sanitären Verhältnisse beeinflußt werden, sei dahingestellt. Auch mit den Kulturen bei Finschhafen waren nicht die gewünschten Erfolge erzielt. Kurz: es drängte alles zur Konzentration. Die Astrolabe-Bai wurde als der gewiesene Strich für die weiteren Arbeiten erkannt, und der nächste gute Hafen daselbst, Friedrich-Wilhelmshafen, zur Zentralstelle gewählt. Die Uebersiedlung dorthin fand am 2. Septbr. 1892 statt. Damit ist der Hauptverkehr ganz in die Nähe der rheinischen Missionsstationen gerückt. Die Kolonialstation Hatzfeldhafen war schon vorher aufgegeben worden. Die Neuendettelsauer Mission würde jetzt sehr vereinsamt sein, wenn nicht mit freundlicher Rücksicht die Dampferfahrten des Norddeutschen Lloyd noch immer bis Finschhafen ausgedehnt würden. Dadurch sind sie nicht, wie sonst zu befürchten, von der Verbindung mit dem Mutterlande völlig abgeschlossen. Hierbei sei bemerkt, daß die letztere früher überhaupt sehr umständlich für die Kolonie nur auf dem Umwege über Australien via Cooktown möglich war. Jetzt ist eine direkte zweimonatliche Dampferverbindung über Singapur hergestellt, wodurch die Fahrt und der Gang der Post ganz bedeutend abgekürzt ist.

Die erwähnten traurigen Erfahrungen und das z. T. recht schwere Lehr-

Digitized by Google

geld, welches die N. G. Kompagnie geben mußte, hat in der Heimat den Gegnern unseres Kolonialwesens Veranlassung geboten, um das ganze Unternehmen in K. W. L. als ein völlig verfehltes hinzustellen und die gänzliche Auflösung zu empfehlen. Das ist ein Urteil, dessen Vollstreckung nicht nur unserm Vaterlande großen Schaden zufügen, sondern auch — und das liegt uns hier besonders nahe — der dort angefangenen Mission den Todesstoß versetzen würde. Wäre der Dampferverkehr eingestellt, so würde die Mission schwerlich zu halten sein. Aber jenes Urteil ist lediglich vom Parteistandpunkte aus gefällt. Eine sachliche Erwägung zeigt uns die junge Kolonie in ganz anderem Lichte.

Nach den mancherlei unsicheren Versuchen ist man nun doch auf einen ziemlich sicheren Weg gekommen. Der ungeheure Aufschwung, den der sumatranische Tabaksbau in den letzten Jahrzehnten genommen hatte, gab Veranlassung, von dort aus erfahrene Pflanzer kommen zu lassen, die ganz nach der dortigen Praxis auch in K. W. L. die betr. Kultur eingerichtet haben und zwar mit großem Erfolg. Der N.-Guinea-Tabak erzielte bereits auf dem Weltmarkt Preise, wie sie nur für die besten Sorten gezahlt werden. Die Pflanzungen bei Stephansort sind mit einer peinlichen Sorgfalt bearbeitet, die trotz ihrer großen Ausdehnung diejenige eines Kunstgärtners weit hinter sich zurückläßt. Die Zubereitung der Blätter geschieht ebenfalls mit der größten Akkuratesse in den zweckmäßigst eingerichteten Gebäuden. Ebenso ist für die Arbeiter und ihre sanitären Verhältnisse aufs beste gesorgt. Eigentümlich ist das von den Sumatrapflanzern mit eingeführte Baufystem. Die Atap-Häuser werden ganz aus den Blättern der Nipapalme und leichten Latten mit Bindematerial — ohne einen Nagel hergestellt. Da bei der Kultur die Felder wechseln, so lassen sich diese leichten Häuser ohne Mühe immer in der Nähe des bearbeiteten Terrains halten. Sie geben der ganzen Anlage ein eigentümliches Gepräge.

Ueber die erfolgreiche neue Kulturmethode liegen nicht blos Zeugnisse aus dem Kreise der Beteiligten vor. Vor einiger Zeit erschien in einer holländischen Zeitschrift der Bericht eines holländischen Augenzeugen, der voll von der größten Anerkennung ist. Nach seinem Urteil soll für später auch auf eine günstige Kakao- und Kaffeekultur zu rechnen sein. Hiernach haben die Kolonialfreunde keinen Grund, über unsere Anfänge auf K. W. L. verzagt zu sein, wenn sie auch teures Lehrgeld gekostet haben.

Dem Missionsfreund freilich dürfte ein Punkt bei dem neuen Aufschwunge bedenklich sein. Es sind beträchtliche Scharen von Javanen (oder richtiger Malayen) und Chinesen mit dem neuen Kulturfystem ins Land gekommen. Die ersteren Mohammedaner, die anderen Heiden mit allerlei schlimmen Gewohnheiten sind sicherlich dem schwierigen Werke, den Papuas das Evangelium zu bringen, nicht förderlich. Aber nach dem Jahresberichte der Astrol.-B.-Kompanie sehen wir, daß es keineswegs die Absicht derselben ist, immer mit eingeführten asiatischen Kräften weiter zu arbeiten, schon einfach darum nicht, weil die Ein-

Digitized by Google

führung dieser Leute sehr teuer kommt. Das Bestreben geht vielmehr dahin, die Arbeiten möglichst durch Eingeborne verrichten zu lassen. Dabei bringt derselbe Bericht ein anerkennendes Zeugnis für den Einfluß der Mission. „Durch die Vermittelung der rheinischen Missionare wurde ein freundschaftliches Verhältnis zu den Häuptlingen hergestellt, wodurch viele Eingeborne für den Dienst gewonnen wurden." Leider ist keine Zahl angegeben; denn unter den 702 eingebornen Arbeitern, die der Bericht nennnt (neben 519 Chinesen und 431 Malayen), sind die meisten jedenfalls Miokesen. Daß aber überhaupt schon einheimische Papua zu einer regelmäßigen Arbeit sich verstehen, was man einige Jahre zuvor wohl kaum für möglich gehalten hätte, ist ein erfreuliches Zeichen davon, daß die bisher scheinbar so unfruchtbaren Bemühungen der Mission doch eine Wirkung haben und nicht ganz vergeblich sind — wenngleich der Missionsfreund etwas ganz anderes erwartet. Aber auch hier gilt es zunächst, sich mit geringen Anfängen zu begnügen.

Die Vertreter der Kolonialsache und die der Mission stehen im K. W.-L., mehr, als man erwarten möchte, gegenseitig in freundlichen Beziehungen. Sie sind auch in ziemlich gleicher Lage. Jeder in seiner Weise hatte schwere Anfänge zu überstehen und mußte nach der rechten Praxis suchen. In diesem Stücke mag die Kolonialentwicklung vom K. W.-L. uns als ein tröstliches Gleichnis für die Mission gelten. Auch sie wird nach ihren schweren Anfängen mit Gottes Hilfe bald auf einem sichern Wege immer erfolgreichere Fortschritte verzeichnen könne.

Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission in Ostindien.*)

Von Missionar Dr. A. Nottrott.

Am 2. November vorigen Jahres waren es 50 Jahre, daß die Arbeit unter den Kols in Chutia Nagpur**) in der Provinz Bengalen begonnen worden war. Nach solchem Zeitraum darf man wohl stille stehen und fragen, was das sichtbare Resultat dieser langjährigen Arbeit sei.

---

*) Vgl. Grundemann: Neuer Missionsatlas. Karte No. 18.

**) Sprich Ch-Tsch und J-Dsch. Die Schreibweise „Tsch" 2c. hat ja viel für sich, aber der Uebelstand ist dabei, daß nun vielfach Briefe nach Indien so adressiert werden. Ein Brief nach „Ranischi" hatte weite Reisen machen müssen, ehe er durch das Postamt der „toten Briefe" mir zugesandt wurde, welches meinen Namen im Missions-Adreßbuche aufgefunden hatte.

Digitized by Google

Möge mich der Leser auf einer Rundreise von Station zu Station begleiten und sich bei dieser Gelegenheit mit den Hauptthatsachen bekannt machen lassen; ich werde mich bemühen, das so kurz wie möglich zu thun.

Ich erwarte ihn auf der ersten Station, welche auf seinem Wege von Bombay zu uns liegt, auf der Station Chakradhárpur, die er nach einer ununterbrochenen Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten erreicht. Die zweite Hälfte hat er auf der „Bengal-Nagpur-Eisenbahn" zurückgelegt, welche, von Rothschild gebaut, erst vor wenigen Jahren eröffnet worden ist.

Da er wie alle das Land nur für »a flying visit« besuchenden Reisenden in der schönen kalten Zeit ankommt, so wird er tüchtig durchfroren dem Zuge entsteigen; aber die Missionsstation ist nicht weit vom Bahnhofe entfernt und der, wenn auch noch alleinstehende, Bruder wird schon Vorkehrungen getroffen haben, den halberstarrten Reisenden zu erwärmen.

Sein Heim, sein „Bangalow", präsentiert sich ganz stattlich; aber noch ragt es allein aus einer Anzahl niederer Hütten, den Wohnstätten der eingeborenen Missionsbediensteten hervor, denn noch entbehrt diese zweitjüngste unsrer Stationen der Kirche und des Schulhauses.

Eigentlich ist es eine Außenstation von Chaibasa, ursprünglich nur gebaut, um die auf der bedeutenden Bahnstation zusammenströmenden, Verdienst suchenden Christen unserer Gemeinden zu bedienen, sodann aber auch, um die längs der Bahn wohnenden Gemeinden zu versorgen. Diese erstrecken sich sogar über Chutia Nagpur hinaus bis in den tributpflichtigen Staat Banei und den angrenzenden Distrikt Sambhalpur, welche früher nur mit der größten Schwierigkeit besucht werden konnten, nun aber ebenso wie die dichten Wälder rechts und links geöffnet sind und dem Missionar reichlich Gelegenheit bieten, die früher fast unerreichbaren Heiden und Christen aufzusuchen. Während des Baues wurde es uns erst recht klar, welch ein bedeutender Punkt es war, den wir in Angriff genommen hatten, und darum wurde auch über den zuerst aufgestellten Bauplan hinausgegangen, so daß das Haus schon im Neubau etwas zusammengeflicktes hat. Die Station hat bis jetzt Unglück gehabt, denn der jetzige Missionar ist schon der dritte seit zwei Jahren. Der erste mußte krankheitshalber nach Europa und der zweite wurde versetzt. Darum ist die Arbeit auch heute noch nicht ganz und voll aufgenommen worden, denn dazu gehört vollkommene Kenntnis der Kolssprache — außer dem Hindi — und womöglich des Uriya, welches in Banei und Sambhalpur gesprochen wird. Daß dort auch ein Jesuit stationiert ist, ist selbstverständlich. Indessen beschäftigt sich derselbe mehr mit den an der Bahn angestellten Eurasiern (auch half-casts genannt), welche vielfach der römischen Kirche angehören. Auch eine englische Kapelle ist dort gebaut, die aber vorläufig noch von Chaibasa aus bedient wird.

Digitized by Google

Dorthin, nach Chaibasa, wenden wir uns jetzt. Auf schöner, fester Straße lassen wir uns von 5 Larka-Kols in zweiräderigem Wagen die 17 englische Meilen hinziehen und langen nach 3—4 Stunden dort an. Die Elisabethkirche mit ihrem Turme grüßt uns schon von weitem, und vor dem Missionshause erwarten uns die beiden Missionare, ein verheirateter und ein unverheirateter, und auch die Hausfrau mit ihrem kleinen Töchterchen wird bald sichtbar werden.

Auf der Station selbst hat sich nichts verändert. Nur vor dem Schulhause steht eine größere Anzahl Knaben, als wir früher zu sehen gewohnt waren; denn einmal ist die Schule zu einer »Middle English School« erhöht und sodann sind die Gemeinden in Bandgau und Porahat, die eine zeitlang zu Burju geschlagen waren, wieder mit Chaibasa vereinigt worden.

Von den drei Native-Pastoren, die uns begrüßen, ist der eine auf der Station stationiert, der andere ist in Bandgau (Sayadburu), und der dritte ist der Nachfolger des am 20. April 1894 heimgegangenen Nathanael Tuyu in Tujur.

In sozialer Beziehung hat Chaibasa die größte Veränderung erfahren und zwar dadurch, daß die englische Regierung den Kols die Wälder weggenommen hat, welche diese bisher als ihr Eigentum betrachtet hatten, um sie der Forstverwaltung zu unterstellen und für eigene Rechnung zu bewirtschaften. Daß den Dorfbewohnern ein Minimum ihres früheren Besitzes belassen, ihnen Jagd und Weide im Regierungsforste verboten ist, das Brennholz jetzt nach Gewicht und das Bauholz nach Maß verkauft wird, auch das alljährliche Niederbrennen des wuchernden Waldgrases untersagt ist, das alles hat eine gewaltige Veränderung hervorgebracht. Die früher so ausgedehnte Viehzucht ist beschränkt worden, das Getier des Waldes, wie Tiger, Leoparden, Elefanten und Schweine, vermehrt sich wesentlich, und besonders die beiden letzteren richten großen Schaden in den Reisfeldern an, ganz zu geschweigen der vermehrten Todesfälle, welche durch die Raubtiere verursacht werden.

Schon hofften die Mundaris von Porahat, daß sich die Sachlage mit der Rückkehr ihres Königs ändern werde, aber vergebens. Derselbe ist der Sohn des 1858 wegen Aufstandes nach Benares verbannten, aber später bei Gelegenheit der Kaiserin-Erklärung begnadigten Königs Arjun-Singh. Dieser weigerte sich, in sein verkleinertes Reich zurückzurückzukehren, und starb in der Verbannung. Sein Sohn ist englisch erzogen und geht in Stulpstiefeln einher. Er hat sich der Bedingung unterworfen, daß die Wälder unter der Verwaltug

Digitized by Google

der englischen Regierung verbleiben sollen, die ihm die Hälfte des Reinertrages auszahlen will.

Porahat und damit auch Chaibasa wurde in jüngster Zeit durch die Aufregung in Mitleidenschaft gezogen, welche ein „falscher Messias“ unter der heidnischen und christlichen Bevölkerung hervorrief.

Die Sache war kurz die: ein als Kind getaufter, junger, 22jähriger Christ, Daud Birsa, welcher den sozialen Wühlern in die Hände gefallen war und sich Jahre lang von der Kirche ferngehalten hatte, gab vor, von Gott gesandt zu sein, um sein Volk in dem nahe bevorstehenden Weltuntergange zu retten. Durch einen Blitzstrahl, der im Walde dicht neben ihm niederfuhr, sei er „berufen“ worden. Seine Lehre war ein Gemisch von christlichen, heidnischen und mohammedanischen Anschauungen. Er verbot die Teufelsopfer, den Genuß des Ochsen- und Schweinefleisches, hob die Heilighaltung des Sonntags auf, weil alle Tage heilig seien, verbot den Gottesdienst in Kirchen und Kapellen, weil Christus auch im Freien gepredigt habe, schimpfte auf die Missionare, die mit Schuhen vor dem Altar ständen und Kirchenopfer und Gebühren nähmen, verhieß Wunder zu thun und predigte, daß bei dem nahen Weltuntergange durch Feuer nur die gerettet werden würden, welche zu der Zeit ihm zur Seite stünden. So kam es, daß viele ihre Dörfer verließen und sich an den Bergen ansiedelten, an deren Fuße das kleine Dörfchen Chalkat liegt. Die Bestellung der Felder unterblieb, die Ochsen hatten gute Zeit, ja viele gaben ihr erspartes Geld weg, weil Daud geweissagt hatte, daß das alles doch zu Wasser werden würde.

Zu Tausenden strömte ihm das Volk zu, insonderheit die heidnischen Mundas, und bald durcheilte die von Markt zu Markt getragene Kunde von vielen und großen Wundern das Land. Da sollte er Tote auferweckt, mit einigen Händchen voll Reis 30 Leute gesättigt, mit einer Hand voll Samen so und soviele Acker besät haben, auf denen die Saat nun in üppiger Fülle stehe und dergl. Der Elefant des Thakurs von Kera habe die Dorfgrenze zu überschreiten sich geweigert, weil das Tier gefühlt habe, es zieme sich für seinen Herrn, dem „gottgesandten Manne“ nur zu Fuße zu nahen, und der Manki, welcher, ihn zu versuchen, mit einem umwickelten Beine zu ihm gehinkt sei, habe zu Hause, die Lappen lösend, bemerkt, daß zur Strafe das ganze Bein mit eiternden Wunden bedeckt sei.

Eine zeitlang hatte die Bewegung nur eine religiöse Seite, aber bald machten sich die Führer der sozialen Partei, die sogenannten Sardare, an ihn heran und hofften durch seine immense Popularität etwas zu erreichen. Die Sprache des „Abba“, so nannten ihn seine Anhänger, änderte sich denn auch bald. Er verbot Steuern zu zahlen, redete gegen die Maharani, die Kaiserin Viktoria, prophezeite, daß das Geld in der Ranchi-Hauptkasse zu Wasser werden würde, ebenso wie Kugeln und Pulver, falls es ihr einfallen sollte, gegen ihn zu Felde zu ziehen.

So spitzten sich die Sachen immer mehr zu, und am 24. August befahl er allen seinen Anhängern, nach Hause zu gehen und am 26. wohlbewaffnet wiederzukommen, auch diesen Befehl durch alle Mundadörfer zu senden; er

Digitized by Google

wolle ihnen dann angeben, welchen Weg ihr Rachezug zu nehmen habe. Alle seine Gegner, d. h. Hindus, Christen, Katechisten, Missionare und Engländer, müßten sterben.

Die Regierung war natürlich auf ihrer Hut und durch Spione von allem unterrichtet. In der Nacht, bevor der Rachezug erfolgen sollte, verhaftete ihn der Distrikts-Superintendent der Polizei und sandte ihn unter starker Bedeckung nach Ranchi in Untersuchungshaft.

„In drei Tagen bin ich wieder bei euch," hatte er zwar beim Abschiede gesagt, und die Kols hofften bestimmt auf seine Rückkehr, zumal das Gerücht entstand und weit verbreitet wurde, das Gefängnis in Ranchi sei eingestürzt, als die Thür sich für ihn geöffnet habe; allein er kam nicht wieder, und bald wußte man auch im ganzen Lande, daß die Gerüchte von seinen Wundern erfunden worden waren.

Diese Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner Anhänger, und hatten schon vorher viele geäußert, sie würden sich dem Christentum zuwenden, wenn sie betrogen würden, so kamen nun mehrere Tausende von Heiden und abgefallenen Christen zurück, und unsere Arbeiter in der Burju- und Chaibasa-Gemeinde hatten alle Hände voll zu thun, den reichen Fang zu bergen. Chalkat selbst wurde sofort mit einem Katechisten besetzt, eines der nun leer stehenden Häuser zur Kapelle, ein anderes zur Schule gemacht und alle disponiblen Kräfte dorthin gesandt, um die Scharen zu unterrichten. Daud Birsa, den ich nebst seinen „Jüngern" des öfteren im Gefängnisse besuchte, war sehr niedergeschlagen, meinte, er habe ja im Grunde weiter nichts gethan, als den Mundas „Religion" gepredigt, und wollte es durchaus nicht zugeben, daß er aufrührerische Reden geführt habe. Vor Gericht wurde ihm dieses aber durch Zeugen bewiesen und er mit $2^1/_2$ Jahren Gefängnis, seine nächsten Anhänger aber mit 2 Jahren bestraft.

In den zur Burju- und Chaibasa-Gemeinde gehörigen Dörfern aber wehte ein frischer Luftzug. Ein Teil derselben war ja früher durch die Sardare arg verwüstet worden, aber schon vor der Chalkat-Bewegung war es dem Einfluße der jetzigen Missionare gelungen, sich durch ihre Hingabe die Herzen der Kols zu gewinnen und dadurch viele zur Vernunft und zum Christentum zurückzubringen.

Die soziale Bewegung oder der „Sardarism", wie die englischen Beamten sie nennen, weil sie von den sich ganz gut dabei stehenden Führern, den Sardaren, in Gang erhalten wird, ist zu tief eingreifend in unser Gemeindeleben, als daß ich nur vorübergehend davon reden könnte. Die Sache selbst setze ich als bekannt voraus,*) ebenso die Thatsache, daß die Bewegung seit Jahren bald ruht, bald einen der Mission feindlichen Charakter annimmt und dann hunderte von Christen vom Gemeindeboden abspült.

*) A. M.-Z. 1889, 257.

Digitized by Google

Die Uraus haben sich aber seit 9 Jahren von der Sache losgesagt, und seitdem gewinnt unter ihnen das Christentum fortdauernd Boden.

Unter den Mundas dagegen, die viel später und nach den Uraus in die Agitation eintraten, hat dieselbe feste Wurzel gefaßt und uns schon viel Not bereitet.

Zwar ist es dem Bischof der anglikanischen Mission nicht gelungen, große Massen auf seine Seite von uns hinüberzuziehen, wie er nach einer Kundgebung der Sardare hoffen durfte, die sich durch ein schmeichlerisches Schreiben in seine Arme warfen (er hat, weil die Mundas in dieser Sache doch nicht hinter den Sardaren standen, nur zwei von ihnen und deren Familienanhang bekommen), aber hunderte sind doch ins Heidentum zurückgefallen, und ein Teil von ihnen ist augenscheinlich fürs Christentum verloren gegangen. Nach den gemachten Erfahrungen ist freilich auch für sie nicht alle Hoffnung aufzugeben; indessen will ich nicht zu rosig in die Zukunft sehen. Das Faktum steht aber für uns fest, daß die Mundas samt und sonders in uns allein die in Chutia-Nagpur berechtigte Mission sehen und in den anderen unberechtigte Eindringlinge, welche, wie die Hindus ihre Felder, so uns die Christen rauben. Das liegt nun einmal so in ihren konservativen Anschauungen, und sie machen den ganz richtigen Schluß, daß, wenn Jesuiten und Anglikaner das Recht haben, uns die Christen zu rauben, auch Hindus und Mohammedaner rechtlich ihnen Land rauben dürfen, und daß deren Thun zu Recht bestehe, geben sie nun und nimmer zu.

Vorläufig liegt der „Sardarism" zu Boden, aber ganz tot ist er noch nicht, und wir müssen gefaßt sein, neuen Ausbrüchen zu begegnen.

Aehnlich wie die Lage in Burju ist auch die in Govindpur, der westlich davon gelegenen Station, wo zwei verheiratete Missionare in der Arbeit stehen — und in Takarma, das noch weiter südlich liegt und auch mit zwei europäischen Arbeitern besetzt ist. Im Gebiete der letzteren Station war vor mehreren Jahren unter den Mundas in Biru eine große Bewegung, während der sich tausende dem Christentume zuwandten. Wie es bei all' solchen Massenströmungen der Fall ist, so war es auch da: alle hielten nicht stand, ein Teil fiel wieder ab. Ein großer Teil aber und ein guter Kern ist fest geblieben und wird jetzt von unserer neuen Station — welche gleichsam eine Außenstation von Takarma ist — Khutitoli versorgt. Dieselbe wird auch „Zahnspur" genannt und ist von einem Legate erbaut, das uns durch den sächsischen Hilfsverein übermittelt worden ist.

Lange lag das Geld unbenutzt, weil wir keinen Platz bekommen konnten. Der Raja von Biru sträubte sich, einen solchen zu geben, und die Christen durften es nicht, weil das Land nicht ihr freies Eigentum, sondern Rájaas-Land ist, welches sie nur in Erbpacht

Digitized by Google

haben. Zu Kapellen mußten Christen ihre Nebenhäuser geben, die dann erweitert wurden, und auch darüber noch hatten sie Prozesse auszufechten. Da aber das Geld da war und der Missionar bereit stand, gab der Herr auch seiner Zeit den Platz, und zwar mußte dazu der eigene Vetter des Raja helfen, der tief verschuldet war und uns Bauland anbieten mußte, um mehrere Dörfer zu retten, die ihm meistbietend verkauft werden sollten. So bekamen wir damals und auch später noch mehr, als wir brauchten. Und liegt der Platz auch nicht mitten unter den Munda-Gemeinden, so können dafür auch die Urau-Christen jenseits des Sank-Flusses versorgt werden, die so lange ohne Hirten waren, denn die Entfernung von Chainpur, zu welcher Station sie gehörten, ist so groß, daß von dort aus nur sehr mangelhafte Versorgung stattfinden konnte.

Zu dieser, unserer drittjüngsten Station wenden wir uns jetzt. Auf mühsamen Pfaden und erst nach dreitägigem Ritte gelangen wir hin. Es ist das diejenige Station, welche wir — unsererseits die Jesuiten angreifend — in dem kleinen Reiche Barwe erbaut haben, in dem jene auf Grund sozialer Umtriebe tausende getauft und dann ihrem Schicksale überlassen hatten.

Wie bekannt, wurden wir von diesen getauften Christen dorthin gerufen. Die Arbeit unter denselben war eine gewaltige, da sie alle gleich unwissenden Heiden unterrichtet werden mußten, und wir waren froh, daß der Zufluß nicht ein so starker und rascher war, als anfangs erwartet wurde; denn nur bei allmählichem Anwachsen ist es möglich, die neuen Gemeinden den alten einzugliedern und sie fester zu gründen, und es ist eine weise Ordnung unseres Gottes, die wir immer wieder preisen müssen, daß das Himmelreich gleich einem Senfkorne ist, das allmählich zum Baume wächst.

Nach uns haben auch die Jesuiten eine feste Station angelegt und eine große Anzahl Katechisten in die bedrohten Dörfer geworfen, aber nicht damit, sondern lediglich durch Geld werden die Leute bei ihnen gehalten, und macht ein Dorf Miene, sich zu uns zu wenden, so treiben sie durch Klage beim Gericht die ihnen geliehenen Gelder mit Zinsen ein.

Damit komme ich gleich hier auf die gegenwärtige Stellung der Jesuiten und unsere gegenseitige Lage zu sprechen, und was ich hier sage, gilt auch für die anderen Stationen und Bezirke, wo wir es mit ihnen zu thun haben.

Digitized by Google

Im ganzen und großen ist ihr Einfluß geschwunden. Das von ihnen angezündete Strohfeuer ist niedergebrannt; was sie thun, das thun sie mit Geld, und was sie noch haben, das halten sie mit Geld. Das sind schwere Worte, aber ich weiß, daß jeder der draußen in der Arbeit stehenden Brüder ebenso schreiben würde und jeder im stande ist, ebenso wie ich, die Wahrheit dieser Worte zu beweisen. Und wer das Thun und Treiben der Jünger Loyolas kennt, der wird sich gar nicht wundern, wenn er dieses liest. Eine kleine Illustration zu dem weiter oben gesagten, daß die Jesuiten auch Prozesse nicht scheuten, um ihre Leute zu halten oder auch andere vom Uebertritt zu uns abzuschrecken, muß ich doch geben:

Ein gewisser Paulus in Sawai hatte mit zwei anderen römischen Christen eine Summe Geldes geliehen und als ehrlicher Mann ging er vor seinem Uebertritt zu uns zu den Jesuiten, um seinen Anteil zurückzuzahlen, aber es wurde nicht angenommen, vielmehr wurde er nach einiger Zeit mit den beiden anderen, die aber noch römisch waren, verklagt. Im Termin erkannten alle drei ihre Schuld an. Paulus wollte wieder seinen Anteil sofort bezahlen, aber die zwei anderen erbaten einen Ausstand und erhielten ihn und zwar mit dem Bemerken, daß sie gepfändet werden würden, wenn sie den Termin nicht einhielten. Die Anteilzahlung seitens des Paulus wiesen die Jesuiten wieder ab.

Paulus that nun sein bestes, die beiden anderen Schuldner zur Zahlung zu bewegen, aber vergeblich. So verstrich der Termin, und eines Tages wurde Paulus gebunden in Ranchi eingeliefert. Die Jesuiten hatten eine Eingabe gemacht, dahingehend, daß er als ihr Schuldner der Flucht verdächtig sei, und gebeten, ihn zu verhaften. Gegen Kaution wurde er zwar sofort auf freien Fuß gesetzt, aber da er sich weigerte, die ganze Schuld allein zu bezahlen, zu drei Monaten Schuldhaft verurteilt. Und wo waren die beiden anderen? Die hatte die Polizei angeblich nicht auffinden können, thatsächlich waren sie aber ungestört und ungefragt zur Zeit der Verhaftung des Paulus im Dorfe gewesen, wie unser Katechist erzählte.

Paulus wanderte also auf Kosten der Jesuiten in Schuldhaft; für die Zeit vom 14.—30. April hatten sie 16 Rupies im voraus zahlen müssen. Da sie aber weiter nichts zahlten, wurde er am 1. Mai früh aus dem Gefängnis entlassen.

Damit war die Sache aber noch nicht abgethan. Nach einigen Monaten beantragten die Jesuiten Pfändung der drei Schuldner, und ein Gerichtsdiener wurde hingesandt, der ihre Ochsen holen sollte. Derselbe brachte aber nur die des Paulus und beschwor und berichtete, daß die Pfändung der beiden anderen gegenstandslos gewesen sei. Nun mußte Paulus doch für die ganze Schuld aufkommen, um sein Vieh zu erhalten, welches sonst weit unter dem Preise verkauft worden wäre.

Später kam einer von den beiden Mitschuldnern auch zu uns und bekannte, daß die Jesuiten ihnen vor der Klage gesagt hätten, daß sie unbelästigt

Digitized by Google

bleiben würden, und erzählte, daß sowohl die Polizei als der Gerichtsdiener bestochen gewesen seien. Wenn Missionare erst solche Mittel anwenden, um sich zu halten, dann sind sie wirklich nicht mehr zu fürchten.

Von Chainpur — das zum Andenken an unseren unvergeßlichen früheren Vorsitzenden des Kuratoriums, auch Büchselpur genannt wird — wenden wir uns nach Lohardaga, biegen aber bei der Polizeistation Toto erst einmal rechts ab auf die Straße nach Gumla, um den Bruder in seinem Zelte aufzusuchen, der sich dort aufhält, um für die neue Ebenezer-Station einen Platz zu erwerben und den Bau derselben vorzubereiten. Verschiedene Plätze waren schon in Aussicht, aber der Kauf ging immer wieder infolge von Intriguen der feindlich gesinnten Hindu-Zamindare zurück. Aber wenn sich auch Heere wider uns legen, der Herr wird uns seinerzeit doch einen Platz geben, und wir hoffen sicher, daß bis zur Regenzeit (Ende Juni) ein kleines Haus wenigstens fertiggestellt sein wird, in dem der Missionar bleiben und seine neue Gemeinde versorgen und vergrößern kann.

In Lohardaga ist es seinen ruhigen Gang weiter gegangen. Nicht durch Scharen, aber durch steten langsamen Zuwachs hat sich dort die Gemeinde vermehrt und vertieft, und nach manchen Seiten hin entwickelt werden können. Auch dort sind zwei Brüder stationiert, ein unverheirateter Stationsleiter, dem ein junges Ehepaar zur Seite steht. In dem dortigen Asyl für Aussätzige befinden sich zur Zeit etwa 20, davon getrennt 14 Kinder derselben. Auch 2 Epileptische und 16 Unheilbare werden dort verpflegt.

Von Lohardaga wenden wir uns jetzt nördlich nach dem Distrikt Ramgarh, wo eine Stunde von dessen Hauptstadt Hazaribagh entfernt, unsere alte Station Singhani liegt, die neuerdings wieder — und nun hoffentlich für absehbare Zeit — mit einem europäischen Missionar besetzt worden ist.

Die dortige Arbeit unter den Santáls hat vielfache Unterbrechung erfahren. Bei dem Bruche 1868 verließ uns der damalige Missionar und trat zur Ausbreitungsgesellschaft über. Er nahm auch die gesamte Gemeinde mit sich, welche hauptsächlich aus Chutia-Nagpur-Christen bestand, die auf der nahen Theeplantage Sitagarh angesiedelt waren, um derselben Arbeiter zu liefern. Nachdem stand die Station einige Jahre leer, bis sie ein anderer unserer Missionare bezog, aber auch nur, um leider den Weg seines Vorgängers zu gehen und zur S. P. G. überzutreten. Mehrere Jahre war sie wieder verlassen, bis Br. Kiesel dort einen neuen Anfang machte, dem es auch gelang, eine kleine Gemeinde zu sammeln — vornehmlich aus Santáls — und Grund und Boden zu einer Außenstation zu erwerben, die unmittelbar

Digitized by Google

unter diesem Stamme gelegen ist, dem ja besonders die Arbeit in Singhani gelten soll.

Die Heimreise dieses Bruders unterbrach die Arbeit insofern wieder, als ein eingeborener Geistlicher mit der Leitung derselben beauftragt werden mußte, wodurch zunächst die Kostschulen in Wegfall kamen. Trotzdem von manchen behauptet wird, daß die Eingeborenen keine missionierende Kraft besäßen, mehrte sich die Santál-Gemeinde doch, und die Tüchtigkeit des Mannes ermutigte uns sogar, die Kostschulen für Knaben und Mädchen wieder zu eröffnen, wenn auch in bescheidenerem Maße wie früher. Immerhin war es wünschenswert, einen europäischen Bruder dort zu haben, schon der Dublin-University-Mission wegen, welche sich seit einigen Jahren in Verbindung mit der S. P. G. und unter deren Bischof stehend dort niedergelassen hat und eine große und vielseitige Thätigkeit entwickelt.

Gegenwärtig besteht diese Mission aus 2 Medical-Missionaries, 3 Missionaren und 4 oder 5 Damen, welch' letztere auf einem besonderen Grundstück wohnend, sich in die verschiedenen Arbeiten der Krankenpflege in ihrem Hospitale, der Zenana-Besuche und des Schulunterrichtes teilen. Die Missionare treiben ärztliche Praxis, Heidenpredigt, Unterricht und halten auch hin und wieder Vorträge in Englisch für die gebildeten Eingeborenen. Sie, wie die Missionarinnen führen wie Klosterleute je gemeinsame Wirtschaft und haben sich verpflichtet, unverheiratet zu bleiben, so lange sie der Mission angehören.

Von seiten der Dublines wurde es unsrer Mission nahe gelegt, sich ganz aus dem Distrikte zurückzuziehen und ihnen unser Missionsgrundstück zu überlassen, allein unsere Missionsleitung konnte sich nicht dazu entschließen, vielmehr setzte sie einen Bruder dahin, der wohl geeignet ist, den feingebildeten Dublinern die Stange zu halten, nämlich den Bruder Boy, welcher zwei Jahre lang als Konrektor am theologischen Seminar in Ranchi gearbeitet hatte. Betont wurde aber gleich dabei, daß eine Wiederbesetzung der Station nur dann Sinn habe, wenn zugleich auch die Außenstation unter den Santáls (Jala) aufgenommen und mit einem Europäer besetzt würde. Um Hazaribagh und Singhani herum giebt es nämlich gar keine Santáls mehr, denn dieselben sind längst vor den Mohammedanern und Hindus in die Wälder zurückgewichen.

So wurde denn auch für Jala ein Bruder bestimmt und mit dem Bau der — vorläufig kleinen — Station betraut. Da Jala sehr heiß sein soll — denn es liegt tief, am Fuße eines hohen Berges. — so wurde auch eine nicht allzuweit davon liegende, verlassene Polizeistation für ein billiges angekauft, damit eventualiter dort auf dem freier liegenden Platze der Missionar wohne, wenn sich Jala für den Europäer wirklich als zu heiß erweisen sollte. Vorläufig fühlt sich aber Bruder

Digitized by Google

Pape I in Jala recht wohl und schaut voll Hoffnung in die Zukunft, denn eine ganze Anzahl Taufbewerber aus den Santáls ist ihm und uns ein Angeld, daß auch für sie nun die Zeit gekommen sei, ins Reich Gottes einzugehen.

Sobald Jala von uns besetzt war, dachten auch die Dubliner daran, sich inmitten der Santáls festzusetzen, und einer ihrer Mediziner wurde beauftragt, jenseits des Damúda einen Platz zu suchen, auf dem er ein Hospital bauen und die Missionsarbeit beginnen könnte. Aus Besorgnis vor der bereits erkennbaren Popularität unseres Jala-Missionars stellten sie bei uns den Antrag, zwischen den beiden besetzten Außenstationen eine Demarkationslinie zu ziehen, was unsererseits auch angenommen wurde. Vor Jahren hatten wir das bereits in Singhbhúm versucht, aber immer war uns seitens der hochkirchlichen Mission das „non possumus" entgegengehalten worden; nun ging es auf einmal. Wie es freilich werden wird, wenn Getaufte der einen Mission auf das Gebiet der anderen verziehen, und ob in diesem Falle das Abkommen aufrecht erhalten werden kann — das muß die Zeit lehren. Wünschenswert ist es ja, daß, wo immer der leidigen Rivalität die Spitze abgebrochen werden kann, dieses geschehen möge.

Wir indessen wollen doch von Jala aus den Damuda kreuzen, um auf dem kürzesten Wege nach unserer östlichsten Station, nach Purulia in Manbhum zu kommen. Dieselbe ist seit einigen Jahren Bahnstation.

So angenehm das einerseits ist, so viel Uebelstände bringt es andrerseits mit sich, und einer derselben, und nicht der kleinste ist, daß Purulia ein Zentral- und Stapelplatz für den Kulihandel geworden ist.

Noch immer brauchen die Theeplantagen in Assam und am Fuße des Himalaya, sowie Mauritius, Jamaica und andere Inseln viele Hände, die sie aus dem übervölkerten Bengalen zu holen bestrebt sind, unter dessen Bewohnern die Kols am begehrtesten sind, weil sie hart arbeiten können und von jung auf mit der Hacke umzugehen gelernt haben. Dieser sogenannten „Kulis" oder Tagelöhner giebt es für den Export nun 2 Arten. Die einen, oder die „freien Arbeiter", gehen nur auf ein Jahr von der Heimat weg und werden besonders in Darjilling und den in der Terai liegenden Plantagen verwandt. Um sie kümmert sich die Regierung nur wenig. Desto mehr aber sorgt sie für die, welche unter dreijährigem Kontrakte weiter versandt werden. Sie verlangt ärztliche Untersuchung, ob die Leute auch gesund genug sind, die Strapazen zu ertragen, sie fordert den Transport der Kinder auf Ochsenwagen bis zur Bahnstation, Versorgung mit wollenen Decken und dergleichen und läßt sie wiederum beim Ausschiffen Revue passieren. Auch auf den Plantagen werden sie inspiziert und etwaige Klagen über schlechte Behandlung entgegengenommen. Trotzdem die Regierung so fürsorglich ist, wissen die recruiter (Werber) die Gesetze doch in einer Weise zu umgehen, die das Volksleben aufs tiefste schädigt.

Digitized by Google

Von den ca. 2000 Theeplantagen Assams allein kommen alljährlich nach der Ernte wenigstens je 3—4 Werber nach Chutia-Nagpur, um Kulis für ihre Gärten zu suchen. Mit allen nur möglichen Mitteln werden nicht nur Familien überredet mitzugehen — das möchte noch angehen — nein, auch Kinder, bis herunter zu 9 Jahren, werden von ihren Eltern weggelockt, Frauen von ihren Männern, Männer von ihren Familien. Die Kinder werden bei der ärztlichen Untersuchung und Registration als Kinder anderer angegeben, ebenso die Frauen als Weiber anwesender Männer, und allen werden falsche Namen untergeschoben. — Vor den nachforschenden Angehörigen die verlockten Familienglieder zu verbergen, werden alle möglichen Chikanen angewandt, und dazu bieten leider die englischen Agenten willig die Hand, denn jeder Kuli bringt ihnen etwas Erkleckliches ein. — Dem Theepflanzer kostet jeder Kuli an Ort und Stelle 200 Rupies, wovon der größte Teil in die Tasche des Agenten fließt, der dem „Schlepper" oft 40—60 Rupies für einen tüchtigen Arbeiter zahlt. Was Wunder, daß die Jagd nach Kulis eine große ist und sich viele ein Gewerbe daraus machen, Leute zu verführen. Da wird scheinbar ein lohnender Dienst auf der nächsten Bahnstation angeboten, und sitzt der arglose Kol erst im Zuge, so geht's unaufhaltsam weiter, bis er in ein Depot ausgeliefert wird, aus dem kein Entrinnen möglich ist. Der „Schlepper" aber macht sich beizeiten aus dem Staube. Wie oft habe ich nach dem Landungsplatze der Dampfschiffe telegraphiert, wo die Kulis ausgeladen werden, um eine Frau oder verlockte Kinder zurückzubekommen, aber wer kann die betreffenden da herausfinden, wenn nicht ein ganz besonderes Signalement gegeben werden kann, denn die armen Opfer sind so eingeschüchtert, daß sie sich selbst nicht melden. Vielfach wird auch der Branntwein angewandt, um sie im Dusel mit der Bahn fortzuschaffen.

Das Schlimmste dabei ist, daß dadurch so viele Ehen zerrissen werden, und die Mission hat dann die Last zu tragen, denn insonderheit für den zurückgelassenen Ehemann ist es wirklich in den meisten Fällen höchst schwierig, unbeweibt zu bleiben. Eine Klage auf Ehescheidung ist unmöglich, denn wir kennen fast nie den Aufenthaltsort der Frauen, und als „verschollen" kann sie erst nach siebenjähriger Abwesenheit erklärt werden; vor dieser Zeit ist es dem Manne also ganz unmöglich, eine gesetzliche Ehe wieder zu schließen. Weibliche Hilfe ins Haus zu nehmen, geht nicht an, sie würde doch sofort als „rakhni", Kebsweib, verschrieen werden, und in höchst seltenen Fällen macht es sich, daß eine verwittwete Verwandte in den Haushalt genommen werden kann. Den meisten bleibt wirklich nichts übrig, als in wilder Ehe zu leben. Selbstredend werden sie vom Abendmahle ausgeschlossen oder auch ganz aus der Gemeinde gethan, wenn die Möglichkeit für den Mann wohl vorlag, sich anderweit zu helfen, aber man thut's doch meist mit blutendem Herzen, zumal wenn man die oft herzbewegenden Bitten, sie kirchlich zu trauen, auf Grund des Gesetzes abschlagen muß und trotz des Ausschlusses die aus dem Herzen kommende Versicherung hört: „Ham Prabhuko kadhi nahin chhor denge", „aber den Herrn werde ich doch nie verlassen."

Und was wird nun aus den Ausgewanderten? Manche bleiben

Digitized by Google

ja auch in der Ferne in Verbindung mit unserer Mission, lassen durch den Missionar ihren Angehörigen Nachricht und Geld zukommen, mehrere lesen den „Gharbandhu", unsere kleine Zeitung, und einige wenige kehren auch nach 3 Jahren zurück, aber 90 pCt. bleiben verschollen. Den größten Teil fressen Cholera und böse Fieber, und nur wenige siedeln sich nach Ablauf ihrer Kontrakte dort an, wo das Government ihnen gern ödes Land anweist.

Diesen Leuten nachzugehen, dazu haben uns bisher die Mittel gefehlt. Die S. P. G. hat zwei ordinierte Native-Gehilfen und mehrere Katechisten dort, welche unter der Aufsicht eines für die Theepflanzer angestellten englischen Kaplans arbeiten. Aber auch die amerikanischen Baptisten haben dort eingesetzt und rühmen sich in ihren Berichten der großen Erfolge, welche sie unter unseren Christen haben.

Es ist ja schön, wenn man erfährt, wie auch heute noch geschieht, was Apostelg. 8,4 berichtet wird, daß nämlich ein reisender Missionar ganz unerwartet zwei Christendörfer entdeckt, die ihre Entstehung lediglich der Predigt eines Ausgewanderten verdanken, aber der Schaden, welcher der Mission gerade durch die Ausgewanderten nach Assam zugefügt wird — ganz abgesehen von den Seelen, die dabei zu Grunde gehen — ist doch so groß, daß wir uns mit aller Macht dagegenstemmen müssen.

Die Hauptarbeit auf unserer Station Purulia selbst ist seit mehreren Jahren dem Asyl für Aussätzige gewidmet, welches — das größte in Indien — große Ausdehnung gewonnen hat und fortwährende Bauten nötig macht, so daß die Arbeit an den Außengemeinden zumeist dem eingeborenen Pastor in Jargo überlassen werden mußte. Jetzt hat sich nun die Mission für Aussätzige in Edinburg, welche diese Asyle unterhält, bereit erklärt, das Gehalt für einen zweiten ordinierten Missionar zu zahlen, und ist ein solcher auch dem Stationsleiter, Br. Uffmann, beigegeben worden.

Das Asyl für Aussätzige in Purulia ist das zweite in unserer Mission; Lohardaga ist älter, aber an Zahl der Kranken bedeutend zurückgeblieben. Der Grund ist ein doppelter. Einmal hat Manbhum (der Distrikt, in dem Purulia liegt) verhältnißmäßig viel Aussätzige, denn von den 2500 in der ganzen, 5 Distrikte zählenden Chutia Nagpur Division, die tributären Staaten einbegriffen, hat Manbhum 1500. Dann aber behalten die Kols ihre Kranken lieber im Hause,

Digitized by Google

während die Bengalis der niederen Kasten sie aus Haus und Dorf vertreiben und zum betteln zwingen.

Nach dem letzten Zensus zählte Lohardaga 20, Purulia aber 313 Aussätzige, ohne die Kinder derselben, welche getrennt von den Eltern wohnen, so lange nicht auch sie von der schrecklichen Krankheit ergriffen worden sind. Auch nach Geschlechtern sind die Aussätzigen getrennt.

Wie sich unsere Asyle, zu denen in nächster Zeit noch Chaibasa kommen wird, weiter entwickeln werden, ist nicht abzusehen. Am Ende vorigen Jahres ist nämlich der sogenannte „leper act" durchgegangen, welcher besagt, daß alle Aussätzigen, welche bis jetzt nach Belieben bettelnd umherziehen und so die Krankheit verbreiten durften, von der Polizei aufgegriffen, dem Beamten vorgeführt und auf das ärztliche Gutachten hin, daß die betreffende Person wirklich mit dem Aussatz behaftet sei, in Asylen untergebracht werden sollen. Für jedes Asyl soll eine Kommission ernannt werden, in der sich ein Arzt befinden muß, und diese allein hat zu bestimmen, wer als geheilt entlassen werden darf. Diejenigen Kranken, welche bei Verwandten bleiben können, dürfen das Haus aber nicht verlassen.

Unter dieses Gesetz fallen nun auch endlich diejenigen, welche, obgleich mit schwachem Aussatz behaftet, bisher noch Geschäfte treiben durften, wie z. B. den Verkauf von Lebensmitteln, Bäckerei, Konditorei, denn — horribile dictu! — auch von solchen zu kaufen, scheut sich der Eingeborene mit nichten.

Um die Angelegenheit mit der Regierung zu ordnen, war der Sekretär der „Mission to lepers in India and the East", Wellesley C. Bailey, gegen Ende des vorigen Jahres in Indien eingetroffen und hat beim Lieutenant Governor von Bengalen eine Audienz gehabt. Die Regierung wird nur zu froh sein, wenn die Missionen ihr helfen und sie ohne Last der eigenen Verwaltung der Asyle nur pro Kopf eine gewisse Summe zu zahlen hat. Die Kosten werden jedenfalls bedeutend sein; denn wenn auch nur die Hälfte der in Chutia Nagpur befindlichen Aussätzigen in Asylen untergebracht werden, so würde das bei 50 Rupies pro Kopf schon 75000 Rupies pro anno für dieses winzige Stückchen des großen Indiens ausmachen.

Schwierig wird die Frage sein, wie das die Religion betreffende indische Fundamentalgesetz, daß nämlich niemand in der Ausübung seiner Religion gehindert werden dürfe, bei dieser Gelegenheit gehandhabt werden soll. Auch wer sich jetzt freiwillig in unsere Asyle begiebt, wird in keiner Weise gezwungen, seine Religion und seine Kaste aufzugeben, aber dem Gesetze muß er sich unbedingt fügen, keinen Götzen- oder Teufelsdienst zu treiben. Das wissen auch die Kranken vorher und kommen trotzdem, ja, sie besuchen auch sehr gern und willig die Gottesdienste, Morgen- und Abendandachten, obgleich auch das ihrem Belieben anheimgestellt ist, und die allermeisten werden Christen — aber bei zwangsweiser Ueberführung dürfte sich die Sache doch wesentlich anders stellen. Götzenopfer und dergleichen kann die Mission natürlich nie zugeben, der Kaste freilich werden wohl Konzessionen gemacht werden müssen. Den

Digitized by Google

Gefangenen wird ja übrigens auch keine Gelegenheit geboten, zu opfern, und so wird sich auch dieser Punkt wohl ordnen lassen, obgleich die eingeborenen Herren Zeitungsschreiber nicht wenig darüber schelten werden.

Der Zuwachs der Bengali-Gemeinden — und um solche handelt es sich in Purulia — ist ein sehr geringer; das Wachsthum derselben ist fast allein dem Asyl für Aussätzige zuzuschreiben.

Der Bengali in seinen höheren Schichten ist seiner alten Religion zu meist entfremdet; die Orthodoxie ist fast nur in den Zenanas, den Frauengemächern, vertreten. Es kommt häufig vor, daß der Babu in seinen Räumen für sich speist, was sein mohammedanischer Koch ihm bereitet hat, während seine Familie unter strengster Beobachtung der Kaste für sich ißt; und während der Hausherr einem religiösen Vortrage im Lokale des Brahmsamaj bewohnt, liegt seine Frau vor dem kleinen Hausgötzen, dem sie ein Lämpchen angezündet und Blumen und Zuckerwerwerk geopfert hat. Hunderte von Bengalis werden von ihren Frauen und Müttern abgehalten, Christen zu werden. Wie in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die kultivierten Klassen der Römer und Griechen durch eine Periode des Theismus und Skepticismus hindurchgingen, bevor sie das Christentum annahmen, so auch die Hindus, deren Brahmsamaj u. dergl. nicht das erste Beispiel davon ist, daß ein vages, der Elemente einer dauernden Religion entbehrendes System den Zwischenraum ausgefüllt hat zwischen Heidentum und Christentum, dem völligen Aufgeben des Alten und der Annahme des Neuen. Der moralische und soziale Einfluß, den das Christenthum auf den Hinduismus ausübt, ist ein großer und stets wachsender, und die Zeit seines Zusammensturzes muß so gewiß kommen, als der Herr gesagt hat: „ich muß sie herführen" — nur darf man sich keinen sanguinischen Hoffnungen hingeben, als ob das bald geschähe und unsere Generation es noch erleben könne. Bei den Hindus und Bengalen steht die Mission erst in den Vorbereitungsarbeiten. Der Keim kommt eben erst aus dem Boden, — die Ernte ist noch fern.

Man darf sich darüber auch nicht wundern. Eine alte Religion, die sich, zweimal — vom Buddhismus und Mohammedanismus — zu Boden geworfen, doch wieder erhoben und kräftig erhoben hat, fällt nicht auf einen Schlag. Daß sie aber endlich unterliegen muß, dafür bürgt uns das Wort des Herrn.

Und in dieser festen Hoffnung hält unsere Mission auch die unter dem Namen der „Ganges-Mission" bekannten 5 Stationen in Ghazipur,

Digitized by Google

Buxar, Darbangha, Chapra und Muzafferpur mit der Nebenstation Muriaro fest, die nach langer Arbeitszeit und vielen Opfern an Menschenleben und Geld doch zusammen erst 700 Getaufte zählen, von denen die größere Hälfte der erstgenannten Station zugehört. Dort befindet sich auch eine „High-School" mit 4—500 Hindus und Mohammedanern, für die der christliche Religionsunterricht obligatorisch ist. Auch eine weitverzweigte ärztliche und pharmaceutische Thätigkeit übt ihren Einfluß auf die heidnische Bevölkerung aus, ebenso wie auf einer der anderen Stationen eine lithographische Presse durch den Druck von Traktaten wirkt.

Von 6 Missionaren wird dort die aufreibende und schwierige Arbeit der öffentlichen Predigt auf Bazaren, Melas und bei Götzenfesten fleißig betrieben, und durch eifriges Studium der Hindi-Schasters werden die Waffen geschärft zu dem unermüdlichen Kampfe, der nicht enden darf „bis Jesu-Liebe siegt und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt." Wie's scheint werden auch dort in Indien die letzten die ersten sein, und vor den Hindus die armen Kols und mit ihnen die anderen Stämme der Aborigines ins Reich Gottes eingehen.

Ihnen wenden wir uns wieder zu, nachdem wir den 75 englische Meilen langen Weg nach Ranchi zurückgelegt haben, dem geographischen wie politischen Mittelpunkte wie der Chutia Nagpur Division, so auch unserer Mission. Sechs Missionare sind dort stationiert, denen die verschiedenen Arbeiten an Gemeinde, Schule, Presse und Hospital obliegen.

Die Gemeinde in Ranchi selbst ist eine gemischte. Nicht nur daß in der jetzt 20 000 Einwohner zählenden Stadt Hindu- und Bengali-Christen wohnen, die zu unserer Kirche gehören, auch die beiden Stämme der Kols, Uraus sowohl wie Mundas, sind in der Stadt und in dem zur Station gehörigen Landbezirke vertreten, der etwa 3000 englische Quadratmeilen umfaßt. Nach Westen zu breiten sich unvermischt die Uraus aus, nach den drei anderen Himmelsgegenden sind zunächst beide Stämme vermischt, dann aber haben die Mundas allein das Land inne.

Hier liegt nun die merkwürdige Thatsache vor, daß die der ersten und ältesten Missionsstation zunächstliegenden Dörfer sich fast 50 Jahre lang dem Christentume gegenüber abwehrend verhielten, soviel auch dort gerade gepredigt worden ist. Man schrieb das immer dem Einflusse der Hindu-Stadtleute zu, aber jetzt, wo der Einfluß doch mit

Digitized by Google

der anwachsenden Hindu-Bevölkerung zugenommen haben sollte, fängt es dort an zu tagen, und die meisten neuen Taufbewerber sind aus diesen nahen Dörfern. Dadurch hat sich die Lokalgemeinde Ranchi so vergrößert, daß das doch geräumige Gotteshaus keinen genügenden Platz mehr bietet und an den Bau einer Kapelle in einem Vororte gedacht werden muß.

Eine noch immer wichtige Arbeit des Stationsleiters in Ranchi ist der Verkehr mit den in der dera (Karawanserei) aus dem ganzen Gebiet der Kols-Mission zusammenströmenden Leuten, welche in der Kachhari (Gericht) zu thun haben.

Da die Klagen meist ganze Ortschaften betreffen, so sind unter den Besuchern auch nicht wenig Heiden, und Heidenpredigt kann da in einer Weise getrieben werden, daß der christliche Einfluß in die entferntesten Walddörfer getragen wird.

Leider läßt die soziale Lage der Kols noch immer viel zu wünschen übrig. Vor mehreren Jahren durch die Umtriebe der Sardare und die Bewegung in Barwe besonders darauf aufmerksam gemacht, ~~trat~~ die Regierung den Notständen wieder einmal näher. Der Lieutenant Governor kam selbst nach Ranchi, um sich an Ort und Stelle zu informieren. Er setzte sodann eine Kommission ein, bestehend aus Beamten, Großgrundbesitzern und Missionaren, welche eine Gesetzesvorlage begutachten sollten, die das noch nicht vermessene Grundeigentum der Kols vor der Räuberei der Zamindare besser schützen, die Abgaben noch genauer regeln und die Ablösung der Frondienste und Naturalabgaben erleichtern sollte. Die Vorschläge der Kommission gingen nach Kalkutta ab, wo sie aber immer noch der Erledigung harren. Der allzuhäufige Wechsel der Beamten trägt wohl die Hauptschuld.

Indessen geht die Bedrückung ihren Gang weiter, und besonders in entfernten Gegenden, wo alles in den Händen der Polizei liegt, die aus Hindus und Mohammedanern besteht und jeglicher Bestechung zugänglich ist, sind die Kols den gesetzlosesten und ungerechtesten Quälereien ausgesetzt.

Nur ein Beispiel: Der Zamindar Nand Lal Sau in Sawai ist ein arger Bedrücker und Betrüger, der die Feldrente hinaufschraubt, zehnfache Frondienste erpreßt, mit Geld- und Prügelstrafe plagt und keine einzige Quittung für Landpacht zu geben pflegt, damit er die armen Uraus in der Gewalt habe und jederzeit eine dreijährige Rente mit Zinseszins einklagen könne. Da ermannten sich endlich unsere Christen und machten von dem Rechte Gebrauch, die Rente im Gerichte einzuzahlen. Sofort waren sie auch wegen dreijähriger, rückständiger Rente verklagt und mußten zahlen. Als das mit großen Opfern geschehen

Digitized by Google

war, konnte ihnen der Zamindar rechtlich nichts mehr anhaben, denn auch die Frondienste hatten sie abgelöst.

Um nun diese „unbotmäßigen Christen" aus dem Dorfe zu treiben, wandte er Gewaltmaßregeln an. Zur Zeit der Reisernte versammelte er an 400 Nagdis d. h. besitzlose, verwegene Hindus aus der Kriegerkaste, die sich zu allen gewaltthätigen Dienstleistungen anwerben lassen und von denen jeder Hindu-Zamindar eine Anzahl in Diensten hat, und zog mit diesen und einer Menge Arbeiter auf die Reisfelder der Kols, um deren Ernte zu schneiden. Als der Besitzer des ersten Ackers hinging, um zu protestieren, wurde er mit Pfeilschüssen empfangen, von denen ihn einer in den Unterleib traf und zu Boden streckte. Nun brachen aber die Uraus hervor und warfen sich in voller Wut auf die Räuber, die mit Bogen und Schrotflinten auf sie schossen und viele verwundeten. Aber die Kols schlugen ihre Feinde doch in die Flucht und bedauerten nur, der beiden Polizisten nicht habhaft werden zu können, welche die Räuber begleitet hatten. Der Schwerverwundete, so wie viele aufgelesene Pfeile wurden nach Ranchi gebracht und eine Klage eingereicht. Aber auch Rand Lal Sau brachte andern Tages eine Klage ein, dahingehend, daß etwa 160 Uraus seine Leute beim Schneiden seines Reises angegriffen hätten, und zur näheren Untersuchung wurde dieselbe Polizei beordert, welche den Schurkenstreich unterstützt hatte.

Im November fand die Schlägerei statt, Ende Februar aber war noch nichts entschieden, da die Polizei die Sache in die Länge zog und behauptete, die Hauptangeklagten nicht finden zu können, während diese ruhig im Dorfe saßen.*) Dagegen wurden ein Katechist von uns und Christen gefänglich eingezogen, die zu der Zeit zum Jubiläum in Ranchi waren und unmöglich am 15. schon wieder in Sawai hatten sein können, das vier Tagereisen weit von dort liegt. Wäre der Distrikts-Superintendent der Polizei selbst an den Thatort geeilt, hätte er der Sache wohl bald auf den Grund kommen können, allein dem war das natürlich zu weit.

Aehnliche Dinge kommen vielfach vor, und viele Zamindare haben es ja auch dadurch erreicht, daß die Kols, ihre Felder im Stich lassend, fortgezogen sind.

Diese armen Leute nun zu beraten, sie zu ermahnen, den vielfachen Versuchungen, auch von seiten der eingeborenen Rechtsanwälte, die Unwahrheit zu sagen, zu widerstehen u. dergl., das ist eine dem Missionsberufe scheinbar fernliegende, aber doch in unser Gemeindeleben tief eingreifende Arbeit, die in ihrem ganzen Umfange nur ein erfahrener Missionar zu thun vermag.

Seit einigen Jahren befindet sich in Ranchi auch ein Hospital, welches ebenfalls der Oberleitung des Stationsleiters untersteht und von einem eingeborenen Arzte bedient wird. Derselbe ist, ebenso wie

*) Nach kürzlich eingegangenen Berichten ist es dem Zamindar gelungen, sich durchzuschwindeln; seine Klage gegen die Christen wurde aber auch abgewiesen.

Digitized by Google

seine drei Kollegen in Purulia, Lohardaga und Chainpur, in der »Medical Missionary Institution« zu Agra ausgebildet worden und hat sich dort den Grad eines »Hospital Assistant« erworben. Genanntes Institut wird von Schottland aus unterhalten und hat, wie schon der Name andeutet, junge Christen zu Missionsärzten auszubilden. Sie besuchen das Medical College in der Stadt und werden im Hause thunlichst auch in Religion gefördert. Die Hälfte ihres Unterhaltes müssen sie selbst bestreiten. Diejenigen von unseren dorthin geschickten jungen Leuten, welche das nicht vermögen, werden insoweit von der Mission unterstützt, als ihnen Vorschüsse gemacht werden, welche sie später nach und nach von ihrem Gehalte zurückzuzahlen haben.

Die Thätigkeit des Native-Doktors in Ranchi besteht nun darin, daß er die Hospital-Patienten versorgt, mit ihnen Andachten und Gottesdienste hält, die Kranken der Station besucht und auch die auswärtigen auf Verlangen unentgeltlich behandelt. Die nach Medizin kommenden Heiden werden zunächst im Warteraum versammelt und zu ihnen über ein Gotteswort gesprochen.

Von letzteren kommen aber noch nicht viele, denn sie wenden sich zunächst nach dem städtischen Hospitale, wo sie unentgeltlich Arznei erhalten und ihre Kaste dadurch respektiert wird, daß das zur Bereitung derselben nötige Wasser von einem Hindu-Wasserträger geholt wird, was bei uns nicht geschieht. Indessen waren es doch immerhin 2000 Kranke pro Jahr, die in ihren Häusern besucht und 63, die im Hospital selbst gepflegt und beköstigt wurden. In Summa wurden in unseren 3 Hospitälern zu Ranchi, Lohardaga und Purulia 3253 Patienten behandelt, von denen 363 in den Hospitälern selbst waren.

Eine für die Mission wichtige Arbeit ist auch die in den beiden Druckerpressen, der Typenpresse und der Steinpresse. Dort wird derjenige Teil unserer Schulbücher gedruckt, dessen Einführung nicht von der Regierung vorgeschrieben ist, welche ihre Unterstützung vom Innehalten bestimmter Kurse abhängig macht. Auch Traktate werden dort mit Unterstützung der Traktatgesellschaft in London gedruckt, ebenso wie der „Gharbandhu", unser Hindiblatt, welches besonders der Förderung unserer eingeborenen Helfer dienen soll.

Die im Jubeljahre erschienene Uebersetzung des Neuen Testaments in Mundari ließ die Calcutta Auxiliary Bible Society in Kalkutta drucken, da unsere Presse noch nicht Typen genug dazu besaß, aber der

Digitized by Google

Druck des Urau-Neuen Testaments, an dem gegenwärtig fleißig gearbeitet wird, kann nun auf der eignen Presse erfolgen, zumal es nicht in bestimmter Zeit fertig zu sein braucht.

Daß unsere Mission es in den 50 Jahren nicht vermocht hat, die heilige Schrift in beide Kolssprachen zu übersetzen, ist sehr zu bedauern, aber dem ist es erklärlich und entschuldbar, der da weiß, welch große Anforderungen an die Arbeitskraft der Missionare gestellt werden und welche Arbeitslast die großen Gemeinden und Schulen schaffen, welche denen besonders wenig Zeit zu solchen außergewöhnlichen Arbeiten lassen, welche durch ihr Alter besonders dazu berufen sind. Soll auf diesem Gebiete mehr als bisher geschehen, so ist es nötig, daß wenigstens eine dazu geeignete Arbeitskraft aus dem Tagesgetriebe losgelöst werde, um sich, wenn auch nicht ganz, so doch zum Teil der Uebersetzung des Alten Testaments ins Mundari zu widmen, eine köstliche Arbeit, der mancher wohl gerne die letzten Jahre seines Lebens widmen würde.

Hiermit verlassen wir den Rundblick auf die Gemeinden und fügen nur noch einige statistische Bemerkungen hinzu: Auf den 12 Hauptstationen (das zu gründende Ebenezer und die Schulanstalt zu Ranchi, welche eine besondere Station bildet, abgerechnet) arbeiten im Gemeindedienste 21 Missionare, von denen einer — der Schreiber dieses — beurlaubt ist. Von den im Laufe der 50 Jahre 85920 Getauften leben und gehören zu unserer Mission zur Zeit rund 40000, von den 22000 Konfirmierten 13000; 22 eingeborene Pastoren helfen im Gemeindedienste unter genauer Aufsicht der betreffenden Missionare.

Das Bestreben, die Native-Pfarreien mit Land zu dotieren, hat ihr Ziel auch bei den bis jetzt gegründeten noch nicht erreicht. Alle Pfarreien haben zusammen erst 606 Khat Land (1 Khat = 80 Pfd. Aussaat), die einen Wert von etwa 8000 Rupies repräsentieren, deren eine Hälfte die Mission gegeben, deren zweite aber die Gemeinden aufgebracht haben. Wenn man 90 Khat auf ein vollständig dotiertes Pastorat rechnet, so sind also erst knapp $^1/_8$ derselben mit Land dotiert. Zwei weitere Native-Pastorate sollen in nächster Zeit von den 2272 Rupies betragenden Jubiläumsbeiträgen errichtet werden, die in den Gemeinden gesammelt worden sind.

In den Gemeinden sind außerdem noch 9 eingeborene Predigtamts-Kandidaten, 207 Katechisten, 10 Kolporteure und 35 Bibelfrauen angestellt, und 112 Aelteste helfen ohne irgendwelche Vergütigung.

Zum Schlusse wenden wir uns nun dem nicht minder wichtigen Zweige der Missionsarbeit, den Schulen zu, und überschauen von Ranchi, dem Mittelpunkte auch dieser Thätigkeit, aus das gesamte Gebiet.

Digitized by Google

Wir beginnen mit der Spitze, mit dem theologischen Seminar, welches gegenwärtig 16 Schüler zählt. Demnächst folgt das Lehrer-Seminar mit 39 Zöglingen und zuletzt die Knabenschule mit 315 Schülern, von denen 167 Kostschüler sind.

An der Spitze der gesamten Schulanstalten der Mission steht der Rektor und ihm zur Seite der Konrektor. Außer ihnen verwaltet ein dritter Europäer das Hausvateramt in der Kostschule und ein oder zwei weitere sind als Lehrer thätig, die aber meistens in den Gemeindedienst übertreten, sobald sie des Hindi mächtig sind. Außer den Europäern sind natürlich eine ganze Anzahl von eingeborenen Kräften angestellt, zumeist Kandidaten, die sich an der Schule für das Pfarramt reif arbeiten sollen.

Das Ziel der auf das theologische Seminar vorbereitenden Knabenschule war bisher das „Middle-English"-Examen, welches z. B. auch zum Eintritt in das Medical-College in Agra, sowie zur Uebernahme anderer niederer Posten im Polizei- und Gerichtsdienste berechtigt. Diejenigen unserer Knaben, welche das Entrance-Examen machen wollten, mußten die Zila oder Distriktsschule in Ranchi besuchen, und es ging deshalb auch ein Teil von unserer Schule dahin. Zuletzt waren es 35.

Um diese nun unter christlicher Zucht zu halten und vor dem bösen heidnischen Einflusse zu bewahren, der besonders von dieser Zilaschule ausgeht, wurde ein Alumnat errichtet, in dem diese Schüler gegen ein geringes Kostgeld aufgenommen wurden. Trotzdem wurden wir viel von unseren Christen angegangen, die Ranchischule in eine High-School zu verwandeln, von der aus das Entrance-Examen gemacht werden könne. Schon oftmals war das auch in Erwägung gezogen worden, zuletzt wurden wir aber zu dem Schritte geradezu gedrängt, als die Dublin-Mission in Hazaribagh eine solche Schule eröffnete, welche sofort einen Teil der unserer Mission angehörenden Zilaschüler an sich zog. Der Hauptgrund war ja wohl, daß es ihnen dort etwas billiger kam, aber auch das sprach mit, daß der Unterricht in der Zilaschule ein ganz erbärmlicher ist, sodaß wenige ohne Privatunterricht dort fortkommen können. Besonders ausgebildete Philologen giebt es ja nicht. Zum Schuldienst genügt das Bestehen irgend eines der bestehenden Examina. Eine Idee von Pädagogik und Lehrmethode ist nicht vorhanden. Dazu kommt die indische Faulheit, die gar nicht daran denkt, den Schülern etwas klar zu machen; Abfragen des Pensums — das auswendig gelernt wird — und Aufgeben eines neuen — das ist der ganze „Unterricht".

Unter gewissen Umständen hätten wir es ja freudig begrüßen müssen, wenn unseren Christenknaben Gelegenheit geboten wäre, in christlicher Luft ihre Studien weiter fortzusetzen, allein diese Umstände fehlten. Die lieben Dubliner Brüder gestanden es unseren Knaben zwar zu, zu den Sonntagsgottesdiensten nach Singhani zu gehen, aber die Bitte, keinerlei Versuche zu machen, daß sie ihrem Konfirmationsgelübde untreu würden und zu ihnen überträten, beantworteten sie doch dahin, daß es unsere Sache sei und nicht die ihre, die jungen Leute festzuhalten, und wir beide wollten „die offene

Digitized by Google

Bibel" ihnen vorlegen, wonach sie ja selber ihren Weg suchen könnten. Das war ja deutlich gesprochen und zwang uns, dem Gedanken ernstlich näher zu treten, unsere Schule auf den höheren Standpunkt zu bringen.

Wie schon gesagt, war das seit langer Zeit der Wunsch unserer Gemeinden, die es ja schwer empfinden, daß auf den Richterstühlen in Chutia-Nagpur wohl Hindus, Bengalen und Mohammedaner sitzen, aber noch kein Munda und Urau, und daß selbst zu den höheren Schreiberposten im Gericht nur verschwindend wenige von ihnen gelangt sind. Von unseren 40000 Christen sind nur 28 im niederen Schreiberdienst bei Gericht und 31 sind im Polizeidienst angestellt, 42 Feldmessergehilfen — also nach dieser Seite hin ist noch viel zur Hebung des Volks zu thun.

Die Universität in Calcutta haben im ganzen bis jetzt nur 6 besucht, darunter 4 Kols. Zwei gaben das Studium nach 2 Jahren auf, weil ihnen die zur Absolvierung des ersten Examens (dirst arts) nötige „zweite Sprache" fehlte. Diese können sich die Studenten unter Sanskrit, Arabisch, Lateinisch, Griechisch, Deutsch und Französisch auswählen.

Welche von diesen Sprachen nun wir — neben dem Englischen selbstredend — in unserer High-School einführen sollten, machte uns einiges Kopfzerbrechen. Latein und Französisch kam sofort außer Betracht. Gegen Sanskrit und Arabisch, was die Heiden und Mohammedaner fast alle wählen, sprach die relative Nutzlosigkeit für das spätere praktische Leben; gegen das Deutsche trotz des ins Gewicht fallenden Vorteils, den seine Litteratur gewährt, der Umstand, daß es in Calcutta an Gelegenheit fehlt, sich darin weiterzubilden; beim Griechischen fiel dieses weg, da die Professoren der Schottischen Universität (General Assemblys Institution) alle Griechisch kennen und sich ein Vergnügen daraus machen, diejenigen ihrer Studenten darin weiter zu fördern, welche diese Sprache gewählt haben. Für uns war noch bestimmend, daß die Zöglinge unseres theologischen Seminars Griechisch können müssen und daß, wenn alle Schüler diese Sprache lernen müssen, dann auch diejenigen später ins Seminar eintreten können, welche anfangs andere Pläne verfolgten. So wurde denn das Griechische als zweite Sprache für unsere ganze Schule genommen, und es ist das gewiß ein Sporn, dasselbe noch viel energischer zu lernen und zu lehren, als es bis jetzt schon geschehen ist.

Dem Rektor des theologischen Seminars unterstehen auch alle anderen Unterrichtsanstalten im Bereiche der Kolsmission. Mit Ausnahme der jüngsten Stationen sind überall Kostschulen, in denen 478 Knaben und 239 Mädchen erzogen werden.

Dazu kommen noch 234 Knaben und 117 Mädchen, welche, bei ihren Eltern wohnend, die Schulen besuchen, sodaß im ganzen 1123 Kinder auf den Stationen unterrichtet werden.

Die Dorfschulen besuchen nur 1605 Knaben und 246 Mädchen. Sie sind immer noch die Sorgenkinder der Mission, die nicht recht gedeihen wollen. Die Schuld tragen zumeist die Eltern, welche nichts

Digitized by Google

für den Unterricht der Kinder zahlen wollen, während doch von ihnen der halbe Gehalt des Dorfschullehrers aufgebracht werden muß. Weiter hindert das noch immer mangelhafte Material der Lehrer, die auch deshalb nicht aushalten, weil sie selten ihren vollen Gehalt bekommmen, der ja auch nur 5 Rupies pro Monat beträgt, eine Summe, die sie doppelt und dreifach verdienen, wenn sie irgend eine andere Beschäftigung, etwa die eines Helfers bei den Landvermessungen oder dergleichen ergreifen.

Noch muß ich hinzufügen, daß auch mit der Kindergartenarbeit auf der Station Ranchi der Anfang gemacht worden ist, wozu eine unserer Missionarsfrauen mehrere eingeborene Frauen mit viel Glück angelernt hat. Mit den diese Kleinkinderschulen besuchenden 107 Kindern sind es immerhin etwas über 3000 Kinder, welche tagtäglich in den Schulen der Kolsmission unterrichtet werden, freilich noch immer ein kleiner Prozentsatz, da man doch gewiß 16000 schulpflichtige Kinder rechnen kann, eine Zahl, die selbst durch Hinzunahme der 3000 Sonntagsschulkinder noch nicht zur Hälfte erreicht wird.

Auch auf diesem Gebiete ist noch viel zu thun und noch viel Arbeit erforderlich, ehe wir das Ziel erreichen.

Aber vorwärts ist es doch gegangen, und nicht nur nach außen, sondern auch nach innen sind die Gemeinden gewachsen. Und wenn sich das auch zumeist dem Urteile derer entzieht, die in der Tagesarbeit stehen, so haben wir doch das Urteil eines Mannes, der nach achtjährigem Zwischenraum unsere Mission wiedersah, des ersten Inspektors derselben, und dasselbe lautete, daß es auch an einem inneren Fortschritte nicht gefehlt habe.

Die Kols nach dem Regierungs-Census von 1891.

Von Missionar Ferdinand Hahn in Lohardagga in Ostindien.

Sind die Augen der Missionswelt im Jubiläumsjahre der Kols-Mission (1895) wieder in besonderer Weise auf die Völkerstämme gerichtet worden, welche man kurzweg mit dem Namen Kols bezeichnet, so wird es sich der Mühe verlohnen, einen Blick zu werfen auf den Regierungscensus, und zuzusehen, wie stark diese einzelnen Stämme sind, und wie sie sich über Bengalen

Digitized by Google

verteilen; auch wird es sich empfehlen, über das Ergebnis dieser Umschau einige Betrachtungen anzustellen, die sich vom missionarischen Standpunkt aus ergeben.

Der Hauptwohnsitz der Kols ist das Land Chutia-Nagpúr. Es ist politisch in 5 Distrikte eingeteilt mit 9 tributären Staaten. Erstere werden von der britischen Regierung verwaltet, letztere stehen unter der Jurisdiktion ihrer einheimischen Fürsten, die aber dem Kommissarius von Chutia-Nagpúr verantwortlich sind. Um einen Ueberblick über die Größe und Dichtheit der Bevölkerung dieser Distrikte und Fürstentümer zu gewinnen, wollen wir zunächst folgende Tabelle geben:

Name des Distrikts	Größe in □mile engl.	Dörfer	Einwohnerzahl	Einwohner pro □mile
Lohárdaggá	7 140	3 578	1 128 885	158
Hazáribágh	7 021	8 087	1 164 321	166
Palámán	4 905	8 901	596 770	122
Mánbhúm	4 147	8 317	1 193 328	288
Singhbhúm	3 753	2 877	545 488	145
	26 966	26 760	4 628 792	Durchschn. 171
Sirgújá	6 055	1 324	324 552	54
Gangpúr	2 518	832	191 440	76
Jaspúr	1 963	516	113 636	58
Koreá	1 625	257	36 240	22
Bonái	1 349	358	32 120	24
Udaypúr	1 055	167	37 536	36
Changbhakár	906	123	18 526	20
Seraikelá	438	699	93 839	214
Kharsáwán	145	402	35 470	245
	16 054	4 678	883 359	Durchschn. 55

Die Totalgröße der Chutia-Nagpúr-Division beträgt also 43 020 □ Miles; die Gesamtzahl der Dörfer und Ortschaften 31 438; die Gesamtbevölkerung 5 512 151 und die Durchschnittseinwohnerzahl pro □ Mile 171.

Die größte Einwohnerzahl und dichteste Bevölkerung weist Manbhúm auf, unter den halb unabhängigen Staaten Seraikelá und Kharsáwán, welche innerhalb des Singhbhúm-Distriktes liegen. Keiner von den tributären Staaten ist einigermaßen dicht bevölkert, Gangpúr, das von der Eisenbahn durchschnitten wird, hat nur 76 Seelen pro □Mile, Changbhakár hat gar nur 20. Das liegt nicht bloß an dem waldigen und gebirgsreichen Terrain dieser Ländereien, sondern auch an der Unsicherheit des Besitztums. Die Bauern in den tributären Fürstentümern haben zwar keine hohen Abgaben zu zahlen, müssen aber jederzeit bereit sein, Frondienste zu leisten und ihr Pachtland wieder zurückzugeben; das Recht der Gewissensfreiheit kennen sie nicht. Die Herren des Landes sind auch Herren über die Gewissen, und sie haben das Recht, jeden des Landes zu verweisen, der ihnen in irgend welcher Weise unbequem ist. In Gangpúr aber wird es nachgerade anders, denn alle an der Eisenbahn Angestellte und Beschäftigte stehen unter englischer Gerichtsbarkeit, und mit der hier in rapider Weise wachsenden Bevölkerung wird sich auch die Freiheit des

Digitized by Google

Individuums zur Geltung bringen. So duldet der König von Gangpúr bereits die Christen in seinem Lande, allerdings nur, weil auch sie, wie alle anderen, Frondienste leisten; aber den Bau einer Station seitens der Missionare hat er untersagt, und die Regierung läßt ihn gewähren. Ebenso hat sie dazu geschwiegen, daß der Jaspúr-Fürst seinen katholisch gewordenen Unterthanen die Häuser über dem Kopf angezündet hat und das Christentum in seinem Lande nicht duldet.

Werfen wir nun einen Blick auf die verschiedenen Religionen der Einwohner Chutia-Nagpúrs, wie sie sich nach dem Regierungscensus einteilen lassen. Diese Einteilung bringt die ganze Bevölkerung unter vier Gruppen, nämlich Hindus, Mohamedaner, Animisten und Christen. Unter ersterer sind auch die Jains, Kabirpanthis u. a. Sekten mit inbegriffen, obwohl streng genommen ihre Religion zum Hinduismus oder Brahmaismus nicht gezählt werden kann; auch enthält diese Rubrik etwa 250 000 Kols, die sich als solche ausgegeben haben, aber wahrscheinlich aus Versehen der Volkszähler mit zu den „Hindus" gerechnet worden sind. Ebenso sind hierin eingeschlossen die große Zahl derjenigen Ureinwohner, über eine halbe Million, welche man hinduisierte Stämme nennt, weil sie außer der Sprache der Hindus eine oder die andere Form des Hinduismus, oft neben ihrem althergebrachten Dämonenkultus, angenommen haben. Diese beiden Punkte dürfen nicht außer acht gelassen werden, wenn man die Zahl der „Hindus" im Census mit der der Animisten vergleicht; in Wirklichkeit ist letztere um etwa $^3/_4$ Million höher und die der wirklichen Hindus um so viel kleiner. — Auch unter den „Mohamedanern" findet sich eine große Anzahl solcher, die außer der Sitte der Beschneidung vom Mohamedanismus wenig oder garnichts angenommen haben, und, wie ihr Gesichtstypus und ihr Dämonendienst zeigt, ebensogut zu den Ureinwohnern, also eigentlich zu den Animisten, gehören, wie jene hinduisierten Stämme. In der Rubrik „Animisten" sind nach dem Census alle diejenigen Stämme von Ureinwohnern eingeschlossen, welche in Religion, Sprache und Sitte bis jetzt konservativ geblieben sind, nämlich all die kolarischen oder drawidischen Ureinwohner, welche ihre eigenen Priester besitzen und weder mit dem Brahmanen, noch dem Hindubarbier, diesem Küster der Hindupriester, in religiöser Beziehung irgend etwas zu thun haben. Manche der hinduisierten Stämme haben auch noch ihre alten Dämonenpriester; aber bei Hochzeiten und Begräbnissen wird bereits der Brahmane herangezogen, wenigstens der Hindubarbier, als Uebergangsperson. Bei nachstehender Tabelle darf also nicht übersehen werden, daß wir es in Chutia-Nagpúr zum großen Teile mit solchen „Hindus" zu thun haben, die zu den Ureinwohnern gehören, und deren Hinduisierungsprozeß noch in vollem Gange ist. Setzt die Mission, welche auch unter diesen schon manche Familie gewonnen hat, hier kräftig ein, so wird dieser Prozeß aufgehalten und in andere Bahnen hinüber geleitet werden können, abgesehen von der Sprache der Hindus, welche als Handels-, Gerichts- und Schulsprache, die lingua franca Chutia-Nagpúrs ist und die Sprachen der Ureinwohner nach und nach verdrängt, trotz der Uebersetzungsarbeiten der Missionare.

Digitized by Google

Name des Distrikts:	Hindus	Mohamedaner	Animisten	Christen
Mánbhúm	972 509	53 255	166 029	1 535
Hazáribágh	960 187	114 773	87 866	1 495
Lohardagga	444 966	36 121	572 105	75 693
Palámán	496 418	50 445	43 223	6 684
Singhbhúm	230 999	3 215	306 410	4 864
Tribut-Staaten . . .	573 848	6 733	302 250	528
	3 678 927	264 542	1 477 883	90 799

Bei aller Anerkennung des großen Erfolges, den die Missionsarbeit in Chutia-Nagpúr gehabt hat, entnehmen wir obiger Tabelle doch, wie verschwindend klein die Zahl der Christen ist gegen die der Nichtchristen: 90 799 gegen 5 421 352!! Wie gering ist vollends die Zahl der Christen in den tributären Staaten: 528 gegen 882 831! Ist doch in 6 von diesen Staaten überhaupt kein Missionsarbeiter, kein Jünger Christi zu finden. Merkwürdig, während Indien mit einem Netz von Missionsstationen überspannt zu sein scheint, giebt es also doch auch in diesem Lande noch ganze Distrikte, wohin der Schall des Evangeliums noch nicht gedrungen ist. Hier stehen allerdings dem Laufe des Wortes große Hindernisse entgegen; aber was sollen wir sagen, wenn in einem von britischen Beamten regierten und wohlgeordneten Distrikte wie Palámán mit seinen mehr als $^1/_2$ Million Einwohnern keine einzige Missionsstation anzutreffen ist! Die 6684 Christen daselbst gehören zur römischen Kirche, wohnen an der Grenze des Lohardagga-Distrikts und werden von dort aus geleitet. Was will es denn auch sagen, wenn unter den mehr als eine Million zählenden Einwohnern Mánbhúms nur zwei Goßnersche Missionare auf einer einzigen Station stehen! Auch im Hazáribágh-Distrikte hat sie nur zwei Stationen und in Singhbhúm desgleichen. Allerdings arbeiten in der Govindpúr-Subdivision Mánbhúms auch die Missionare der Free Church, ebenso in der Pachamba-Subdivision Hazáribághs; aber die Thatsache geht doch aus obigem klar hervor, daß in Chutia-Nagpúr, diesem so fruchtbaren Felde für die Mission, noch viel mehr gethan werden kann und gethan werden muß, um die reife Ernte einzubringen.*)

Wir geben nun noch eine Tabelle, welche die Verteilung der einzelnen Völker der Ureinwohner über die verschiedenen Distrikte Chutia-Nagpúrs zeigt:

Gesamtheit der Kols:	
Lohardagga	611 009
Hazáribágh	93 138
Singhbhúm	350 584
Mánbhúm	290 153
Tribut-Staaten	256 384

*) Die Goßnersche Mission hat unter den kolarischen Stämmen also noch ein sehr ausgedehntes Arbeitsfeld und es wäre sehr zu wünschen, daß sie es bald mit mehr Arbeitern besetzen könnte. Jedenfalls wäre es ein missionsstrategischer Fehler, wenn die Goßnersche Mission sich außerhalb Chutia Nagpúrs noch ein anderes Arbeitsfeld suchen wollte. D. H.

Digitized by Google

	Mundáris	Hos	Santáls	Khariá	Bhúmij	Kols?	Uráus
Lohard. u. Palám.	221 552	—	—	39 362	—	—	350 095
Hazáribágh	13 654	—	69 245	—	—	10 239	—
Singhbhúm	21 365	131 287	81 808	3 865	51 050	57 989	3 220
Mánbhúm	—	2 342	181 374	—	106 437	—	—
Trib. Staat.	55 720	16 031	42 022	4 442	14 030	40 476	83 663
	312 291	149 660	474 449	47 669	171 527	108 704	436 978

Hiernach giebt es sog. Kols in Chutia-Nagpúr 1 701 278, also beinahe 1/4 Million mehr als die Zahl derer, welche als Animisten angegeben sind. Die Volkszähler waren eben in vielen Fällen Ungebildete und haben manchen Fehler gemacht; so auch den, daß sie über 100 000 als Kols bezeichnet haben, von denen wir nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie Mundaris oder Hos oder gar Uráus sind. Wir werden aber nicht sehr weit von dem richtigen Verhältnis abirren, wenn wir annehmen, daß unter der Bezeichnung „Kol" hauptsächlich Mundáris und Hos verstanden werden müssen, neben einem kleinen Bruchteil von Uráus, Korwars, Birhors u. s. w. Was uns aber an obiger Tabelle besonders interessiert, das ist die Verteilung der einzelnen Völkerstämme auf die verschiedenen Distrikte. Die Mundáris und die Uráus haben ihren Hauptsitz im Lohardagga-Distrikt; die Hos in Singhbhúm; die Santáls und Bhúmij in Mánbhúm, alle Haupt-Kol-Stämme sind nur in Singhbhúm und den Tribut-Staaten anzutreffen. Am zahlreichsten sind die Santáls, danach kommen die Uráus, dann erst die Mundáris, die man früher für die numerisch stärksten in Chutia-Nagpúr hielt. Von der Goßner'schen Mission sind besonders die Mundáris und Uráus in Angriff genommen, für die zahlreichen Santáls ist wenig geschehen. Das gilt auch in litterarischer Hinsicht. Für die Khariás hat man in letzterer Beziehung nichts gethan, obwohl auch sie ihren eigenen Dialekt reden, der, obwohl mit dem Mundári nahe verwandt, von diesem doch so verschieden ist, daß er für eine eigene Sprache gelten kann. Dementsprechend ist auch der Erfolg der Mission unter den Kols gewesen, obwohl wir nicht vergessen wollen, daß bei der Inangriffnahme der einzelnen Stämme ihre Empfänglichkeit bezw. Abgeneigtheit für die Mission maßgebend gewesen ist. Leider besitzen wir keine genaue Statistik über die Zugehörigkeit der eingeborenen Christen in Chutia-Nagpúr zu den einzelnen Stämmen, aber ungefähr dürfte folgende Zusammenstellung der 90 000 Christen das richtige treffen:

	Mundáris	Uráus	Santáls	Hindus	Khariás	Hos	Bhúmij	Total
Deutsche Mission:	28 500	10 000	200	650	200	400	50	40 000
Anglik. „	12 000	2 000	100	250	—	600	150	15 100
Schottische „	—	—	1 400	200	—	—	—	1 600
Jesuiten „	7 500	25 000	—	200	1 100	200	—	34 000
	48 000	37 000	1 700	1 300	1 300	1 200	200	90 700

Wer die Geschichte der Kols-Mission verfolgt, dem wird die große Zahl der Uráus-Christen auffällig sein, weil diese erst in den letzten 4—5 Jahren diese Höhe erreicht hat; allerdings sind die meisten davon katholisch und wohl wenig mehr als Namenchristen; aber auch die deutsche Mission, welche viel

Digitized by Google

mehr Wert auf Ablegung alles heidnischen Wesens und gründliche Vorbereitung zur Taufe legt, hat in letzter Zeit gerade unter den Uráus großen Zuwachs erfahren. Die 1300 Hinduchristen kommen hauptsächlich aus den niederen Kasten und hinduisierten Ureinwohnern, von denen wir folgende Statistik geben:

		Lohard. u. Palám.	Tribut.-Staat.	Hazáribágh	Mánbhúm	Singhbhúm	Total
Drawid. Stämme	Bhuiyás . .	77 936	44 867	—	33 851	12 546	169 200
	Gonds . .	1 760	125 176	—	1 416	2 212	130 564
	Birjiás . .	4 727	—	—	—	—	4 727
	Rautiás . .	22 345	11 640	—	—	—	33 985
	Sauars . .	—	3 672	—	—	—	3 672
	Kaurs . .	—	9 843	—	—	—	9 843
Ursprüngl. Mundári-	Cheros . .	14 111	4 856	—	—	—	18 967
	Kharwárs .	56 242	2 793	—	—	1 413	60 448
	Bhogtás . .	29 177	—	32 668	—	—	61 845
	Túris . . .	10 258	2 551	20 778	—	—	33 587
	Korwás . .	9 710	—	—	—	—	9 710
		226 266	205 398	53 446	35 267	16 171	536 548

Von den genannten Stämmen reden die Gonds und Túris und Korwás zum Teil noch ihre eigene Sprache. Nicht enthalten sind in dieser Liste, wahrscheinlich aus Versehen der Volkszähler, verschiedene kleinere Völkerstämme, wie die Asurs, Birhors, Parheyás, Boyars, Márs, Khands u. s. w., welche alle in Chutia-Nagpúr anzutreffen sind, besonders in den tributpflichtigen Staaten. Wie Lohardagga mit Palámán die größte Zahl von Kols aufzuweisen hat, so finden sich auch hier die meisten hinduisierten Ureinwohner, nämlich zusammen 837 275. Dagegen hat Hazáribágh zusammen nur 146 584 Ureinwohner aufzuweisen. Erfahrungsmäßig ist deshalb jenes das fruchtbarste, dieses das schwierigste Missionsgebiet in Chutia-Nagpúr. Singhbhúm nimmt von den besetzten Missionsgebieten mit seinen 366 755 Ureinwohnern den zweiten, Mánbhúm mit 325 420 den dritten Platz ein.

Es ist bekannt, daß die Ureinwohner Ch. N.'s infolge von sozialen Nöten seit Jahren auswandern, und zwar hauptsächlich nach Assam und den verschiedenen Provinzen der Präsidentschaft Bengálen. Leider steht uns keine genaue Statistik über Assam zur Verfügung, aber wir wissen aus guter Quelle, daß sich dort etwa 90 000 Mundáris und 10000 Santáls aufhalten; auch wohnen seit alten Zeiten viele Ureinwohner, sog. Kols, in den tributären Staaten Orissas, die an Ch. N. angrenzen. Wir geben auf Grund des Regierungs-Census deshalb noch folgende Uebersicht:

Santáls besonders in der Santál-Pargánā, in Midnápur, Bankurá, Bhágalpur und den Orissa tribut. Staaten, aber auch in Assam, Mangher, Máldá, Balasor, Birbhúm u.s.w u.s.w. 1 002 886
in Chutia-Nag. 474 449
Total: 1 477 335

Digitized by Google

Uráus besonders in Jalpaiguri, Darjiling und den Orissa tribut. Staaten, aber auch in Howra, Hugli, Dinágp. u. Rájshahi	48 372
In Ch. R.	436 978
Total:	485 350
Mundáris besonders in Assam, aber auch in Jalpaiguri, Midnápur und den Orissa tribut. Staaten, sowie in Darjiling und Bankura	136 326
in Ch. R.	312 291
Total:	448 617
Bhúmij besonders in den Orissa tribut. Staaten, in Midnápur, Bankurá und 24 Pargánás, aber auch in Cattak, Balásor und Rajshábi Distrikt	132 889
in Ch. R.	171 527
Total:	304 416
Khariás in den Orissa tributären Staaten und im Distrikte Midnápur	4 437
in Ch. R.	47 669
Total:	52 106
Hos haben ihren Wohnsitz nur in Chutia-Nagpúr	149 660
Juángs ein den letzteren nahe verwandter Stamm in den Orissa tribut. Staaten	9 173
Málars oder Mál-Paháriás, ein in der Sprache den Uráus sehr nahe verwandter Stamm in Rajmahal	17 068
Kols. Unter diesem Kollektiv-Namen finden wir auch im Census aus den verschiedenen Distrikten außerhalb Chutia-Nagpúrs eine große Zahl, näml.	130 522

Nach obiger Uebersicht giebt es demnach noch 3 074 247 **nicht hinduisierte** Ureinwohner. Nur wenig mehr als die Hälfte findet sich in Chutia-Nagpúr. Die Santáls haben überhaupt ihren Wohnsitz nicht im letzteren, sondern in der Santál-Pargana und in Midnápur. Immerhin aber ist es etwa $^1/_2$ Million der verschiedensten Stämme aufgezählter Ureinwohner, welche sich in größerer oder kleinerer Zahl auf fast alle Provinzen der Präsidentschaft Bengálen verteilt hat, ein Umstand, welcher unter Gottes vorbereitender Gnade dazu dienen muß, das Reich Gottes auszubreiten; denn nicht nur werden die ausgewanderten Kols gewitzter durch den Kontakt mit mehr civilisierten Menschen, nicht nur wird ihr Aberglaube an die nach ihrer Anschauung an besondere heimische Lokalitäten gebundenen Dämonen erschüttert, sondern sie bilden auch in der Ferne ein dankbares Objekt der Missions-Thätigkeit, ja sie breiten auch in der Fremde das in der Heimath gefundene Christentum aus. Es giebt außerhalb Chutia-Nagpúrs nicht weniger als ca. 15 000 christianisierte Ureinwohner, in die sich die anglikanische und schottische Kirche, die Baptisten und die norwegisch-dänische Mission teilen. In Assam, Darjiling, Jalpaiguri und Dinajpur sind es hauptsächlich aus Chutia-Nagpúr eingewanderte Christen, welche das Groß der Gemeinden der schottischen Kirchen-Mission und der Baptisten bilden.

Digitized by Google

Ebenso hat die angl. Mission in Kalkutta in ihrer nicht bengalischen Gemeinde fast ausschließlich Einwanderer aus Chutia-Nagpúr. Es scheint in der That, als ob das Volk der Kols dazu berufen sei, das Evangelium in der Präsidentschaft Bengálen zu verbreiten.

Außer den genannten ca. 3 Millionen echten Ureinwohnern Chutia-Nagpúrs und Bengálens giebt es aber auch noch eine große Anzahl von hinduisierten Aborigines, welche außerhalb Chutia-Nagpúrs wohnen. Folgende Uebersicht soll zeigen, wie stark sie sind und wo sie zu finden sind:

Bhuiyás hauptsächlich in Goyá, Midnápur und den Orissa tribut. Staaten, aber auch in Bhágalpur, der Santál-Pargana, in Mongher, Bankura ff.	322 000
in Ch. Nagp.	169 200
Total:	491 200
Gonds. Von diesen leben in den Orissa tribut. Staaten, außer denen, welche sich in Central-Indien finden	16 569
in Ch. Nagp.	130 564
Total in Bengálen:	147 133
Kharwárs in Purniá, Máldá, Santál-Parg. und Jalpaiguri . .	16 938
in Ch. Nagp.	60 448
Total:	77 386
Cheros finden sich noch in Birbhúm	2 003
in Ch. Nagp.	18 967
Total:	20 970
Turis. In Máldá und der Santál-Pargana	2 587
in Ch. Nagp.	33 587
Total:	36 174
Saudrs in Cattak, Puri und den Orissa tribut. Staaten, außer denen in den Central-Provinzen	53 846
in Ch. Nagp.	3 672
Total:	57 518
Kaurs in Bankúrá	4 746
in Ch. Nagp.	9 843
Total:	14 589

Es giebt also in der Präsidentschaft Bengálen innerhalb Chutia-Nagpúrs 536 548 und in den anderen Provinzen 419 700, zusammen 955 257 hinduisierte Ureinwohner. Das ist eine hochbedeutsame Zahl! Sie zeigt uns, welch große Dimensionen der Hinduisierungsprozeß bereits angenommen hat, der seit hunderten von Jahren in Bengálen und besonders in Chutia-Nagpúr vor sich gegangen ist. Es war hohe Zeit, daß diesen Stämmen seit 1845 das Evangelium gebracht wird, und es wird hauptsächlich davon abhängen, wie die Mission unter ihnen betrieben wird, ob die Hinduisierung fortgehen soll, oder ob der Umwandlungsprozeß dieser Stämme, dem sie nun einmal durch die Berührung mit besseren Religionssystemen und

Digitized by Google

einer höheren Kultur unterworfen sind, der Ausbreitung des Reiches Gottes dienstbar gemacht werden soll. Ein Vergleich des Census von 1891 mit dem von 1881 zeigt, daß in Chutia-Nagpúr die Zahl der Hindus gegen früher abgenommen, dagegen die der Animisten um ein beträchtliches sich vermehrt hat. Die Zahl der Mohammedaner ist nur wenig größer geworden, dagegen hat sich die Zahl der eingeborenen Christen mehr als verdoppelt. Das sind hoffnungsvolle Zeichen: sie bedeuten eine weit geöffnete Thür in Chutia-Nagpúr. Möchte die Kirche Christi nicht versäumen einzutreten!

Die Missionsabteilung der deutschen Kolonialausstellnng auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Von A. Merensky.

Der Gedanke, in der Kolonialabteilung der Berliner Gewerbeausstellung auch die Arbeit der christlichen Missionen in den deutschen Kolonien irgendwie zur Darstellung zu bringen, ist nicht von den betreffenden Missionsgesellschaften ausgegangen, sondern von dem Vertreter derselben im Kolonialrate, Excellenz von Jacobi, der in Angelegenheiten der evangelischen Missionen Berater des Reichskanzlers ist. Seine Verhandlungen mit dem Ausschuß der deutschen Missionen fanden das bereitwilligste Entgegenkommen und führten schnell zu einem gemeinsamen Handeln. Die nötigen Vereinbarungen mit dem Auswärtigen Amt, dem Arbeitsausschuß der Kolonialausstellung und den beteiligten Missionsgesellschaften wurden dem in Berlin wohnenden Schreiber dieser Zeilen übertragen. Es war Eile not; denn schon war der Oktober vorigen Jahres herangekommen und die Zeit von sechs Monaten, über die bis zur Eröffnung der Gewerbeausstellung verfügt werden konnte, war so kurz, daß nur durch schnelles und einheitliches Handeln einiger Erfolg erzielt werden konnte. Es erschien auch wünschenswert, die nichtdeutschen evangelischen Missionen, die in unseren Kolonien arbeiten, zur Beteiligung heranzuziehen, wobei auch australische Gesellschaften und eine amerikanische in Betracht kamen. Die Verhandlungen mit ihnen und die Benachrichtigung der Arbeiter draußen von seiten der Missionsvorstände nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß das rascheste Tempo geboten war.

Bei den hervorragendsten der in Betracht kommenden 8 deutschen Gesellschaften fand das Unternehmen sofort kräftige Förderung, und auch zwei außerdeutsche Gesellschaften, die der amerikanischen Presbyterianer (Board of F. M. of the Presb. Ch. in the U. S. A.) und der australischen Wesleyaner (Australasian Wesleyan Meth. Miss. Soc. Sydney) zeigten lebhafte Teilnahme und bekundeten solche auch durch Zusendung von allem, was zweckdienlich erschien. Jene hat ihre Arbeit auf der Westküste Afrikas von Gabun aus bis in den südlichen Teil unseres Kamerungebiets ausgedehnt, diese betreibt ein ausgedehntes Werk auf dem deutschen Bismarckarchipel. Anders als diese

Digitized by Google

Gesellschaften verhielten sich die in Betracht kommenden englischen, die Churchmission (Deutsch-Ostafrika), die Universitäten- (Deutsch-Ostafrika) und die Melanesische Mission (Salomoninseln) und die amerikanische hawaiische (im Marschallarchipel). Um deren Arbeiten vorzuführen, mußten wir Karten anfertigen lassen und Bücher und Bilder durch Kauf erwerben. — Die meisten deutschen Missionskonferenzen beteiligten sich mit zum teil ansehnlichen Beiträgen zur Bestreitung der nicht unbeträchtlichen Ausstellungskosten.

Zunächst galt es, die Gegenstände, welche zur Ausstellung gelangen sollten, nach ihrer Art festzustellen. Grundsätzlich wurde auf das Aufstellen ethnographischer Kuriositäten verzichtet, teils weil man annehmen durfte, daß andere Aussteller solche in genügender Menge beibringen würden, teils weil sie den Missionsbetrieb nicht veranschaulichen. Nur solche ethnographische Gegenstände sollten in unserer Ausstellung Platz finden, die zu dem religiösen Leben des betreffenden Heidenvolkes in irgend welcher Beziehung stehen. Als besonders wichtig und erwünscht wurden bezeichnet: Wandkarten, die durch die einzelnen Gesellschaften von ihren Arbeitsgebieten hergestellt werden sollten, und Bilder von Hauptstationen, Wohnhäusern, Kirchen, Schulen, Werkstätten und Eingeborenen. Auf die letzteren hätte auch verzichtet werden können, da die Kolonialausstellung lebendige Exemplare von Eingeborenen genug aufweist. Besonders sollte die Litteratur vertreten sein. Es sollten eingesendet werden alle Bücher, die in den Sprachen der Eingeborenen erschienen sind, von der Fibel bis zur Bibel, Schulbücher, Lexika und Grammatiken und Veröffentlichungen der Gesellschaften über ihre Arbeit. Arbeiten von Eingeborenen, wie Aufsätze und Schreibhefte wurden als höchst willkommen bezeichnet. Endlich sollten Modelle von Häusern, Kirchen und Fahrzeugen das Ganze vervollständigen und ihre bekannte Anziehungskraft auf das Publikum ausüben.

Anfänglich schien die Raumfrage Schwierigkeit machen zu wollen. Von dem Arbeitsausschuß der Kolonialausstellung wurde der Vorschlag gemacht, die Ausstellung in einem besonderen Gebäude unterzubringen, das durch die Aussteller errichtet werden sollte. Es könne die Form einer Missionskapelle tragen und könne vielleicht den Missionen beider Konfessionen ein Unterkommen bieten. Letzteres wurde abgelehnt, aber auch von der Errichtung eines besonderen Gebäudes mußten wir Abstand nehmen, einesteils der Kosten wegen, anderenteils weil noch gar nicht abzusehen war, in welchem Umfang die Ausstellung zustandekommen werde. Darauf wurde versprochen, es sollten jeder Gesellschaft 2 qm Boden- und 8 qm Wandfläche kostenfrei überlassen werden; für jeden Quadratmeter Raum, den wir darüber hinaus beanspruchten, sollten wir 30 M. Miete zahlen. Endlich entschloß sich der Ausstellungsausschuß eine Kolonialhalle zu erbauen, in welcher den Missionen neben anderen Gesellschaften, Vereinen und Firmen der nötige Raum umsonst oder gegen einen beliebig hohen Beitrag zu den Kosten des Baues zugewiesen wurde.

Im April war die Kolonialhalle soweit vollendet, daß der in Aussicht gestellte Raum besichtigt werden konnte. Er entsprach der gegebenen Zusage, hat sich aber in der Folge als unzulänglich erwiesen, weil die Menge der ein-

Digitized by Google

gehenden Ausstellungsgegenstände viel größer wurde, als man voraussehen konnte. Indessen war es nicht nur möglich, die zunächst vorhandenen Stücke ziemlich vollständig unterzubringen, sondern es gelang auch, nach einigen Tagen angestrengter Arbeit die Aufstellung bis zum 30. April zu beenden, sodaß das Ganze bei der Eröffnung am 1. Mai fertig dastand.

Durch das willige Zusammenwirken aller Beteiligten war es auch gelungen, an diesem Tage ein Büchlein über die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten erscheinen zu lassen, welches eine zur Orientierung notwendige Ergänzung des durch die Ausstellung Gebotenen bildete. Jede der deutschen Gesellschaften hatte dazu ihre Arbeit in unseren Gebieten selbst bearbeiten lassen, während D. Warneck einen einleitenden Artikel hinzugefügt hatte, die nichtdeutschen Südseemissionen waren durch P. Kurze und die englischostafrikanischen durch P. Richter bearbeitet worden. Dies Büchlein eignete sich trefflich zur Verteilung an besonders interessierte Besucher, an die es in der Folge in großer Anzahl unentgeltlich abgegeben worden ist.*)

Wenn man vom Ausstellungsbahnhof an „Kairo" vorüber über die große Brücke nach dem Ausstellungsgelände gelangt, befindet man sich vor dem Eingang der Kolonialausstellung. Bei der hier sich zunächst findenden Ausstellung von Eingeborenen eilen wir vorüber, denn obwohl ihre Wohnstätten für den, der nicht selbst in Neuguinea oder Afrika war, sehenswert sind, so ergreift uns doch herzliches Mitleiden mit den Leuten selbst, die hier tagtäglich Gegenstand der Neugierde sind, und die, um diese zu befriedigen, tanzen und schreien müssen, selbst vielen von ihnen gewiß zum Ueberdruß. Wir fürchten, daß diese Leute mit Verachtung und Bitterkeit gegen uns erfüllt werden. (Leider kann aus Mangel an Kenntnis ihrer Sprachen wenig mit diesen armen Leuten verkehrt werden. Einigermaßen nimmt man sich derer an, die Suaheli verstehen. Unter den Herero befinden sich auch einige Christen, von denen einer, Josophat Kawatoto, gut deutsch spricht. Die Rheinische Mission bittet alle christlich gesinnten und missionsfreundlichen Besucher der Ausstellung, diesen Herero ein gutes Wort zu sagen, damit sie doch auch solche Deutsche kennen lernen, die mit ihnen eines Glaubens sind. D. H.) Endlich sind wir in der Kolonialhalle und treten ein. Im ersten Saale zieht das geschickt ausgeführte Modell der Faktorei von Vietor im Togolande unsere Aufmerksamkeit auf sich, die dadurch besondere Bedeutung auch für uns hat, als das Bremer Haus Vietor eins der wenigen Handelshäuser ist, die beweisen, daß man auch in Westafrika Handel und Plantagenbau betreiben kann, ohne daß man den Neger durch den leidigen Branntwein ruiniert.

Dann stehen wir vor den beiden Abteilungen, die man dem christlichen Missionswerk eingeräumt hat. Daß ihm der unscheinbarste Ort in der Halle zugewiesen ist, wollen wir nicht bemängeln, bedauern aber, daß sich der den evangelischen Missionen gewährte Raum schließlich als viel zu klein erwiesen hat. Einen größeren Raum zu erbitten, hatten wir früher nicht gewagt, weil damals Bedenken obwalteten, ob es gelingen werde, überhaupt etwas Sehenswertes zu schaffen.

*) Im Buchhandel ist es zu haben für 80 Pf. (A. M. Z. 296).

Digitized by Google

Ueber dem Raum, der den römischen und evangelischen Missionen zugewiesen ist, zieht sich als einigendes Band die Inschrift hin: „Missionsgesellschaften in deutschen Kolonien und Schutzgebieten." Wir verweilen einen Augenblick vor der Ausstellung der römischen Missionen. Es haben sich an ihr beteiligt die „Herz-Jesumission", die „Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes zu Steyl", die „Väter vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä" und die „Benediktusmission". In drei großen Glasschränken und an einer Wand ist hier eine wertvolle Sammlung von ethnographischen Gegenständen, Waffen, Bekleidungsstücken, Tanzmasken und dergleichen ausgestellt, neben denen sich naturhistorische Kuriosa zeigen. Die meisten dieser Sachen stammen vom Bismarck-Archipel und aus dem Togolande. Einige kleine Karten und die etwa 30 kleinen Bilder, welche Kirchen, Missionsgehöfte und Gruppen von Eingeborenen darstellen, werden fast übersehen. Auch von einigen Missionaren und dem Missionsbischof L. Couppé sind kleine Bilder vorhanden. Von Büchern in Sprachen der Eingeborenen finden wir nur einen Katechismus in einem Dialekt der Bismarckinseln und einen solchen in Suaheli, wie eine „Geschichte der Religion" in letztgenannter Sprache. Der Mangel einer durch katholische Missionare in den Sprachen der Eingeborenen abgefaßten Litteratur muß dem Beobachter sofort umsomehr auffallen, als die Größe der hierin von den evangelischen Missionen geleisteten Arbeit in der evangelischen Abteilung ihm sofort in die Augen fällt. Es ist eitle, unwahre Ruhmredigkeit, wenn die „Germania" (3. Juni 96) in dieser Hinsicht bemerkt: „Es leuchtet ohne weiteres ein, daß sich die katholischen Missionen hinsichtlich der Litteratur eine große Beschränkung auferlegen mußten, da sonst der zugewiesene Raum zu klein gewesen wäre, um all die Bücher zu fassen, die von katholischen Missionaren im Laufe der Jahrhunderte verfaßt worden sind." Denn es handelt sich hier nicht um das, was die Missionare in Jahrhunderten geschrieben haben, sondern nur um ihre litterarische Thätigkeit in den jungen deutschen Kolonien. Darf man annehmen, daß ausgestellt worden ist, was die katholischen Missionare in den Sprachen dieser Kolonien veröffentlicht haben, so ist das eine sehr mäßige Leistung.*) Die vielen Waffen und Kuriosa konnten bei dieser Missionsausstellung fortbleiben, ohne daß man sie vermißt hätte, da die Kolonialgesellschaften dafür genügend gesorgt haben.

Daneben finden wir unsere Ausstellung, welche einen vollständig anderen Charakter trägt. Sie macht sofort den Eindruck des Fachgemäßen. Ueber der Mittelwand ist oben in klaren, schwarzen, großen Buchstaben die Bezeichnung: „Evangelische Missionen" angebracht. Dann sind durch besondere

*) Auch mit dem Hiebe streicht die „Germania" völlig in die Luft, daß „die älteste protest. Mission erst 150 Jahre alt sei", da es sich hier lediglich um die deutschen Kolonialmissionen handelt. — Und recht ruhmredig klingt es, wenn sie ihren Artikel schließt: „Kein Wunder daher, daß der Besucher der Ausstellung hier staunend Halt macht und (obgleich „kein Führer u. dergl. daneben steht", der es hören kann!!) man häufig den Ausruf vernehmen kann: „Ah, das sind die katholischen Missionen!" Ja, das sind die kath. Missionen, geehrt und gerühmt von den größten Afrikareisenden aller Zungen. Da bedarf es keiner Ruhmredigkeit — ihre Thaten sprechen für sie." D. H.

Digitized by Google

Schilder die sieben deutschen Gesellschaften genannt, deren Arbeit hier vertreten ist; es sind die Leipziger Mission, die Brüdergemeine, Berlin I und III, Basel, Bremen und Barmen. Ungenannt ist die Neudettelsauer Mission, welche zu unserem Bedauern Ausstellungsgegenstände nicht eingesendet hat. An den Wänden sehen wir Karten und Bilder, wie auch einige wenige Gegenstände, die in Beziehung stehen zum heidnischen Kultus, dann Bilder in großer Menge und statistische Tafeln. Auf dem Tisch, der an der Wand entlang läuft, liegen Bücher, Schreibhefte, Aufsätze und Schriften allerlei Art aus. Im Vordergrund aber ist eine Gruppe von Modellen aufgestellt, neben denen auch einige Stücke Platz gefunden haben, welche von eingeborenen Handwerkern auf Stationen Afrikas verfertigt worden sind.

Zunächst fallen uns die Karten ins Auge. Sie sollten zum Teil noch klarer und deutlicher in Schrift und Farbe gehalten sein. Von allen Kolonialgebieten der genannten deutschen Gesellschaften sind aber Karten vorhanden, und eine vom Afrika-Verein ausgehängte Karte zeigt die Lage des Gebietes, das der Verein zur Anlegung einer Sklavenfreistätte in Usambara erworben hat. Eine andere Karte zeigt die Stationen der englischen Gesellschaften in Deutsch-Ostafrika, und auch für Darstellung der amerikanischen und australischen Missionsgebiete in der Südsee ist gesorgt. Die amerikanischen Presbyterianer haben eine kleine, aber treffliche Karte von Süd-Kamerun und dem Teil der französischen Westküste Afrikas, wo sie arbeiten, geliefert.

Neben den Karten bedecken Bilder die Wände. Leider sind sie meist in zu kleinem Maßstab angefertigt, als daß sie leicht erkennbar wären. Ganz fehlen Bilder der Leipziger Stationen am Kilimandscharo und der Rheinischen Stationen. Berlin I hat die Photographien von Stationen und Menschen am Njaßa zum Zweck der Ausstellung vergrößern lassen, und Berlin III hat recht hübsche farbige Darstellungen von Wuga, Hohenfriedberg, den Missionsgebäuden in Tanga und anderem ausgestellt. Bremen hat elf Tafeln mit je neun Bildern gesendet, unter denen die Vorführung der acht Neger-Zöglinge, die in Westheim in Württemberg ihre Ausbildung erhalten, besondere Teilnahme erweckt. Von Basel ist ein Album ausgelegt, und auch der Bedeutung der Missions-Pioniere Krapf und Rebmann ist man durch Aufstellung ihrer Bilder gerecht geworden. Auch von englischen Missionaren, Gemeindegliedern, Schulen u. s. w. in Afrika fehlen Darstellungen nicht. Die besten Bilder aber sind uns aus Australien zugegangen. Die Wesleyanische Gesellschaft von Sydney, die auf den Inseln des Bismarck-Archipels arbeitet, hat 98 größere, trefflich ausgeführte Photographien herübergesendet, durch die man ein vollständiges Bild von dem Leben und der Arbeit auf Neu-Pommern und Neu-Lauenburg gewinnen kann. Diese Sammlung ist als mustergiltig zu bezeichnen.

Geben Karten und Bilder Aufschluß über die Ausdehnung der evang. Arbeit in unsern Kolonien, und lassen letztere die Eigenart der Eingeborenen und die Tüchtigkeit dessen erkennen, was an äußeren Einrichtungen bereits geleistet ist, so gewinnt man bei Durchsicht der ausgelegten Litteratur einen geradezu überwältigenden Eindruck von der geistigen Arbeit, welche unsere Missionare auch auf diesen meist noch verhältnismäßig neuen Gebieten

Digitized by Google

bereits verrichtet haben. Daß die Missionare es waren, welche Suaheli und andere Sprachen Ostafrikas, die Duala- und Benga-Sprache, das Evhe, Herero und selbst das schwierige Nama zu Schriftsprachen gemacht haben, kann man hier durch die vor Augen liegenden Beweise lernen. Da sind Steeres, Krapfs, Rebmanns grammatische und lexikalische Bearbeitungen ostafrikanischer Sprachen, die Arbeiten Christallers in Gã und Tshi, Wörterbücher des Evhe, das Krönleinsche Nama-Wörterbuch und Hahns und Brinckers Bearbeitungen des Herero. Selbst von den Sprachen Neu-Pommerns und Neu-Lauenburgs liegen Grammatiken und Lexika aus, die wir dem Fleiße der Missionare Rickard und Brown verdanken. Und daß diese Arbeiten durch die Mission und für die Mission geleistet wurden, beweist die Fülle von Unterrichtsbüchern, die in unseren Kolonial-Sprachen schon vorhanden ist. Liegt doch auch bereits eine Konde-Fibel aus! Fibeln, Lesebücher, Katechismen, Arithmetik, Bunyans Pilgerreise, Lehrbücher der biblischen und der Profan-Geschichte, eine biblische Geschichte in Duala z. B., mit vielen, wirklich guten Bildern geziert, Lehrbücher der Geographie, Gesangbücher und andere beweisen, wie die evang. Mission überall am Werke ist, den Grund zu einer christlichen Volksbildung zu schaffen. In fast allen genannten Sprachen ist das Neue Testament vorhanden, während in der Tshi-Sprache bereits die ganze Bibel vorliegt.

Neben diesen Veröffentlichungen in den Sprachen der Eingeborenen liegen die Veröffentlichungen der Gesellschaften über ihre Arbeit in Gestalt von Zeitschriften, Traktaten und Büchern aus und regen die Besucher an, sich durch Gebrauch dieser Hilfsmittel mit dem Missionswerke bekannt zu machen.

Gegenüber dieser Fülle von Material, durch welches der Fleiß der Gesellschaften und der Missionare ins Licht gestellt werden, vermißt man aber eine größere Anzahl von Arbeiten der Eingeborenen, und es ist nicht recht zu erkennen, weshalb es den Direktionen nicht gelungen ist, solche zu beschaffen, da rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht worden war, daß sie wichtig seien. Die Beschauer wenden den einfachsten Gegenständen dieser Art sofort ihre Aufmerksamkeit zu. Die sehr wenig hervorragenden Uebungen im Schreiben, die aus Togoland, Ost-Afrika und den Bismarck-Inseln vorliegen, werden gern betrachtet, ebenso Zeichnungen. Bremen hat sich ein Verdienst um die Sache erworben, indem es von den Evhe-Zöglingen in Westheim Aufsätze ausstellte, die unter Klausur geschrieben wurden, und die ein schönes Zeugnis sind für die sprachliche Begabung der Afrikaner. Selbst zwei neue Ankömmlinge, die im August 1895 noch kein Wort deutsch verstanden, haben schon jetzt ihre Lebensgeschichte in guter Handschrift und in verständlichem Deutsch niedergeschrieben. Auch die Geschichte der Goldküste von dem schwarzen Pastor Reindorf zieht die Teilnahme der Besucher an.

Einige Gegenstände von ethnographischer Bedeutung, einige Götzen aus Neu-Guinea, Ahnenstäbe der Herero, kleine Trommeln, die bei Beschwörungen gebraucht werden, und etliche „Fetisch"-Puppen, sowie Wahrsager-Geräte und Zaubermittel von der Goldküste bringen etwas Abwechselung in die Reihen von Bildern und Büchern. Besonders werden die „Zaubermittel" von Kennern beachtet und wegen der Schwierigkeit, in ihren Besitz zu gelangen, sehr geschätzt.

Digitized by Google

Auch die Modelle werden sehr beachtet. Ein Modell von Amedschove und ein ebensolches des dortigen Missionshauses zeigen das äußere Ansehen und die Einrichtung einer evang. Missionsstation. Ein rundes Kondehaus und ein viereckiges Haus von der Westküste führen die beiden Grundformen afrikanischer Bauten vor. Eine Buschkirche von Neu-Pommern, das Modell eines südafrik. Ochsenwagens und das Modell des Berliner Missions-Dampfers Paulus vervollständigen das Ganze. Solche Modelle erfüllen leicht den Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen und Verständnis zu vermitteln. Sehr fleißig ausgeführte Baupläne mit Erläuterungen von dem Basler Missions-Ingenieur Hüttingen werden weniger beachtet, obwohl sie an sich recht wertvoll sind. Endlich sind noch einige gut ausgeführte Holzarbeiten, Nähtisch, Theetisch, Rauchtisch und anderes aus Bremer Missions-Werkstätten eingegangen, die höchst willkommen waren, für deren Eingliederung recht passender Raum aber leider nicht mehr vorhanden war.

Das ist die Missions-Abteilung auf der Gewerbe-Ausstellung in Berlin, welche, soweit uns bekannt geworden ist, von allen Seiten mit Befriedigung und Teilnahme begrüßt und mit Wohlwollen beurteilt worden ist. Von dem Strom der Besucher bleiben hier die meisten einige Augenblicke stehen, und um die Erklärerin bildet sich immer wieder ein neuer Kreis von solchen, die sich gern näher unterrichten lassen. Alte Missionsfreunde geben ihrem Dank und ihrer Freude Ausdruck, solche, die bisher der Sache fern standen, gestehen ein, daß sie es wert ist, mehr beachtet und unterstützt zu werden; nur vereinzelt läßt sich auch wohl die Stimme eines Gegners hören, der dann meist schnell verschwindet, weil er seine Unkenntnis nicht zeigen oder sich nicht belehren lassen will. Die reichen Gaben, welche täglich in den „Missions-Neger" eingelegt werden, der um „zehn Pfennig" für die Mission bittet, werden nicht nur die Kosten decken helfen, welche die Ausstellung verursacht, sondern lassen auch noch Ueberschuß erhoffen. Sie zeigen auch, daß die Mission sich immer mehr Freunde erwirbt, je mehr ihre Arbeit, ihre Leistungen und ihre Erfolge bekannt werden.

Als ein wirksames Mittel, weiteren Kreisen zu solchem Bekanntwerden mit unserer Sache zu verhelfen, hat sich die Missionsausstellung erwiesen.

Litteratur-Bericht.

1. **Flügel:** „Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker." 3. Aufl. Langensalza, A. Beyer und Söhne 1896. S. 243.

Die zweite Auflage dieses Büchleins ist in dieser Zeitschrift (1889, 578) eingehend besprochen worden und die dritte verdient dieselbe lobende Anerkennung. Sie bringt mancherlei Ergänzungen, namentlich über Sozialethik und ethischen Evolutionismus. Sonst spricht sich der Verfasser im Vorwort der neuen Auflage so aus: „Die Gegenstände dieser Schrift sind von der Art, daß sie beständig erweitert werden können. Das ist zum Teil auch in der neuen Auflage geschehen. Doch die größere Kunst besteht hierbei in der Beschränkung und in der richtigen Auswahl des Stoffes. Für die mitgeteilten Thatsachen aus dem Leben der Völker habe ich ge-

Digitized by Google

nau die Quellen angeführt, um den Leser einigermaßen in den Stand zu setzen, die Zuverlässigkeit des Mitgeteilten zu prüfen. Denn ein jeder, der sich mit dergleichen beschäftigt hat, weiß, wie unsicher zuweilen die Mitteilungen selbst sehr gewissenhafter Reisenden und Berichterstatter sind." Inhalt: Das Ich im Leben der Völker. Das Ich als eigener Trieb. Das Ich und seine Umgebung. Das Ich und der Name. Das Ich als Inneres. Das Ich als thätiges Prinzip. Erweiterung des Ich. Das abstrakte Ich. — Ueber die Entwickelung der sittlichen Ideen. Die Idee des Wohlwollens, der Vollkommenheit, des Rechtes, der Billigkeit, der inneren Freiheit. Einfluß (a. schädlicher, b. heilsamer) auf die Moral. Das Absolute in der Moral.

2. Warm empfehlen wir zur weitesten Verbreitung folgende Schriften aus dem Verlage der Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft:

a. „Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar" 3. Aufl. eleg. gebd. in Leinwand 2,25 M., brosch. 1,75 M.

b. Remus: „Soll ich Mission treiben? Ja oder nein?" 0,20 M.

c. Richter: „Mission und Kolonialpolitik." 0,25 M.

d. Stosch: „Mission und soziale Frage." 0,20 M.

e. Grundemann: „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission." Heft 2, 2. Aufl. und Heft 3.

f. Neue Missionsschriften in farbigem Umschlag mit Bildern. No. 32. Ha Schewasse, eine Hütte Gottes unter den Bawenda 2. Aufl. 0, 20 M. No. 33. Georgenholtz im Lande der Bawenda. 3. Aufl. 0,15 M. No. 45. Uganda. 0,20 M. No. 46. Missionsvater Wangemann. 0,20 M. No. 47. Korea. 0,10 M.

g. Missionsschriften für Kinder in farbigem Umschlag mit Bildern. Heft No. 21—27. à 0,05 M.

„W. Posselt" (von Pfitzner), „die Mission und die soziale Frage" (von Stosch) und „Vater Christliebs Abendunterhaltungen" (von Grundemann) sind bereits in dieser Zeitschrift früher angezeigt worden. Daß die fesselnde Selbstbiographie des originellen Posselt eine 3. Auflage erlebt hat, freut uns sehr. Wir besitzen in ihr ein Missions-Volksbuch, das alle Jahre eine neue Auflage erleben sollte. — Neu sind die Schriftchen von Richter und Remus. Das erstere, ein Vortrag auf der Brandenburger Missionskonferenz, ist besonders zeitgemäß und durch sein gesundes Urteil lehrreich; das zweite ist eine populäre Missionsapologie, die alles zu neuer Beherzigung verwertet. — „Missionsvater Wangemann" ist ein guter Auszug aus der bekannten Biographie von Petrich. — Von „Uganda" wäre bald eine 2. Auflage zu wünschen, die die romantische Missionsgeschichte dieses Landes bis zur Gegenwart erzählte. — „Korea" ist im wesentlichen ein Auszug aus dem Aufsatze von Gareis über diesen Gegengenstand in der A. M. Z. 1895, 499. — Die Kinderschriften sind meist von Merensky.

3. Von den neulich angezeigten Erinnerungen Brinckers: „Aus dem Hererolande" ist der 2. und 3. Teil unterdes erschienen. Das Büchlein (60 Pf) wird nochmals besonders empfohlen.

4. Die Baseler Missionsbuchhandlung hat einen „Führer durch die Baseler Missions-Litteratur" (von Dipper) herausgegeben, der gratis von derselben bezogen werden kann. Warneck.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

Paulus als Typus für die evangelische Mission*).

Von Pastor Stosch.

I.

Auch sonst pflegt es zu geschehen, daß Geistesbewegungen sich durch eine einzige große Persönlichkeit einführen, in welcher die schöpferischen Motive der Bewegung in ganzer Fülle vorhanden sind. Gewiß ist dies der Fall mit der Bewegung, die dem Willen Christi ihren Ursprung verdankt, daß das Evangelium vom Reich soll gepredigt werden in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker. Die evangelische Mission hat ihren Typus in St. Paulus. Das sagen wir, ohne die Bedeutung der übrigen Apostel gering zu achten. Abgesehen davon, daß uns die Nachrichten über dieselben spärlicher zugeflossen sind, so hat kein einziger unter ihnen den evangelischen Missionsgedanken in seiner ganzen Fülle mit solcher Weitschaft des Geistes umfaßt, wie St. Paulus. Das System der evangelischen Reichspredigt liegt in seiner Theologie völlig ausgebildet vor. Seine Theologie aber ist durchaus habitus practicus, um mit den Worten der Alten zu reden. Seine Missionsgedanken hat er gedacht, indem er sie übte. Typischen Charakter für die Mission aller Zeiten tragen nicht nur seine Gedanken, sondern seine Person und sein Gesamtwirken ist ein Grundriß des Geistes, eine magna carta, ein evangelisches Grundgesetz für jeden einzelnen Missionar und für die Gesamtheit der Missionsmotive bis an das Ende der Tage.

Wenn ich versuche, das vor dieser ehrwürdigen Versammlung zu entfalten, so ist die wesentlichste meiner Schwierigkeiten, den überaus reichen Stoff in knapper Darstellung vor Ihren Geist zu stellen. Eine überwältigende Fülle von Beziehungen muß ich versuchen in den engen Rahmen eines Vortrags einzuzeichnen. Der Herr wolle mir helfen und die Liebe meiner verehrten Zuhörer wolle meinen geringen Darlegungen freundlich folgen.

Das Typische St. Pauli für die Mission liegt I. in seinem persönlichen Charakter und II. in seinem Wirken.

I. Das Charakterbild St. Pauli ist eines der ausgeführtesten in der heiligen Schrift; wenn man nicht mehr sagen will; man könnte

*) Vortrag auf der Hallenser Missionskonferenz.

ANDOVER NEW SEMINARY
SEP 21 1896
Digitized by Google

mit Recht sagen: es ist eins der durchsichtigsten Charakterbilder der ganzen Weltgeschichte. Wo findet sich in den historischen Darstellungen Ranke's ein so klassisch einfaches, bei allem Reichtum so einheitliches Lebensbild, als dasjenige, welches dieser große Geschichtsforscher von dem Apostel Paulus zeichnet. Gegenüber allen politischen oder sozialen oder philosophischen Gedankenbewegungen, welche überall das Dunkel der Unvollkommenheit und der Unreife an der Stirn tragen, ein Umstand, der auch die Charaktere ihrer Träger verdunkelt, eignet dem Missionsgedanken eine hervorragende Klarheit und innere Wahrheit, eine Durchsichtigkeit des Prinzips, eine Realisirbarkeit der Ziele auf dem Wege und des Zieles am Ende. Der Missionsgedanke ist ein aus der göttlichen Klarheit und Machtfülle leuchtender Gedanke. Das ist's, was das Charakterbild St. Pauli so klar und wahr macht. Und doch konnte der Geschichtsschreiber das Leben des großen Apostels im wesentlichen nur nach seinem äußeren Umriß und nach seinen erkennbarsten Motiven seiner Gesamtdarstellung eingliedern. Daß der Missionsgedanke eine ganze Welt zum Kampfe herausfordert, daß die Psychologie des größten der Missionare alle Tiefen und Höhen göttlichen und menschlichen Interesses auf einem kleinen Schauplatz vereinigt, das liegt über der Pragmatik weltlicher Geschichtsschreibung. Aber für die Pragmatik der heiligen Schrift ist das Wunder des Lebens Pauli der heimische Boden. Die Nachrichten der Schrift sind der durchsichtige Schleier für die reinen klassischen Formen eines Lebens, dessen Motive und Ziele hoch über dem natürlichen Fluß der Dinge liegen. Wir sehen ein göttliches Absurdum in psychologischer Wirklichkeit sich ausleben. Das Unfaßbare steht vor uns in den reinen diamantnen Formen historischer Wahrheit. Das Uebernatürliche wird vor unseren Augen zu Natur und Geschichte. Die Geheimnisse des göttlichen Ratschlusses haben praktische Resultate. Wie der ewige Erlöser selbst die Fußspuren seiner Wirksamkeit tiefer in die Weltgeschichte eingedrückt hat als irgend eine jener Schattengestalten, die nur dieser Welt entstammen, so ist auch die Mission, die sich in den lichten Schattenwurf des historischen Christus kleidet, gerade durch ihren übernatürlichen Ursprung in eminentem Maße eine praktische Macht. Das zeigt das Leben St. Pauli wie in einem typischen Spektrum. Das Leben des Apostels werden nur die recht verstehen, die an das Wunder glauben als an die Natur der göttlichen und menschlichen Dinge. Der Sonnenglanz über diesem Leben ist die göttliche Providenz und der göttliche Geist.

Digitized by Google

Der gottgewollte Typus seines Charakters entstammt der Aufgabe, die ihm Gottes Wille und Gottes Geist gegeben hatte.

Es ist nicht von ungefähr, daß Paulus gerade in Tarsus seine Jugend verlebte. Tarsus war damals eine Handelsstadt ersten Ranges. Die Mannigfaltigkeit der Völkertypen der damaligen Welt gehörte zu den Eindrücken, die den jugendlichen Geist des künftigen Apostels beschäftigten. Auch die landschaftliche Szenerie seiner Heimat nährte in dem Knaben den Blick in die Weite und Ferne. Er sah hinaus auf eine weite Ebene, über der sich die Zinnen des Taurusgebirges erhoben. Er sah die Fluten des Cydnus zum Meere eilen, die Schiffe hinwegtragend nach fernen Landen. Er hörte von Jugend auf die griechische Sprache reden. Die Gewöhnung seiner Kindheit schon trug dazu bei, daß er dies feine Organ des Geistes in seinen Mannesjahren so meisterhaft beherrschte. Die Umgangsformen der griechischen Welt wurden ihm nicht erst in seinen späteren Jahren geläufig. In der Synagoge zu Tarsus hörte er die alttestamentlichen Lektionen in der griechischen Uebersetzung. Auch das gehört zu den göttlichen Führungen, daß er „römisch geboren" ist. Er besaß den Adelstitel der damaligen Welt, das römische Bürgerrecht, und nahm somit teil an den Vorrechten dieses weltbeherrschenden Volkes.

Wenn alle diese Umstände durch die göttliche Vorsehung gefügt sind, so liegt darin für die Mission aller Zeiten die Weisung, sich nie von dem großen ökumenischen Blick in die Ferne und in die Weite abdrängen zu lassen. Alle Bildungsmittel der Zeit, alle sozialen und politischen Verhältnisse müssen der Mission dienen. Sie muß unter allen Umständen an dem Glauben festhalten daß der Charakter der weltgeschichtlichen Entwicklungen im letzten Grunde nicht zur Hinderung, sondern zur Förderung des Evangeliums geraten wird.

Sprach St. Paulus von Jugend auf die griechische Sprache, war er nach den staatsrechtlichen Anschauungen seiner Zeit ein Römer, so war er doch zweifellos seinem Herzen nach ein Jude. Eines Pharisäers Sohn und hernach selbst ein Pharisäer, betont er zu mehreren Malen, daß er der strengen Richtung der jüdischen Weltanschauung angehörte. Wenn er sagt, daß er am achten Tage beschnitten sei, so deutet das auf die strenge Observanz seines Vaterhauses. Jüdische Familien in der Diaspora schoben nicht selten die Beschneidung ihrer Söhne länger hinaus. „Einen Hebräer aus den Hebräern" nennt er sich. Das kann nur heißen, daß er nach den Traditionen seines Vaterhauses nicht der

Digitized by Google

hellenistischen, sondern der aramäischen Strömung des jüdischen Geistes angehörte. Die ökumenische Bedeutung des jüdischen Volkstums blieb ihm sein Leben lang teuer. Denn von Jugend auf waren es nicht die Anschauungen eines verflachenden jüdischen Hellenismus, die ihn beherrschten, sondern der Enthusiasmus der strengeren Schule, der die Union des Gesetzes und der Propheten mit den Philosophemen des griechischen Geistes ablehnt, war der Nährboden seines geistigen und sittlichen Charakters. Der Schüler Gamaliels sog zu den Füßen dieses großen und weitherzigen Lehrers des Gesetzes zwar nicht den fanatischen und engen Geist der pharisäischen Propaganda ein, wohl aber war der Geist, der ihn groß zog, die tiefe Ueberzeug von der heilsgeschichtlichen Bedeutung des alten Testaments. St. Paulus wurzelt mit seiner Gesamtanschauung im alttestamentlichen Worte. Er ist in das neue Testament hinübergewachsen. Aber nie hat er den Glauben an die Offenbarung des alten Bundes verlassen. Sein Geist ist geschult an den Gedankengängen der Propheten. Sein sittliches Bewußtsein dankt er bis an sein Lebensende der Pädagogie des Gesetzes. Der Gott seiner Väter ist sein Gott geblieben. Denn nicht der Gott der Philosophen ist's, der in Christo Fleisch geworden, sondern Jahve, der Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs, der Israel unter Mose durch das Meer und die Wüste wunderbar geführt hat, der Gott der Psalmen und der Propheten. Er hat auf der fernen Hochebene Asiens den Galatern, in denen kein Tropfen jüdischen Blutes floß, nicht nur Christum am Kreuze vor die Augen gemalt. Er hat ihnen auch von Mose erzählt, von Abraham, von Sarah, von Hagar, von dem Berge Sinai. Den Völkerheiland verkündigte er nicht, ohne den heiligen Naturboden einer Geschichte vor die Augen der Fremden zu malen, aus dem sich die geschichtliche Gestalt des Welterlösers erhebt. Man mag wohl sagen, der Apostel habe eine freie und geistige Auffassung des alten Testaments. Er war in der That kein Knecht, sondern ein Freier gegenüber dem Buchstaben des alttestamentlichen Wortes. Aber er war nicht mit dem leisesten Gedanken seines Geistes ein Abtrünniger, sondern ein Kind des Hauses, ein dankbarer Zögling des alttestamentlichen Wortes. Eine verflüchtigende, spiritualisierende oder gar zweifelsüchtige Stellung zu der Geschichte des alten Testaments lag ihm so fern als irgend etwas. Die neutestamentlichen Gedanken schaut er überall im Lichte des alttestamentlichen Wortes. Es giebt keine Lehre, deren Wurzeln er nicht im alttestamentlichen Wort zu er-

Digitized by Google

weisen trachtet. Ueber den alten Bund dachte er genau so realistisch wie über den neuen Bund. Nicht religiöse Symbole, sondern Wirklichkeiten, nicht ethische Gedanken, sondern Offenbarungsgeschichte sieht er im ganzen Bereich jener heiligen Urkunden, die ihm als Gottes Wort gelten.

Diese Stellung St. Pauli zu dem Worte des alten Bundes ist typisch für die evangelische Mission. Wir schulden allerdings den Völkern zuerst und zunächst das Evangelium des neuen Bundes. Aber nie wird es gelingen, dies Evangelium von seiner Wurzel zu lösen und das Wort Christi ungiltig zu machen: das Heil kommt von den Juden. Nirgends wird man den Sohn Gottes predigen können, ohne den Schöpfer aller Dinge zu verkündigen, den Paulus auf dem Areopag von Athen gebildeten Heiden ebenso bezeugte, wie auf der weltfernen Hochebene Lycaoniens dem unmündigen Volk von Lystra. Die geistliche Grundlage der Erlösung ist die Schöpfung. Wie wird man aber die Schöpfung anders verkündigen können, als im Maß und Geist jener göttlichen Urkunde, die das erste Blatt der Genesis bildet? Das Verständnis des neuen Bundes fordert die ehrerbietige, lebendige und erlebte Gottesanschauung des alten Bundes. Keine Philosophie und keine Religion der Welt trägt in sich die geraden Richtlinien, die zu den Füßen des Sohnes Gottes endigen. Das alttestamentliche Wort aber zeigt überall Reflexe und Impulse des Zukünftigen, eine innerlich treibende Macht, die in dem Vater Jesu Christi zum Frieden kommt. Wollten wir das Evangelium Christi von seiner heilsgeschichtlichen Grundlage, von den Motiven einer jahrtausendelangen vorbereitenden Offenbarung Gottes isolieren, so würde unser Zeugnis verarmen. Mit menschlichen Künsten und Methoden können wir die göttliche Wurzel des Evangeliums nicht ersetzen. Daß der biblische Schöpfungsbericht sich von allen menschlichen Legenden und Philosophemen nicht nur durch seine Großartigkeit, sondern vornehmlich durch seine diamantene Wahrhaftigkeit unterscheidet, davon haben auch Heiden einen Eindruck. Ich habe erlebt, daß Heiden mit tiefstem Interesse die Probleme des Buches Hiob zu erfassen versuchten. Ich habe in der lutherischen Missions-Kirche von Madras Vorträge eines eingeborenen Predigers über die Schöpfung gehört, die sich durch Wärme der Empfindungen, durch Wahrheit und Einfalt des Geistes auszeichneten; ich konnte beobachten, mit welcher Spannung und Teilnahme die Gemeinde den Vorträgen lauschte. Der Prophet Jesaias lehrt auch die fernen

Digitized by Google

Heiden, zu dem Opferlamm auf Golgatha in der Sprache der Anbetung reden. Mit welchem Feuer lernen die Zöglinge der Mission die messianischen Weissagungen. Der Dekalog erweist sich als eine göttliche Forderung an das Gewissen aller Völker und das pädagogische Verhältnis, in dem der Sinai zu Golgatha steht, kann noch heut für die geistliche Führung der Gewissen nicht entbehrt werden. Ja selbst im Ceremonialgesetz finden sich Motive, welche von den durch die Schule und Sitte der Brahmareligion innerlich bestimmten Geistern unmittelbarer gewürdigt werden, als von den zuchtlosen Anschauungen des modernen europäischen Heidentums. Wir wollen gewiß den Heiden das Joch des Gesetzes nicht auflegen, wie es Paulus nicht wollte. Aber ebenso wenig dürfen wir die ökumenische und geistliche Bedeutung des Gesetzes Israels übersehen.

Darum ist der Kampf für das alte Testament, wie er in unsern Tagen geführt wird, auch ein Kampf im Interesse der Mission. Wer ohne tiefe Ueberzeugung von der historischen Wahrheit und der göttlichen Geltung des alten Testaments unter den Heiden steht, der kämpft mit zerbrochenem Schwert. Die Mission ist ein Verkündigerin des ganzen Heilsratschlusses Gottes. Nicht das Dogma der Inspiration bringen wir den Heiden, wohl aber das inspirierte Wort selbst. Der Odem jenes Wortes, welches den unvergänglichen Niederschlag der göttlichen Offenbarung bildet, erweist sich auch unter Heiden mächtig. Das Wort des alten Bundes ist ökumenisch, weil es göttlich ist.

Missionare können nicht tief genug in der Schrift wurzeln. Dogmatische, philosophische, kirchliche Anschauungen mögen einen Missionar bis zu gewissem Maße beherrschen. Sie werden ihm helfen, sie werden ihn unter Umständen auch hindern, wenn er sich einseitig von ihnen bestimmen läßt. Aber das Wort der Schrift wird ihm überall helfen. Es ist das Licht seiner Stimmungen und Empfindungen, die Rüstkammer und die unerschöpfliche Quelle seiner Gedanken, das Maß seiner Entschließungen und Hoffnungen. Hier wurzelt seine Methode und seine Kraft. Dem Schriftworte eignet eine göttliche Divinationsgabe für die Lösung jedes Rätsels, für die Ueberwindung jeder Schwierigkeit. Missionare müssen Menschen des Wortes sein. Das Wort wird sie geduldig und mutig, selbstverleugnend und weise machen. Nicht persönlich genug, und ich füge in demselben Athemzuge hinzu, nicht sachlich genug können Missionare in der Schrift leben. Ihr ganzes Wesen und Denken soll in Schriftanschauung getaucht sein.

Digitized by Google

Man merkt es den Tagesbüchern Livingstones an, wie tief er in der Schrift lebte. Man merkt es den Berichten der Missionare an, ob sie die Schrift nur citieren, oder ob sie in ihr leben. Man merkt es der Wirksamkeit der Missionare an, ob sie etwa im wesentlichen dogmatisch oder ob sie biblisch gebildet sind, ob sie, wie der Schüler des Paulus Timotheus von Jugend auf die heilige Schrift wissen, oder ob sie nur ein menschliches System im Kopfe tragen. Missionsseminarien haben keine wichtigere Aufgabe, als ihre Zöglinge mit tiefer Ehrerbietung und unbedingtem lebendigen Vertrauen zur heiligen Schrift zu erfüllen. Ein freies, weil an Geist und Buchstaben der Schrift innerlich gebundenes Schriftverständnis ist die beste Mitgabe für einen Missionar. Wie die Schrift in den Missionsseminarien getrieben wird, darnach gestalten sich oft genug erkennbar die Wege und Erfolge der Missionen. Ein fertiges Gedankensystem macht engherzig und spröde und ist jener geistlichen Elasticität ungünstig, deren der Missionar für sein Wirken bedarf. Die Schrift selbst giebt weitherzige und weitschauende, in ihrer Fülle unerschöpfliche Gedanken, die trotz ihrer Weitschaft viel bestimmter und praktischer sind als jedes theologische System. Die Dogmatik in allen Ehren, aber sie ist die Dienerin, nicht die Meisterin der Schrift.

War die Schrift für Paulus das vornehmste Rüstzeug, wurzelte seine ganze Welt- und Gottesanschauung in dem Boden der Offenbarung, so fehlte ihm auch nicht eine lebendige Erkenntnis der treibenden Mächte im Völkerleben. Niemand hat das Wesen des antiken Götterglaubens so durchschaut wie er. Er kannte die Hände der Sehnsucht, die sich unter den Heiden nach Gott ausstrecken. Er kannte und wertete das ursprüngliche Gottesbewußtsein der Völker. Er deutet aber auch ernst genug hin auf die finstern Mächte, welche hinter dem heitern Spiel der hellenischen Götterwelt lauern. Er kannte das geängstigte Gewissen der Heidenwelt. Er wußte die Menschen des Gewissens von denen zu unterscheiden, die ihr Gewissen ertötet haben. — Seine Handhabung der griechischen Sprache läßt auf eine genaue, nicht dilettantenhafte Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur schließen. Er kennt den Pantheismus der griechischen Philosophen, wie sich deutlich aus seiner Rede auf dem Areopag von Athen ergiebt. Er kennt das Lehrgedicht des Ciliciers Aratus über die Himmelsbewegungen; denn aus diesem Gedicht ist das Citat entnommen: wir sind seines Geschlechts. Dies Wort findet sich auch bei dem Stoiker

Digitized by Google

Cleanthes. Paulus konnte bei den Stoikern von Athen die Bekanntschaft mit diesem Worte voraussetzen.

Er mag jenen Zeitraum von fünf Jahren etwa, den er, der berufene Apostel, in der Stille zu Tarsus zubrachte, ehe ihn Barnabas nach dem syrischen Antiochien holte, zu eingehenden Studien benützt haben. Die blühenden Hochschulen von Tarsus waren geeignet, dem Apostel der Griechen Handreichung zu thun, damit er jenes Feld des Geistes genau kennen lerne, auf welchem er das Schwert des Evangeliums führen sollte. Der jeder Oberflächlichkeit abholde Mann hat es für seine Pflicht gehalten, die Geistesmächte zu studieren, mit denen der heilige Geist durch sein apostolisches Wirken in ein Zwiegespräch treten wollte. Wenn ein Missionar sich heute müht, eine fremde Sprache und ein fremdartiges Geistesleben kennen zu lernen, in die wunderbaren Gedankengänge eines fremden Volksgeistes, in die sittlichen und sozialen Anschauungen eines Volkes anderer Geschichte und anderer Art einzudringen, so mag er sich bei diesem ernsten und oft sehr schweren Studium des Vorbildes St. Pauli getrösten, der mit jener Welt, die er bekämpfen sollte, erst im Geiste rang, ehe er in Wirklichkeit den Kampf mit ihr aufnahm. Es ist zweiffellos, wir müssen die Heiden verstehen, ehe sie uns verstehen. Es giebt Völker, die leichter zu verstehen sind, es giebt aber auch Völker von beinahe unergründlicher Rätselhaftigkeit. Daß die Aneignung von Sprachen, die in viel höherem Maße uns fremd sind als jede europäische Sprache, das Verständnis einer uns völlig heterogenen Volksnatur große Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit der Missionare stellt, ist ersichtlich. Diese Anforderungen mögen nicht überall und nicht für jeden einzelnen Missionar gleich groß sein. Aber im allgemeinen wird man für den Bildungsstand der Missionare nicht leicht zu hohe Ansprüche stellen können. Es ist namentlich sprachliche Bildung, die man ihnen mitgeben mag als ein Kapital, das reiche Zinsen trägt. Wie will derjenige das Wesen einer fremden Sprache verstehen, der nicht an irgend einer andern als seiner Muttersprache die Gesetze des Sprachbaus gründlich studiert hat? Das Studium der griechischen Sprache ist für den Missionar nicht nur um des Verständnisses des neuen Testaments willen wichtig. Man lasse ihn nicht nur das Notdürftigste lernen. Halbbildung ist schädlich für den Charakter und hindert die Wirksamkeit. Ich habe Missionare bitter darüber klagen hören, daß man sie ohne genügende Vorbildung hinausgesandt habe. Namentlich

Digitized by Google

dort, wo man Pionierarbeit thun will, kann die Vorbildung der Missionare nicht gründlich genug sein. Der Beruf fordert eine geistige Elasticität, die nur im ernsten Studium gewonnen wird, eine Aneignungsfähigkeit und Entschlußfähigkeit, die erworben sein will. Wenn jemand nicht im Sturm und raschen Anlauf sich nur etwas Kenntnis des Latein und des Griechischen erworben, sondern in langsamem Gange die Gymnasialstudien absolviert hat, wenn er genötigt ward, einige Dialoge des Plato durchzudenken und sich an dem Geist eines klassischen Realismus zu nähren, wie er etwa die Reden eines Demosthenes beseelt, wenn er genötigt ward, mit einem Sophokles sich an der Lösung sittlicher Probleme zu versuchen, so wird das in den meisten Fällen einer Assimilationsfähigkeit zu gut kommen, welche die natürliche Voraussetzung für den missionarischen Beruf ist. Man darf das Natürliche nicht um des Geistlichen willen verachten. Jene großen Missionare, die einst durch August Hermann Francke von Halle ausgesendet wurden, besaßen neben der Plerophorie des Glaubens eine gründliche klassische Bildung. Mit welcher praktischen Genialität vermochte Ziegenbalg die Missionsprobleme zu erfassen, wie meisterhaft hat Fabricius die tamulische Sprache beherrscht, mit welcher Genialität des Gemüts hat sich Christian Friedrich Schwartz in die Eigenart der Hindu hineingelebt. Sollten nicht die Epigonen etwas von dem Geiste der Väter haben? Sollten nicht die Kleinen den Großen nacheifern, damit das Werk nicht von seiner ursprünglichen Höhe herabsteige?

Noch immer stehen wir nur in den Vorhöfen des Lebens St. Pauli. Das Heiligtum, in welchem jene Flamme brennt, die seinen ganzen Leib licht gemacht hat, haben wir noch nicht genannt. Es ist die wunderbar von ihm erfahrene Gnade Gottes in Christo Jesu. Der Herrlichkeitsstrahl vor den Thoren von Damaskus hat seinen Charakter bis in seine innersten Tiefen erleuchtet und verneuert. Die Rechtfertigung allein aus Gnaden ist das Thema seines Lebens und der innerste Pulsschlag seines apostolischen Charakters geworden. Was ist ein Paulus ohne den, der ihn mächtig macht! In der tiefen und völligen Ergriffenheit von der Gnade und Herrlichkeit Christi liegt die Größe St. Pauli. Nimmt man ihm die brennende Liebe zu Christo dem ewigen Sohne Gottes, der in der Fülle der Zeit Mensch geworden ist um unsertwillen, der für uns gekreuzigt und auferstanden ist, man nimmt ihm sein ein und sein alles. Daß ein Mensch sagen kann, wie Paulus — mit völliger Wahrheit, ohne jede Schwärmerei,

Digitized by Google

ohne mystische Färbung, ohne die Vermittelung irgend eines Theologumens: nun aber lebe nicht ich, sondern Christus lebet in mir; das ist die tiefste Rechtfertigung und der göttliche Freibrief für die Mission.

Was wäre die Mission ohne die freie Gnade. Die Berufung der Völker geschieht durch die freie Gnade. Die Erleuchtung der Heiden geschieht durch kein anderes Licht als das Licht der Gnade. Die Rechtfertigung jedes einzelnen armen Sünders ist ein Wunder und Geheimnis der freien Gnade. Die Heiligung und Erbauung der Gemeinden geschieht durch die Macht derselben Gnade. Mit der Anerkennung der alles in allem wirkenden Gnade Gottes steht und fällt die evangelische Mission. Die Mission mag von diesem Prinzip in Theorie oder Praxis im großen oder kleinen hie und da abgeirrt sein, der einzelne Missionar mag das Prinzip des Geistes in der Freiheit der göttlichen Gnade tiefer oder weniger tief, lebendiger oder weniger lebendig erfaßt haben, gewiß ist, daß der Glaube an die freie Gnade der wahre Pulsschlag der Mission ist. All ihr Werk im Anfang, im Fortgang und in der Vollendung geschieht durch die Macht der Gnade. Wer die Gnade in seiner eignen Berufung, Erleuchtung, Rechtfertigung, Heiligung nicht persönlich erfahren hat, wie will der ein Zeuge sein dieser geheimnisvollsten aller Kräfte. Aber echte Erfahrungen der Gnade seien es, nicht gemachte und erdachte geistliche Erlebnisse. Ueber alles Unechte übt das Missionsleben eine unerbittliche Kritik. Einen ungeistlichen, innerlich unerfahrenen oder innerlich nicht völlig wahren Menschen hinauszusenden, ist eine Grausamkeit gegen ihn selbst, gegen das Werk, das er treiben soll, gegen die Seelen, die ihm anvertraut werden. Hier liegt eine der schwersten, vielleicht die schwerste Verantwortung der Missionsleitungen. Es muß die Gabe, die Geister zu unterscheiden, geübt und erbetet werden. Die Disziplin in den Missionsseminarien muß ebenso wie auf die Schulung, so auch auf die Unterscheidung der Geister gerichtet sein. Das wichtigste freilich bleibt das Gebet der Gemeinde an den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

St. Paulus ist ein Mann des Glaubens. Aber er ist auch ein Mann der Liebe. Es ist in ihm eine Zartheit und Innigkeit persönlicher Empfindungen, ein Reichtum persönlicher Beziehungen, wie sich solches vielleicht in keinem andern Menschenleben in solchem Maße wiederfindet. Der für seine Freunde betende, dankende, leidende Apostel,

Digitized by Google

welche Bilder sind das! Es sind Missionsbilder. Eine Mission ohne Liebe wäre wirklich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Es kann einer Mission mancherlei mangeln; es wird das überdeckt und übertragen, wenn sie den Geist der Liebe und des Erbarmens hat. Fehlt ihr aber dieser, so würden auch glänzende Vorzüge andrer Art diesen Mangel nicht zu überdecken und auszugleichen vermögen. Die Religion Christi will Diener, die die Liebe Christi bringet. Es giebt hölzerne Naturen, Menschen eines tiefgewurzelten Egoismus, Menschen von sich selbst besessen und in sich selbst vergraben. Sie sollte man nicht als Missionare aussenden, auch wenn sie glänzende Gaben hätten. Opfersinn, Freiheit vom eignen Selbst gehört zum unentbehrlichen Arbeitsgerät eines Missionars.

Ein besonders hervorstechender und ich möchte sagen ein besonders ergreifender Zug in dem Charakter St. Pauli ist seine Pietät für das Volk seiner Väter, für die heilige Stadt, für die Gemeinde der Heiligen in Jerusalem, die Muttergemeinde der Christenheit. Wieder und wieder zieht er hinauf nach Jerusalem, zweimal mit reichen Spenden für die Notdurft der Heiligen. Wir wollen den tieferen Gründen für die unter allen Anfechtungen von seiten der Juden nie erstorbene Anhänglichkeit des Apostels an das Volk der Propheten und des Tempels nicht nachgehen, wir wollen von der Pietät des Apostels reden, ohne darzuthun, daß diese seine Pietät in den Tiefen seiner Grundanschauung wurzelt. Aber hat nicht auch so, nur im allgemeinen angesehen, seine Pietät für die jerusalemische Gemeinde etwas typisches für die Mission? Die Gemeinden aus den Heiden sind Tochtergemeinden der heimatlichen Kirche. Den Töchtern geziemt Pietät und Dankbarkeit gegenüber der Mutter. Diese Pietät muß gepflanzt werden. Sie kann aber nur von denen gepflanzt werden, die sie selbst besitzen. Missionare müssen treue und dankbare Söhne ihrer Kirche sein. Wer mit einem wegwerfenden Urteile über die kirchlichen Verhältnisse seiner Heimat in die Ferne hinauszöge, um nach seiner Meinung ein Neues zu bauen, dem würde, fürchte ich, von vornherein der Segen Gottes fehlen. Nicht Kosmopoliten wollen wir aussenden, schon aus dem Grunde nicht, weil ein Kosmopolit selten ein Charakter ist, sondern Patrioten, aber auch nicht Leute eines allgemeinen farblosen Christentums, sondern solche, die im Bekenntnis, in der Sitte, in der Vergangenheit und Geschichte ihrer Kirche mit treuer Pietät wurzeln. Man darf nicht denken, daß die feste Bekenntnisstellung eines Missionars der

Digitized by Google

Elastizität und Weitherzigkeit seines Wirkens Eintrag thue. Wäre das Bekenntnis seiner Kirche ihm ein starres Gedankensystem, eine nova lex, so würde es ihn ja freilich unfrei machen und die mangelnde Freiheit des Geistes würde ihn einengen und hindern. Aber die Geschichte der Mission zeigt deutlich, daß die kirchlichen Missionen gerechter im Urteil und weitherziger in den Anschauungen sind, als diejenigen mit vageren Erkenntnissen und Bekenntnissen. Wenn an die Stelle eines festen Lehrgrundes subjektive Vorurteile und Fündlein treten, dann wird dem göttlichen Worte damit selten ein Dienst erwiesen. Die Geschichte der kirchlichen Vergangenheit sei den Missionaren ein Heiligtum. Mit den geistlichen Erträgnissen dieser Geschichte mögen sie unter den Fremden wuchern, nicht als könnten und wollten sie die Seelen zu ihrer Färbung des Christentums zuerst und zunächst bekehren. Wo aber das Christentum Wurzel faßt, wo Christus in den Seelen Gestalt gewinnt, da wird der Missionar nicht anders können, als die erwachenden Seelen mit seinen Augen sehen und mit seinen Gedanken denken zu lehren. Hat seine Christuserkenntnis etwa ihren einfachsten Ausdruck im kleinen Katechismus Luthers gewonnen, so wird er dies köstliche Büchlein den jungen Christen nicht vorenthalten. Er wird damit für dauernde und wachstümliche Erkenntnis Christi in seinen geistlichen Pfleglingen mehr thun, als mit den besten seiner eigenen Gedanken. St. Paulus war von Gott berufen, ein neues zu pflügen im größten Maßstabe. Er ist einer der produktivsten Geister der Menschheit. Und doch war er ein durch und durch konservativer Mann. So wird auch die evangelische Mission eine konservative Macht sein und bleiben müssen und dürfen. Je mehr ihr Gott giebt, ein Neues zu pflügen, je mehr neue Bildungen ihr unter den Händen wachsen, je mehr neue Aufgaben ihr zuwachsen, desto pietätvoller wird sie auf dem Grunde der bisherigen Entwicklung und der kirchlichen Vergangenheit stehen müssen. Sollte es gelingen, wirklich selbständige heidenchristliche Kirchen zu schaffen, so werden diese nie die Bande der Pietät gegen ihre Mutterkirche lösen dürfen. Dem falschen Independentismus muß die Mission auf das ernsteste entgegentreten. Jede Stärkung der Pietät ist auch eine Stärkung des göttlichen Segens. Das vierte Gebot mit seiner Verheißung gilt auch für die Beziehungen der Missionsgemeinde zu der Muttergemeinde in der Heimat. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, es sei in den heidenchristlichen Gemeinden ein Hunger nach Autorität und damit nach Pietät vorhanden. Wollte Gott, diese von göttlichem und menschlichem

Digitized by Google

Recht geheiligte ursprüngliche Empfindung würde nirgends durch falsche Theorien einer vorzeitigen Verselbständigung der Gemeinden gekränkt.

(Fortsetzung folgt).

Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland.

(Mit Karte.)

Von D. R. Grundemann.

3. Die Missionen.

A. Allgemeines.

Jetzt schon eine zusammenfassende Darstellung der Mission in Kaiser Wilhelms-Land zu geben, könnte vielleicht verfrüht erscheinen. In der That sind die Arbeiten dort über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen. Greifbare Erfolge sind in den 8—10 Jahren, die wir jetzt überschauen können, noch nicht erreicht. In manchen Beziehungen sind die mit schweren Opfern verknüpften heißen Bemühungen immer noch Versuche und ein Tasten nach den geordneten Bahnen, auf denen später die Arbeit mit sicheren Schritten wird vorwärts gehen können. Die Mission hat auf diesem Gebiete außergewöhnlich hohes Lehrgeld geben müssen. Um so wichtiger ist es, daß die bis jetzt gemachten Erfahrungen fixiert und in das rechte Licht gestellt werden. Ein richtiges Verständnis der sich aus denselben ergebenden Lehren wird nicht blos den weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete zu gute kommen, sondern für die Missionsmethode überhaupt wertvolle Beiträge liefern. Wer von der letzteren gering denkt, oder sie und ihre wissenschaftliche Bearbeitung gar für überflüssig hält etwa in dem Sinne, daß alles einzig und allein auf die christliche Persönlichkeit ankomme, dem könnte das, was wir von der K. W. L.-Mission bis jetzt vor uns haben, schon einigermaßen die Augen öffnen. Viel edle Kraft und teure Mittel und vielleicht selbst einige Menschenleben hätten erspart bleiben können, wenn damals bereits eine zusammenfassende kritische Bearbeitung aller von den verschiedenen Missionsgesellschaften gemachten Erfahrungen vorgelegen hätte, auch wenn sich dieselbe nur auf die verwandten Felder (Melanesien) beschränkte. Es wäre in der That wünschenswert, daß wir die Missionen etwas mehr studierten, nicht blos in den Stadien ihrer erfreulichen Entwicklung, sondern auch in denen ihrer opferreichen Anfänge, in welchen bis jetzt der Mangel einer sicheren Richtschnur sich

Digitized by Google

oft schmerzlich fühlbar macht. In diesem Sinne möchte ich schon jetzt die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde auf dieses Gebiet lenken.

Zunächst darf es nicht übersehen werden, daß die vorliegenden Arbeiten durchaus als Kolonialmission zu bezeichnen sind. Schwerlich würde an jener verrufenen Nordküste Neu-Guineas, mit ihren undurchdringlichen Fieberwäldern und ihren als Wilde schlimmster Art betrachteten Eingeborenen, jetzt irgend ein Missionsanfang gemacht worden sein, wenn nicht das Deutsche Reich dort Besitz ergriffen hätte. Die beiden dort arbeitenden Missionsgesellschaften haben es offen eingestanden, daß für sie das Vorgehen der Reichsregierung der Fingerzeig gewesen ist, in dem sie die Mahnung zum Beginn dieser Mission erblicken mußten. Von Barmen schrieb man, darüber, daß das Evangelium durch unsern Dienst unsern neuen Mitbürgern gepredigt werden müsse, sei kein Wort zu verlieren (Rh. M. B.*) 86, 100), und ebenso war man in Neuendettelsau überzeugt, daß die deutsche Christenheit eine Schuldnerin der neuen Reichsgenossen geworden sei (A. M. Z. 92, 36). Von theoretischen Gesichtspunkten aus denken manche Missionsfreunde anders und möchten um des Unrechts willen, das eine koloniale Besitzergreifung involviert, ganz abgesehen von den bekannten Schäden, die drum und dran hängen, die Missionssache von solchen weltlichen Unternehmungen möglichst unverworren halten. Gerade K. W. L. könnte als das am meisten belastete unserer Schutzgebiete angesehen werden. Hier haben wir — soweit mir bekannt ist — nicht einmal irgend welche Verträge, die auch nur einen Schein des Rechtes für die Besitzergreifung geben könnten. Ich nehme die einfache Thatsache ohne kolonialtheoretische Erörterung. Und so haben die beiden Missionsgesellschaften sie genommen und ohne viel missionstheorethische Bedenken mit christlichem Takte, den Thatsachen folgend, die Mission aufgenommen.

Es ist beachtenswert, daß ein so ausgedehntes Gebiet wie Neu-Guinea so lange ohne christliche Mission blieb. Anfangs der sechsziger Jahre erließ der bekannte Herr Robert Arthington einen Weckruf an die evangelische Christenheit, in dem er seinem Schmerz und Unwillen darüber Luft machte, daß auf dieser größten Insel der Welt noch nicht das Evangelium verkündigt werde. Er erwartete, daß seine Landsleute sofort damit anfangen und auch die Deutschen anspornen würden, ihnen nachzufolgen. Er wußte nicht, wie damals Wallmann schrieb, daß deutsche Missionare dort seit 1855 bereits im Sattel saßen, nämlich die von Goßner ausgesandten, Ottow und Geißler. Aber daß diese bei Doreh einen kleinen Anfang machen konnten, war nur möglich durch den Kolonialeinfluß, den die Holländer über Ternate auf das von ihnen beanspruchte Gebiet ausübten. Ohne die ternatischen Handelsverbindungen wäre ein Beginn der Mission in jener Gegend nach Menschengedanken überhaupt nicht möglich gewesen. Trotz des dringenden Weckrufes erfolgten damals englischerseits keinerlei Missionsversuche auf dem weiten,

*) Rh. M. B. = Rheinische Missionsberichte, Rh. J. = Jahresbericht der Rhein. M., A. M. Z. = Allgemeine Missions-Zeitschrift, K. M. = Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea (Neuen-Dettelsau). Z. = Zöller, Deutsch-Guinea.

Digitized by Google

vernachlässigten Felde, bis 1871 die Londoner M. G. auf der Südseite von Neu-Guiena eintrat. Dabei darf nicht übersehen werden, daß inzwischen dort der europäisch-australische Handelsverkehr, sowie auch Forschungsexpeditionen einigermaßen Bahn gebrochen hatten. Die ganze Nordküste aber auf mehr als 2200 km blieb noch auf weitere $1^1/_2$ Jahrzehnte von der Mission ganz unberührt, bis zur deutschen Besitzergreifung. „Ohne die in den Kolonialerwerbungen sich vollziehende Oeffnung der Völkerthüren würden wir wohl nie nach Neu-Guinea gekommen sein," so lautet der Bericht der Neuendettelsauer (A. M. Z. 92, 36), und ebenso bekennen sie, daß, als nach sechsjährigem Bestehen ihrer Station Simbang die Kolonialstation von Finschhafen verlegt wurde, jene Mission schwerlich zu halten gewesen wäre, wenn nicht die Neu-Guinea-Kompagnie in entgegenkommender Weise die Schiffsverbindung aufrecht erhalten hätte (ib. 41, cf. K. M. 93, 37).

Das Verhältnis der Kolonialbeamten zu den Missionaren ist auf diesem Gebiete von vorn herein besser gewesen als anderswo. Der erste Landeshauptmann, v. Schleinitz, ist ein warmer Missionsfreund und auch seine Nachfolger haben, wie in den Missionsberichten dankbar anerkannt wird, den Missionaren viel Hilfe und Freundlichkeit zu teil werden lassen. Die nachteiligen Einflüsse europäischer Unsittlichkeit kommen hier, wie es scheint weniger vor, als auf anderen Gebieten. Die eingeborenen Weiber beobachten die größte Zurückhaltung und ziehen sich vor den Weißen stets scheu zurück. „Es wird — mit Recht oder Unrecht — behauptet, daß in Deutsch Neu-Guinea noch nie ein Weißer einem einheimischen*) Weibe näher getreten sei" (Z. 72).

Dagegen hat die Mission mit manchen andern Schwierigkeiten schwerster Art zu kämpfen. Vor allem ist das ungesunde Klima zu nennen. Fast ausnahmslos werden die Missionare vom Fieber befallen, das in mannigfacher Gestalt auftritt. Es stimmt keineswegs ganz überein mit den von andern tropischen Gebieten bekannten Formen dieser Krankheit und war bei den Anfängen der Mission noch nicht genügend erforscht. Am gefährlichsten ist die erste Periode des Aufenthalts von 8—12 Monaten.

Die Neulinge werden zu wiederholten Malen vom Fieber ergriffen. Missionar Bergmann erkrankte daran in 5 Monaten 22 mal, zuletzt am Gallenfieber. Selbst wenn die Krankheit nicht tötlich wird, schwinden die Kräfte. „So oft ich es versuchte, aufzustehen," schreibt B., „fiel ich immer wieder um und habe mich dabei arg beschädigt. Aber ich genoß dabei stets, gottlob, den stillen Frieden, der das Herz innerlich froh und freudig macht." Gleichzeitig litt auch sein Gefährte Scheidt; doch konnte er wenigstens bisweilen aufstehen, am Stocke gehen und, wenn auch mit vieler Mühe, ein wenig Speise bereiten (Rh. M. B. 88, 372 f.). Ein anderer Missionar verlor bei jedem Fieberanfall fünf Pfund seines Gewichtes (ib. 88, 53). Eine hinausgesandte Braut hätte ihren Bräutigam fast nicht wieder erkannt, so elend war er.

*) Wohl aber — nichteinheimischen. D. H.

Digitized by Google

Mancher übersteht diese Periode gar nicht, sondern muß, wenn er nicht stirbt, aus dem Lande*). Die sie überstanden haben, sind aber damit nicht etwa akklimatisiert. Es tritt ein zweites Stadium ein, in dem die Fieber seltener und weniger heftig erscheinen. Manche fühlen sich monatelang ganz frei. Aber es kommt eine weitere Periode der Verschlimmerung, der bei manchem die Kräfte nicht gewachsen sind (K. M. 94, 73).

Nicht viel geringer sind die Gefahren der Ruhr (Dysenterie), die besonders unter den Eingeborenen viel Verheerung anrichtet. Auch Rheumatismus scheint ernstlich aufzutreten.**)

Die meisten Opfer hat die Rheinische Mission bringen müssen, die in 8 Jahren 10 Todesfälle zu verzeichnen hatte — darunter freilich zwei Unglücksfälle und zwei Ermordungen. Die Neuendettelsauer haben zwar nur einen Sendboten und zwar 14 Tage nach seiner Ankunft durch den Tod (Typhus) verloren; aber auch bei ihnen sind alle beteiligten Personen sehr häufig, und zwar auch schwer von Krankheit heimgesucht worden.

Sehr segensreich war die Aussendung eines Missionsarztes, welche 1890 von Barmen aus erfolgte. Vielleicht wäre es noch besser gewesen, einen solchen sogleich am Anfang auszusenden. Dr. Frobenius konstatierte alsbald, daß unter den Krankheitsursachen besonders 1) das Uebermaß geistiger und körperlicher Arbeit, und 2) Erkältung obenanstehen. Er wird seine Erfahrungen inzwischen eingehender dargelegt haben. Man sollte meinen, daß sie in der Missionspraxis zunächst für dieses Gebiet sorgfältige Verwertung fänden. Insonderheit sollten jedem ausgesandten Missionar doch die eingehendsten Verhaltungsmaßregeln in seine Instruktion gesetzt werden. Bisher hat die M.-Methode in dieser Beziehung viel versäumt. Dr. F. fand zwei Missionare krank, die sich offenbar im Eifer, die Station sobald als möglich fertiggestellt zu sehen, überarbeitet hatten (Rh. M. B. 91, 43)***). Aber auch im folgenden Jahre, nachdem bereits jedenfalls vor Ueberanstrengung nachdrücklich gewarnt worden war, lesen wir, daß sich ein paar Missionare eine 9—10stündige Arbeitszeit zumuteten (ib. 92, 109). Dergleichen kann ein Europäer in den Tropen einfach nicht aushalten. So rühmlich der Eifer ist, sollte dergleichen in der Mission nicht vorkommen, denn der Rückschlag bringt dem Werke jedesmal den größten Schaden.

Ebenso berührt es jeden, der mit tropischen Verhältnissen bekannt ist,

*) Viele Missionare haben einen Aufenthalt in Australien oder eine Seereise nötig gehabt. Letztere ist ihnen oft auf das freundlichste auf deutschen Schiffen gewährt worden.

**) Besonders hatte M. Tremel (R. D.) davon zu leiden. Seine Kräfte waren gleich Null. „Mir thut es wehe, zusehen zu müssen, wie der ehemals doch nicht schwächliche Mann sich beim Aufstehen und Niederlassen abmühen muß. Muskeln und Sehnen versagen ihren Dienst fast vollständig. Es ist schwer für den jungen, kaum ein Jahr verheirateten Mann, an Beweglichkeit einem kleinen Kinde nachzustehen." K. M. 93, 87.

***) Zu große Anstrengungen, um bald fertig zu werden, sollen auch bei dem Baseler Missionsinspektor Prätorius die Todesursache gewesen sein.

Digitized by Google

sehr verwunderlich, wenn ein Missionar erzählt, daß er unter der glühenden Mittagssonne, sein Gepäck (wenngleich nur wenig) selber tragend, ohne die richtigen Schutzmittel, Tropenhut und Schirm, stundenlang gewandert sei (K. M. 94, 67). Dadurch hätte er sich sofort den Tod zuziehen können.

Auch um die Diät hat sich die Missionsanweisung zu bekümmern. Wenn im Lande noch nicht die genügenden Nahrungsmittel vorhanden sind, wird man als Notbehelf wohl zu den Konservebüchsen greifen müssen. Aber ohne dringende Not sollte kein Missionar von letzteren Gebrauch machen. Jetzt sehen wir öfters die Fleischdosen erwähnt in Verbindung mit Stationen, auf denen sich schon ausgedehnte Herden befinden (K. M. 95, 53 f.) Daneben wird freilich S. 74 die Wichtigkeit frischer Fleischnahrung anerkannt.*) Wenn ein Missionar von seiner Brotbäckerei schreibt: „Auf Hefe müssen wir freilich verzichten" (Rh. M. B. 247), so hätte doch wohl auch der in Gährung übergegangene Saft der Palmen vortreffliche Hefe und ein gesundes Brot gegeben — wenigstens in Indien ist diese Verwendung allgemein bekannt. Dergleichen wird wohl meistens als Kleinigkeit übersehen. Doch es sollte nichts, was zur Erhaltung der Gesundheit des Missionars beitragen kann, gering geachtet werden.

Neben der Anstellung des Missionsarztes ist die wichtigste Maßregel die Anlegung einer Bergstation. Die Neuendettelsauer haben seit 1892 die ihrige auf dem Sattelberge, die freilich viel Mühe gemacht hat, aber jetzt schon reiche Hilfe wider die Krankheitsnöte gewährt. Sie ist nach mehrfachen Zeugnissen fieberfrei. Auch die Rheinischen Missionare suchen gelegentlich dort Zuflucht, da sie leider noch kein eigenes Sanatorium haben — aber nach den bisherigen Erfahrungen wird auch auf ihrem Gebiete jedenfalls demnächst eine solche Station angelegt werden müssen.

Daß die Gesundheitsverhältnisse sich bereits merklich gebessert haben, wird mehrfach bezeugt. Jedenfalls wird eine fortschreitende Bodenkultur, welche den Wald**) durch regelmäßig bearbeitete Pflanzungen ersetzt und sumpfige Striche entwässert, immer mehr wohlthuend wirken.

Eine weitere Schwierigkeit für die Mission liegt in der Zersplitterung der Bevölkerung und der damit verbundenen Rivalität der Stämme. Die sprachlichen Arbeiten machen hier viel mehr Mühe als auf andern Missionsfeldern. Hat man die Sprache eines Stammes erforscht, so hat man immer nur ein Mittel zur Einwirkung auf einige Hunderte, oder im besten Falle auf ein paar Tausende gewonnen. Bei jedem andern Stamme muß die Sprachforschung immer wieder von vorn anfangen. Trotz der rühmlichen Arbeiten, die bereits

*) Daß auch Schweine gehalten werden und ein „Schlachttag" erwähnt wird, von dem 14 Flaschen (Schweine-?) Fett auf eine andere Station geschickt werden (K. M. 93, 77), könnte Bedenken erregen. Vielleicht aber sind auf N. G. die Verhältnisse andere als in Indien, wo man den Genuß von Schweinefleisch für Europäer sehr gefährlich erachtet. D. V.

**) Dr. Frobenius ließ es unentschieden, ob die nachteilige Wirkung des Waldes von Miasmen herrühre, oder ob sie durch die Veranlassung zur Erkältung vermittelt sei (Rh. M. B. 91, 41).

Digitized by Google

v. d. Gabelentz über melanesische Sprachen geliefert hat, scheint der Schlüssel zur Entwirrung dieser linguistischen Wildnis noch nicht entdeckt zu sein. Die Mission sollte an solchen gründlichen Sprachstudien ein lebhaftes Interesse nehmen und ihre Missionare möglichst zu solchen befähigen und ermuntern. Vielleicht könnte sogar ein besonders begabter Missionar vor seiner Aussendung in dieser Beziehung sich zum Spezialisten ausbilden, um auf dem Felde den übrigen mit sachverständiger Anleitung zu dienen. Das scheint der Hauptaufgabe der Mission ziemlich fern zu liegen und würde wahrscheinlich bei vielen Missionsfreunden kein Verständnis und keine Billigung finden. Und doch wäre es höchst kurzsichtig, wollte man die Erlernung der Sprache bloß auf den praktischen Gebrauch beschränken, umsomehr da es keineswegs gesichert ist, daß gerade diese Stämme, unter denen nun die Arbeit begonnen ist, lebensfähig sind und lebensfähig bleiben. „Es muß sich erst herausstellen, ob eine der bis jetzt gelernten Sprachen die andern soweit übertrifft, daß man Grund hat, ihr den Vorzug zu geben und danach zu trachten, daß sie vielleicht allmählich die Oberhand über die andern gewinne. Sonst aber wäre es doch auch noch sehr zu überlegen, ob nicht auch dort [wie in Holländisch Indien] das Malaiische in Anwendung kommen sollte." (Rh. M. B. 95, 231.)*) Soviel auch für den Vorschlag spricht, wird man sicherlich mit einer so weittragenden Entscheidung nichts übereilen, und die Arbeit dürfte in diesem Stücke in geraumer Zeit über die Anfänge noch nicht hinauskommen.

Erschwerend aber wirkt die feindliche Stellung, welche die verschiedenen Stämme zu einander einnehmen. Haben die Missionare bei einem sich niedergelassen, so wird mit größter Eifersucht darüber gewacht, daß sie nicht zu einem Nachbarstamme weiterziehen. Immer wieder erwähnen die Berichte diese mißgünstige Stimmung. Die Eingebornen meinen auf alle die schönen Güter und Tauschartikel, die in ihr Gebiet gekommen sind, ein Anrecht zu haben, sodaß solche nicht nach anderswo verschleppt werden dürfen (vergl. Rh. M. B. 89, 241. 90, 133 u. a.). Daraus entstehen denn auch da, wo Missionare mit ihren Begleitern von dem einen Stamme durch das Gebiet eines andern zu reisen haben, immer wieder Diebereien und Raubanfälle. Die Neuendettelsauer haben darunter besonders schwer zu leiden, weil

*) Da in neuerer Zeit auch malaiische Arbeiter nach K. W. L. kommen, scheint sich eine weitere Benutzung ihrer Sprache zu empfehlen. Sehr wünschenswert wäre es, wenn das Pitschinenglisch der Mikesen durch eine andere Sprache ersetzt werden könnte.

Digitized by Google

sie, um zu ihrer Gesundheitsstation zu kommen, immer die Stammesgrenze überschreiten müssen.

Dazu kommen die Diebsgelüste der Eingeborenen überhaupt. Schon die Zudringlichkeit ist sehr lästig; der Missionar muß sich immer wieder Geduld von oben erbitten. Besonders die jungen Leute bis zu 20 Jahren machen ihm das Leben schwer. „In alle Sachen möchten sie gern ihre beringte Nase stecken," schreibt M. Bergmann, „alles gern anfassen und besehen, aber am liebsten möchten sie alles, was ihnen gefällt, besitzen. Zuweilen untersuche ich ihre Taschen, in denen sie allerlei Gegenstände aufbewahren und die sie immer bei sich tragen. Finde ich dann etwas, was sie mir gestohlen haben, und stelle sie darüber zur Rede, so heißt es: ich weiß wohl, daß es dir gehört, aber ich wollte es dir verwahren, damit andere es dir nicht stehlen. — Man kann im allgemeinen wohl sagen, daß sie sich ein Gewissen daraus machen, irgend etwas Stehlbares liegen zu lassen" (Rh. M. B. 90, 136). M. Flierl schreibt: „Die ganze umwohnende Bevölkerung will unsere Station hier haben, wenn auch nur aus Eigennutz. Unter den Papua ist auch kein Schatten von Obrigkeit. Jeder Hausvater ist König in seinem Bereiche und schützt sich so gut er kann gegen fremde Uebergriffe. Die Scheu vor der anderen Speere macht Diebstahl der Leute untereinander ziemlich selten. Der Missionar allein, in den Augen der Schwarzen ein guter, dummer Mann, unendlich reich und als Fremdling rechtlos, darf ausgepreßt werden durch Betteln, Stehlen und Betrügen — nach ihrer Meinung." (K. M. 95, 5 f., vergl. 94, 75). Unter den fortgesetzten Diebereien meinte F. nötigenfalls selbst mit Anwendung von Waffen sein Hausrecht schützen zu sollen (ib.). Man sollte dabei die ausgesetzte, schutzlose Lage inmitten wilder, gesetzloser Heiden, in der sich dieser Missionar 8 Stunden von den andern entfernt befand, in Rechnung ziehen (ib. 93, 75).

Trotzdem sich die Eingeborenen in vielen Beziehungen als freundliche, harmlose Menschen zeigen, und der landläufige Begriff von „Wilden" auf sie gewiß nicht anzuwenden ist, können die Missionare gar leicht in Lebensgefahr kommen. Ueber die beiden Märtyrer Bösch und Scheidt sind die näheren Umstände unbekannt geblieben. Nur bei dem letzteren scheint es, als hätten die Thäter den ersten Mord durch den zweiten verdecken wollen. Sehr lehrreich ist der ausführliche Bericht über ein Vorkommnis, bei dem M. Kunze nur durch Gottes wunderbaren Schutz dem Tode entkam. Umringt von einem Haufen geradezu satanisch rasender Heiden hatte er an einem Baumstamm den Rücken gedeckt. Ein Wurfspeer fuhr ihm durch den Basthut. Wäre derselbe vielleicht nur um einen Finger breit tiefer gegangen, so hätte die Mission dort einen dritten Märtyrer zu beklagen gehabt. Bei genauerer Betrachtung des Berichtes aber muß man mit ziemlicher Gewißheit auf den Gedanken kommen, daß sich die Bewohner des Bergdorfes Paipannu infolge der Taktlosigkeit eines der Miokesen und mißverstandenen Rufens für die Angegriffenen hielten. Dazu kommt, daß gerade bei dieser Gelegenheit wunderbar sprießende Keime des Missionserfolges offenbar wurden (Rh. M. B. 92, 109 ff.). Bei der Lebensgefahr, in welcher die Missionare oft schweben, spielen Mißverständnisse

Digitized by Google

jedenfalls eine große Rolle, und zwar nicht bloß die noch mangelnde Fähigkeit, die Eingeborenen in genügender Weise zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, sondern auch die Unkenntnis der herrschenden Rechtsbegriffe. Es ist leicht möglich, daß Böschs und Scheidts Tod im wesentlichen dem des Bischof Patteson entspricht, der als Sühne für getötete Eingeborene sein Leben lassen mußte. Auch dort in der Gegend von Hatzfeldthafen waren Bestrafungen der Eingeborenen vorausgegangen, die Menschenleben gekostet hatten. — Bei der politischen Zersplitterung in K. W. L. dürfte die Periode, in der die Missionare sich noch in Lebensgefahr befinden werden, nicht so bald vorübergehen. Die Missionsgemeinde hat gerade in diesem Stücke besondere Ursache, für sie den Schutz des Herrn zu erbitten; dazu die rechte Weisheit und Vorsicht und die Fähigkeit, sich in die Anschauungsweise der Eingeborenen zu versetzen. Jeder Fall der Ermordung eines Missionares, der unter jetzigen Verhältnissen einen blutigen Strafzug gegen den betreffenden Stamm nach sich ziehen müßte, würde der Mission auf lange Zeit schweren Schaden bringen.

Bemerkenswert ist es, daß trotz allen Stehlens ein gewisses Rechtsgefühl bei den Eingeborenen nicht fehlt. Es finden sich in den Berichten nicht wenige Fälle erwähnt, in denen gestohlene Sachen zurückerstattet wurden, z. B. K. M. 93, 76 f. Aber was z. B. ein Kauf ist, scheinen sie noch nicht begriffen zu haben (Rh. M. B. 88, 376, vergl. 89, 249).

Die Hauptschwierigkeit für die Mission bildet natürlich das von ihr zu bekämpfende Heidentum selbst. Am häufigsten tritt es in der Form des Zauberei-Unwesens auf. Stirbt jemand, so soll ihn ein anderer verhext haben, und oft genug wird berichtet, daß ein solcher getötet worden ist, z. B. K. M. 94, 20. Daraus entstehen auch Kämpfe zwischen verschiedenen Stämmen. „Diese Hexereigeschichten werden uns noch viel zu schaffen machen. — — Es ist ein Glück, daß sie in Krankheitsfällen uns nicht in Verdacht haben; so werden wir bei ihren Händeln wenigstens nicht persönlich in Mitleidenschaft gezogen" (ib. 21). Seinen stärksten Halt wird das Heidentum vielleicht in den Mysterien beweisen, die in Verbindung mit feierlicher Aufnahme der Knaben in die Gemeinschaft der Männer unter verschiedenen Namen bei den verschiedenen Stationen erwähnt werden. Auf den Tami-Inseln besteht die mit dem Dukduk der Bismarck-Inseln verwandte Tagofeier (ib. 95, 29), bei Simbang ist es das Balumfest (ib. 51), auf Dampierinsel das Barakfest. Ueber letzteres hat uns Kunze einen trefflichen Bericht geliefert (Rh. M. B. 92, 196 ff.). Sein aktvolles Benehmen bei dieser Gelegenheit (202) verdient für weitere Bearbeitung der Missionsmethode verwertet zu werden. An treuem, mutigem Zeugnis in Bezug auf das Fest hat er es hernach zu rechter Zeit und am rechten Orte nicht fehlen lassen.

Digitized by Google

Blicken wir weiter auf die Missionsarbeit selber. Den Anfang bezeichnet die Auswahl des Platzes. Die Neuendettelsauer haben damit, wie es scheint, weniger Mühe gehabt. Sie fanden bald Simbang (Szim) in der Nähe des damaligen Hauptsitzes der Verwaltung am Finschhafen. Die Station mußte freilich später nach einer gesunderen, höheren Stelle weiter westlich verlegt werden. Schwieriger wurde die Wahl für die Rheinische Mission. Man hätte gar gern von vornherein die volkreiche Gegend in der Nähe von Hatzfeldthafen besetzt. Andererseits gingen die Bemühungen auf die der Küste vorgelagerten Inseln. Nicht nur das voraussichtlich gesundere Klima, sondern auch der Umstand, daß die Bewohner z. B. von Bilibili mit der Küstenbevölkerung weithin im Handelsverkehr mit ihren Töpferwaren (93, 208) stehen, was künftig für die Ausbreitung des Christentums sehr wichtig werden könnte. Man hatte überhaupt bereits einen möglichst ausgedehnten Einfluß ins Auge gefaßt, und das war wohl erklärlich, da die Küstenlinie an Länge die ganze deutsche Ostseeküste noch um 10 Meilen übertrifft. Ja, es wurde sogar noch eine andere Inselgruppe des deutschen Schutzgebietes mit in Betracht genommen. Man hätte gar gerne schon in den ersten Jahren auch eine Station auf den Salomo-Inseln gegründet (89, 164 f., 237), und ich glaube, ich habe damals elber diesen Plan warm empfohlen, da von dort Arbeiter nach K. W. L. herübergebracht wurden. Aber Gottes Wege gingen anders. Auch diese Mission mußte sich bisher auf ein kleines Gebiet beschränken. Die Entfernung von Bogadjim nach Siar kommt derjenigen von Swinemünde nach Dievenow gleich. Die verhältnismäßige Konzentration hat gewiß gerade der unter den Eingeborenen herrschenden Zersplitterung gegenüber ihre Bedeutung. Es mag für den Missionsfreund etwas deprimierendes haben, zu denken, daß in dem ausgedehnten Heidenlande erst so ein minimales Fleckchen für das Evangelium erschlossen ist, und alles übrige noch fest verschlossen liegt. Aber wer geduldig warten kann, weiß, daß von einem kleinen, wohlgepflegten Saatbeete aus seinerzeit ein ganzer Wald gepflanzt werden kann.*)

Noch beschränkter ist das Gebiet der Neuendettelsauer geblieben; aber doch reichhaltiger, insofern sie bereits eine Inselstation haben, auf der kleinen Tami-Gruppe, deren betriebsame Bevölkerung einen ausge-

*) Auch mit Rücksicht auf die Sprachschwierigkeiten sollte es zweckmäßig erscheinen, alle Kraft möglichst auf einen Stamm zu konzentrieren. Ein christianisierter Stamm würde für die zukünftige christliche Neu-Guinea-Sprache tonangebend wirken.

Digitized by Google

dehnten Handelsverkehr mit der Küste pflegt, sowie auch die erwähnte Gesundheitsstation auf dem Sattelberge.

Die Anfänge der Missionsarbeit waren hier, wie meistens, sehr äußerlich. Es gilt Häuser zu bauen. Dies wäre unsäglich viel schwerer gewesen, wenn das Land noch nicht im Kolonialverhältnis gestanden hätte. Nun war es durch den Verkehr zunächst mit Australien möglich, fertige in die einzelnen Teile zerlegte Häuser einzuführen, die nur der Aufstellung bedurften. Auch die letztere machte noch soviel Mühe, daß sich die Missionare, wie oben erwähnt, dabei übermäßig anstrengen mußten. Die Eingeborenen waren zum Teil nur wenig zur Hilfe zu bewegen. Meist mußten Miokesen helfen; aber die Hauptlast lag auf den Missionaren selbst. Bösch meinte, das teuer importierte Material ersparen zu können und baute ein Häuschen ganz aus einheimischem Holz mit Blätterdach. Die Gesamtkosten stellten sich nur auf 40 M.; aber der Erfolg hat bewiesen, daß der Versuch nicht praktisch war. Auch die jetzt durch die Sumatra-Pflanzer aufgebrachten Attaphäuser, die nur auf ein kurzes Bestehen berechnet sind, scheinen für die eigentlichen Stationsgebäude keine Bedeutung gewinnen zu können.

Schon beim Bauen beginnt der erste Verkehr mit den Eingeborenen. Durch Tauschartikel, besonders eiserne Geräte, Messer, Beile, Bandeisen, Hobeleisen (pat), Perlen (kulleloi) und Tabak (cash), lassen sie sich wohl zu Dienstleistungen bewegen. Es stellt sich dabei heraus, daß sie kein Verständnis für geregelte Arbeit nach unseren Begriffen haben. Der Missionar hat mit solchen Arbeitern viel Verdrießlichkeiten und Nöte. Aber bei Geduld und Ausdauer werden bald bemerkenswerte Fortschritte erzielt. Es stellt sich heraus, daß die Schwarzen ganz tüchtig arbeiten können, besonders auf dem Felde und im Garten. Jeder Missionar bedarf solcher Anlagen zum Unterhalte für sich und seine ständigen Dienstleute. Viele Missionsfreunde sehen es als überflüssig an, daß sich der Missionar mit solchen ökonomischen Arbeiten abgiebt. Denen möchte ich die Ausführungen Kunzes in den Rh. M. B. 1892, 113 f. zu gründlichem Studium empfehlen.*) Ueber die Notwendigkeit solcher Anlagen sollte vorweg kein Zweifel sein. Sie gehören eben als wesentliche Stücke in die vierte Bitte. Zwar würde man viel einfacher und billiger zum Ziele kommen, wenn man alles von Miokesen machen ließe, und dabei könnte man sehr viel Aerger

*) Vergl. K. M. 95, 74.

Digitized by Google

und Aufregung ersparen. Aber die Arbeit mit den Eingeborenen selbst hat eine weittragende missionarische Bedeutung.

„Man kann die Eingeborenen fleißig in ihren Dörfern besuchen und wird sie doch nur halb verstehen und kennen lernen. Auch der Papua setzt ein anderes Gesicht auf, wenn er Besuche erhält; sein inneres und äußeres Sein wird wie bei jedem andern Menschenkinde am besten im alltäglichen Leben und bei der Arbeit offenbar. — — — Ich kann mich über Unarten und Vorkommnisse nicht mehr so ärgern, wie es vor sechs oder mehr Monaten der Fall war. Ich lerne es täglich, sie ruhig zu ertragen und mit ihnen zu rechnen, ohne gleichgiltig darüber hinwegzusehen. Meine Frau und ich werden um so mehr ins Gebet, besonders zur Fürbitte für unsere heidnische Umgebung getrieben. — — — Erst jetzt lernen wir praktisch verstehen, was es heißt, verdunkelte und verkommene Heidenseelen zu lieben — u. s. w."

So diente denn die Taropflanzung von 1 ha[1]) nicht blos zum praktischen Nutzen, sondern wurde ein bedeutungsvolles Missionsmittel.

Die Anlage der Pflanzungen hat freilich auch ihre Schwierigkeiten. Die Schweine und die Hunde der Eingeborenen richten gar schlimme Verwüstungen an. In Bogadjim wußten sich die Missionare nicht anders zu helfen, als die Tiere totzuschießen, was ihnen die Schwarzen nicht übelnahmen, da ihnen die daraus entstehenden Schmausereien und die Verwertung der als Schmuck geschätzten Zähne willkommen war (Z. 65). Weiter aber hat man doch wohl die Pflanzungen durch Zäune geschützt.

In der ersten Zeit war der Verkehr nur mit Männern möglich. Die Frauen waren sehr scheu und verschwanden bei der Annäherung der Missionare. Das ist ganz anders geworden, seitdem weiße Frauen auf den Missionsstationen sind. Zu Frau Bergmann auf Siar kamen sie, sobald der Mann nicht da war, um sie mit kindischer Neugierde zu besehen und sich durch Betasten von ihrer Echtheit zu überzeugen. Hieß es dann: „Bergmann kommt!", so stoben sie alle auseinander (90, 136). Bald aber ist es durch den freundlichen Verkehr der Massis (= Missis; so wird im Pitschin-Englisch die Frau genannt), erreicht worden, daß die eingeborenen Weiber gern auch zur Arbeit auf die Station kommen, und sie zeigen sich in manchen Beziehungen als ganz tüchtige Arbeiterinnen.

Dieser Arbeitsverkehr mit den Eingeborenen eröffnet aber weiteren

[1]) Taro ist bekanntlich eine große unserer Zimmerpflanze, Calla (Richardia) äthiopica, verwandte Staude mit mehlreichem Wurzelstock. Sonst werden Bananen gepflanzt, und Convolvolus Batatas, die süße Kartoffel mit ihren zierlichen an Stangen gezogenen Ranken. — Ob man in K. W. L. die anderwärts durch die Erfahrung gefundene Vorsicht übt, solche Pflanzungen nur in gemessener Entfernung vom Wohnhause und in der geeigneten Richtung von demselben anzulegen — darüber finde ich in den Berichten nichts. Es ist wichtig, daß die Lockerung des Erdbodens, die nur zu leicht Fiebermiasmen erzeugt, fern gehalten werde.

Digitized by Google

Missionseinflüssen die Thür in dem Maße, als sich der Missionar in ihrer Sprache verständlich machen lernt. Abends sitzen sie gern mit ihm beim Feuer, und es läßt sich mit den Alten eine ganz vernünftige Unterhaltung führen. Von Schule halten kann natürlich erst die Rede sein, wenn die Sprache bis zu einem gewissen Grade erforscht ist.

Für die regelmäßige Hausarbeit mußten zunächst (und wahrscheinlich meist noch jetzt) Miokesen verwendet werden. Ebenso wurden solche auf Dampier-Insel als Bootsleute gebraucht. Wir dürfen es als einen wichtigen Zug nicht übersehen, daß jede Station ihr Segelboot haben muß, zur Herstelluug der Verbindung mit andern Plätzen. Ohne eine solche können die Missionare in die größte Verlegenheit kommen. Oft müssen sie, um Proviant oder Tauschartikel zu holen, die Seereise unternehmen, und mehr als einmal sind mehrere in ernster Lebensgefahr auf dem Wasser gewesen (Rh. M. B. 90, 150; 151 f. 91, 338 u. a.).

Noch zweckmäßiger ist es den Neuendettelsauern gelungen, den Arbeitsverkehr mit den Eingeborenen zu gestalten. Sie konnten junge Leute zunächst vom Jabim-Stamme für ein Jahr in Dienst nehmen,[1]) die sie auf der Station bei sich behalten und nicht blos zur Arbeit anstellen, sondern sie auch regelmäßig unterrichten. Diese Methode,[2]) wie sie in holländisch Indien öfters mit Erfolg angewendet wird, hat sich auch hier als sehr segensreich bewährt. Die Schüler[3]) bilden mit der Missionsfamilie eine Hausgemeinde (wenngleich sie in besonderen Häuschen wohnen) und wachsen allmählich in eine christliche Lebensordnung hinein. Auch hier zeigt sich die Macht der Gewohnheit.[4]) Selbst in den Ferien (im heimatlichen Dorfe) setzten sich die Heidenjungen zusammen, um zu singen und zu beten, wie auf der Station (K. M. 93, 34). Wenn die Dienstzeit abgelaufen ist, werden die Schüler entlassen und kehren mit ihrem verdienten Lohne in ihre Heimat zurück. Aber manche kommen zum zweiten und dritten Male wieder. Bei einigen hat der Schulunterricht bereits erfreuliche Erfolge gehabt, sodaß sie selbst schon Briefe schreiben lernten. Doch damit kommen wir bereits bis in die neueste Zeit. Zunächst stehen diese Jungen im Arbeitsverhältnis. Trotzdem auch sie den Missionaren manche Not machen, werden sie doch meist tüchtige Arbeiter. Die Pflanzungen und die Viehzucht gedeihen. Simbang besaß z. B. 1895: 12 Stück Rindvieh (javanische Rasse; eingeführt) 55 Ziegen, 7 Schweine, 30 Hühner und 40 Enten (K. M. 95, 74). Die Erträge der Milchwirtschaft ergaben im Verhältnis zu andern tropischen Ländern überraschende Erfolge. Auch auf

[1]) Auch mit förmlicher Adoption nach bestehendem Rechte der Eingeborenen ist ein Versuch gemacht (K. M. 93, 86 f.). In der Rhein. M. wurde versucht, ein paar Knaben ganz ins Missionshaus aufzunehmen. Zunächst schien es sehr erfolgreich. Aber nachdem sie sich des Diebstahls schuldig gemacht, kehrten sie nicht wieder (Rh. M. B. 92, 115).

[2]) Vergl. mein: J. F. Riedel, ein Lebensbild. Gütersloh 1873. S. 136 f.

[3]) 10—15; in Simbang 20—30. (?)

[4]) Vergl. R Grundemann, Missions-Studien und Kritiken. S. 127 ff.

Digitized by Google

den rheinischen Stationen wird Viehzucht getrieben. Aber die Sammlung eingeborner Lehrjungen scheint dort nicht recht gelingen zu wollen, obgleich man sich bemühte, eine Kostschule einzurichten.

Jedenfalls wirkt die Arbeit auf der Station als ein vorbereitendes Missionsmittel. Auch die Verteilung von Medizin an Kranke gehört hierher. Anfangs waren die Leute sehr mißtrauisch. Als aber einer erst das „gute Wasser" des Missionars erprobt hatte, kamen in einer Ruhrepidemie täglich 10—15 Männer, um Medizin zu holen. Gott segnete das Mittel, sodaß keiner der betreffenden Patienten starb, während vorher fast alle von der gleichen Krankheit Ergriffenen gestorben waren (Rh. M. B. 89, 249, vergl. 92, 210). In viel höherem Maße wirkt nun die Thätigkeit des Missionsarztes, dessen Hingebung und Aufopferung nicht bloß von den Weißen bewundert wird, sondern auch das Vertrauen der Schwarzen im weitesten Maße gewinnt. Der eigentliche Missionar ist hauptsächlich Dr. Frobenius, denn er ist unermüdlich, bei dem Verbinden der Wunden auf den Inseln ringsum das Wort auszustreuen (ib. 96, 53). Es wird erzählt, wie er seinem miokesischen Jungen, der an Fieber erkrankte, sein eignes Bett einräumte und für sich selbst daneben auf dem Fußboden ein notdürftiges Lager machte. Aerztliche Kunst mit solcher hingebenden Liebe verbunden kann ihr Ziel nicht verfehlen. Auch sonst thun ja alle Missionare, was sie nur können, an den Kranken, und niemand wird ihnen dafür die Anerkennung versagen. Dennoch wird der berufsmäßige Missionsarzt in weit höherem Maße den Boden für die eigentliche Missionsarbeit zuzurichten im stande sein oder bereits selbst die erste Saat mit Erfolg ausstreuen können. Es wäre zu wünschen, daß die Missionsmethode vielmehr, als dies bisher bei uns geschehen ist, die Wichtigkeit der ärztlichen Mission, und zwar grade für die Anfänge betonte. Die verhältnismäßig verschwindende Zahl deutscher Missionsärzte, bedeutet eine Versäumnis, die bis jetzt noch viel zu wenig erkannt wird.*)

Weitaus die wichtigste Arbeit des Missionars in der Anfangsperiode

*) Nur im Vorübergehen sei hier noch ein anderes recht unscheinbares Missionsmittel erwähnt, das jedoch in den Augen der Papua einen großen Wert hat: der Schleifstein. Die Leute auf Dampier brachten dem Missionar ihre Beile, die er ihnen scharf machte, und dabei gab es immer Gelegenheit, den guten Samen auszustreuen (ib. 91, 340). Dieser Zug ist besonders interessant, weil er gleicherweise von einem andern Missionsfelde berichtet worden ist. Missionar Ulfers zu Kumelembuai in der Minahassa benutzte den Schleifstein, um das Vertrauen der Besucher aus dem heidnischen Nachbarlande Bolaang Mongondau zu gewinnen. Auch solche Dinge sind der Beachtung nicht unwürdig.

Digitized by Google

besteht in der Erlernung der Sprache. Sogleich beim Bauen gilt es „die Ohren zu spitzen", die sich ohnehin so schwer an die fremden Laute gewöhnen (ib. 89, 245). Sobald eine Anzahl Wörter aufgefangen ist, wird der Versuch gemacht sie anzuwenden. Stammelnd führt der Missionar die ersten Unterhaltungen.

Die Leutchen fragen oft viel. Wo hinaus liegt dein Vaterland? Dort hinaus, sagte ich, und zeigte nach der Himmelsrichtung. Hast du noch Vater und Mutter? Antwort: Ja! Auch Brüder und Schwestern? Ja! Giebt es bei euch auch Jams und Taro, Hunde, Schweine und Kokosnüsse? Ja, aber keine Kokosnüsse. Warum bist du denn zu uns gekommen? Nun, weil mein Häuptling mir sagte, ich solle nach Siar gehen und den Siarleuten „gute Worte" sagen. Dann sage uns doch die „guten Worte"! Jetzt kann ich das noch nicht recht; mein Ohr kennt eure Sprache noch nicht genug, und mein Mund kann sie noch nicht sprechen! Dann mußt du immer zu uns kommen und dein Ohr auf unsere Worte werfen — mußt aber Tabak mitbringen.

Die Siarleute lachen bei einem Sprachfehler und korrigieren ihn. In Bogadjim thaten sie das nicht (141). Die beste Gelegenheit zur Sprachübung ist abends, wenn sie im Mondschein oder beim Feuer zusammensitzen. Da ist der Missionar gern gesehen. Man bringt ihm einen Holzklotz oder eine Matte zum Sitzen und ladet ihn freundlich ein. — „Ein gutes Ohr ist auch eine Gnadengabe." (141).

Auf Dampier wurde die Erlernung dadurch einigermaßen verzögert, daß sich die Eingeborenen, dem Missionar gegenüber, der ihm etwas bekannten Siarsprache möglichst akkommodierten. Die Sprachenmengerei ließ aber nach in dem Maße, als er selbst ihre Ausdrücke sich aneignete (ib. 92, 120).

Nun können die Missionare schon zeugen von der Liebe des Herrn. Aber die Sprachschwierigkeiten sind noch nicht überwunden. Man kennt die Thätigkeitswörter, z. B. lieben, bemitleiden, schmerzen — aber die entsprechenden Hauptwörter fehlen noch. Ueberhaupt bewegen sich die Eingeborenen mehr in Zeitwörtern als in Hauptwörtern, und ist daher zur Beobachtung letzterer weniger Gelegenheit. Auch dadurch, daß hier viele Dinge unbekannt sind, werden die Missionare im Ausdruck gehemmt. Sie können ihnen das Gleichnis vom guten Hirten nicht erzählen, weil die Papua keine Schafe kennen. Auch die verschiedene Anschauungsweise bietet zuweilen ein Hindernis. Kunze erzählte einmal das Gleichnis von den guten und faulen Fischen. Da sagte einer von den Zuhörern: „Kunze, wir essen auch die faulen Fische" (ib. 95, 307).

Sehr fleißig haben sich die Neuendettelsauer*) mit der Sprache beschäftigt und bereits ziemliche Erfolge erzielt. Der Bericht führt Dr. Luthers Wort an: „Die Sprachen sind die Scheide, in welcher das Messer des Geistes steckt", und stellt es als die Lebensaufgabe des Missionars hin, immer tiefer in die Sprache des Heidenvolkes einzudringen. — In der Jabimsprache waren 1893 schon

*) Besonders scheinen Flierl und Vetter sprachliche Arbeiten geliefert zu haben. — Es soll übrigens nicht gesagt sein, daß die Rheinischen es hätten fehlen lassen; aber die Berichte erwähnen sehr wenig davon.

Digitized by Google

16 christliche Lieder vorhanden, mit denen die wichtigsten Bedürfnisse gedeckt werden konnten. Als Probe diene folgende Strophe aus dem Sterbeliede: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“:

Entingonto ai amaentu?
Wann ich tot?
Galo gia, elong eming.
Heute geht, morgen kommt.
Gara gom ai asip-go siu
Bald ich fahr' gewiß hinab ins Grab.
Nganu etubali enting
Leib verwest künftig.
O Gott, ai ateng Jesugeng
O Gott, ich bitt, mit Jesus
Aum uking entu ngaiameng
Du gieb Tod gut.

Man merkt, wie der Jabim sich kürzer ausdrückt, als wir es thun. Er sagt: Du Mann gut, für: Du bist ein guter Mann. Der Schluß des V. U. läßt sich (bis jetzt) nicht anders übersetzen als: „Du — Herrscher Himmels und der Erden, du stark, du groß immer.“ Wörter für abstrakte Begriffe fehlen, ebenso das Passivum (94, 7). Der Jabim muß alles konkret fassen, also z. B. die zweite Bitte: „Du komm Herr groß, mach' Menschen deine Diener.“ Oft muß umschrieben und ein Begriff in zwei zerlegt werden: schwierig war gleich das erste Gebot, da der Jabim von Göttern und grobem Götzendienst nichts weiß. Man hat nun einfach gesagt: Ich Gott Jehovah, Herr groß allein dein, du diene mir! Heiligen im dritten Gebot mußte umschrieben werden: Sonntag und Feiertag du arbeite nicht, du höre meine Rede! Die Gebote der zweiten Tafel ließen sich ziemlich wörtlich übersetzen, auch der 1. und 2. Artikel. Um so schwieriger war der dritte. Für die Worte: „eine heilige christliche Kirche“ hatte man noch keine Uebersetzung gefunden. Der Schluß lautete: „Böses unseres er tilgt, unsern Leib tot er macht aufstehen lebendig wieder“ — und ewiges Leben wird umschrieben: „lebendig und gut dort sitzen immer.“ In der 4. Bitte hat man sinngemäß gesagt: „Taro unsre, du gieb uns jetzt.“ Die 6. Bitte aber war noch nicht zu übersetzen. Taufbefehl und Verheißung ließ sich unschwer wiedergeben. Dazu waren 14 biblische Geschichten und 4 Gebete ebenfalls übersetzt. Wörtlich, in allen Fällen aber sinngetreu und so deutlich wie möglich — das war die Richtschnur. Aenderungen bei weiterer Erforschung der Sprache schienen nicht im mindesten bedenklich (K. M. 93, 53 ff.).*)

Sehr richtig wird betont, daß man möglichst auf die Denkweise

*) Es wäre sehr wünschenswert, daß sich in den Missionsberichten häufiger illustrierende Mitteilungen über die sprachlichen Schwierigkeiten und ihre Lösungsversuche fänden. Z. B. um nur einige Begriffe zu nennen, wie hilft man sich, wenn kein Wort da ist oder doch noch nicht gefunden ist für Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung, Gnade, Demut, Friede, Segen, Seligkeit, Tugend, Vergebung? Wie übersetzt man Sünde, Erlösung, Geist, Gewissen, Taufe u. s. w.? Eine Monographie allein über die Versuche, das Wort glauben zu übertragen, würde sehr lehrreich sein. D. H.

Digitized by Google

des Volkes eingehen muß. Dazu werden fleißig Erzählungen und Märchen aus dem Munde der Eingebornen gesammelt, in denen man überraschenderweise Ausdrücke gefunden hat, nach denen man vorher lange suchte, z. B. verlangen, sich sehnen. 1894 waren auch schon die Sonntagsevangelien übersetzt (ib. 94, 7). Seitdem können die Missionare immer weitere Fortschritte melden. Alle vorhandenen Wörter glauben sie bereits zu kennen; aber sie finden immer wieder neue Anwendungen bekannter Wörter, durch die, wie es scheint, auch Abstrakta unsrer Sprache wiedergegeben werden können (vergl. 94, 87; 96, 8 und 17).*)

Nach diesen Erfolgen der Sprachforschung ist nun auch eine geregelte Verkündigung des göttlichen Wortes möglich, im Gottesdienst und Schulunterricht. Zu Simbang hatte man die Dienstjungen als Gemeinde. Von den Erwachsenen kommen kaum zwei oder drei zum sonntäglichen Gottesdienste, obwohl sie sich früher schon zahlreicher eingefunden hatten. Der Mangel von Geschenken verhinderte die Anziehungskraft. Schon 1892 konnte eine schöne Weihnachtsfeier mit einer kurzen Weihnachtspredigt stattfinden (93, 35 f.). In der Schule gab es freilich viel Plage und verhältnismäßig wenig Erfolg. Von den biblischen Geschichten blieben nur die Aeußerlichkeiten hängen. Am Singen haben die Jungen noch die meiste Lust; nur wollen sie dabei nach einer Art verfahren und auch die Fistelstimme zur Geltung kommen lassen, oder sie springen mit einem Mal in eine tiefe Tonlage über. — Einige sind aus dem Buchstabieren heraus und fangen an, Wörter zu schreiben, am liebsten Namen, und freuen sich, wenn es gelingt (ib. 34).

Auf den Tami-Inseln war der Besuch des Gottesdienstes zwar auch dürftig, aber ein Fortschritt war nicht zu verkennen. Der Sonntag mit seiner Predigt war den Leuten schon zur Gewohnheit geworden. Wenn letztere einmal ausfallen sollte, weil zu wenig da waren, glaubten sie, der Missionar sei böse, und es kam bald eine ziemlich zahlreiche Versammlung. „Sie wollen nicht, daß wir vor leeren Matten (Bänken) predigen, aber meinen, es genüge, wenn aus jedem Hause ein Vertreter komme. Einige prahlen wohl auch: Ich bin ein guter Kerl; ich komme jeden Sonntag; ich gehe einmal in den Himmel!" Schulunterricht wurde nicht bloß am Stationsorte Wonam, sondern auch auf der Nachbarinsel Kalal erteilt (ib. 84). In Simbang waren nach den letzten Nachrichten 12 Schüler soweit, daß man ihnen etwas diktieren konnte. Die meisten waren schon zum zweiten Mal und zwar auch im zweiten Jahre auf der Station (95, 51).

*) Vorstehende Angaben beziehen sich vorwiegend auf die Jabim- resp. die Tami-Sprache. Ueber die Kai-Sprache erinnere ich mich nicht, weitere Mitteilungen gefunden zu haben.

Digitized by Google

In den Rheinischen M. B. finden sich nicht so ausführliche Angaben über die Thätigkeit in Schule und Gottesdienst. Wir sehen nur, daß in Bogadjim schon im August 1888 ein Anfang mit der Schule gemacht wurde. Es fanden sich gleich 30 Kinder ein, die freilich sich noch recht wild anstellten, sodaß, um sie an die Schule zu gewöhnen, zuerst fast nur gespielt wurde (Rh. M. B. 89, 378). Ein Jahr später aber hatte man den Versuch überhaupt wieder aufgeben müssen, nachdem die Kinder immer unregelmäßiger gekommen und zuletzt ganz weggeblieben waren. Zumeist waren Streitigkeiten der verschiedenen Stämme schuld. Scheidt gab sich die Mühe, die Kinder aus den Hütten zusammenzuholen. Aber alle Bemühungen halfen nichts. Es kam immer wieder darauf hinaus: Gieb uns Tabak, so kommen wir (ib. 90, 145). Erst 1895 war die dortige Schule in guten Gang gekommen, wobei die hingebenden Arbeiten der verwitweten Schwester Arff viel beigetragen hatten. Seit dreiviertel Jahren fanden sich täglich auf den Klang des Glöckleins 40 bis 50 Kinder ein, die 2 Stunden aushielten. Auch auf den andern Stationen waren wenigstens Anfänge einer Schule vorhanden (95, 308).

Regelmäßiger Gottesdienst war in Bogadjim schon 1890 angefangen. Es versammelten sich auf der Veranda vor dem Hause in den ersten Wochen je 50—150 Zuhörer. Aber als Eich heimkehrte, mußten diese Versammlungen wieder aufhören (91, 327). Ich finde nichts darüber, ob in neuerer Zeit wieder regelmäßige Gottesdienste in Gang gebracht worden sind. Es scheint, als müßte hier Gottes Wort noch mehr gelegentlich verkündigt werden. So geschah es auf Dampier, wo Sonntags ein biblisches Bild, das die ganze Woche für alle Besuchenden leicht sichtbar aufgehängt gewesen, erklärt wurde (92, 115). Auf Siar wurde die Laterna magica als Missionsmittel gebraucht. Auch das Harmonium übte seine Anziehungskraft. Sonst aber wurden bei jeder Veranlassung Gespräche über geistliche und himmlische Dinge gehalten, auf die die Eingebornen meistens sehr gern eingehen.

Man sieht, das ganze Werk ist noch in den Anfängen. Man hatte wohl geglaubt, daß es schneller vorangehen werde, namentlich mit Rücksicht auf die Erfolge, welche die Londoner Mission an der Südküste Neu-Guineas erzielt hat. Dort waren es die eingeborenen Gehilfen von andern Missionsgebieten, welche dem Evangelium so bald Eingang verschafften. Man hatte auch für K. W.-Land an solche Helfer gedacht. Aus einer Andeutung in den Rhein. Berichten sehe ich, daß die Neuendettelsauer in der That von der Australasiatischen Wesleyan. Mission auf den Bismarck-Inseln zwei eingeborene Lehrer erhalten haben. Dieselben scheinen sich jedoch nicht bewährt zu haben, denn sie werden in den Berichten, soweit sie mir vorliegen (von Mai 1894 an) nicht erwähnt. Auch die Rh. M. versuchte von der genannten Mission dort Helfer zu erhalten, aber vergebens. Sehr stark rechnete man gleich bei der Gründung auf die Hilfe batakkischer Lehrer. Aber

Digitized by Google

der Plan scheint jetzt ganz aufgegeben zu sein, und mit Recht. Man kann von jenen jungen Christen, mögen sie auch im Seminar eine tüchtige Bildung erhalten haben, die Einsicht und Umsicht nicht erwarten, welche die Arbeit unter so ganz fremdartigen Verhältnissen voraussetzt. Die polynesischen und melanesischen Helfer in den englischen Missionen stehen den Eingeborenen von Neu-Guinea wesentlich näher. Aber den Anforderungen unserer deutschen Mission möchten auch sie vielleicht nicht ganz entsprechen.

Es wird für das neue Missionsgebiet nichts anderes übrig bleiben, als die Gehilfen aus den eignen Eingebornen heranzuziehen. Von den Lehrjungen der Neuendettelsauer dürften etliche allmählich zu diesem Zweck heranreifen. Schon jetzt leisten sie manchmal Dolmetscherdienste (95,52). Auch ist bereits ein Getaufter vorhanden, Fritz Soli, den der Kaiserl. Kommissar Rose mit nach Berlin genommen, wo er mit gutem Erfolg die Schule besuchte und getauft wurde. Jetzt befindet er sich unter der Obhut des Missionar Bamler auf Tami. Die richtige Behandlung dieses Knaben ist nicht leicht. Er hat selber schon den Wunsch ausgesprochen, Missionslehrer zu werden — ob er dazu geeignet sein wird, das hängt von seiner weiteren Entwicklung ab. (K. M. 94,54; 95,6 und 70).

Im Lande selbst ist noch kein Heide getauft worden. Sachverständige und nüchterne Missionsfreunde haben das auch gar noch nicht erwartet. Missionar Flierl betont sehr richtig, wie hier die Arbeit auf einem von christlichen Kultureinflüssen noch völlig unberührten Boden eingetreten ist. Es werden ihnen plötzlich ganz fremdartige Vorstellungen entgegengebracht, die mit ihren Ueberlieferungen und durch das Herkommen geheiligten Gebräuchen in Streit geraten. Es ist nicht zu erwarten, daß sie von den letzteren gern und bald lassen. Dazu kommt die öffentliche, soziale Bedeutung derselben. „Für Leute, die sich von ihren Opferfesten losmachen wollten, lautet die Drohung immer zika koakwone — Schwert großes — d. h. sie sollen ausgerottet werden aus ihrem Volk. An diesem Punkte mögen einmal für künftige Christen hier ernste Verfolgungen einsetzen. Darum mag es gut sein, wenn wir nicht verfrühte Einzelbekehrungen haben zu einer Zeit, wo einige wenige Erstlinge gegen ein übermächtiges Heidentum sich noch nicht würden halten können. Besser: die neuen christlichen Gedanken dringen erst etwas allgemeiner im Volke durch. Dann wäre auch zu hoffen, daß sich gleich eine etwas größere Anzahl zur Taufe meldete,

Digitized by Google

die unter sich und mit den Missionaren zusammengenommen, genügend Halt und Anhalt hätten gegenüber heidnischer Feindschaft und als immer heller werdende Lichter die umgebende heidnische Finsternis mehr und mehr überwinden könnten" (K. M. 94,31). Bamler schreibt: „Es wäre unnatürlich, wenn wir jetzt schon Taufkandidaten hätten; wir können um der Sprache willen noch nicht so weit sein" (93,85).

Dabei aber soll man nicht meinen, daß die Mission bisher überhaupt keine bemerkbaren Erfolge erreicht habe. Dieselben sind sogar sehr reichlich vorhanden. Vor allen Dingen ist hier das Vertrauen zu den Missionaren zu nennen, die sie gern in ihrer Mitte haben.

Das zeigt z. B. die öfters an M. Flierl gerichtete Frage, ob sein kleiner Sohn einmal sein Nachfolger auf der Station werden würde? (94, 32). Ganz auffallend ist es, wie die sonst vor jedem Fremden so scheuen Frauen auf den Missionsstationen sich sehen lassen und sogar zur Arbeit kommen (Rh. M. B. 88, 374). Gerade die Frauen bekunden oft eine sehr freundliche Gesinnung gegen die Missionsleute. Für Miss. Kunze war es eine große Freude zu sehen, wie in einem gefahrdrohenden Haufen Bewaffneter eine Frau seinem schlimmsten Widersacher den gezückten Speer aus der Hand zu winden suchte (ib. 92, 110). Die Wohlthaten der Missionare werden dankbar anerkannt, namentlich die ärztliche Hilfe (92, 210; 93, 346). Die Bereitwilligkeit zur Arbeitsleistung (92, 113) und zum Beistand in Gefahr (ib. 213) wird öfters erwähnt. Rührend ist die Anhänglichkeit, die bei Todesfällen oder beim Abschied von Missionaren oder ihren Frauen sich kundgiebt. Bei dem Begräbnis der Frau Eich bemerkte Scheidt Thränen in den Augen einer Frau. Der heimgereisten Witwe Arff gedenken die Frauen in tiefer Wehmut. Hoffmann tröstete sie, daß jetzt doch seine Frau bei ihnen sei. „Ja," sagten sie, „das ist deine Frau; Frau Arff aber war doch unsere Frau!" (95, 308). Als Eichs Photographie gezeigt wurde, die sie sofort erkannten, bezeugten sie große Freude (93, 207). Kunze wollten seine Leute nicht gern abreisen lassen. „Bleib doch hier. Du hast deine Frau, Claus und Pilkuhn hier begraben — wenn du stirbst, wollen wir dir auch ein schönes, großes Loch machen und auch deine Kleider dazu legen; und wenn wir sterben, dann begräbst du uns." (95, 309.) Das klingt recht sonderbar, ist aber der Ausdruck herzlichster Liebe und Zuneigung. Das Wiederbringen gestohlener Güter auf die Mahnung des Missionars (92, 118; 209) gehört auch hierher — ebenso daß die Siarleute mit schwerem Herzen doch lieber die ihnen gehörige Oertzen-Insel (welche die Verwaltung zum Bau einer Quarantänestation haben mußte) preisgaben, um nur nicht den Missionar zu verlieren, der, im Falle sie der Behörde Widerstand leisteten, seinen Wegzug angedroht hatte. (93, 340 ff.) Hierher gehört auch die willige und tüchtige Arbeitsleistung im Dienste der Kompagnie. Aus neuster Zeit sei hier noch ein sehr sprechendes Beispiel angeführt. Der Landeshauptmann ersuchte M. Bergmann, seinen Einfluß dahin geltend zu machen,

Digitized by Google

daß die Eingeborenen alle acht Wochen beim Eintreffen des Dampfers in Friedrich-Wilhelmshafen die Arbeiten des Löschens übernehmen möchten. Dagegen war zuerst eine große Abneigung (aus Furcht vor den Hunden und Gewehren). Schließlich aber hieß es: Bergmann, wenn du mitgehen könntest, wollten wir es thun! B. sagte zu, und als er am andern Morgen in sein Boot stieg, folgten ihm sämtliche Siar-Männer (gegen 100), denen sich auch die von Ragetta anschlossen. B. mußte sich allerdings auf dem Schiffe so setzen, daß sie ihn sehen konnten; dann aber ging die Arbeit so flott, geschickt und fleißig, daß der Dampfer $^1/_2$ Tag früher als sonst expediert wurde. Solche Arbeitsleistung hätte man zuvor nicht für möglich gehalten (96, 54 f.). Ich glaube nicht, daß Bergmann durch diesen der Kolonialverwaltung geleisteten Dienst seine Missionspflichten verletzt hat. Im Gegenteil, wenn es durch den Einfluß der Mission dahin käme, daß die Papua gerne die Arbeiten im Dienste der Kolonialgesellschaften übernähmen und dadurch die Einführung chinesischer und malaiischer Arbeit beseitigt würde, so würde dies der weitern Entwicklung der Mission bestens zu statten kommen. — Aber das Wort Gottes wirkt bereits viel direkter.

Ein 16jähriges Mädchen lag im Fieber. Bergmann hörte, wie sie in ihren Phantasien rief: „Er soll meine Seele abwaschen, daß sie rein wird; meine Seele soll nicht brennen“ (93, 209). In manchen erweckt das Wort Gewissensbisse — oder wie sie sagen: die Eingeweide thun ihnen weh; sie stehen in Widerspruch zu dem Gehörten und doch müssen sie sich damit beschäftigen, und man kann nicht umhin, daß die Leute sich untereinander darüber befragen und mit ihren Fragen zu dem Missionar kommen (95, 306). Auch von den Neuendettelsauer Stationen lassen sich viele ähnliche Zeugnisse anführen. „Ich glaube, daß ihr Gewissen sie bereits von der Wahrheit dessen, was wir ihnen sagen, überzeugt hat — wenigstens was die zweite Tafel des Gesetzes betrifft; sie wollen es uns nur noch nicht eingestehen“ (93, 84). Das Beten der Schüler auch daheim in den Ferien ist oben bereits erwähnt worden. Als dieselben entlassen wurden, baten sie um Tafeln und ließen sich Lieder aufschreiben, um sie auch zu Hause singen zu können (94, 20). „Manche unsrer Schüler erkennen, daß der Wandel nach väterlicher Weise voll Schlechtigkeit ist und Gott nicht gefallen kann; sie sind auch überzeugt, daß unsre Lehre gut ist und wir sie nicht belügen, wie ihnen die Alten einreden. Sie sprechen es auch aus, daß sie Gottes Rede nicht vergessen wollen, wenn auch ihre Alten sie verspotten; wenn sie einmal groß sein würden, wollten sie alles schlechte wegwerfen (ib. 95, 26). Wir müssen den Heiden Zeit lassen, sich für oder wider die Wahrheit zu entscheiden. Dies ist nicht das Werk einiger Jahre, sondern fordert Jahrzehnte geduldiger Arbeit. — — — Die Jünglinge und jungen Frauen werden von der Station (Tami) ferngehalten. Die Alten sagen: ihr sollt damala*) (Eingeborene) bleiben, wie wir. Diese Gegenströmung unter dem Volke ist ja sehr hindernd, aber sie ist natürlich. Wäre sie nicht vorhanden, bliebe alles ruhig, so müßte man daraus entweder auf besondere Stumpfheit bei den Heiden, oder auf einen Mangel unsrer Thätigkeit schließen.

*) Ngamala (93, 33).

Digitized by Google

Ich glaube zuversichtlich, daß die widerstrebende Haltung der alten Heiden durch eine gute von unsrer Thätigkeit ausgehende Gegenwirkung wird überwunden oder zurückgedrängt werden. Von den jungen Leuten haben einzelne schon die Erkenntnis, daß die Alten lügen und ihre Geheimnisse Betrug seien. Aber sie sind eben noch ohnmächtig. — — — Das Wissen des Guten ist schon in manchen vorhanden; aber die That fehlt noch." (M. Bamler, K. M. 94, 94.)

„Trotz manchem Aerger muß man ihnen (den Lehrjungen) doch gut sein. Als meine Frau soviel krank war, wurde sie von den Jungen fleißig besucht, wenn ich nicht da war. Manchmal brachten sie Büschel von Blumen und Farnkraut und erkundigten sich, wann sie wieder gesund würde. . . . Wir werden uns freuen, wenn wir diese Jungen erst wieder bei uns haben. Für sie hegen wir die beste Hoffnung, daß sie sich einst Jesu zu eigen geben." (Vetter, ib. 95, 69.)

Die Kongomission des „Schwedischen Missionsbundes".*)

Von P. Berlin.

Wie der Kongo selber sich als eine Wasserstraße von gewaltiger Ausdehnung darstellt, so tragen auch die Missionsunternehmungen, die sich an seine Entdeckung angeschlossen haben, einen Zug von Großartigkeit an sich. Umfassende Pläne, weitgreifende Unternehmungen, schnelles Vorgehen treten uns an den Baptisten, an der Livingstone Inlandmission, an W. Taylor entgegen, Bewunderung, aber auch Bedenken erweckend. Weniger großartig ist die Kongomission des „Schwedischen Missionsbundes". Sie trachtet nicht, gleich den ganzen Kongo mit einem Netze von Stationen zu umspannen und mit großen Schritten ihn und seine Nebenflüsse aufwärts zu durchmessen. Sie begnügt sich damit, mit ihrer Arbeit an einem Punkte einzusetzen und sie nach dem Maße ihrer Kräfte und Mittel allmählich auszudehnen. Aber auch in diesem kleineren Umfange und unscheinbareren Gestalt vermag ihre Thätigkeit Teilnahme zu erwecken. Die Opfer, welche sie gefordert, die Erfolge, welche sie gewonnen hat, sichern ihr eine Stellung in der Missionsgeschichte des Kongogebietes.

Die Arbeit am Kongo ist die erste Missionsarbeit des Missions-

*) Quellen: E. J. Ekman, Illustrerad Missionshistoria. Missionsförbundet, Jahrgang 1889 ff. Jahresberichte des Missionsbundes. Lögstrup, Nordisk Missionshaandbog.

Digitized by Google

bundes gewesen und ist seine Hauptarbeit geworden.*) Seine ersten Missionare, Engwall (1881), Westlind und Pettersson (1882), schlossen sich der Livingstone Inlandmission an, und als diese von den amerikanischen Baptisten übernommen wurde, erwirkte der Bund von diesen die Ueberlassung der Station Mukimbungu (1885), auf welcher Westlind bisher gearbeitet hatte. Die Amerikaner gingen um so eher darauf ein, als diese Station etwas abseits lag von ihrer Station Banza Manteke nach dem Stanley-Pool zu. So ist Mukimbungu die Ausgangsstation für die Arbeit der schwedischen Missionare geworden. Sehen wir uns zunächst die Lage ein wenig an.

Etwa in der Mitte zwischen der Kongomündung und dem Stanley-Pool erhebt sich der Mongo Mbidi, der höchste Berg im unteren Kongogebiete; um ihn liegen wie in einem Kreise die schwedischen Stationen, Mukimbungu (auf dem linken Ufer) und Kibunsi (1887), Diadia (1888) und Nganda (1890) auf dem rechten Ufer, alle etwas entfernt vom Flusse und sämtlich auf Höhen erbaut. Berg und Thal wechseln am Kongo, und dieser Wechsel giebt der Landschaft dort ihr eigentümliches Gepräge, bietet aber auch für den Verkehr große Schwierigkeiten. Felsige Berge bis zu 600 m Höhe erheben sich steil und fallen wieder steil zu schmaleren oder breiteren Thälern ab, durch welche Bäche und Nebenflüsse ihren Weg zum Kongo sich bahnen, in der Regenzeit reißenden Stromes und dann schwer zu durchschreiten, wenn nicht etwa die Kongoregierung schon eine Art Laufbrücke über sie gelegt hat. Die Höhen sind kahl, an den Abhängen, in den Tiefen wächst das bis zu 18 Fuß hohe Gras, durch das der schmale Fußpfad wie in einem Tunnel hindurchführt. Kleine Wälder mit zahlreichen verschiedenen Baumarten, darunter Riesen bis zu 30 Fuß Umfang, mit üppiger Vegetation, sind in den Thälern zerstreut, den Karawanen willkommen mit ihrem Schatten nach der Wanderung bergauf bergab im glühenden Sonnenschein, aber auch gefährlich um der Fieberdünste willen, die sich darin halten. Die Berge und Hochflächen, die sich wie festgewordene Wellen eines Meeres durch das ganze Land ziehen, sind großenteils trocken und unfruchtbar, der gelbrote Lehm des Bodens wird in der trocknen Zeit rissig und hart wie Stein. Die Niederungen sind wohl sehr fruchtbar, aber teils setzt der tropische Wald der Menschenarbeit Schranken, teils überwuchert das üppige Gras alle andern Pflanzungen.

*) Ueber die übrigen Missionsunternehmungen des Missionsbundes und seine eigene Stellung vergl. A. M.-Z. 1889, S. 332f. und 1893, S. 537 ff.

Digitized by Google

In der trocknen Zeit verdorrt es; dann wird es angezündet und weite Feuermeere durchfluten das Land, eine Gefahr für die Reisenden. Muntere Affen klettern in den Gipfeln der Bäume, flüchtige Antilopen weiden im Grase, und nachts sucht der Schakal bellend nach Fraß, beschleicht der blutdürstige Leopard seine arglose Beute. Kleinere und größere Ortschaften liegen durch das Land zerstreut, bald enger aneinandergereiht, bald weiter voneinander entfernt, oft versteckt gebaut, sodaß nur ein Kundiger den Weg zu ihnen findet, und — wenn es größere Dörfer sind — so angelegt, daß ein Fremder sich leicht zwischen den viereckigen Grashütten verirren kann. Eins der größten Dörfer, das man schon eine Stadt nennen kann, ist Diadia. „Es ist" — so beschreibt Missionar Andersson das Dorf — „wie unsre Städte in mehrere Abteilungen oder Viertel geteilt, und voll von üppigen Pflanzungen und Küchengewächsen. Diese letzteren waren im allgemeinen gut eingehegt, sodaß Ziegen, Hunde, Schweine und andere Tiere sie nicht beschädigen konnten, und im übrigen ausgezeichnet gepflegt. Die Pisangpflanzungen übertrafen doch die übrigen bei weitem. Die Häuser lagen fast eingebettet in diese eigentümlichen Bäume oder wie man sie nennen soll. Palmen waren auch reichlich zu finden, sowohl im Dorfe selber, wie in dem herrlichen Wäldchen in der Nähe des Flusses, an welchem Diadia liegt." Die Dörfer stehen unter Häuptlingen; in einem größeren Dorfe giebt es mehrere, die unter einem Oberhäuptling stehen. Größere Staatswesen finden sich nicht.

Das Volk, der großen Bantufamilie angehörig, ist in verschiedene Stämme geteilt, von denen in der Gegend von Mukimbungu und Kibunsi die Basundi genannt werden,*) während Diadia im Gebiete des weithin wohnenden Stammes der Babvendi liegt, die in der Sprache sich etwas von den Basundi unterscheiden. Die hier gesprochenen Dialekte gehören der Fiotisprache an, der von Mukimbungu wird auch von den andern Stämmen verstanden und eignet sich daher als künftige Schriftsprache für diesen Teil des Kongogebietes. Die Sprache ist reich an Worten und, wie alle Bantusprachen, auch reich an Formen — das Verbum hat bis zu 250 Formen. Die Stämme gelten, der eine noch mehr als der andere, als kriegerisch und wild. Kriege zwischen den einzelnen Stämmen waren früher an der Tagesordnung, sobald das Gras abgebrannt war. Bei der Eifersucht und Feindschaft der einzelnen

*) Einmal kommt auch die Bezeichnung Massingavolk vor.

Digitized by Google

Stämme bedurfte es oft nur der geringsten Kleinigkeiten, um einen solchen, allerdings oft nur einen oder ein paar Tage dauernden, — Krieg zu veranlassen, der natürlich jedesmal Menschenleben kostete. Doch hat die Kongoregierung diesem Kriegsunwesen mit Erfolg zu steuern gesucht. Wie die Beschreibung von Diabia zeigt, findet sich auch ein gewisses Maß von Arbeit. Die Männer freilich sind keine besonderen Freunde der Arbeit. Ihre Sache ist es, ihre und der Frauen Kleidung — ein Stück Zeug, das, um die Hüften geschlungen, bis zu den Füßen reicht, bei den Frauen eine Art Mantel mit einer Kante von anders gefärbtem Zeuge — zu nähen; dazu machen sie die ihnen unentbehrlichen Musikinstrumente und ihre Waffen und zapfen den Saft aus den Kronen der Palmen, um Palmwein zu bereiten. Sonst können sie Tage lang stilliegen unter einem Dache, das sie vor der Sonne schützt, ohne daran zu denken, ihre verfallende Grashütte auszubessern oder Schmutz und Abfälle zu entfernen, die sie umgeben. Das Feld zu bebauen ist Sache der Frauen; dies und dem Manne Essen zu bereiten, füllt ihre Zeit aus. Der Feldbau wird primitiv mit der Hacke betrieben. Kassawawurzeln, Bohnen, Mais, süße Kartoffeln, Erdnüsse, Bananen werden gebaut, die Beseitigung des Grases macht viel Arbeit.

Die Lage des weiblichen Geschlechtes ist trübe. Die Ehe ist ein Band, das sehr leicht geknüpft und sehr leicht gelöst wird; selbstverständlich besteht die Vielweiberei. Es giebt verschiedene Weisen, ein Weib zu bekommen. Will der Mann ein Weib zum vollen Eigentum haben, sodaß auch die Kinder ihm gehören, so muß er es kaufen; der Kaufpreis (75—100 M. für ein Mädchen, 160—220 M. für ein erwachsenes Weib) wird in Schweinen, Hühnern, Ziegen oder Tauschwaren entrichtet. Der Mann kann seine Frau verkaufen oder entlassen und erhält dann die für sie gezahlten Waren zurück, wenn er sie nicht mit Kreide bestreicht, zum Zeichen, daß er keinen Anspruch ihretwegen weiter erheben will. Da es teuer ist, so eine Frau zu kaufen, so begnügen sich sehr viele damit, eine Frau zu borgen, indem sie sich an einen Häuptling wenden, der Sklavinnen besitzt. Dazu muß der Mann etliche Monate lang dem Häuptling an jedem fünften oder siebenten Tage Speise und Palmwein liefern; ist das geschehen und hat sich der Häuptling einverstanden erklärt, so bringt der Mann ihm eines Tages ein Schwein, eine Ziege oder Tauschwaren und einige Portionen Speise und darf nun die Sklavin als seine Frau mit sich nehmen. Irgend eine Feierlichkeit findet dabei nicht statt. Es kommt auch vor, daß

Digitized by Google

ein Häuptling einem andern ein Weib schenkt (auch einem der schwedischen Missionare bot einmal ein Häuptling seine Schwester zur Ehe an), und zwar ohne Entgelt — das ist dann ein Bündnis für den Kriegsfall. In diesen beiden letzteren Fällen hat die Frau an ihrem Häuptling eine Art Beschützer gegen etwaige Härte oder Grausamkeit ihres Mannes; die Kinder aus einer solchen Ehe gelten als Eigentum des Besitzers der Frau, nicht des Vaters. Der Mann muß es sich auch gefallen lassen, daß das Weib ihm genommen und einem andern gegeben wird, namentlich wenn die Ehe kinderlos bleibt. Es kann auch geschehen, daß der Mann des Weibes überdrüssig wird und es zurückschickt; er fordert dann auch wohl zurück, was er einst an den Häuptling geliefert hat, und hierbei kommt es leicht zu Streitigkeiten. Eine Frau kann von dem Manne gehen, wenn sie will; ist sie jedoch die Sklavin des Mannes gewesen, so muß sie sich einem andern Manne als Sklavin ergeben. Will der erste sie dann wieder haben, so muß er ihren halben Wert bezahlen. Stirbt ein Mann, so müssen seine Frauen ein Jahr lang um ihn trauern. Sie dürfen dann das Dorf nicht verlassen, sondern bleiben zumeist in ihren Hütten. Ihr Haar wird nicht abgeschnitten, und möglichst oft gesalbt. Nächte lang müssen sie ihre eintönigen Klagelieder singen. Thun sie das nicht, so setzen sie sich der Gefahr aus, für schuldig an dem Tode des Mannes angesehen zu werden, und das kostet einer Frau das Leben. Nach Ablauf des Jahres wird das Haar abrasiert und der Leib gewaschen, und bald genug wird die Frau zu einer neuen Ehe verkauft. Stirbt eine Frau an der Entbindung, so darf der Mann das Haus nicht verlassen, so lange die Leiche darin liegt. Während das Grab gegraben wird, muß er neben der Leiche liegen, und wenn sie begraben ist, sich allerlei scheußlichen Prozeduren unterziehen, damit es seiner neuen Frau nicht ebenso ergehe wie der gestorbenen. Wenn ein Kind geboren wird, so schwingen die anwesenden Frauen Büsche von Bäumen unter allerlei Geschrei über das Kind, beräuchern es mit einem Graswisch und bepusten es unter allerlei Geberden. Die Mutter trägt ihr Kind eingebunden auf dem Rücken, wohl auch, während sie das Feld mit ihrer Hacke bearbeitet. Kleine Kinder gehen unbekleidet; größer geworden, bekommen sie eine Schnur mit einigen Perlen oder Glöckchen um die Hüften, später wird daran ein Stück Zeug befestigt. Die Mädchen tragen in den Ohren Holzpflöcke und — wie die Erwachsenen — um Arme und Füße Messingringe, je größer, je besser. Im Alter von

Digitized by Google

8—10 Jahren müssen die Mädchen mit dem Korbe auf dem Kopfe und der Hacke in der Hand der Mutter zur Arbeit aufs Feld folgen. Die Knaben werden nicht zur Arbeit angehalten; im Alter von 6—14 Jahren erhalten sie die Beschneidung. Reinlichkeit ist bei beiden nicht zu finden. Ihr wolliges Haar birgt viel Ungeziefer, in die Zehen bohren sich Erdflöhe ein, die zu entfernen man nicht für gut hält; häßliche Wunden, auch wohl der Verlust von Zehen sind die Folge. Manche Eltern verkaufen ihre Kinder auf den Märkten; sterben die Eltern, so werden die Kinder von den Verwandten verkauft, gewiß eine sehr bequeme Art der Waisenpflege. Die Sklaverei ist allgemein üblich, die Sklaven werden gekauft, ihr Preis ist aber geringer als der von Weibern; es kommt auch vor, daß jemand einem andern als Sklave zugesprochen wird zur Entschädigung für einen von ihm angerichteten Schaden.

Die geistige Begabung des Volkes ist nach dem Urteile der Missionare im allgemeinen mäßig; das tropische Klima ist für die Entwickelung geistiger Anlagen nicht förderlich. Redegewandtheit und Sangeslust treten besonders hervor. Sonst aber herrscht das Fleisch — in sittlicher Beziehung steht es traurig. Abgesehen von der Geringachtung des Menschenlebens und der Menschenwürde sind Lüge und Diebstahl herrschende Laster, ohne als Laster zu gelten. Die Unzucht ist allgemein verbreitet, ein keusch lebendes Weib ist eine Seltenheit. Die Sklavinnen bereichern ihre Herren mit dem Erwerbe aus ihrer Unzucht. Die Trunksucht übt weit und breit ihre verderblichen Einwirkungen aus, Palmwein, schon am zweiten Tage nach dem Abzapfen berauschend, ist das einzige Getränk. Bei den oft Tage lang dauernden Palavern beginnen die Verhandlungen mit der Bemerkung, daß man doch mit trocknem Munde nicht reden könne, und so wird ein Gefäß mit Palmwein herbeigeholt.

Das schlimmste aber ist der entsetzliche Aberglaube, der die Religion überwuchert, die Rechtsverhältnisse beherrscht, das ganze Leben durchzieht. Das Volk kennt einen Gott, der im Himmel ist, Nzambi, dessen Stimme es im Donner bebend hört. Fürs Leben hat Nzambi aber keine Bedeutung. Da treten die Götzen ein. Es scheint, als sei die Religion Ahnenkultus. Der Tote weilt nach dem Begräbnis im Walde und sieht, was die Leute treiben, darum ist es so wichtig, daß ihm bei seinem Begräbnis recht viel Ehre wiederfährt, daß z. B. bei dem Begräbnis eines Häuptlings ein Weib lebend auf den Boden des

Digitized by Google

Grabes gelegt und etliche Sklaven geschlachtet werden. Die Wälder sind die gefürchteten Stätten der bösen Geister, die Götzenbilder sollen vor ihnen schützen, darum behängen sie Haus und Leib mit allerlei Götzenbildern, zum Teil aus Holz geschnittenen Menschenfiguren, oder Hahnenköpfen, Steinen, Schnecken, Lumpenbündelchen u. s. w. Besondere Stätten für den Götzendienst, Opfer und dergleichen scheinen nicht üblich zu sein, wenigstens findet sich in den Berichten keine Erwähnung davon, desto mehr ist von den Fetischmännern die Rede, den Zauberpriestern, welche bei allen Gelegenheiten hervortreten. „Diese Art Priester“ — so charakterisiert sie Missionar Skarp — „sind unübertrefflich, wo es Verbrechen oder Laster, Betrügerei, Geiz und Heuchelei gilt. Alle Gelehrsamkeit, Macht und Kunst der Welt ist machtlos, wo es gilt, einen solchen Menschen gut zu machen.“ Sie werden in besonderen Fetischschulen ausgebildet; der Aufzug der mit aufgelöster Kreide beschmierten Jünglinge einer solchen Zauberschule mit ihren Götzenbildern und Zaubertrommeln erschien einer der schwedischen Missionarinnen, „als ob der Böse selber mit seinem Gefolge daherzöge.“ Erkrankung, Tod, Dürre, Kinderlosigkeit — alles wird auf Zauberei zurückgeführt, und wehe dem, den der Fetischmann als denjenigen bezeichnet, welcher einen Menschen „gegessen“ habe, d. h. durch seine Künste Schuld an seinem Tode sei. Die Giftprobe, zuweilen auch die Wasserprobe, muß es beweisen, daß er unschuldig ist. Entsetzlich ist die Beschreibung, die von einer solchen nächtlichen Giftprobe gemacht wird, wie im Mondschein bei dem eintönigen Schall der Trommel Männer, rot und weiß bemalt, mit Götzen behängt, unter wüstem Gebrüll herumspringen, die Weiber schreien und tanzen und das Angesicht verzerren, wie das unglückliche Opfer der Giftprobe, dem Umsinken nahe, von ihnen immer wieder aufgerichtet und in Bewegung erhalten wird, bis sein verstümmelter Leichnam als eine Speise der Krokodile in den Fluß geworfen wird oder als eine Beute der Raubtiere im Grase liegen bleibt.

Zahlreich sind die **Krankheiten**, denen die Kongoleute ausgesetzt sind; Fieber verschiedener Art, Lungenentzündungen, Magenleiden, Pocken u. s. w. kommen vielfach vor, namentlich die Pocken und die seltsame Schlafkrankheit haben so entsetzliche Verheerungen angerichtet, daß die Missionare das Kongovolk wohl gar als ein aussterbendes Volk bezeichnen. Krankenpflege ist unbekannt, Wahnsinnige werden totgeschlagen, Pockenkranke in ihre Häuser eingeschlossen und ihrem Schicksal

Digitized by Google

überlassen. Ebensowenig kennt man wirkliche Heilmittel; wüster Aberglaube und Zauberei müssen sie ersetzen. Zieht ein Stamm in den Krieg und hat nicht glücklich gekämpft, so werden neue Kriegsgötter gemacht, um die Hoffnung auf Sieg neu zu beleben. So ist das ganze Leben vom Aberglauben beherrscht.*)

Es war eine schwere Aufgabe, unter einem solchen Volke das Evangelium zu verkündigen. Bei der ersten grundlegenden Arbeit haben die schwedischen Missionare sich besonders der Schulen bedient. Ueber den Wert der Schule als Missionsmittel herrscht in den Kreisen der Mission Meinungsverschiedenheit, — der Missionsbund kann sich nach seinen Erfahrungen nur nachdrücklich für den Wert der Schulen aussprechen. „Die meisten Schüler werden früher oder später bekehrt," berichtet Missionar Skarp von Diadia, und die ersten Taufkandidaten sind auf allen Stationen sämtlich Knaben oder Jünglinge aus der Schule gewesen. Das hängt damit zusammen, daß er seine Hauptkraft zuerst auf das jüngere Geschlecht gerichtet hat. „Die älteren habe ich wenig Hoffnung, für den Herrn zu gewinnen," schreibt Missionar Nilsson im Jahre 1889. So hat denn die Arbeit gewöhnlich mit Einrichtung einer Schule begonnen, und die Gründung einer Schule in einem neuen Dorfe ist noch immer der erste Schritt zur Anlegung einer neuen Außenstation. Die Knaben wohnen zumeist auf der Station in besonderen Knabenhäusern und erhalten wöchentlich ein oder zwei Messer oder etwas Zeug, um davon ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, doch soll dieser Ersatz in dem Maße wegfallen, wie dem Volke der Nutzen der Schule klar wird. (Schluß folgt.)

Der Durchschnitts-Hindu.**)

Ein Beitrag zum Verständnis der Schwierigkeiten, welche der Mission in Indien entgegenstehen.

In meiner heutigen Rede möchte ich mir erlauben, Ihnen den Durchschnitts-Hindu vor Augen zu malen.

*) cf. die Darstellungen A. M. Z. 1890 Beibl. S. 63 ff.; 1891 Beibl. S. 38 f. aus anderen Teilen des Kongogebietes.

**) Rede des methodistischen Missionars Haigh auf dem diesjährigen Jahresfeste der Wesl. Meth. M. S. in London. not. 1896, 86. — Unter allen Reden auf den diesjährigen Maimeetings in London ist mir diese als die beachtenswerteste erschienen. Was mich bewegt, sie in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen, ist ein dreifaches: 1. Damit die Leser dieser Zeitschrift einen Ein-

Digitized by Google

Indem ich obige Bezeichnung wähle, schließe ich einerseits die etwa sechszig Millionen zählenden Parias, andererseits die mehr als eine Million umfassenden gebildeten Hindus von der Besprechung aus.

Was die Parias betrifft, so hängt es vielfach von der Treue und Thatkraft der Christenheit in den nächsten fünfzig Jahren ab, ob dieselben von dem Hinduismus verschlungen bezw. eine Beute der Mohamedaner werden, oder schließlich eine Heimat im Schoße der christlichen Kirche finden wird.

Die gebildeten Hindus hingegen sind durch ihre Erziehung so vollständig von der Gesamtzahl ihrer Landsleute losgerissen worden, sowohl was äußeren Lebenswandel als was inneres Empfinden betrifft, daß sie besonders beschrieben werden müssen.

Lassen Sie mich deshalb von diesen beiden Klassen absehen und heute Ihre Aufmerksamkeit auf die gemütlichen, orthodoxen, unsophistischen Kastenhindus lenken, die mit ihren nahezu hundertundachtzig Millionen die Hauptbevölkerung dieses großen Landes bilden. Der Durchschnitts-Hindu, wie wir ihn in Vorderindien (Mysore) kennen gelernt haben, lebt größtenteils in Dörfern, und zwar führt er ein höchst einförmiges Dasein. Er berechnet die Zeit nach verschiedenen Kalamitäten, wie Hungersnot, Ueberschwemmung, Epidemien und so weiter, oder nach Festen.

Er muß zu allem Zeit und Muße haben, und nichts ist ihm so zuwider als Eile, Ueberraschungen, Abkürzungen; selbst die dringendsten Angelegenheiten seines eigenen Lebens pflegt er erst langsam einzuleiten. Er haßt es, gleich zur Sache zu kommen, und erlaubt dies auch einem anderen nicht, augenscheinlich hält er es für einen großen Mangel an Diplomatie. Wenn er noch so gut weiß, weshalb Sie zu ihm kommen, reitet er auf allen möglichen unwesentlichen Punkten herum, bis seiner Meinung nach der Etikette in dieser Beziehung Genüge geschehen ist. Bequem auf dem Boden kauern, die Betelnuß kauen, und dabei die Tagesneuigkeit besprechen, ist sein Ideal.

Und was ist nun dieser Mensch in religiöser Beziehung? Natürlich in erster Linie ein Sünder — damit ist aber sein Zustand noch lange nicht vollständig gekennzeichnet. Er ist ein Hindu: folglich hat er gewisse Begriffe und Empfindungen geerbt, mit welchen er mit allen Fasern seines Denkens und Fühlens verwachsen ist. In seinem Götzendienst, seinem moralischen Sein, seinem sozialen Leben, seinem persönlichen Hoffen und Streben ist er das, wozu sein Glaube ihn gemacht hat, und kann unabhängig von letzterem weder denken noch handeln. Ohne gerade Philosoph zu sein, ist er jeden Zollbreit das Erzeugnis einer Philosophie.

---

blick in die wunderliche indische Gedankenwelt bekommen, welche das Verständnis für das Christentum so sehr erschwert; 2. damit sie sehen, daß es auch unter den Methodisten Missionare giebt von weitem Blick, gesunder Methode und treffender Kritik; und 3. damit sie in dieser Schilderung eine Illustration besitzen, welche den unwiderleglichen Beweis für die Unklarheit und Phrasenhaftigkeit des modernen amerikanisch-englischen Schlagworts von der Evangelisation der Welt in dieser Generation liefert. Der Redner polemisiert allerdings nicht direkt gegen dieses Schlagwort; aber ich glaube mich kaum in der Annahme zu irren, daß er gerade das vorstehende Thema sich gewählt hat, um zu zeigen, daß es auf Unkenntnis der Verhältnisse beruht und eine unausführbare Schwärmerei ist. D. H.

Digitized by Google

Bei Ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm merken Sie, daß er ein überzeugter, unerschütterlicher Verehrer der Götter ist; dabei ein eifersüchtiger Hüter der Kaste und ein engherziger Konservator althergebrachter Sitte. Kein Aberglaube scheint thöricht und gespensterhaft genug, daß er ihn nicht glauben könnte. Keine Forderung seiner Religion dünkt ihm zu schwer oder zu groß, um ihr nicht Folge zu leisten, wenn es ihm irgend möglich ist. Er schwelge in Mythen, richtet sein Leben nach allen möglichen Omens und bringt alljährlich mehrere Tage mit dem Besuche religiöser Feste, der Erfüllung seiner Gelübde und der Beobachtung ritueller Gebräuche zu.

Gestatten Sie jedoch, daß ich Sie hinter die Kulissen führe, selbst auf die Gefahr hin, etwas ermüdend zu werden.

Gesetzt, Sie stehen vor dem Tempel eines Dorfes und fragen den Durchschnitts-Hindu, angesichts des abschreckenden Götzenbildes, welches Ihnen hier entgegentritt: „Wie viele Götter giebt es?", so wird er ohne Zögern antworten: „Es giebt nur Einen Gott."

Hierin liegt ein Widerspruch. Der Mann glaubt an Einen Gott und betet viele Götter an. Eine solche Doppelstellung ist in unseren Augen unvereinbar, und zwar absolut und für immer.

Warum ist sie es ihm nicht ebenso? Hierauf antworte ich: weil der Durchschnitts-Hindu im Grunde Pantheist ist; damit will ich sagen: weil er Gott als ein Wesen betrachtet, das sich ohne Unterschied der ganzen Schöpfung mitteilt — daher einem Geschöpfe so nahe verwandt ist wie dem anderen, abgesehen von dessen moralischer Beschaffenheit. Zum Beispiel wird er sich keineswegs scheuen, zuzugeben, daß Gott dem fleischlichen, wollüstigen Herzen ebenso nahe ist wie dem reinen Herzen. Nur wird er solche Dinge nicht mit der Sprache der Philosophie, sondern in poetischer Form ausdrücken.

„Die Sonne," wird er sagen, „ergießt ihre Strahlen auf alle Dinge, ohne Unterschied. Sie färbt den Gipfel des Hügels mit purpurnem Golde, verschmäht aber auch den Dunghaufen nicht; sie spiegelt sich mit silbernem Lichte in den klaren Fluten des Bergstromes, borgt aber ihren Glanz auch dem stockenden Gewässer des Teiches. Wie ein Ding an sich selbst auch sein mag, wird es geheiligt durch die Gegenwart der Sonne. Wer dem Sonnenlichte Ehrfurcht erweisen will, kann es ebenso rechtmäßigerweise und ebenso wirksam am Rande eines stockenden Gewässers, als am Ufer der sprudelnden Quelle thun."

„Und," wird er fortfahren, „ist Gott nicht ebenso allenthalben — in mir, im Steine, in der Schlange, in der Kuh u. s. w.? Alle Dinge sind anbetungswürdig, weil Gott in allen Dingen ist; wir brauchen uns also bezüglich unserer Gottesdienste nur danach zu richten, wie es uns am besten paßt oder wie es gerade Sitte ist."

Wir sehen demnach, daß sein Gottesdienst nichts anderes sein kann als Götzendienst, und daß: „den Götzendienst verwerfen" für ihn gleichbedeutend ist mit dem Leugnen der Existenz oder doch wenigstens der Allgegenwart Gottes. Sie mögen über die Häßlichkeit seiner Götzen lachen, soviel Sie wollen, und er wird mit Ihnen lachen; Sie mögen ihn auf die Hilflosigkeit

Digitized by Google

derselben aufmerksam machen, und er wird zugeben, daß Sie recht haben; aber irre machen läßt er sich darum nicht. „Gott ist in ihnen wahr und wahrhaftig," wird er sagen, „daran ändert weder die Häßlichkeit, noch die Hilflosigkeit der Götzen das Geringste."

Der Pantheismus hat ihn in seinem Götzendienste irre geleitet; ebenso sicher und nicht weniger verhängnisvoll hat er ihn irre geleitet, was sein sittliches Wesen, seine sittlichen Anschauungen betrifft. Nicht nur betrachtet er Gott als gleichmäßig in allen Formen der Schöpfung verteilt, sondern er hält ihn auch als gleichmäßig gegenwärtig in jeder Thätigkeit, welcher Art dieselbe auch sein mag, und dies wiederum — abgesehen von aller moralischen Beschaffenheit.

Zum Beispiel wird er ohne Scheu versichern, Gott sei ebenso wahrhaftig gegenwärtig in einer selbstsüchtigen, wollüstigen Handlung wie in der edelsten Selbstverleugnung und in dem hingebendsten Heldenmute. Alle Dinge, alle Thätigkeiten sind im Grunde göttliche Thätigkeiten; daher kann keine derselben unrecht genannt werden. Was jedoch uns betrifft, giebt es Thätigkeiten, welche Unheil bringen oder ins Verderben stürzen; deshalb müssen wir — sofern uns die Wahl frei steht, zu thun und zu lassen, was wir wollen, — uns danach richten, ob eine Handlung auch ratsam ist oder nicht.

Was ist denn dann dem Hindu Sünde? Nichts anderes als: thun, was nicht zweckmäßig ist, beim Genusse eines Vergnügens die eigene Sicherheit außer acht lassen; sich auf irgend eine Weise einem Unfall oder einer Unannehmlichkeit aussetzen. Und was ist Heiligkeit? Nichts weiter als vollkommene Klugheit. Nichts thun, was einen bei seiner Kaste oder seiner Gemeinschaft verhaßt macht, ist eine schöne Kunst. Wenn zum Beispiel ein Hungriger ein Stück Brot von meiner Hand ißt, macht er sich damit bei seiner Kaste verpönt, und das ist Sünde; derselbe Mensch aber mag noch so anstößigen Verkehr mit den Tempeldirnen haben und wird dennoch für ehrbar gelten, ja sogar im Rufe der Heiligkeit stehen.

Und nun noch eines, dann hoffe ich Sie mit weiteren philosophischen Erörterungen verschonen zu können. Der Durchschnittshindu glaubt an die Seelenwanderung und ist ein Sklave des Schicksals. Wenn eine Ueberzeugung wirksamer in ihm ist als eine andere, so ist es diese, daß er nicht frei ist.

Irgend wo, ohne daß er wüßte wo, irgend wann, ohne daß er wüßte wann, ist er das gewesen und hat er das gethan, was die Bahn seines gegenwärtigen Lebens vollkommen vorgezeichnet hat, eine Bahn, von der er unmöglich abweichen kann; seine Kaste, sein Land, sein Wachstum, seinen Verfall, die Freude, die ihn springen macht, der Kummer, der seine Augen mit Thränen füllt, sind sich in dem einen Punkte gleich, daß er sie irgendwie selbst für sich verursacht hat. Das Gewand, in welches ihn die Umstände zu irgend welcher Zeit kleiden, sei es grob und lästig oder bequem und eine Zierde, hat er mit eigenen Händen gewoben, und er kann sich nicht weigern, es zu tragen. Er ist sich beständig bewußt, daß aus der nicht mehr zu erkennenden Vergangenheit eine Macht entspringt, und daß diese Macht eine unumschränkte ist; er kann sie nicht leugnen und wagt nicht, ihr zu trotzen.

Digitized by Google

Die größte Sünde, deren er sich schuldig machen kann, ist, versuchen, sich von dieser Kette loszumachen und als freier Mann einen neuen Lebenslauf zu beginnen, einer neuen Geistesrichtung und neuen Ueberzeugungen gemäß.

Das ist also der Mann, dem ich das Evangelium predigen soll. Wie soll ich das anfangen? Wie würden Sie es thun? Würden Sie damit anfangen, ihm den Mittelpunkt des Heils zu offenbaren und ihm zu sagen, daß Jesus Christus die Offenbarung Gottes im Fleische ist?

Es würde ihn dies durchaus nicht überraschen, noch viel weniger unangenehm berühren; denn er hat schon von mancherlei Manifestationen Gottes gehört, und wahrscheinlich ist diese eine derselben.

Damit sind Sie aber nicht befriedigt in Ihrem Eifer, und fangen nun an, Christum als den herrlichsten und schönsten zu preisen. Es ärgert ihn dies nicht im geringsten. Sie und Ihre Landsleute haben seit undenklichen Zeiten Jesum als die Offenbarung Gottes für Sie angenommen; während er und sein Volk seit Jahrhunderten jene Offenbarung, die im Tempel steht, angebetet haben. Er hat dieselbe nicht gewählt. Warum sollte sie nicht ebenso gut sein wie eine andere? Hergebrachte Sitte ist für ihn maßgebend. Sie sehen also, daß Sie ihn durchaus nicht gerührt haben.

Gesetzt, Sie versuchen es mit einer anderen Taktik und sagen dem Manne, daß er ein Sünder ist. Wiederum ärgert er sich keineswegs, denn er ist ein Mensch von unverwüstlich gutem Gemüt. Er ärgert sich nicht, wie er sich überhaupt über keines der Mißgeschicke seines Lebens ärgert, sei es der Verlust seiner Herden, der Tod eines Sohnes oder persönliche Krankheit. Er giebt sogar zu, er müsse sich zu irgend einer Zeit seines Lebens der Sünde schuldig gemacht haben, sich gegen sein Schicksal aufzulehnen. Aber die Sünde verursacht ihm keinerlei Gewissensbisse. Er wird mit dem friedlichsten Gesicht von der Welt sagen: vom richtigen Standpunkt aus betrachtet, sei es im Grunde Gott selbst, der sie gewirkt habe; es sei nur schade, daß er den Körper, den er, nämlich der betreffende Hindu selbst, bewohnt, zum Kanal seiner unliebsamen Thätigkeit gewählt habe.

Wie Sie sehen, haben Sie ihn immer noch nicht gerührt. Sagen Sie ihm, er könne von seinen Sünden und deren Folgen erlöst werden, so wird der Durchschnitts-Hindu Sie anstarren, als hätte er den Verstand verloren, denn es ist eine der Fundamentalannahmen seines Denkens, daß die Folgen der Sünde sich in der Person des Sünders auswirken müssen und zwar in einer anderen Geburt. Er wird sagen: „Es ist lächerlich zu denken, Sie könnten an dem Gifte sterben, welches in meinem Körper ist, und mich auf diese Weise vom Tode erretten." Also ist er noch immer nicht gerührt.

Wie müssen wir diesem Manne beizukommen suchen? Wenn wir dem Durchschnitts-Hindu das Evangelium predigen, müssen wir anfangen mit der Lehre: „Gott ist Gott und du bist du; Gott ist eine Person und du bist eine andere." Menschlich gesprochen, können Sie dem Manne nicht beikommen, bis Sie seine Individualität, so zu sagen, klar gestellt haben, daß er sich selbst als getrennte, freie, und darum verantwortliche Persönlichkeit fühlt.

Wenn Sie ihm endlich klar gemacht haben und ihm die Augen dafür

Digitized by Google

aufgehen, daß Gott und er zwei getrennte Persönlichkeiten sind, müssen Sie anfangen, diesen Gott mit moralischen Eigenschaften zu bekleiden. Sie müssen ihm zum Beispiel sagen, daß wenn ein Mensch den anderen um das Leben bringt, es nicht Gott in jenem Menschen ist, der den Mord begangen hat. Sie müssen der Frau, die unter ihrem grausamen Joche seufzt, sagen, daß sie sich einem solchen Joche nicht länger zu fügen braucht, in der Idee, daß Gott sie zwinge, als kleines Kind zu heiraten, und als Witwe den Feuertod zu erleiden. Ihnen allen aber, Männern wie Frauen, müssen Sie sagen, daß hergebrachte Sitte nicht unfehlbar eine Offenbarung Gottes ist, denn er ist gerecht, heilig und gut, ewig ferne von den Unmenschlichkeiten der Sitte, den Unheiligkeiten der Mythologie und den grausamen Parteilichkeiten der Kaste. Erst dann steht Ihnen der Weg offen, den Maßstab sittlichen Urteils aufzurichten, und des Mannes wahren Charakter und sein Thun daran zu prüfen; und es wird Ihnen damit möglich, ihn zu einem Schuldgefühl zu bringen, vielleicht sogar zu dem Bedürfnis nach einem Erlöser.

Jetzt fangen Sie an, den Mann zu packen; aber es bleibt noch vieles zu thun übrig. Sie müssen ihm sagen, warum, wenn er einen Heiland braucht, Christus dieser Heiland sein muß, und kein anderer; wie er alle anderen übertrifft, und daß er angenommen werden muß, wenn er auch nicht zu des Mannes Kaste, ja nicht einmal zu seinem Lande gehört.

Damit will ich natürlich nicht behaupten, daß diese Philosophie auf alle Hindus den gleichen Einfluß haben wird. Verschiedene Umstände tragen dazu bei, diesen Einfluß zu schwächen oder zu verstärken, bloße Haltlosigkeit des Charakters in dem einen, eine vorherrschende Dosis gesunden Menschenverstandes in dem anderen, und wiederum in anderen das unbefriedigte Sehnen des menschlichen Herzens; aber ich denke, dem allen ungeachtet, werden Sie begreifen, daß die Arbeit unter einem solchen Volke, soll etwas dabei herauskommen und soll sie dauernden Erfolg haben, notwendigerweise eine langsame Arbeit sein muß. Und ich habe noch nicht von dem Kastenwesen, den sozialen Sitten und Privilegien gesprochen, die sämtlich in der eben beschriebenen Glaubenslehre ihren Ursprung haben und den Hindu einengen, wie ein Panzer, dessen er sich kaum mehr entledigen kann, so fest ist er an ihn geschmiedet.

Ich denke aber, Sie werden mit mir fühlen, daß jegliche Arbeit unter einem solchen Volke Geduld erfordert. Ein Mensch kann nicht die Eindrücke eines ganzen Lebensalters in einer Stunde abschütteln. Schon die Erkenntnis, daß es überhaupt einen anderen Standpunkt giebt, geht in den meisten Fällen nur langsam vor sich, noch langsamer aber der Konflikt, welcher hierauf zwischen der neuen Erkenntnis und dem alten Glauben stattfindet und stattfinden muß.

Dennoch giebt es Leute, die uns nicht ohne einen Anflug leisen Tadels sagen, es sei unsere Pflicht, den Hindus das einfache Evangelium zu predigen, und uns sogar zu verstehen geben, daß das Volk sich massenweise bekehren würde, wenn wir uns damit begnügen wollten. Ja, sie erzählen uns von nahezu wunderbaren Erfolgen, welche durch diese Methode, einfach das Evangelium zu predigen, wie sie es nennen, erzielt wurden.

Digitized by Google

Kraft meiner zweiundzwanzigjährigen Erfahrung in Indien, erlaube ich mir zu sagen, daß derartige Reden auf Unwissenheit beruhen und ungerecht sind. Sie beruhen auf Unwissenheit, denn die Erfolge, welche, als aus obiger Methode hervorgehend, in die Welt hinausposaunt werden, sind entweder nicht unter den eigentlichen Hindus erzielt worden — und, wie gesagt, hier müssen wir unterscheiden — oder sie sind eine Täuschung und schwinden wie ein Schatten, ehe man sagen kann: „Siehe." Und sie sind ungerecht, weil damit angedeutet wird, daß wir nicht das einfache Evangelium predigen. Dagegen verwahre ich mich aber! Was ist nun aber das einfache Evangelium?

Doch gewiß die Botschaft von einem persönlichen Gott. Sobald Sie dies aber sagen, greifen Sie die Philosophie der Hindus an. Es ist doch sicherlich die Verkündigung, daß der Mensch sich seiner selbst bewußt ist, d. h. die Verkündigung von der Wirklichkeit des menschlichen Selbstbewußtseins; mit dieser Behauptung gehen Sie aber geradenwegs gegen das Wesen des Pantheismus an. Es ist doch ohne Zweifel das Evangelium von einem heiligen Gott; sagen Sie das jedoch, so rennen Sie mit dem Kopfe gegen ein Heer von mythologischen Lehren und Begriffen an. Ferner ist es doch gewiß eine Botschaft von der Verantwortlichkeit des Menschen und der Vergebung der Sünden; verkündigen Sie dies aber, so richten Sie erst recht große Verwirrung an.

Das einfache Evangelium! Jawohl, alle diese Elemente begreift das einfache Evangelium in sich. Jedes andere Evangelium wäre ein abgeschwächtes Evangelium und würde gar nichts bei den Hindus bezwecken. Sie sehen aus dem allen, daß unsere Arbeit in Indien, und speziell unter den Durchschnitts-Hindus, kein Kinderspiel ist.

Als die Methodisten zuerst Hand an Missionsarbeit legten, hat Gott uns durch eine Reihenfolge rascher, unerwarteter Erfolge in Witi, Westindien und Westafrika ermutigt; aber es ist Gottes Art und Weise, das Gelingen eines Werkes damit zu belohnen, daß er immer schwerere Aufgaben stellt, und besonders in Bezug auf diese Missionsarbeit ist die Aufgabe fortschreitend schwieriger geworden. Es ist ein weiter Weg von Westindien nach China und ein noch weiterer von den Witi-Inseln nach Indien; ebenso ist es eine Veränderung von der Einfachheit zur Verwickelung, von dem Animismus und den niederen Formen religiöser Gemütsbewegung zu den feinsten Formen der Philosophie, von der nahesten, dehnbarsten sozialen Organisation zu der vollendetsten und steifsten.

Wie mir scheint, ist diese Veränderung in der Beschaffenheit des Arbeitsfeldes ein Ruf von Gott an die Kirche, sich zu neuen Methoden, neuen Schätzungen und neuen Erwartungen heranzubilden. Wer Indien kennt, weiß, daß es nicht im Umsehen zu bekehren ist. Was hier not thut, ist nicht eine Reihenfolge rascher Ausfälle, sondern ein wohlüberlegter, entsprechend durchgeführter Feldzug, ein Feldzug, in dem wir alle Geisteskräfte, aber auch alle Begeisterung, deren wir fähig sind, ins Treffen führen müssen; und ein solcher wird uns in Kosten verwickeln, von welchen wir uns bisher kaum einen Begriff zu machen vermochten. Ist die methodistische Kirche dessen fähig? Sind wir uns des Vorrechtes, der Verantwortlichkeit bewußt, den Versuch zu

Digitized by Google

machen, Indien in solch' besonnener, wohldurchdachter Weise zu bekehren, und sind wir entschlossen, es auch zu thun?

Ich bin überzeugt, wir werden nie unser Teil zu der Bekehrung Indiens beitragen, wenn wir uns durch den Zwang hergebrachter Traditionen, oder Stolz auf unsere Religionsgeschichte leiten lassen. Nein! wenn wir unsere Pflicht in Indien thun wollen, muß die Ehre des Herrn der alles beherrschende Impuls sein, welcher unsere Arbeit leitet. Ist dies der Fall? Unsere Hingabe wird alsdann in dem Enthusiasmus der Geduld Ausdruck finden, und in dem Entschlusse, die Arbeit besonnen, in zweckentsprechender Weise zu thun, es komme, was da wolle. Thun wir sie jetzt in zweckentsprechender Weise?

Dies ist die Frage, die ich in den wenigen Minuten, die mir noch zu Gebote stehen, versuchen will, zu beantworten.

Ich komme aus dem Mysore-Stadtbezirk. Wie ist dieser Bezirk beschaffen? Hinsichtlich der Vorkehrungen, welche zu dessen Evangelisation getroffen werden, lassen Sie mich sagen, daß gerade dieser Bezirk ein in jeder Weise typischer zu nennen ist. Was Umfang und Bevölkerung betrifft, ist dieser Mysore-Stadtbezirk mit Ihrem ganzen methodistischen, ostenglischen Distrikte gleich, und Bedford und Northampton-Distrikt zur Hälfte mit eingerechnet; und die Evangelisation genannten Bezirkes ist zwei dienstfähigen europäischen Missionaren übertragen. Unter dienstfähig verstehe ich einfach Missionare, welche die Sprache erlernt haben und das Volk näher kennen. Außerdem haben wir noch auswärtige Stationen, welche mit verschiedenen Evangelisten besetzt werden. Lassen Sie mich versuchen, Ihnen das eben Gesagte zu veranschaulichen, indem ich den ostenglischen Distrikt zum Vergleiche nehme, mit Cambridge als Mittelpunkt, wie die Stadt Mysore der Mittelpunkt des Mysore-Bezirkes ist. Dann haben wir einen Laien-Evangelisten in einer auswärtigen Station in Ely; einen anderen in King's Lynn; in Norwich einen; in Bedford einen; in Huntingdon einen; in Petersborough einen. Wenn nun vier Europäer, jeder in seinem Teile, alljährlich hundert Tage damit verbringen würden, meinen Bezirk zu besuchen und alle drei Tage in drei Städten oder Dörfern predigen würden, so könnten sie das Evangelium von der freien Gnade Gottes einmal im Jahre an jedem Orte meines Bezirkes verkündigen; nur verkündigen, sage ich — ohne jegliche Wiederholung, Besprechung oder Erläuterung durch Beispiele. Wir Europäer aber können dies nicht, wir haben keine Zeit dazu. Wenn einer dreißig bis vierzigerlei Rechnungen zu führen hat, von welchen jede einzelne so und so viele kleinere Einträge bedingt; wenn er ein Dutzend Schulen überwachen und jede zu einem wirksamen Mittelpunkte evangelistischen Einflusses machen soll; daneben Gebäude planen, deren Baukosten berechnen, Geld dafür sammeln und sie schließlich ausführen muß; wenn er überdies den Geschäftsgang einer heranwachsenden Presse beaufsichtigen, alljährlich zwei Monate lang einem Bibelübersetzungs-Komitee beiwohnen, und die in einem solchen Komitee erforderliche Arbeit thun soll; daneben eine Zeitung zu redigieren, seines Amtes in der Kirche zu walten und mit seinen Gehilfen zu korrespondieren hat, wieviel Zeit bleibt ihm alsdann zu dem Amte eines Reisepredigers? Denken Sie alsdann an unsere eingeborenen Brüder und fragen Sie sich einmal, in welcher Lage sie sich befinden. Sie wohnen in be-

Digitized by Google

trächtlichen Entfernungen von einander; ja in den meisten Fällen sind sie einzig und allein auf sich angewiesen. Ich nehme zum Beispiel die Stadt Ranjangud, ein indisches Ephesus, und angefüllt mit priesterlichen Brahminen; ein Wallfahrtsort, dem alljährlich tausende von Menschen zuströmen — und dort steht der Mann ganz allein, Tag für Tag muß er allein unter dem Schatten des Tempels stehen; allein seine Lieder singen; allein zu der beweglichen, stets mißtrauischen, oft verächtlichen, und zuweilen sogar offen feindlichen Menge reden. Mitten unter dem beständigen Geläute der Tempelglocken, dem Geschrei der Zuschauer ringsum, dem zauberhaften Gesange der immer neu ankommenden Pilger, erhebt sich die eine vereinzelte Stimme zur Verkündigung des wahren Gottes, einer sittenreinen Religion und einer Erlösung durch das Blut Christi. Denken Sie an das Schwierige einer solchen Lage eine Reihenfolge von Jahren hindurch! Wie würde meinen Amtsbrüdern unter den Zuhörern eine solche Stellung gefallen? Keinerlei äußere Anregung durch den Verkehr mit Gleichgesinnten; keine begeisternde Empfänglichkeit von seiten des Volkes! Tag für Tag muß er sich aufraffen und dem Gaffen der Menge, spöttischem Wortstreit oder offenem Widerspruch entgegentreten. Meiner Ansicht nach bedürfte es eines Elias, welcher Macht hat, Feuer vom Himmel regnen zu lassen, um an einem solchen Orte Tag für Tag den Baalspriestern gegenüberzutreten. Eine Million zweimal hunderttausend Menschen in einem Bezirke, darunter eine Million von der Klasse des Durchschnitts-Hindu, und nur 10 Prediger, alles in allem gerechnet, um unter ihnen zu arbeiten. Ist diese Zahl zweckentsprechend? Wie sollen wir es machen?

Wir sollen Ihnen von Segen berichten und könnten es auch; aber dazu bin ich nicht hier — ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß die Zahl der Arbeiter nicht ausreicht für die Arbeit, die geschehen soll. Wir sind nicht in der Lage, wirksam zu kämpfen; wir brauchen mehr Leute in der Vorderfront.

Romilly Ingram fällt, und es bedarf zwei voller Jahre, ihn zu ersetzen. Der an Erfahrung so reiche, tüchtige, allseits beliebte, einflußreiche Josias Hudson stirbt — wer soll seine Stelle einnehmen? Im Felde selbst haben wir heutzutage nicht einen, der es vermöchte. Wer überhaupt etwas leisten kann, hat sich schon seine eigene Stellung geschaffen und kann an dieser nicht vermißt werden. Der General stirbt, und wir heben einen ungeschulten Rekruten aus! Was thut hier not?

Zunächst, daß wir in jedem Missionsdistrikte im Felde zwei Leute in Reserve haben! Anders geht es nicht. Ohne solche Reservemänner können wir nicht einmal die Arbeit unterhalten, geschweige denn ausdehnen. Ich weiß, das Komitee stimmt hierin mit mir überein. Es würde gern Reserveleute hinausschicken, aber wie soll es dies thun? Es ist Ihnen mitgeteilt worden, daß eine Schuld da ist; und die Methodisten haben die Hände in die Taschen gesteckt und die Schuld gezahlt; nachdem dies geschehen ist, hat es aber beinahe den Anschein, als knöpften die Methodisten die Taschen selbstgefällig zu und dächten, damit hätten sie genug gethan. O, wenn dies wirklich der Fall ist, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß solche Selbstgefälligkeit Ihren Arbeitern im Felde das Herz bricht . . .

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Paulus als Typus für die evangelische Mission.

Von Pastor Stosch.

II.

Damit stehen wir an der Pforte des zweiten Teiles unsrer Darlegung. Das Typische St. Pauli für die Mission liegt in seinem Wirken. Hier tritt uns freilich eine überwältigende Fülle von Stoff entgegen. Es sei mir erlaubt, im wesentlichen nur solche Punkte hervorzuheben, von denen ich meine, daß sie unmittelbar praktische Bedeutung haben. Dabei übergehe ich die Stellung St. Pauli zu den sozialen Fragen seiner Zeit. Sie ist typisch in ganz besonderem Maße. Aber ich darf mich für ihre Uebergehung auf meinen im vorigen Jahre auf der brandenburger Missionskonferenz gehaltenen Vortrag berufen, der die soziale Frage in der Mission behandelte. Ich übergehe auch als für den Rahmen meines Vortrages zu groß das Grundlegende der Lehre St. Pauli für die Mission aller Zeiten. Es ist selbstverständlich, daß für sie unverbrüchlich gilt, was Paulus an die Galater (1, 8) schreibt: So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei Anathema. Die Mission besitzt in den Briefen St. Pauli die Lehre Christi und das Evangelium seines Todes und seiner Auferstehung in einer, ich möchte fast sagen unmittelbar für den Missionsgebrauch zubereiteten Form. Hier ist jene heilige Weitherzigkeit, jener tiefe Gewissensernst, jenes heilige Verlangen, den Seelen zu helfen, hier ist Erkenntnis und Weisheit, Beschränkung und Fülle, psychologische Auffassung, hier ist eine Darstellung des Evangeliums als eines Sauerteiges in den Völkern ebenso als einer Macht die Gemeinde der Heiligen und Erwählten zu bilden, wie solches alles der innerlichen und praktischen Ueberzeugung eines Missionars zu Gebote stehen muß. Für die Gewinnung der Gemeinden, für die Pflege der Gewonnenen, für jede auftauchende seelsorgerliche oder regimentliche Frage bieten die schriftlichen Dokumente des großen Apostels die grundlegende Methode, die um so tiefer erkannt und um so fruchtbringender verwertet werden wird, je rückhaltloser man sich in die Gedankengänge des Apostels hineinzudenken versucht. Man schmälert sich den Reichtum der Briefe St. Pauli vielfach durch eine einseitig dogmatische Auffassung und Ausbeutung. Ist St. Paulus ein Dogmatiker, so gilt von ihm jedenfalls,

Digitized by Google

was Cicero von Sokrates in Beziehung auf die Philosophie sagte: Sokrates führte die Philosophie vom Himmel auf die Erde; St. Paulus hat keinen theologischen Gedanken, der nicht praktisch und zwar missionspraktisch wäre im eminenten Sinne.

Was ich in Beziehung auf das typische des Wirkens St. Pauli hervorheben möchte, sind im wesentlichen folgende Punkte: a. die Stellung St. Pauli zur gratia praeveniens; b. seine Stellung zum Götzendienst; c. seine Stellung zur römischen Weltmacht; d. der Plan seines Gesamtwirkens und e. sein Erfolg.

a. Es gehört in das Gebiet der gratia praeveniens, daß zu den Zeiten der Apostel weithin durch das römische Reich in allen namhaften Städten die Synagogen diejenigen Heiden sammelten, welche tiefere Bedürfnisse hatten. Sie lauschten den wunderbaren Klängen des Gesetzes und der Propheten und nahmen somit teil an der göttlichen Pädagogie, welche Israel für das Evangelium Christi bereitete. Nicht leicht kann man die Bedeutung dieses Umstandes überschätzen. Die Apostel fanden beinahe überall bereitete Seelen, welche innerlich los waren von heidnischem Aberglauben, und für die der blasse Gottesbegriff der Philosophen dem Glauben an den einen, wahren heiligen und lebendigen Gott gewichen war. St. Paulus begab sich in jedem Ort zuerst in die Synagoge. Sein Grundsatz: den Juden zuerst und danach den Griechen war durch die Macht der Thatsachen geboten. Die Macht der Thatsachen aber war der Reflex der gratia praeveniens.

Es scheint, als verließe uns hier der Typus St. Pauli völlig. Denn eine derartige Ausgestaltung der gratia praeveniens, wie sie die Apostel vorfanden, suchen wir jetzt unter den heidnischen Völkern vergebens. Und doch ist die gratia praeveniens, wenn auch in viel leiseren und verborgeneren Zügen überall wirksam. Sie kann rein geistige Gestalt haben und sich im Verborgenen der Gewissen geltend machen. Wer etwa vor indischen Heiden gepredigt hat, der wird beobachtet haben, daß beinahe in jeder größeren Ansammlung von Zuhörern neben gleichgiltigen oder spöttischen Gesichtern sich das Licht des inneren Verständnisses auf dem einen oder andern Antlitz zeigte. Fast überall findet man stillere empfängliche Kreise. Diese aufzusuchen und zu pflegen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Mission. Ich glaube nicht, daß es richtig ist, unter allen Umständen und um jeden Preis das Evangelium unterschiedslos an die Massen zu bringen. Die Straßen-

Digitized by Google

predigt in allen Ehren, wo sie recht und mit heiligem Ernst und heiliger Weisheit geübt wird. Aber wichtiger, als sie zu treiben, wird in den allermeisten Fällen sein, einzelnen Seelen, einzelnen Familien, einzelnen Kreisen nachzugehen. Das Haus oder die Veranda eines dem Reiche Gottes nicht fernen Heiden ist meist ein geeigneterer Platz für die Predigt als der öffentliche Markt und die öffentliche Straße. Der Hausherr ladet etwa seine Freunde und der Missionar darf seine Botschaft ausrichten an schicklichem Ort und zu schicklicher Zeit.

Die gratia praeveniens kann auch die Gestalt auswendiger Not, die Gestalt des Hungers und der Krankheit tragen. Es giebt für die Mission keine geweihteren Wege, als wo sie dem Elend nachzieht. Freilich das Elend kann auch ein Hindernis der Gnade sein. Aber wenn die Mission mit Weisheit und Erbarmen ihm entgegentritt, so wird sie doch in vielen Fällen in dem Gericht die voranlaufende Gnade erkennen dürfen.

Die alten Kirchenlehrer haben viel vom logos spermaticos geredet, von den in den Schriften der Griechen und Römer verstreuten Ahnungen des Wortes aller Worte. Das Studium der Missionare mag leicht in den Schriften der Heiden Klänge der Sehnsucht nach dem Christentum herausfinden. Aber in den allermeisten Fällen muß man die Worte umdeuten, um ihnen eine christliche Bedeutung zu geben. Ich habe nicht gefunden, daß solche Stellen aus heidnischen Schriftstellern für Heiden eine Beweiskraft in unserm Interesse haben. „Man reißt die Worte aus dem Zusammenhang", hörte ich einen Heiden sagen, „und giebt ihnen einen Sinn, den sie ursprünglich nicht haben. Durch solche Fälschung wird man uns nicht betrügen." Man sieht, wir haben Grund, vorsichtig zu sein mit der Anwendung der „goldenen Stellen" aus der heidnischen Litteratur. Sie haben Beweiskraft nur für den, der schon überzeugt ist. Mit Christen mag man solche Stellen besprechen und in christlichen Schulen mag man sie lehren; aber den Heiden gegenüber vermeidet man besser diesen Umweg, die Wahrheit ihnen nahe zu bringen. Es ist bezeichnend genug, daß Paulus die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen nirgends aus einem heidnischen Klassiker erweist. Die Mission hat die gratia praeveniens zu achten, wo sie wirklich vorhanden ist. Sie darf sie aber nicht eintragen, wo sie nicht vorhanden ist. Die heidnischen Begriffe, selbst wenn sie an die christlichen anklingen, haben einen wesentlich anderen Sinn und atmen einen wesentlich anderen Geist. So ist, um nur eines zu nennen, die

Digitized by Google

oft in ergreifenden Tönen erklingende Erlösungssehnsucht des Hindu nicht Sehnsucht nach dem Leben, sondern Sehnsucht nach dem Tode, steht also der zu Christo treibenden Sehnsucht diametral entgegen. Niemand ist vielleicht dem Reiche Gottes ferner als ein indischer Büßer.

Das Wesen des Heidentums, seine Art zu denken und zu empfinden, steht Christo ferner, als die Nacht dem Tage. Die Kluft zwischen der christlichen und der heidnischen Weltanschauung ist wirklich unergründlich tief. In den heidnischen Religionen als solchen ist auch nicht der leiseste Hauch der gratia praeveniens. Sie sind einst vor Tausenden von Jahren allerdings dichterische Verkleidungen des natürlichen Gottesbewußtseins gewesen, sind aber im Laufe der Jahrhunderte immer tiefer in die Fesseln der Finsternis versunken. Wie die heidnischen Religionen jetzt erscheinen und herrschen und wirken, sind sie nichts anderes als Inspirationen aus dem Abgrunde. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wollte man etwa meinen, es führe von den Legenden über Buddhas Geburt oder Sivas Menschwerdung ein Weg zur Krippe von Bethlehem, oder wenn man gar die frivolen Inkarnationen des Wischnu auch nur in die entfernteste Parallele setzte zu dem gebenedeiten Geheimnis der Menschwerdung Christi. Alle diese Phantasien heidnischer Religionen geben sich ihrem Sinne und Geiste nach als dämonische Reminiscenzen und Verzerrungen eines göttlichen Mysterium, welches für die Geister des Abgrundes ein mysterium tremendum ist. Finden sich in den heidnischen Religionen scheinbare Anklänge an das Christentum, so sind gerade sie das Gegenspiel der gratia praeveniens.

Ist aus den öffentlichen Religionsübungen der Heiden das ursprüngliche Gottesbewußtsein völlig geschwunden, so führt es doch sein, wenn auch schattenhaftes und schwankendes Leben in den Gewissen der Familien und der einzelnen. Wie meisterhaft hat St. Paulus die schwankende und doch reale Macht des Gewissens gezeichnet, wenn er von den Gedanken redet, die sich untereinander verklagen und entschuldigen. Es ist, als ob in manchem Heiden zwei Seelen lebten. Die eine hängt an der götzendienerischen Religion. Sie ist voll Aberglauben und Finsternis und schlechthin unbekehrbar. Die andere aber ist voll unverstandener Sehnsucht, Unruhe und Angst. Hier ist die verborgene Wirkungsstätte der gratia praeveniens. In diese verborgene Stätte wirft das Evangelium am ehesten seinen Schein. Hier scheidet es sich zum Leben oder zum Tode. Das Gewissen zu treffen, das Gewissen zu pflegen, an das Gewissen

Digitized by Google

zu glauben, auch wo es erloschen scheint, das ist missionarische Weisheit und missionarische Kunst.

b. Steht die Mission den heidnischen Religionen als solchen völlig und im Prinzip ablehnend gegenüber, so insbesondere dem Greuel des Götzendienstes. Jungen Missionaren kommt wohl ein Grauen an, wenn sie zum ersten Male Zeugen dieses die Menschenwürde in den Staub ziehenden Unwesens werden. Sie „ergrimmen im Geiste" wie St. Paulus in Athen. Das Grauen wächst, je tieferen Einblick sie in die treibenden Motive dieses für unser Denken völlig inkommensurabeln Wahnsinns erlangen. Der Götzendienst ist dämonischer Natur und sein dämonischer Hintergrund ist seine Macht. St. Paulus giebt den aufgeklärten Korinthern zu, daß ein Götze nichts sei, deutet aber klar genug darauf hin, daß diese Nichtigkeit nur eine relative ist, daß die Götzen nur denen nichtig sind, die an dem Einen Gott dem Vater und in dem Einen Herrn Jesu Christo das Wesen aller Dinge, Leben, Halt und Schutz gefunden haben. Im übrigen stehen hinter den Götzen finstere Mächte und unsichtbare Realitäten, deren Gewalt die Korinther selbst gespürt haben, als sie „hingingen zu den stummen Götzen, wie sie geführet wurden." „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel" schreibt der Apostel im Hinblick auf den ephesinischen Götzendienst und die in Verbindung mit dem Götzendienst in Ephesus im Schwange gehende Zauberei. Bei diesem Urteil des Apostels über das Wesen des Götzendienstes fällt die eigentümliche Zurückhaltung auf, mit der er den Götzendienst vor Heiden behandelt. Da findet sich kein verletzender Angriff, kein höhnendes oder spöttisches Wort. Er sagt auf dem Areopag von Athen: „So wir denn göttlichen Geschlechtes sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht." Wie ernst und doch wie maßvoll sind diese Worte. Sie enthalten die ganze Wahrheit und enthalten sich doch jeder Beleidigung. Daß „die Gottheit nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gemacht", mag Paulus auch in Ephesus gesagt haben. Aber der Kanzler bezeugt im Theater von Ephesus ausdrücklich von Paulus und den Seinen, daß sie keine „Tempelräuber" seien, das heißt doch wohl, daß sie den Tempel nicht betreten haben — und daß sie die Göttin mit keinem Wort gelästert haben. Nirgends finden wir eine Andeutung,

Digitized by Google

daß Paulus zu den Volksmassen geredet habe, die die berühmten Maifeste um den Tempel der Diana gesammelt hatten. Ja die ganze Situation, die die Apostelgeschichte zeichnet, scheint das auszuschließen. Darin liegt eine schwerwiegende Mahnung an die Missionspraxis unserer Tage. Wenn meine Anschauungen hierin einer vielverbreiteten Praxis widersprechen, so bin ich geneigt, meine wohlerwogene Ueberzeugung in dieser Beziehung um so geflissentlicher zu betonen. Ich würde meinen, meinen Vortrag nicht vergeblich gehalten zu haben, wenn ich auch nur in diesem einen Punkt in maßgebenden Missionskreisen Gehör fände. Ist es richtig, den Götzendienst in direkter und öffentlicher Predigt anzugreifen? seine Thorheit zu geißeln, die Götzen zu verhöhnen und zu verspotten? Es thun es besonders junge Missionare oft mit großem Eifer; dabei ereignen sich nicht selten wüste Szenen. Sind diejenigen, die sie hervorrufen, Märtyrer einer guten Sache? Ich meine, die Missionsleitungen müßten jungen Missionaren streng untersagen, sich auf dieses überaus schwierige Gebiet zu begeben. Soll der Götzendienst öffentlich angegriffen werden — und es muß ja geschehen, so darf es nur in jener maßvollen, sachlichen, tiefernsten Weise geschehen, deren unvergänglicher Typus die Rede Pauli auf dem Areopag ist. Dazu aber, daß jemand so spreche, gehört große Geistesreife, eine tiefe Erkenntnis — und ich möchte sagen: ein unermeßliches Erbarmen. Der Götzendienst ist ein tiefes, unergründliches Elend. Soll man die Elenden in ihrem Elend verspotten? Sie kennen ihr Elend und fühlen ihre Ketten. Mit jedem Götzendienst ist ein tiefes Unglücksgefühl verbunden. Sie wissen von seinem dämonischen Hintergrund. In den Lehrbüchern der Sirareligion finden sich davon erschütternde Zeugnisse. Daß dies Bewußtsein auch im Volk lebt, davon kann man sich durch intimere Gespräche mit einzelnen bewußten Heiden überzeugen. Wenn wir den Wahnsinn des Götzendienstes geißeln: wir sagen den Heiden nichts Neues. Sie wissen besser als wir, daß der Götzendienst Thorheit ist. Wie nahe hätte es dem Apostel in Ephesus gelegen, jenen Wahn zu verhöhnen, als sei die elende Puppe, die unter dem Namen der Diana von Ephesus von Millionen abgöttisch verehrt wurde, vom Himmel herabgekommen. Der Wahn war so lächerlich, als nur irgend eine indische Götzenlegende. Daß er es nicht that, ist, meine ich, ein mahnendes Gesetz für die Missionare aller Zeiten. Will und muß man gegen den Götzendienst zeugen, so thue man es am rechten Orte und zu der rechten Zeit. Nicht in der Nähe

Digitized by Google

von Tempeln oder auf Götzenfesten, wo die Leidenschaften auf das Aeußerste erregt sind. Man sei auch sparsam mit seinen Angriffen. Der Schwerpunkt der missionarischen Predigt liegt nicht in der Offensive, sondern in der positiven Bezeugung des Heils in Christo. Durch das Neue wird das Alte fallen, wie die neuen Keime im Eichbaum die welken Blätter abstoßen, die kein Wintersturm von ihrer zäh behaupteten Stätte zu reißen vermochte. Der Glaube an den lebendigen Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, wird den Götzendienst zu Fall bringen. Ich glaube an diesem Orte darauf hinweisen zu dürfen, daß der Geisteskampf des Christentums unter den Heiden überhaupt viel energischer und erfolgreicher durch die Position als durch die Negation geführt werden kann. Natürlich muß an das Bewußtsein und die Gedankenwelt der Heiden angeknüpft werden, aber viel edle Zeit und Kraft wird nutzlos in Disputationen verzettelt, an deren Stelle die positive Verkündigung eine bei weitem wirksamere Macht wäre.

c. Zu den bewundernswürdigsten Zügen aus dem Wirken des großen Apostels gehört die Stellung, die er zu der römischen Obrigkeit und dadurch zu der römischen Weltmacht einnimmt. Daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, daß das Weltreich neben dem Gottesreich bestehen soll, das hat Paulus durch sein Verhalten in den schwierigsten Lagen gezeigt. Nirgends tragen seine Anschauungen und seine Handlungen irgendwie ein politisches Gepräge. Die Anerkennung der römischen Obrigkeit war ihm Gewissenssache. Wenn er die römische Gemeinde zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, so hängt das mit dem divinatorischen Blick zusammen, mit welchem er den weltweiten Beruf dieser Gemeinde erkennt. In der That ist für das Evangelium der Siegesgang durch die Völker nur dann möglich, wenn seine Verkündiger das Recht aller menschlichen Ordnung rückhaltlos und um des Gewissens willen anerkennen. Von der Weisheit und dem Takt, mit welchem sich der große Apostel den weltlichen Behörden gegenüber benahm, können Missionare noch heute lernen. Noch heute hat die evangelische Mission in ihren mannigfaltigen Berührungen mit den Mächten, mit den Ordnungen und Anordnungen dieser Welt Grund genug, zurückzublicken auf das apostolische Prinzip, das die geistliche Politik des Himmelreichs völlig unverworren ließ mit der Politik menschlicher Tage. Man kann sagen, der Apostel habe es leichter gehabt, in dem genialen Wurf eines genialen Anfanges ein Prinzip durchzuführen, welches im Lauf der Dinge allzuleicht Trübungen erleidet. Das Prinzip, scheint es, ist

Digitized by Google

leichter durchzuführen in großen als in kleinen Verhältnissen, leichter etwa in Indien oder in China als am Hofe eines afrikanischen Despoten, leichter auf englischem Territorium, auf welchem der Grundsatz der religiösen Neutralität gilt, als dort etwa, wo eine jung aufstrebende Kolonialmacht noch von dem Wahn befangen ist, sie könne die Mission sich dienstbar machen. Es mag aber das Prinzip Pauli schwer oder weniger schwer durchführbar sein, die Mission wird ihren Schild nur unbefleckt erhalten, wo sie diesem Prinzipe gewissenhaft zu folgen trachtet. Das Prinzip Pauli ist nichts anderes als die Anerkennung des Gepräges, welches Christus seinem Reiche auf Erden gegeben hat. Je völliger sich die Mission auf geistliche und sittliche Wirkungen beschränkt, desto gewisser wird sie einen innerlichen Einfluß ausüben auf den Lauf der Dinge. Je bedingungsloser sie die weltlichen Verhältnisse als ein unter der Providenz Gottes stehendes Sondergebiet anerkennt, desto freier wird sie sein auf ihrem eignen Gebiet.

d. Wie frei und großartig haben sich die Wirkungen gestaltet, welche St. Paulus ausübte trotz seiner Unterwerfung unter die widerstrebende Weltmacht. Die Hinderungen der Weltmacht sind zu Förderungen des Evangeliums geraten. Das Verhalten der Staatsgewalt ward durch göttliche Vorsehung eines der vornehmsten Vehikel für die Ausbreitung der paulinischen Wirksamkeit. Nicht ein menschlicher, sondern ein göttlicher Plan waltet über seinem Wirken. Eine einzige Weisung war dem Paulus über die Richtung seines Wirkens zu teil geworden: „ich will dich ferne unter die Heiden senden." Die Ferne der Heiden lag für den an den Propheten geschulten Geist des Apostels im Westen. Er wußte, daß er dem geschichtlichen Zuge der japhetitischen Völker zu folgen hatte. Die Griechen waren dem Apostel die Repräsentanten der Heidenwelt. So wandte er sich von Antiochien aus nach Cypern, zweifellos der Meinung, von da weiter nach dem Westen zu gehen. Elementare Gewalten müssen es gewesen sein, die den Apostel wieder nach dem Osten zurück an die Küste von Pamphylien brachten. Wäre es eine ordnungsmäßige Fahrt gewesen, die den Apostel von Paphos nach Pamphylien führte, so würde er in der Hafenstadt Attalia, nicht in Perge gelandet sein, welches landeinwärts am Cestrus lag. Eine Windsbraut muß ihn dorthin geführt haben, wie er denn sagt, daß er einst vierundzwanzig Stunden der Wellen Spiel war: „Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres." Das stimmt mit der Entfernung der pamphylischen Küste von Paphos. Daß also Paulus

Digitized by Google

jene folgenreiche Reise in die pisidischen und lykaonischen Hochlande machte, das war dem scheinbaren Zufall eines mächtig hereinbrechenden Südwindes zu verdanken. Wie oft ist seitdem die Mission von ihrem Wege durch scheinbaren Zufall in eine andere Richtung gedrängt worden, und es hat sich hernach gezeigt, daß Gottes mächtige Hand die Dinge geleitet hatte. „Ferne unter die Heiden" heißt es auch für die moderne Mission. Aber wie für St. Paulus dieser Begriff, ich möchte sagen individuell bestimmt war, so hat noch heute für jede Missionsgesellschaft das: ferne unter die Heiden seine durch die besonderen Verhältnisse bestimmte individuelle Gestalt. Die für die Gesamtheit der Mission unbeschränkte Aufgabe ist für jede einzelne Missionsgesellschaft eine beschränkte. Vernünftige, nüchterne Ueberlegung muß hier mit der betenden Achtsamkeit auf den göttlichen Willen Hand in Hand gehen.

Paulus meinte hernach, daß ihm Gott Asien zunächst als Wirkungsstätte angewiesen habe. Zweimal wollte er sich nach der Hauptstadt der römischen Provinz Asia wenden und zweimal ward es ihm durch den Geist, welcher in der prophetischen Begabung des Silas zu ihm redete, verwehrt. Gerade damals, als Paulus in Asien bleiben wollte, ward er nach Troas geführt und von hier durch ein Traumgesicht nach dem westländischen Festlande gerufen. Von Philippi vertrieben, folgte er der großen Heerstraße nach dem Süden, die natürliche Verkehrsstraße scheint ihm den Weg zu zeigen nach Thessalonich. Von dort flüchtig wendet er sich nach Beroea, der in Waldeinsamkeit liegenden kleineren Stadt, und von da wiederum flüchtig auf Wegen, die nur ein ortskundiger Führer finden konnte, an die Küste. Von dort trug ihn ein Schiff nach Athen. Und von Athen war für ihn der gewiesene Weg nach Korinth. Man hat nicht den Eindruck, als sei Paulus jemals in Zweifel gewesen über seinen Weg. Er that unter allen Umständen das Natürliche und Gewiesene. Auch die Mission weiß davon zu berichten, daß ihr Gott die Entscheidungen abgenommen und daß sie zweifelsfrei an der Hand einer höheren Leitung gehen durfte.

Die Höhe des paulinischen Wirkens bildet sein Aufenthalt in Ephesus. Langsam und allmählich ist er dieser Höhe entgegengeführt worden. Seelsorgerliche Motive haben ihn dann noch einmal zu den macedonischen und griechischen Gemeinden geführt, ehe er sich nach Jerusalem wandte, von wo ihn Gottes Wunderwalten nach Rom führte. Man kann es beobachten, wie frei und doch wie gebunden St. Paulus in seinen Entschlüssen ist. Da ist nichts von einem sklavischen und ängstlichen

Digitized by Google

Warten auf Zeichen und Wunder, durch welche Gott etwa seinen Willen kundthun solle. Wie sich der menschliche zum göttlichen Willen verhält, dieses philosophische und theoretische Rätsel scheint für Paulus in der Praxis nicht vorhanden. Sein Wille war mit dem göttlichen Willen eins geworden und darum entfaltete sich der Plan seines apostolischen Lebens so zwanglos und frei, von innen heraus ins auswendige. Diejenigen, welche auf die Entschlüsse eines Missionswesens Einfluß haben, müssen Menschen in Gott sein, nicht tastende Knechte, sondern Freunde. Es ist ein Geheimnis um den Willen Gottes, das nur denen offenbar wird, die betend ihren Willen Gott zum Opfer bringen. Paulus hat es in dem Brief an die Römer ausgesprochen, daß er die Absicht habe, nach Spanien zu gehen. Es wird von vielen bezweifelt, ob er diese Absicht wirklich ausgeführt habe. Wäre es nicht der Fall, so wäre ein apostolisches Wort unerfüllt geblieben. Ich meinesteils glaube fest an die durch alte Nachrichten verbürgte Reise des Apostels nach dem fernsten Westen. Das Wirken St. Pauli ist kein abgebrochenes. Er hat vollbringen dürfen, was er gewollt hat. Die Mission mag immerhin ihren Willen und ihre Wünsche weit spannen. Das göttliche Vollbringen folgt, wenn auch nicht unmittelbar, oft genug erkennbar dem Wünschen und Wollen derer, die sein Werk treiben.

Bietet der Plan des pauliniſchen Wirkens im ganzen nur allgemeine Vergleichungspunkte für den Arbeitsplan der modernen Mission, so ist das typische in den Einzelbildern seiner Wirksamkeit schier unerschöpflich. Wir finden ihn im syrischen Antiochien eine ohne sein Zuthun durch das Wehen des Geistes erweckte große Gemeinde in langjähriger, seelsorgerlicher Arbeit leitend und beratend, und sehen, daß die geduldige und andauernde Pflege des Gewordenen zu den wichtigsten Missionsaufgaben gehört. In raschem Lauf durcheilt er die Insel Cypern, kommenden Arbeitern überlassend, was er jetzt nicht vollbringen kann. Wie oft hat die Mission kaum begonnene Arbeit abbrechen müssen, der Zukunft überlassend, was sie jetzt nicht vollbringen konnte. Oft genug aber ist es offenbar geworden, daß Gottes Gedächtnis die Stätte kannte, da treue Zeugen ihr Werk nicht hatten vollenden können. Wie lehrreich ist das verschiedenartige Auftreten des Apostels in dem aristokratischen Antiochien in Pisidien, und dann in der demokratischen Handelsstadt Iconium und weiter in den weltentlegenen Landstädten von Lycaonien. Welches ergreifende und für manchen kranken Missionar tröstliche Bild zeigt uns Paulus, da er in Galatien durch Krankheit

Digitized by Google

festgehalten, den Galatern die Geschichten des Alten Testaments erzählt und ihnen Christum vor Augen malt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt. Wir beobachten den Apostel in der für geistliche Einflüsse spröden Militärstadt Philippi und überzeugen uns, wie glücklich ein Bote Christi sein kann auch über wenige gewonnene Seelen. In Thessalonich predigte der Apostel das Evangelium vom Reich, in Korinth vornehmlich den gekreuzigten Christus. Er verkündigte in Athen die Auferstehung des Herrn und seine Wiederkunft zum Gericht und in Ephesus den ganzen Ratschluß Gottes. Das läßt darauf schließen, daß die Predigt des Apostels überall ihren besonderen Ton und ihre besondere Färbung hatte. Im großartigsten Maßstabe zu individualisieren kann die Mission aus dem Wirken des Apostels lernen. Da ist nirgends Monotonie, sondern eine unerschöpflich reiche Modulation der einen Wahrheit des heiligen Evangeliums. Zu den größten Meisterwerken des Apostels gehört die seelsorgerliche Behandlung der korinthischen Gemeinde. Die Gestalt der korinthischen Gemeinde, die dort vorhandenen Stimmungen und Wandlungen der Stimmung sind so individuell als nur möglich. Und doch haben mehrere Missionare, welche die lutherische Gemeinde in Madras zu pflegen hatten, unabhängig voneinander die Beobachtung gemacht, wie merkwürdig diese Gemeinde in ihrem Gepräge der korinthischen gleiche. Man kann überhaupt für die geistliche Beurteilung und Behandlung der Hindu gerade aus den Korintherbriefen viel lernen.

Den Missionaren sollte die Apostelgeschichte und die paulinischen Briefe ihr Vademecum sein. Aller Schmerz und alle Freude, alles Grüßen, alles Scheiden und Meiden, alles Sehnen und Fürchten, günstige und ungünstige Fahrt, Not und Errettung, Feindschaft und Freundschaft, das alles und noch viel mehr, was sich im missionarischen Leben in unzähligen Fällen wiederholt, zieht in ergreifenden Beispielen in dem Wirken Pauli an uns vorüber. Die Missionare gehen, sei es in China oder Indien, im heißen Afrika oder im kalten Norden überall auf den Missionspfaden St. Pauli. Und so wird denn auch für den Erfolg der Mission der Erfolg des paulinischen Wirkens typisch sein.

e. Es ist Säemannsarbeit, die Paulus gethan hat. Aber die Saat ist nicht überall aufgegangen und, wo sie aufging, nicht überall in gleicher Weise. Die von ihm gestifteten Gemeinden haben ein verschiedenes Maß von Gründung und Tiefe, ein verschiedenes Maß von Werbekraft und Entwicklungsfähigkeit. Sie sind Individualitäten in dem verschiedenen Maße des Geistes und der Kraft. Aber sie alle sind Lichter im nächt-

Digitized by Google

lichen Dunkel der Welt. Es sind Auswahlgemeinden, Gemeinden Erwählter und Heiliger. Mit großer Zuversicht spricht das Paulus überall aus, obwohl er die sittlichen Mängel seiner Pfleglinge genau kennt und rückhaltlos straft. Er weiß, daß bei aller Schwäche die Gemeinden Christi Kinder eines anderen Geistes sind als die Welt und ihre Kinder. St. Paulus hat nie die Welt bekehren wollen, sondern er hat in seinen Gemeinden Leuchten anzünden wollen, die der Welt das ewige Licht bezeugen. Das, was wir jetzt Volkskirche nennen, gehört nicht unter die apostolischen Gedanken Pauli. Es sei denn, daß man aus den Anweisungen, die er dem Titus für die Behandlung der rohen Bevölkerung von Kreta giebt, dahin deuten mag, daß der alternde Paulus jene Entwicklung voraussieht, da das Evangelium in mühsamem Kampfe das sittliche Leben der Völker langsam und allmählich durchdringt. Auch das Wort, welches St. Paulus an Timotheus schreibt: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen," mag man in demselben Sinne fassen, daß Paulus am Ende seines Lebens nicht nur Auswahlgemeinden vor seinem geistigen Auge stehen sah, sondern die Christianisierung der Völker ins Auge faßte. Aber auch das, was man Christianisierung der Völker nennt, ist doch nur gesund in dem Maße, als bewußte und lebendige Gemeinden das Rückgrat jener Massen bilden, welche sich dem Einfluß des Christentums äußerlich unterwerfen. Wo man lediglich christianisierte, ohne das Evangelium zu einer Macht eines neuen Lebens zu machen, da konnte man sich wahrlich auf die Missionsgedanken St. Pauli nicht berufen. In der modernen Mission sind es überall Auswahlgemeinden, die den Ertrag der Missionsarbeit bilden. (? D. H.) Denn sollte auch eine ganze Insel etwa christianisiert sein, oder ein ganzer Volksstamm das Christentum angenommen haben, so wären das doch nur Ansätze, die ihre Lebenskraft in den wirklich erweckten Gliedern und Kreisen der Gemeinden haben. Man wird es nicht leugnen können, daß die ecclesia invisibilis, die Gemeinde der Heiligen, den eigentlichen und wesentlichen Erfolg aller Missionsarbeit bildet. In dem Dasein der ecclesia invisibilis vollzieht sich jenes Zeugnis vom Reich über alle Völker vor dem Ende. Die Mission ist eine Zeugin und eine Wegbereiterin dessen, der da kommt. Daß sie ihren Zeugenlauf vollenden wird, das hat Paulus tief empfunden, als er kurz vor seinem Ende in jener Gerichtshalle zu Rom das Evangelium verkündigen durfte, in welcher die Vornehmsten der Welthauptstadt zu

Digitized by Google

seiner Zuhörerschaft gehörten. Paulus stand als Verbrecher verklagt nach seinem römischen Bürgerrecht vor den obersten Richtern Roms. Wir dürfen selbst die Anwesenheit Neros nicht für ausgeschlossen achten. Clemens Romanus schreibt, Paulus habe vor den römischen Machthabern das Evangelium bezeugt, ehe er an seinen „heiligen Ort" ging. Es mag für den Kaiser von höchstem Interesse gewesen sein, einer Verhandlung beizuwohnen, in der ein Führer der Christen eines Verbrechens angeklagt war. Hatte er doch die Christen um eines Verbrechens willen hinschlachten lassen. Leicht konnte sich Paulus von dem völlig aus der Luft gegriffenen Verdacht reinigen. Er hatte nichts gethan, als daß er das Evangelium predigte. Was es um das Evangelium sei, das durfte er hier vor den Vertretern der Weltmacht verkündigen. Es war eine große weltgeschichtliche Stunde, an Bedeutung diejenige überragend, da nachmals Luther vor Kaiser und Reich zu Worms zeugte. Paulus hatte das Bewußtsein, daß sein damaliges Zeugnis eine Bedeutung habe, die weit über ihren unmittelbaren Erfolg hinausreichte. Daß er vor den römischen Machthabern das Evangelium frei verkündigen durfte, war ein göttliches Unterpfand für die weltüberwindende Macht des Christentums. Der Siegeslauf des Evangeliums erschien ihm dadurch von Gott symbolisiert. Er schreibt (2. Tim. 4, 17): „Der Herr stand mir bei und machte mich mächtig, damit durch mich die Predigt zu ihrer Fülle gebracht sei, und alle Völker sie höreten." Er hält sein Zeugnis vor den Machthabern Roms für den Höhepunkt der gesamten apostolischen Verkündigung und ist davon überzeugt, daß keine Macht der Erde den Lauf des Evangeliums hindern wird, bis es alle Heiden gehört haben.

Das ist auch unsere Zuversicht. Das Evangelium vom Reich ist eine Macht des Kampfes aber auch des Sieges, bis der Herr kommt in den Wolken des Himmels.

Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland.

(Mit Karte.)

Von D. R. Grundemann.

3. B. Die Missionsarbeit im einzelnen.

1. Die Neuendettelsauer.

Ueber die Anfänge der Neuendettelsauer Mission ist bereits an einer andern Stelle dieser Zeitschrift ausführlich berichtet worden (1892, 34 ff.),

Digitized by Google

worauf hier einfach zurückgewiesen sei. Damals bestanden erst die beiden Statianen Simbang und Wonam,*) letztere auf den Tami-Inseln, doch wurde noch in demselben Jahre die dritte Station durch Flierl auf dem Sattelberge angelegt.

Dieser sich über die Küstenkette erhebende Doppelgipfel liegt in der Luftlinie 14 km, N. N. W. von Simbang. Er war von der wissenschaftlichen Erforschungsexpedition im Juli 1886 erstiegen und seine Höhe auf 970 m bestimmt worden. Die Reise geht zunächst im Boot bis zu dem ca. 9 km nördlich von Finschhafen gelegenen Dorfe Kattika, von da zu Lande, bald scharf ansteigend grade westlich 10 km auf beschwerlichen Bergpfaden. Bis zur Hälfte kam Zöller, immer auf- und abkletternd, über etwa 2 Dutzend Bergzüge von 250—300 m (Z. 19). Das Dorf Wonam gehört noch zum Jabim-Stamme. Dann beginnen die Kai-Dörfer. Die Stammesverschiedenheit macht die Reise unangenehm und gefährlich. Die Reisezüge sind nicht bloß belästigt, sondern mehrfach angegriffen und beraubt worden.**) Die benachbarten Dörfer stellten sich bald freundlich zum Missionar, auch kamen viele Besucher weiter aus dem Innern, manche zudringlich, kindisch, dreist, andere zurückhaltender; aber alle begehrlich und bettelhaft.

Das Klima ist ganz bedeutend kühler als an der Küste; oft fällt die Temperatur auf 15—16° R. Der Blick über die welligen, dichtbewaldeten Gebirgszüge auf das weite Meer ist entzückend. — Für die 16 Arbeitsjungen war ein besonderes Junggesellenhaus (Lum der Eingeborenen) erbaut. Die angelegten Pflanzungen von Mais, Bohnen, Bataten u. s. w. gediehen gut. Nur verdarb die Regenzeit mit ihren unbeschreiblichen Güssen vieles durch Fäulnis, der am besten die Bataten Widerstand leisteten. Auch für Viehhaltung erwies sich der Platz ganz geeignet.

Zumeist war Flierl allein mit Frau und Töchterlein auf der abgelegenen Station; dann und wann kam einer oder der andre Erholungsbedürftige von den andern Stationen hinauf. Auch andre Besucher stellten sich ein. — Die Bevölkerung erwies sich als ziemlich dicht: 2—3000 Seelen wurden auf ein 4—5 Gehstunden langes und breites Gebiet geschätzt. Die Leute sind energischer und kräftiger als die Küstenbewohner. Die Kai-Sprache ist reicher an Formen in Deklination und Konjugation, präziser im Ausdruck und bildsamer als das Jabim. Das alles erweckte günstige Hoffnungen für die Arbeit (94, 43). Doch war Flierl bei den anstrengenden äußeren Arbeiten und dem vielen Verdruß

*) Die Karten schreiben Wonnam.

**) Einmal war Flierl in ernstlicher Lebensgefahr (K. M. 94, 10). Infolgedessen ließ er keine Tauschware mehr nach dem Sattelberg bringen. Alle Lohnforderungen u. s. w. wurden gutgeschrieben, und die betreffenden Männer mußten nach Simbang kommen, um sich ihre Beträge dort auszahlen zu lassen (ib. 11). Später haben Träger schon mehrfach den kürzeren, aber noch beschwerlicheren Inlandweg gemacht, ohne belästigt zu werden.

Digitized by Google

mit den unbändigen Kai-Leuten recht angegriffen und sehnte sich nach einem Gehilfen. Ende Juni 1894 traf ein solcher (Ruppert) ein, wurde aber bereits nach 14 Tagen infolge schwerer Erkrankung am Typhus aus diesem Leben abgerufen (94, 81 f.). Erst ein Jahr später traf Decker als Ersatzmann für ihn ein. Die Station entwickelte sich weiter. Es stellte sich heraus, daß der Bergrücken eine genügende Ernährungsfläche darbietet. Schon konnte Flierl an eine Kostschule für die Kai-Jugend denken, in der Hoffnung, daß aus einer solchen Elementarschule sich einmal eine Gehilfenschule entwickeln werde. In jüngster Zeit aber haben auch dort in den Bergdörfern die Pocken viel Störung verursacht.

Schon früher hatte die Seuche große Verheerungen im Gebiete der Station Simbang angerichtet. Wohl an 100 Leute waren in den umliegenden Dörfern gestorben. Dazu kamen die Hexereien infolge der Todesfälle, Kampf und Totschlag. Glücklicherweise blieb die Missionsstation mit ihren 30 Jungen verschont. Missionar Vetter und Hoh haben ihr möglichstes gethan, um durch Impfung der Seuche Einhalt zu thun und das mit gutem Erfolge. Auch durch Krankenpflege haben sie den Leuten das Christentum praktisch vorgeführt (95, 49. 77. 91).

Sonst ist es auf der Station, die äußerlich mit ihren Pflanzungen und zahlreichen Herden wohl gediehen ist, nur sehr allmählich vorangegangen. Mit den Schwarzen muß man namentlich wegen ihrer Diebereien noch unsägliche Geduld haben, obgleich sie schon etwas vom Worte Gottes aufgefaßt haben und sich dessen rühmen. Aber die Missionare sind unverzagt im festen Glauben, daß auch die jetzige unscheinbare Pionierarbeit unter Gottes Segen ihre Früchte bringen wird.

Auf den Tami-Inseln arbeiten jetzt Bamler und Pfalzer. Tremel mußte, nachdem er außer seinem Rheumatismus noch eine heftige Ruhr hatte durchmachen müssen, einen längeren Urlaub nehmen zur Erholung in Australien. Sonntagsgottesdienst, sowie die Schule sind in regelmäßigem Gange. Letztere wird auch auf dem benachbarten Inselchen Kalal gehalten. Eine größere Unterbrechung brachte die ausgedehnte Feier der Tapo-Mysterien, durch welche wegen der gefürchteten Enthüllungen durch die Missionare sich gegen die letzteren eine bedrohliche Erregung erhob (95, 29 f.). Doch sie ist vorübergegangen. Auch hier wird es noch eine zeitlang unscheinbar weitergehen müssen. Aber es zeigen sich schon deutliche Spuren davon, daß die Wahrheit bei der Jugend in ausgedehntem Maße wirksam ist.

2. Die Rheinische Mission.

Am 16. Februar 1887 landete der Missionar Thomas, der früher

Digitized by Google

auf Nias thätig gewesen, in Finschhafen. Einige Wochen später traf Eich, direkt von Europa kommend, dort ein. Jener war nach kürzerem Besuche in Simbang bereits mit dem Aufsuchen eines geeigneten Stationsplatzes beschäftigt. In Konstantinhafen trafen beide zusammen Eich bereits durch mehrfache Fieberanfälle erschöpft. Thomas hatte inzwischen schon die Umgegend von Hatzfeldthafen untersucht, die wegen ihrer dichten Bevölkerung sich zur Niederlassung zu empfehlen schien. Beide machten sodann anfangs Juli auf dem Dampfer Samoa die Expedition auf dem mächtigen Kaiserin Augustaflusse mit, der bis in die Nähe der holländischen Grenze verfolgt wurde. Die beabsichtigte Niederlassung bei Hatzfeldthafen wurde durch die feindliche Haltung der Eingeborenen verhindert. Leider hatten diese sich gegen die Europäer vergangen und dadurch einen blutigen Strafakt herbeigeführt, infolgedessen sie nun auf Rache sannen. So wurden die Missionare nach der Astrolabe-Bai gewiesen. Thomas mußte infolge der heftigsten Fieberanfälle bald das Land verlassen. Eich allein gründete die Station Bogadjim.

B. ist ein großes vierteiliges Dorf mit über 170 Häusern, ganz in der Nähe des Strandes. Leider ist das Landen durch die mächtige Brandung erschwert. Es ist kaum möglich, durch dieselbe, ohne durchnäßt zu werden, hindurchzugelangen. Angesichts der fortwährend heranrollenden Wogen mit ihrem unablässigen, taktmäßigen Getöse wurde das Missionshaus errichtet. Die Schwarzen stellten sich freundlich und ließen sich sogar bald zur Mitarbeit beim Bau und Anlage von Pflanzungen bewegen. Als aber die beiden jungen Missionare Scheidt und Bergmann anfangs 1888 eintrafen, fanden sie Eich krank, doch erholte er sich unter ihrer Pflege. Bald darauf geriet die junge Station in große Gefahr durch eine ungeheure Flutwelle infolge eines vulkanischen Ausbruchs, die das ganze Ufer überströmte. Durch Gottes Schutz aber blieb sie verschont, trotz des sonst in der Gegend angerichteten Schadens. Nur das inzwischen eingetroffene Missionsboot ging verloren und mußte durch ein neues ersetzt werden.

Für das Verhältnis der Eingeborenen zu den Weißen schien der Aufenthalt des russischen Naturforschers Miklucho Maklay, der mehrere Jahre an der Astrolabe-Bai, von aller Kultur getrennt, gelebt und den Schwarzen viel Freundlichkeit erzeigt hatte, recht günstig nachzuwirken. Es konnte bald selbst ein Anfang mit Schulehalten gemacht werden, wozu das Junggesellenhaus gern zur Verfügung gestellt wurde. Leider erlitt diese Arbeit bald wieder Unterbrechungen. Eich, der bereits der Sprache einigermaßen mächtig war, mußte in Finschhafen ärztliche Hilfe suchen, und auch Bergmann mußte schnell das Land verlassen, um sich

Digitized by Google

in Australien zu erholen. Wirklich gestärkt konnte er im Dezember zurückkehren und zwei neue Arbeiter, Kunze und Wackernagel, von Cooktown mitbringen; leider verunglückte der letztere bald in der Nähe von Simbang im Flüßchen Bubui beim Baden. Mit den beiden neuen Missionaren waren auch Frau Eich und Bergmanns Braut eingetroffen. Die Anwesenheit der weißen Frauen machte den sonst so scheuen weiblichen Teil der Bevölkerung zutraulicher. Leider wurde Frau Eich schon anfangs Oktober 1889 nach kurzer Krankheit aus dieser Zeit abgerufen, aufs schmerzlichste von den Schwarzen betrauert. Der Witwer stand mit Scheidt allein auf der Station; die übrigen waren nach Siar übergesiedelt. Bedeutungsvoll für Bogadjim wurde die Anlage der Plantagestation Stephansort in nächster Nähe; da es bald zwischen den Papua und den eingeführten Arbeitern zu allerlei Streitigkeiten kam, sodaß die ersteren bereits die Absicht kundgaben, aus der Gegend ganz fortzuziehen. Die Beziehungen scheinen sich jedoch in der Folge nicht so schlimm gestaltet zu haben, da jene Absicht bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen ist. Eich mußte im nächsten Jahre (1890) mit gebrochener Gesundheit nach Europa heimkehren. Aber schon waren wieder neue Sendboten eingetroffen, von denen später Arff zu seinem Nachfolger als Stationsmissionar in Bogadjim bestimmt wurde. Dazu war im Juli 1890 noch Dr. Frobenius gekommen, der zunächst ebenda seinen Sitz erhielt. Die Station war vervollständigt worden durch ein Gebäude, welches als Kirche dienen sollte. Aber die Leute waren nicht zu bewegen, in dasselbe einzutreten. So wurden die Gottesdienste unter der Veranda gehalten. Es fanden sich immer mehr ein, einige, die schon etwas Verständnis bekundeten. Aber nach Eichs Weggang und Scheidts Ermordung (s. unten) kam hier fast alle Arbeit ins Stocken. Arff mußte sich erst einarbeiten, wobei er und seine Frau viel von Krankheit heimgesucht waren, letztere so, daß sie nach Europa geschickt werden mußte. Doch erholte sie sich so, daß sie 1892 zurückkehren konnte. Vorher war der junge Hoffmann als Arffs Mitarbeiter eingetroffen. Das erste Missionshaus war bereits durch die Witterung und die weißen Ameisen so angegriffen, daß ein Neubau nötig erschien. Dabei sollte die Station auf einen etwas günstiger gelegenen höheren Punkt verlegt werden. Es war in jener Zeit ein schöner Anfang mit der Schule gemacht, auch mit einer besonderen Mädchenschule, in der Frau Arff mit großer Hingebung arbeitete. Leider wurde sie bald Witwe unter sehr schweren Verhältnissen. Sie weilte mit ihrem Gatten

Digitized by Google

zu Burumana, einem hochgelegenen Bergort, dessen Lage in den Berichten nicht näher angegeben ist.*) Es sollte dort die schon länger geplante Gesundheitsstation angelegt werden. Aber Arff war gleich nach der Ankunft erkrankt. Die mutige Frau, nur von einem Dienstjungen unterstützt, pflegte ihn inmitten der wilden Bergbevölkerung mit größter Hingebung. Aber nach $1^1/_2$ Wochen mußte sie dem geliebten Gatten die Augen zudrücken (4. Juli 1893). In der furchtbaren Einsamkeit kam Hoffmann zu Hilfe. Mit unglaublichen Schwierigkeiten wurde die Leiche nach Bogadjim gebracht und dort bestattet. Frau Arff aber konnte sich von ihren Schulkindern nicht trennen und bat, im Dienste der Mission weiter arbeiten zu dürfen. Im folgenden Jahre aber brach auch ihre Kraft zusammen, sodaß sie zur Rückkehr in die Heimat gezwungen war. Nur mit schwerem Herzen sahen die Papua sie scheiden. 1894 finden wir in Bogadjim wieder Dr. Frobenius neben Hoffmann, beide öfters von Krankheit heimgesucht. Die Schule, für die eine Glocke geschenkt war, wurde nun schon fleißig besucht. Schwieg die letztere, so sagten die Kinder betrübt: Hoffmann krank! In neuester Zeit wurde ihm Helmich zu Hilfe gesandt, sowie Hanke, ein gelernter Tischler, der den nun nicht länger aufzuschiebenden Neubau ausführen sollte. Nach den letzten Nachrichten (Nov. 95) war das Haus fast fertig. — Ueber acht Jahre ist nun schon auf dieser ältesten Rheinischen Station in N. W. L. gearbeitet worden. Aber über die Anfänge ist sie noch nicht hinausgekommen.

Siar (Siàr), die zweite Station, liegt auf dem gleichnamigen Inselchen, das sonst auch Aly genannt wird, gegenüber von Prinz Heinrich-Hafen, kaum $^1/_2$ km vom Festlande entfernt.

Von dem in neuerer Zeit zum kolonialen Zentralplatz erhobenen Friedrich Wilhelmshafen beträgt die Entfernung 2 km. Die kleine Koralleninsel, welche nur $^3/_4$ Stunden im Umfange mißt, ist größtenteils mit Urwald bedeckt, hat aber auch viel Kokospalmen. Trinkwasser ist nicht vorhanden. Es muß vom Festlande geholt oder durch gesammeltes Regenwasser ersetzt werden. Es befindet sich nur ein Dorf auf Siar, dessen Bewohner Pflanzungen auf dem Festlande haben. Auch die Oertzen-Insel mit ihren Palmen gehört ihnen. Bergmann, von Scheidt und nachher auch von Kunze unterstützt, gründete anfangs 1889 die Station, zu der die „Ottilie", Dampfer der Kompagnie, das in seine Teile zerlegte Haus aus Cooktown gebracht hatte. Die Eingeborenen

*) Nach Perthes' Kolonial-Atlas liegt er 12 km S. S. O. von Bogadjim. Der erste Teil der Reise wird mit dem Boote gemacht nach einem 2 Stunden (Bootfahrt) östlich von Stephansort gelegenen Punkte, von wo bald der Anstieg beginnt.

Digitized by Google

zeigten sich freundlich, obgleich es auch hier nicht an Diebereien fehlte. Als das Haus fertiggestellt war, wurde auch Frau Bergmann, die inzwischen auf Bogadjim geblieben war, nachgeholt. Das Vertrauen der Bewohner gewannen die Missionsleute in hohem Maße. Als Bergmann im Jahre 91 zur Luftveränderung gedrängt wurde, eine Reise nach Singapur zu unternehmen, konnte er es wagen, Frau und Kind*) allein unter den Papua zurückzulassen. Eine zeitlang hatte er Bösch (nebst Frau) zum Mitarbeiter gehabt, der sich, wie er erwähnt, aus einheimischem Material ein Häuschen erbaute. Später wohnte auch Dr. Frobenius auf Siar.

Mit Erfolg erforschte B. die neue Sprache, die auch auf den umliegenden Inseln und dem benachbarten Festland gesprochen wird. Er unternahm daher auch öfters Fahrten in die Orte der verwandten Bevölkerung, wobei das Segelboot der Station gute Dienste leistete. Leider mußte er gegen Ende 1893 nach Deutschland kommen, nachdem der Arzt schon zu Anfang des Jahres seine Frau heimgeschickt hatte.**) Inzwischen verwaltete Dr. Frobenius mit Barkemeyer die Station. Jetzt sind Bergmanns wieder zurückgekehrt und hatten gleich schwere Zeit durchzumachen — große Dürre, Wassermangel und schwere Krankheit. Doch die Prüfungszeit ist vorübergegangen und die Gatten wurden durch die Geburt eines Söhnleins erfreut, die auch von den Eingeborenen mit großer Freude begrüßt wurde. — Ist die direkte Missionsarbeit auch nicht besonders gefördert und das Schulehalten, das sich auch auf die benachbarte Insel Ragetta erstreckte, sehr unterbrochen worden, so zeigt sich doch ein überaus festes Vertrauen zum Missionar und zu dem Doktor. Auch B. war dabei, ein neues Haus zu bauen, zu dem er das Holz aus Java mitgebracht hatte.

Diese beiden Stationen sind zur Zeit die einzigen der Rheinischen Mission in K. W. L. Wir haben jedoch noch zwei weitere zu erwähnen. Die eine wurde im Keime erstickt; trotzdem wird sie ein unvergessenes Gedenkblatt in der Geschichte dieser Mission bilden. An der Franklin-Bai in der Nähe von Hatzfeldthafen sollte 1891 eine neue Station angelegt werden, nachdem Scheidt im Jahre zuvor die Gegend besucht und freundliche Aufnahme bei den Eingeborenen gefunden hatte. Nur der Mangel an Missionaren hatte damals die sofortige Gründung verhindert. Im folgenden Mai aber trafen Scheidt und Bösch in Malala, 18 Seemeilen S. O. von Hatzfeldthafen ein, und blieben

*) Bei der Rückkehr fand er sein Kindchen schon im Grabe. Die Schwarzen hatten mit großer Liebe an demselben gehangen.

**) Vorher war die drohende Gefahr eingetreten, daß die Bewohner gegen die Regierung kämpfen wollten, da sie sich weigerten, die zu einer Quarantänestation bestimmte Oertzen-Insel zu verkaufen. Bergmann erklärte ihnen betrübt, daß er sie verlassen müsse, wenn sie die Waffen erhöben. Darauf fügten sie sich, wiewohl mit schwerem Herzen, in die Abtretung der Insel. Den Missionar wollten sie nicht verlieren.

Digitized by Google

dort mehrere Tage zusammen. Am 22. fuhr Scheidt nochmals zu Besorgungen nach H, in dem Bewußtsein, daß sein einsamer Gefährte bei den Eingeborenen freundlichst aufgehoben sei. Als er am 26. in Begleitung des Assistenten von Moisy zurückkehrte, wurden diese beiden Europäer ermordet, ebenso wie schon vorher Bösch. Die näheren Umstände werden kaum jemals aufgeklärt werden. Für lange Zeit wird in jener Gegend ein Missionsversuch unmöglich sein. (Auch die Kolonialstation Hatzfeldthafen ist aufgegeben.) Aber wenn die richtige Zeit gekommen ist, wird in Malala eine christliche Kirche das schönste Denkmal für die beiden Märtyrer bilden.

Am schwersten wurde die junge Gattin des ermordeten Bösch getroffen, die diesen Schlag mit großer Ergebung trug und sich zu weiterem Missionsdienste im Lande zu bleiben entschloß. Aber schon im Oktober wurde sie nach längerer Krankheit durch den Tod heimgerufen. — Endlich haben wir noch als Station zu erwähnen

Die Dampier-Insel, von den Eingeborenen Karkar genannt, etwa 80 km nördlich von der Astrolabe-Bai. Sie wurde am 2. Juli 1890 durch Kunze, in Begleitung von Bösch und Klaus, besetzt. Als Arbeiter und besonders als Ruderer hatten sie 4 Miokesen mitgebracht. Wahl, Erwerbung und Herrichtung des Bauplatzes auf einem bewaldeten Hügel in der Nähe des Dorfes Kulobob im S. O. der Insel machte viel Schwierigkeit. Die beiden jüngern Missionare erkrankten bedenklich, und Klaus starb. Dazu gab es allerlei andre Nöte. Das in Surabaya bestellte Bauholz blieb sehr lange aus, und der Hausbau verzögerte sich. Die 4 Miokesen entflohen mit dem Boote, wurden aber aufgefangen und wieder zurückgebracht. Nach Jahr und Tag aber finden wir die Station fertig eingerichtet und Missionar Kunze an der Seite seiner Gattin in reger Thätigkeit. Nachdem zuerst harte Schwierigkeiten überstanden waren, hatte sich das Verhältnis zu den Bewohnern sehr günstig gestaltet, wozu die Anwesenheit der weißen Frau, welche auf die weibliche Bevölkerung großen Einfluß übte, viel beitrug. Leider wurde sie bereits im April 1892 durch den Tod abgerufen. Dem einsamen Missionar wurde ein jüngerer Mitarbeiter Pilkuhn, der mit Rücksicht auf die Bedürfnisse dieser abgelegenen Inselstation als Schiffer ausgebildet war, zugesandt. Aber auch diesen mußte er wenige Monate später nach vielem Fieberleiden begraben. Alle diese erschütternden Ereignisse brachten den Missionar und die Eingeborenen einander merklich näher. Besondere Freude machte die Jugend, die gern zum Missionshaus kam, sich biblische Geschichten erzählen ließ und schon einige christliche Lieder sang. Später erhielt Kunze in Dassel einen Gehilfen. Aber die Lage der Insel mit ihren Felsenklippen und Korallenriffen machte die Erhaltung dieser Station sehr schwierig. Bei den gefährlichen Bootsfahrten mußten die Missionare mehrmals ihr Leben aufs Spiel setzen. Das Ausbleiben von Proviant und Tauschwaren brachte sie zuweilen in drückende Not. Schon seit längerer Zeit wurde erwogen, ob nicht diese Station trotz der versprechenden Anfänge aufgegeben werden solle. Kunze mußte 1895 zur Erholung, deren er dringend bedurfte, nach Deutschland reisen: Dassel und Helmich blieben auf Dampier-Insel. Später kam der Missionar Barkemeyer dazu, der aber schon am 2. August durch eine unglückliche Entladung seines Jagdgewehrs ums

Digitized by Google

Leben kam. Am schwersten wurde diese Missionsstation betroffen durch einen verheerenden Ausbruch des Vulkans und die nicht minder verderbliche Pockenseuche, welche eine große Zahl von Eingeborenen dahinraffte. Da die Missionare selbst vom Fieber sehr geschwächt waren, so blieb nichts anderes übrig, als die Insel zu verlassen. Sie fanden zunächst Aufnahme und Pflege bei dem jetzigen Präses der Mission, Bergmann, auf Siar. Die Ausbrüche des Vulkans dauern fort. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Station auf der Insel fortgeführt werden kann, so schmerzlich es auch ist, diese Stätte vieles Leidens, Arbeitens und Betens mit ihren 4 Gräbern aufzugeben.

In neuster Zeit ist Missionar Kunze mit einem Plane für die Rheinische Mission in K. W. L. hervorgetreten, der alle Beachtung verdient (Rh. M. B. 95, 309 f.). Schon in der Anfangszeit war etwas Aehnliches in Erwägung gekommen, aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht zur Ausführung gebracht. Es handelt sich um eine Schiffsmission, mehr oder weniger nach dem Vorbilde der Melanesian Mission.

Die bisherige Geschichte zeigt deutlich, daß die Gründung der Stationen unnötigerweise viel Kräfte und geradezu Menschenleben gekostet hat. Die Bauarbeiten, bei denen sich die Missionare unter dem Wunsche, möglichst bald ein geeignetes Obdach zu haben, man möchte sagen unverantwortliche Anstrengungen zumuteten, würden ganz anders haben erfolgen können, wenn sie in jener Zeit auf einem in der Nähe ankernden Schiffe, unter allen für den Schutz der Gesundheit erforderlichen Einrichtungen ihren Aufenthalt hätten haben können, und von da aus ohne Hast und mit geeigneten Hilfskräften die Arbeit hätten treiben können.

Ferner denkt Kunze daran, daß mittelst eines Schiffes sich freundliche Beziehungen zu den verschiedenen Papua-Stämmen der Küste anknüpfen lassen, wie dies durch Anlegung von Missionsstationen in absehbarer Zeit ganz unmöglich wäre. Dazu kommt der eigentliche Kern der melanesischen Missionsmethode: aus den besuchten Stämmen junge Leute zu gewinnen, die unter Belassung ihrer persönlichen Freiheit auf einer der bestehenden Stationen gesammelt und in gemeinsamer Sprache unterrichtet werden, um sie nach einem halben Jahre wieder in ihre Heimat zu führen, und später möglichst dieselben Personen zu wiederholtem längerem Aufenthalt auf der Schulstation zu ermutigen. Uebrigens pflegt schon die Fahrt in christlicher Umgebung auf diese jungen Heiden einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Ich meine, wir brauchen die Praxis nicht mechanisch zu

Digitized by Google

kopieren. Wenn auf der Schulstation anstatt englischer Anstaltsformen etwas mehr deutsche Häuslichkeit waltete, und wenn man bei der Einrichtung von vornherein das oben erwähnte moerid stelsel, soweit (beziehw. unter den Veränderungen, mit welchen) es sich bei den auf niederer Stufe stehenden Papua anwenden läßt, als Vorbild nähme,*) würden sicherlich daraus der Mission gute, nachhaltige Früchte erwachsen.

Für alle solche Pläne ist ein genügend großes, zweckmäßig eingerichtetes Schiff die Hauptsache. Möchte der Plan Kunzes namentlich bei begüterten Missionsfreunden ein williges Gehör finden.

Vor mehr als dreißig Jahren wollte Herr R. Arthington der Rheinischen Mission ein Schiff schenken mit der Bedingung, daß es immer rings um Borneo herumfahren sollte, um an zahlreichen Plätzen anhaltend durch Missionare das Evangelium zu verkündigen. Dieser Plan war — gelinde gesagt — verfehlt. Unter diesen Bedingungen konnte die Missionsleitung das Schiff nicht annehmen. Nach dem oben skizzierten Plane würde ein K. W. L.-Missionsschiff für die Rheinische Mission eine sehr große und wirklich praktische Wohlthat sein. Vielleicht findet sich so ein edler Gönner, der das ganze Schiff schenkt.

Das freilich muß zum Schluß bemerkt werden: schnelle Erfolge, baldige Bekehrungen sind auch bei dieser Methode nicht zu erwarten. Wer die Welt noch in diesem Jahrhundert evangelisiert sehen möchte, wird sich darauf nicht einlassen dürfen. Wer aber die Geduld hat, für die Christianisierung unsrer Papua einige Menschenalter zu gewähren, dem wird der Wert dieser Methode einleuchten, und er wird es nicht bereuen, eine langsam aber sicher wirkende Praxis unterstützt zu haben. Gott gebe für K. W. L. recht viele Missionsfreunde im Sinne des Wortes, das Fabri unter sein Bild schrieb: „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann."

Die Evang. M.-G. für Deutsch-Ostafrika (Berlin III).

Von Missionsinspektor Winkelmann.

Von den Städten der deutsch-ostafrikanischen Küste sind Dar-es-

*) Die weiße Frau als Hausmutter hätte dabei eine sehr wichtige Aufgabe. Auch dürfte es garnicht von der Hand zu weisen sein, wenn eine der Missionarsfrauen in entsprechender Weise Mädchen (wie die anakh pijara in holl. Indien) um sich sammelte.

Digitized by Google

Salaam und Tanga die bedeutensten. Nicht nur, daß es die einzigen Häfen sind, welche von den alle drei Wochen aus der Heimat kommenden Dampfern angelaufen werden, während der Verkehr mit den anderen Städten der Küste durch besondere Küstendampfer unterhalten wird, Dar-es-Salaam hat als Sitz der deutschen Regierung für ganz Deutsch-Ostafrika hohe Bedeutung, und von Tanga aus versucht der Plantagenbauer und Ansiedler in das Hinterland zu dringen, in welchem ihm humusreiche Thäler einen reichen Ertrag seiner Arbeit und luftige Bergeshöhen einen gesunden Wohnsitz zu versprechen scheinen. Beide Städte sind Eingangsthore für die Arbeit der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika geworden. Wohl ist die Station Dar-es-Salaam schon im Jahre 1887 gegründet worden. Aber von einem Erfolg ihrer Arbeit unter den Suaheli kann sie bis heute noch nichts erzählen. Das hat seinen Grund nicht nur darin, daß die Station in den Stürmen des Aufstandes zerstört wurde, vielmehr noch lag es daran, daß sie sich in ihrer Thätigkeit hier zunächst vor andere Aufgaben gestellt sah. Im Jahre 1891 war das von der Gesellschaft in Sansibar eingerichtete Krankenhaus nach der Küste verlegt worden. Die Pflege in demselben wurde von vier Diakonen ausgeübt, während zwei Diakonissen den Haushalt führten. Leiter des Krankenhauses war ein Pastor, dem die Seelsorge für die Kranken zugleich oblag. Um einen Einblick in die Thätigkeit des Hauses zu geben, sei erwähnt, daß im letzten Jahre 161 Kranke aufgenommen und in 2789 Pflegetagen gepflegt worden sind.

Schon seit längerer Zeit hatte die Missionsgesellschaft die Regierung darauf hingewiesen, daß es ihre Aufgabe sei, ihren erkrankten Beamten selbst Hilfe zu gewähren. Und dieser Anregung zufolge war auch in den Etat für das ostafrikanische Schutzgebiet für das Jahr 1894/95 eine Summe für den Bau eines Krankenhauses in Dar-es-Salaam seitens der Regierung eingerückt worden. Von dem Reichstage wurde dieser Posten abgesetzt, kehrte aber im darauf folgenden Jahre im Etat wieder, und nachdem er diesmal bewilligt worden war, konnte die Regierung daran gehen, ein eigenes Krankenhaus in Dar-es-Salaam zu bauen, das voraussichtlich zum 1. April 1897 fertiggestellt sein wird. Seitens der Mission wurde aber aus mancherlei Gründen an die Regierung das Ersuchen gerichtet, die Krankenpflege schon früher zu übernehmen, und nachdem die Regierung auf dies Ersuchen eingegangen war, hat ihr die Mission zum 1. April d. Js. die Krankenpflege an den Deutschen übergeben und ihr zu diesem Zwecke die Räume des Hauses bis zur Fertigstellung ihres eigenen Hospitals zur Verfügung gestellt. Mit Hilfe von Schwestern des Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien und von Lazarettgehilfen übt diese nun die Pflege der Kranken aus. Eine Reihe von

Digitized by Google

Jahren hat die M.-G. diesen Liebesdienst gethan, da sich niemand fand, der ihn auf sich genommen hätte, und sie hat ihn gethan im Sinne einer großen Zahl ihrer Freunde. Nun ist ein anderer gekommen, um ihr diesen Dienst abzunehmen, und sie hat ihn abgegeben, um freie Hand für andere Aufgaben zu bekommen.

Neben der leiblichen Pflege hat die M.-G. den evangelischen Deutschen in Dar-es-Salaam auch geistliche Fürsorge zu teil werden lassen. Daß es dringend nötig ist, den hinausziehenden Deutschen mit dem Worte Gottes nachzugehen, um ihr christliches Gewissen zu schärfen, wird wohl niemand leugnen wollen. Vorkommnisse, wie sie in der letzten Zeit bekannt geworden sind, haben ja einen Sturm der Entrüstung in der Heimat geweckt; aber die christliche Liebe weiß doch noch etwas Besseres, als sich zu entrüsten. Sie will helfen, und wenn es Missionsfreunden eine bekannte Sache ist, wie durch den Wandel der Europäer in Heidenländern die Arbeit der Mission gefördert oder geschädigt werden kann, so muß auch für sie das Verlangen nahe liegen, dieselbe geistlich nicht verwahrlosen zu lassen.

In Dar-es-Salaam leben zur Zeit 179 evangelische Deutsche, unter diesen 13 evangelische Familien. Für dieselben wurde in der Kapelle des Krankenhauses an Sonn- und Festtagen deutscher, evangelischer Gottesdienst gehalten. Im Jahre 1895 betrug die Zahl der Gottesdienste 54, das heilige Abendmahl wurde sechsmal gefeiert, die Zahl der Kommunikanten belief sich auf 60. Ferner fanden 1 Taufe, 2 Trauungen und 9 Beerdigungen statt. Durch Verkauf von Bibeln und Neuen Testamenten und durch Verteilen von Predigten suchte die Mission das Wort Gottes unter die deutsche Bevölkerung zu bringen. Der sittliche Zustand schien sich in letzterer Zeit gegen die früheren Jahre gehoben zu haben. Der Grund hierfür wird außer in der seelsorgerischen Thätigkeit des Pastors in der vermehrten Zahl der Familien zu suchen sein, deren guter Einfluß in sittlicher Beziehung nicht unbemerkt bleibt. Für den Bau einer Kirche in Dar-es-Salaam ist unter den Deutschen eine Summe gesammelt und die Bildung einer evangelischen Gemeinde daselbst ist durch die Arbeit der Mission vorbereitet worden.

Im Jahre 1893 hatte der Evangelische Ober-Kirchenrat, von dem Gedanken geleitet, daß sich die heimische Kirche ihrer hinausziehenden Glieder fürsorglich annehmen müsse, eine Kollekte zum Zweck der geistlichen Versorgung der an der deutsch-ostafrikanischen Küste sich aufhaltenden deutschen Evangelischen in allen Gemeinden der Landeskirche sammeln lassen. Er sah davon ab, einen eigenen Geistlichen zu diesem Zweck auszusenden, sondern zahlt dem von der Mission in Dar-es-Salaam angestellten Pastor Holst eine jährliche Summe von 1500 Mk. und empfängt von diesem regelmäßige Berichte über seine nunmehr im Auftrage des Ober-Kirchenrates ausgeübte seelsorgerische Thätigkeit an den Deutschen.

Nachdem so die Mission in ihrer bisherigen Thätigkeit teils ent-

Digitized by Google

lastet ist, teils für dieselbe neue Unterstützung erfährt, wird es ihr möglich sein, die Arbeit unter den Suaheli nachdrücklicher aufzunehmen. In Kreisen von Missionsfreunden wird allerdings bisweilen der Gedanke gehegt, die Mission thäte besser, von einer Arbeit an der Küste abzusehen, weil sie im Innern, wo der verderbliche europäische Einfluß geringer ist, ein weniger hartes Missionsfeld findet; aber je und je haben Missionen, die von der Küste her ins Land gedrungen sind, die Erfahrung gemacht, daß es nicht möglich ist, die Küste zu umgehen, sondern daß die Mission im Innern einen festen Stützpunkt an der Küste haben muß. Nach Dar-es-Salaam insbesondere blickt das ganze Land. Was hier geredet wird, hat Geltung tief im Innern. An einer Stätte aber, auf welche die Augen vieler gerichtet sind, muß auch der Leuchter des Evangeliums stehen. Dazu kommt, daß der Zug nach der Küste mehr und mehr die Stämme, welche im Hinterlande wohnen, ergreift. Mancher Christ sucht die Küstenstädte auf, um dort ein Handwerk zu erlernen oder einen Verdienst zu finden. Wenn er daselbst aber keine Pflege seines Glaubenslebens fände, so wäre er in Gefahr, inmitten einer mohammedanischen und heidnischen Bevölkerung seinen Glauben zu verlieren. So oft die Mission in Dar-es-Salaam sich mit der Predigt des Evangeliums an die Leute wandte, jedesmal sammelte sich eine Zahl von Zuhörern um den Missionar. Ein Widerstand seitens des Islam war nicht zu bemerken, wie denn Fanatismus dem Suaheli ziemlich fremd zu sein scheint. Wenn er den Islam angenommen hat, so wird das meist nur Annahme einer rein äußerlichen Form und einiger frommen Redensarten sein. Charakteristisch ist, daß selbst der mohammedanische Suaheli Gott nicht mit dem Namen Allah, sondern mit dem Bantuwort Muungu nennt. Der Gott Mohammeds ist eben noch nicht der Gott des Suaheli geworden. Die Mission hat keinen Grund, vor einer Arbeit unter den Suaheli zurückzuschrecken.

Im Hinterlande von Dar-es-Salaam wohnt das Volk der Wasaramo. Es ist ein scheues, furchtsames Volk. Die wiederholten räuberischen Einfälle der grausamen Mafiti, die von Westen her in das Land kamen, haben dem Msaramo ein feiges Herz gemacht. Schon im Jahre 1888 war Missionar Greiner willens, in Usaramo eine Station zu gründen. Aber der Aufstand, der kurze Zeit darauf ausbrach, ließ die beabsichtigte Gründung zurücktreten. Im Jahre 1892 nahm Greiner den alten Plan wieder auf und baute eine starke Tage-

Digitized by Google

reise südwestlich von Dar-es-Salaam die Missionsstation Kisserawe. Das Volk kommt den Missionaren mit großem Vertrauen entgegen, und die Gottesdienste, welche in dem schmucken Kirchlein von Kisserawe gehalten werden, sind zahlreich besucht. Ebenso findet die Außenverkündigung in den Dörfern stets eine große Zahl von Hörern. Der Erstling aus den Wasaramo konnte getauft werden. Es ist, als ob das Volk ganz besonders das Verlangen hätte, frei zu werden von dem finstern Geisterglauben, in welchen es hart gezwungen ist. Denn überall regt sich das Bedürfnis, etwas Besseres zu erfahren, als was ihm der Aberglaube der Väter bieten kann. Darum laufen die jungen Leute zu den mohammedanischen Lehrern, von denen sie unverstandene Gebete lernen, darum findet man in vielen Dörfern Schüler des Koran. Die Mission hat darum die Aufgabe, unter diesem Volke mit Nachdruck zu arbeiten. Was sie hier an Zeit versäumt, versäumt sie an Gelegenheit, und wenn sie nicht dem Volke die Thore des Reiches Gottes erschließt, fällt dasselbe dem Islam als reife Garbe in den Schoß. Das Bedürfnis des Volkes, etwas zu lernen, läßt die Schulthätigkeit besonders aussichtsvoll erscheinen, und Missionar Worms hat mit Unterstützung eines eingeborenen christlichen Lehrers hin und her in Dörfern Schüler gesammelt.

Aber die Station Kisserawe hat noch eine andere Aufgabe. Keiner der in Ostafrika arbeitenden Missionsgesellschaften hat sich bisher der Pflicht entziehen können, befreite Sklaven zu erziehen. Wenn auch die Verhältnisse nicht mehr derartig waren, daß die Gründung einer Sklavenkolonie im großen Stile, wie sie die englische Kirchenmission in Freretown angelegt hat, nötig war, so mußte doch eine der Stationen die Aufgabe übernehmen, befreiten Sklaven ein Heim zu gewähren. Mancherlei Umstände, und nicht in letzter Reihe die Nähe der Küste, an der doch die Sklavenbefreiungen zumeist stattfanden, ließen Kisserawe als die zu diesem Behufe geeignetste erscheinen. Und nicht ohne Dank gegen Gott blickt die Station auf das zurück, was sie an den befreiten Sklaven hat thun können. Zwar hat es einige gegeben, welche die sittliche Ungebundenheit ihres früheren Lebens der Ordnung auf der Station vorzogen und welchen die fleischliche Freiheit als das höchste Gut galt. Diese sind bald wieder davongelaufen; aber ein großer Teil hat sich doch in die Ordnung gefügt. Einige wurden um die Station angesiedelt, und da ein Teil der befreiten Sklaven getauft ist oder im Taufunterricht steht, so ist um die Station Kisserawe ein

Digitized by Google

Christendörflein im Entstehen begriffen. Daß eine derartige Ansiedelung das umwohnende Volk nachteilig beeinflußte, haben wir nicht bemerken können; vielmehr hat sich manches, was in erster Linie den befreiten Sklaven zu gute kommen sollte, als eine Förderung der Missionsarbeit erwiesen. Der Posaunenchor z. B., der aus befreiten Sklaven gebildet wurde und zu den Gottesdiensten seine Weisen erschallen läßt, hat manchen Msaramo zum Hören der Predigt herbeigelockt. Neuerdings hat der Evangelische Afrika-Verein beschlossen, eine Ansiedelung befreiter Sklaven in Usambara zu gründen, und schon sind seinerseits die ersten Schritte zu diesem Zweck gethan worden. Sollte es ihm gelingen, eine dauernde Einrichtung zu schaffen, so würde für uns in Zukunft die Aufgabe wegfallen, befreite Sklaven aufzunehmen.

Zwei Tagereisen südwestlich von Kisserawe ist auf einem schönen Hochland inmitten gutgepflegter Pflanzungen das Dörflein Maneromango gelegen. Um dasselbe wohnt ein zahlreiches Volk. Als im Jahre 1893 der Schreiber dieser Zeilen mit Missionar Göttmann Usaramo bereiste, wurde von ihm dieser Platz für Gründung einer Missionsstation ausersehen. Missionar Göttmann sollte im Jahre 1894 mit der Anlage der Station beginnen; aber schon zu Anfang des Jahres erlag er nach anderthalbjähriger Thätigkeit in Afrika dem Fieber. Es war dies das erste Opfer an Menschenleben, das unsere Mission bringen mußte. Inzwischen war auch der alte Häuptling Ulembo, der uns wiederholt eingeladen hatte, in sein Gebiet zu kommen, gestorben, und nach seinem Tode nahm die Unordnung im Lande dermaßen überhand, daß die gutgesinnten Elemente schon daran dachten, auszuziehen und sich anderswo anzusiedeln. Ein Weib aus der Verwandtschaft Ulembos, das beschuldigt worden war, den Tod des Häuptlings durch Zauberkünste verursacht zu haben, war als Hexe verbrannt worden. Wiederholt kamen Einladungen von Maneromango, es möchten doch bald Lehrer in das Gebiet kommen, damit nicht etwa das Land verödе. Aber nicht früher als im darauffolgenden Jahre konnte die Mission die Gründung der Station in Angriff nehmen. Als Missionar Maaß im Juni mit dem Bau begann, kam ihm das Volk mit großem Zutrauen entgegen. Nur auf die Hilfe der umwohnenden Wasaramo angewiesen, baute er die Station. Die Missionsarbeit wurde zwar dadurch erschwert, daß die Predigt in Kisaramo gehalten werden muß, einer bisher noch gänzlich unbekannten Sprache, aber auf Grund der sprachlichen Arbeiten, die die Missionare Göttmann und

Digitized by Google

Worms in Kisserawe gethan hatten, bringt Missionar Maaß mehr und mehr in die Sprache ein. An dem Religions- und Leseunterricht nahmen einige Knaben und Jünglinge teil, und einzelne von ihnen legten großen Eifer an den Tag. Unterbrochen wurde die Arbeit durch häufige Fieberanfälle; aber gerade an den Tagen, an welchen der Bruder schwer krank lag, zeigte es sich, mit welcher Liebe das Volk an ihm hing. Da konnte er oft, wenn er des Morgens zum Zelt hinausblickte, schon viele Leute versammelt sehen; sie waren gekommen, um sich zu erkundigen, wie es ihrem geliebten Lehrer ginge. Und eines Tages, als ihn ein mit heftigem Erbrechen begleitetes Fieber schüttelte, brachte ihm der Häuptling einen Trank, den er aus den Säften von Kräutern, Wurzeln und Blättern gemischt hatte. Der Missionar trank; das Erbrechen legte sich und Besserung trat ein. Hin und her in den Dörfern mußte der Bruder aber die Beobachtung machen, daß der Islam in das Gebiet von Usaramo mehr und mehr einzudringen droht. In mancher Hütte finden sich arabische Lesetafeln. Das Volk der Wasaramo steht eben vor einem Wendepunkt. Wird es nicht für das Evangelium gewonnen, so fällt es dem Islam zu. In Missionar Peters ist dem einsamen Bruder Maaß zu Anfang dieses Jahres der lang ersehnte Gehilfe gesandt worden.

Im Norden der deutschostafrikanischen Küste ist Tanga der Ausgangspunkt für die Thätigkeit der Mission gewesen. Das ist dieselbe Stätte, an welcher vor über 50 Jahren Dr. Krapf gestanden hat, das Auge gerichtet auf die Berge von Bondei und Usambara, welche aus der Ferne ernst herüberblicken, im Herzen den Wunsch, daß sich doch an dieser Stätte eine Missionsstation erheben möchte, von der aus man in das Innere des Landes dringen könnte. Im Jahre 1890 wurde hier eine Station von Missionar Kraemer gegründet. Suaheli, Wadigo und Wasegeju, die um Tanga wohnen, waren die Leute, an welche sich die Missionsarbeit wandte. Unter den Wadigo schien sie am leichtesten Eingang zu finden. In einem Dorfe Jadje war ein Mann vertrieben worden, weil er den Missionar bei dessen Besuchen bereitwillig aufnahm, und hatte unweit von Tanga ein neues Dörflein gegründet, das er Zoari nannte, weil es ihm eine Zufluchtsstätte sein sollte. In diesem sowie in dem benachbarten Mwenzange ist eine Kapelle gebaut und eine Schule eingerichtet worden. Freilich versuchte der Islam in Mwenzange eine Gegenschule zu gründen. Aber trotz des Widerstrebens seinerseits und trotz der mancherlei Ver-

Digitized by Google

suchungen der Küstenstadt gelang es, in Tanga doch im Laufe der Zeit eine Anzahl von Personen zu taufen. Die kleine Gemeinde war mancherlei Verführungen ausgesetzt und einige sind ihnen auch erlegen. Da gab es für Missionar Kraemer oft trübe Stunden.

Aber nicht nur den in Tanga gewonnenen Christen galt die Fürsorge der Station. Wiederholt kamen von den Bergen Usambaras junge Leute an die Küste, die dort oben für das Evangelium gewonnen waren und, weil sich ihnen infolge ihres Uebertritts zum Christentum das eigene Volk zu verschließen drohte, wollten sie an der Küste ihren Unterhalt finden oder ein Handwerk erlernen. Da war die Station berufen, den Leuten einen Schutz gegen die mancherlei Gefahren und Anfechtungen zu bieten, welche ihrem Glaubensleben drohten.

Außer der Erforschung des Kidigo, in welches Missionar Kraemer eindrang, hat er an sprachlichen Arbeiten manches geleistet. So hat er eine Anzahl von Liedern und biblischen Geschichten ins Kisuaheli übersetzt. Die Lieder wurden von der englischen Universitäten-Mission in Mapila gedruckt.

Im Jahre 1894 trat zu der eigentlichen Missionsarbeit noch eine Thätigkeit, welche durch die Not gefordert wurde. Hilfesuchend waren kranke Massaisklaven auf die Station gekommen, und als sich auch andere Eingeborene mit mancherlei Schäden einfanden, sah sich Missionar Kraemer genötigt, ein Häuslein zu bauen, in welchem kranke Eingeborene Behandlung und Pflege fanden. Unterstützt wurde er in dieser Thätigkeit durch einige eingeborene Christen.

Missionar Kraemer war aber auch der Seelsorger der in Tanga lebenden Deutschen. In der Kapelle des Missionshauses fanden die sonntäglichen Gottesdienste für dieselben statt. Zu Ende des Jahres 1895 reiste Kraemer nach Egypten, um dort Genesung von einem Lungenleiden zu suchen. Hier starb er im Januar 1896. Nur kurze Zeit war Missionar Becker, der als sein Vertreter von Bethel in Usambara nach Tanga versetzt worden war, in der Lage, dort die Arbeit zu thun. Infolge eines Sonnenstiches, der ihn schon früher einmal in Usambara getroffen hatte, erkrankte er schwer und mußte zur Erholung in die Heimat reisen. Seitdem ist die Arbeit in Tanga von Diakon Gerdes, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts hinausging, gethan worden. Im Laufe dieses Jahres kommt Missionar Ostwald hinaus, um die Missionsarbeit daselbst zu übernehmen. So hat die Mission in Tanga in der letzten Zeit zwar mancherlei Nöte und Sorgen gebracht. Aber wir wollen es der Station nicht vergessen, daß sie es war, durch deren Arbeit der Erstling unserer Mission, der hoffnungsvolle und reichbegabte, aber leider schon verstorbene Michael Koba, gewonnen wurde.

Nordwestlich von Tanga ist das Bergland von Usambara gelegen.

Digitized by Google

Es wird von dem Volke der Waschambaa bewohnt, welche fleißige Ackerbauer sind.

Wohlgeordnete Bananenfelder, die sie kunstvoll zu bewässern verstehen, wechseln mit Pflanzungen von Zuckerrohr und Tabak ab. Letzteren lieben sie sehr, und die Tabakspfeife ist das Gerät, welches der Mschambaa überall mit sich führt.

Im Lande herrscht das Fürstengeschlecht der Wakilindi, unter denen sich vor 50 Jahren Kimueri der Große als bedeutender Mann hervorgethan hat. Unter seinem Szepter hatte er das ganze Land von Pare bis zur Küste vereinigt, und heute noch wird sein Name in Usambara als der Name eines Nationalhelden genannt. Die Wakilindi haben einen anderen Typus als die Waschambaa. Es wird erzählt, daß der Ahnherr ihres Geschlechts ein Araber gewesen sei. Wahrscheinlicher aber ist die Annahme, daß sie jenem in Afrika weitverbreiteten Fürstengeschlecht zugehörten, welches als Kintu in Uganda und als Mwesi in Urundi die Königswürde über Bantuneger behauptet, obwohl es hamitischen Ursprungs ist. Die Wakilindi haben eine bevorzugte Stellung, und Vergehen der Waschambaa gegen sie werden auf das strengste geahndet. Es ist ein Geschlecht, das sich schwere Gewaltthätigkeit gegen die friedlichen Bergbewohner hat zu schulden kommen lassen, und unter ihrem Drucke müssen die Waschambaa schwer tragen. Außerdem befindet sich im Lande ein Völkchen, Wambugu geheißen, welche zu den Wakuafi gehören und mit Massai, Wandorobbo, Wambugwe, und wie die Völker der weiten im Norden gelegenen Steppen heißen mögen, verwandt sind. Auf den Matten des Berglandes, das sie inne haben, weiden sie ihre Herden. Einst mögen diese groß gewesen sein, aber die Rinderpest, welche weite Strecken in Afrika heimsuchte, und wiederholte Raubzüge der Massai haben ihren früheren Reichtum schwer geschädigt. Ihre Religion besteht wie die der Waschambaa in Furcht vor bösen Geistern, deren Zorn sie durch Opfer von Früchten und Tieren zu besänftigen suchen.

In der Schelamulde, in welcher der Umba seine Quellen hat, hatte Häuptling Si Kiniassi von Mlaba seinen Sitz. Zu ihm kamen im Jahre 1891 die Missionare Wohlrab und Johanssen. Erfreut nahm der Häuptling sie auf und sandte 100 Träger an die Küste, welche die Habseligkeiten der Missionare auf die Berge hinaufbringen sollten. Der auf unzulänglichen Felsen gelegenen Hauptstadt gegenüber wurde auf einem freundlichen Hügel die Missionsstation Hohenfriedeberg gegründet. Die erste Arbeit der Missionare bestand außer in dem Aufbau der Station in der Aufnahme der Sprache des Volkes, des Kischambaa. Wie Missionare, welche die Sprache eines heidnischen Volkes aufzunehmen hatten, oft die Erfahrung machten, daß in dieser Sprache Wörter fehlten, ohne welche eine Verkündigung des Evangeliums kaum denkbar erscheint, so fanden auch die beiden Missionare im

Digitized by Google

Kischambaa für viele geistige Begriffe keinen Ausdruck. Man kann ermessen, welche Schwierigkeit sich der Verkündigung des Evangeliums entgegenstellt, wenn man nur daran denkt, daß in der Sprache Worte für die Begriffe Geist, Glaube u. a. fehlen. Gleichwohl aber gelang es ihnen, die Schwierigkeiten in kurzer Zeit zu überwinden und Eingang bei dem Volke zu finden. Der alte Häuptling Si Kiniassi freilich hatte für die Botschaft der Missionare kein Ohr. Es war, als ob er ahnte, daß die abergläubische Furcht, mit welcher das Volk zu ihm aufblickte und in welcher es ihm die Kraft beimaß, Regen machen zu können, durch die neue Lehre erschüttert werden müßte. Er starb als Heide, und sterbend schrie er Missionar Wohlrab an, er sollte ihm einen Zauberer bringen, der ihn vom Tode befreien könnte. Aber zu derselben Zeit als er in Mlalo starb, sprachen auf der Station Hohenfriedeberg einige Jünglinge aus dem Volke die Bitte um die Taufe aus. Wohl hatten schon früher einige Taufen stattgefunden; aber da es jedesmal Leute waren, die eingewandert waren, so wurde durch ihren Uebertritt das Volk nicht weiter bewegt. Nun aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung im Lande: die Angehörigen drohten, sie zu binden, sie zu verstoßen, ja sogar, sie zu töten. Fürchteten sie doch, daß durch den Uebertritt der Zorn der bösen Geister erregt würde, und daß das ganze Volk darunter würde zu leiden haben. Trotzdem wurde eine Gemeinde gebildet, welche ein gesundes Wachstum zeigt. Sind sich doch die meisten bewußt, daß sie die Aufgabe haben, das weiter zu tragen, was sie selbst von der Gnade Gottes erfahren haben.

In den Versammlungen, in welchen sie mit den Missionaren zusammenkommen, erzählen sie diesen, was für Erfahrungen sie unter ihren Volksgenossen gemacht haben, und da wird dann alles, was ihnen das Herz bewegt, in die Fürbitte hineingezogen. Einige nehmen sich vor, dieses oder jenes Mannes täglich fürbittend zu gedenken, und auch die Missionare haben manche Stärkung aus diesen Zusammenkünften erfahren. Ergreifend sind die Züge, welche von der Treue der jungen Christen berichtet werden; auf schwere Proben wird ihr Glaube oft gestellt, aber es ist ein Zug fröhlichen Ueberwindens, der durch das Gemeindeleben von Hohenfriedeberg geht. Besonders tiefen Eindruck machen auf die Heiden die Lieder, welche die Missionare der jungen Gemeinde gegeben haben und welche von den jungen Christen angestimmt werden, so oft ihrer etliche zusammen sind. Außer den Liedern haben die Missionare biblische Geschichten des Alten und Neuen Testaments und das Evangelium Marci übersetzt, und eine Lesefibel und eine Reihe von Erzählungen der Eingeborenen zusammengestellt.

Eine Tagereise nordwestlich von Hohenfriedeberg liegt am Abfall

Digitized by Google

der Berge von Usambara zur Mkomasiebene, in der Nähe von Mtoi die Station Bethel. Sie wurde von den Missionaren Wohlrab und Becker im Jahre 1893 gegründet. In hellen Haufen fand sich das Volk anfangs zu den Gottesdiensten ein. Das hatte seinen Grund nicht etwa in dem Verlangen nach Gottes Wort, sondern in der Furcht vor den ihnen gleichsam wie überirdische Wesen erscheinenden weißen Männern. Wohl haben die Leute mit der Zeit gelernt, daß die Missionare auch Menschen sind wie sie, und freundlich und zutraulich kommen sie ihnen allenthalben entgegen; aber was sie aus der Schelamulde vernommen haben, das hat weit im Volke die Furcht verbreitet, die Missionare könnten sie einmal plötzlich taufen. Die Taufe ist ihnen ein Zauber, von dem sie sich ängstlich meinen fernhalten zu müssen. In einem Dörflein Mbalu ist eine Kapelle gebaut worden, und hier scheint es, als sei Verlangen nach dem Worte von Isa, „das die Herzen von aller Furcht befreit." Gegenwärtig sind die Missionare Döring und Roehl in Bethel thätig.

Die wichtigste Stadt Usambaras ist die Stadt Wuga, die alte, heilige Stadt, welche einst Residenz Kimueris des Großen war, und in welcher auch Dr. Krapf zweimal weilte. Im Jahre 1892 hatte Missionar Johanssen dem Häuptling Kimueri II. die Frage vorgelegt, ob er nicht Lehrer haben wollte, die ihm und seinem Volk die Worte Gottes sagen sollten, war aber von dem stolzen Mann mit Spott abgewiesen worden.

Als ich im darauffolgenden Jahre mit dem Häuptling auf diese Sache zu reden kam, fuhr er mich barsch an: „Was brauche ich Lehrer? Ich weiß allein genug von Gott. Ich weiß, daß Gott groß ist." So waren in Wuga die Thüren verschlossen, obwohl es unser herzlicher Wunsch war, dort mit der Arbeit einsetzen zu können. Wenige Monate nachdem ich bei ihm gewesen war, starb Kimueri II. An seinem Grabe wurden 4 Sklaven erstickt, damit sie ihn im Tode begleiteten. Sein Nachfolger wurde sein Bruder Myuta, der mit der Häuptlingswürde den Namen Kimueri annahm. Zu diesem kam Missionar Wohlrab, um ihn zu fragen, ob in seinem Gebiet eine Station angelegt werden könnte. Kimueri verhielt sich ablehnend, erklärte aber zugleich, die Missionare nicht hindern zu wollen, wenn sie mit dem Bau beginnen wollten. Da aus dem Volke der Wunsch laut wurde, daß sich Missionare ansiedeln möchten, so wurde von den Missionaren Langheinrich und Gleiß die Station Wuga gegründet. Im geheimen aber erließ der Häuptling das Verbot, den Missionaren Lebensmittel zu verkaufen und bei ihnen Arbeit zu nehmen. Die Heuschreckenplage aber, welche über das Land hereinbrach und eine Hungersnot zur Folge hatte, veranlaßte das Volk, sich über das Verbot des Häuptlings hinwegzusetzen. Eines Morgens wurden die Missionare durch

Digitized by Google

die Botschaft überrascht, Kimueri sei von dem Leiter der Militärstation Masinde gefangen genommen worden. Er war mehrfachen Mordes angeklagt, und nachdem er in einer Versammlung von Häuptlingen in Masinde seiner Verbrechen überführt worden war, wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet.

An seine Stelle trat Kipanga von Handei, und als dieser auf die Häuptlingswürde verzichtet hatte, Kiniassi von Msasa, der rechtmäßige Erbe des Thrones von Wuga, der durch Kimueri II. verdrängt worden war. In den Zeiten der allgemeinen Aufregung und des Schreckens suchten die Großen von Wuga bei den Missionaren Rat, und mehr und mehr wuchs das Vertrauen zu ihnen, sodaß die Gottesdienste immer zahlreicher besucht wurden. Ohne Zuthun der Missionare wurde der Sonntag als gesetzmäßiger Feiertag eingeführt. Wenn das auch durchaus nicht etwa einen Sieg des Evangeliums bedeutet, so ist es doch ein Zeichen dafür, daß man auf die Worte der Missionare hören will. Auf Wuga haben seit den Tagen Dr. Krapfs die Augen manches Missionsfreundes geschaut. Gottes Gnade hat uns dort die Thüren aufgethan. Gelobt sei er!

Ueberblicken wir noch kurz einmal unsere Arbeit in Ostafrika, so sind zur Zeit zwölf Missionare von denen vier verheiratet sind, und zwei Diakonen draußen thätig. Zwei Missionare, von denen der eine verheiratet ist, befinden sich auf Urlaub in der Heimat. Ein verheirateter Missionar wird im Laufe der nächsten Wochen ausgesandt werden. Mithin stehen 15 Missionare, von denen sechs verheiratet sind, und zwei Diakonen im Dienst unserer Gesellschaft. Mit Ausnahme von Missionar Greiner, der auf St. Chrischona vorgebildet ist, haben sämtliche Missionare unserer Gesellschaft Theologie studiert, beide theologische Examina absolviert und sind in der Heimat ordiniert worden. Die Gesellschaft beabsichtigt auch, solange ihr der Herr eine genügende Zahl von Theologen zuführt, als Missionare nur solche auszusenden. Die Diakonen sind zunächst berufen, die äußeren Arbeiten zu thun, nehmen aber auch nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten an eigentlicher Missionsthätigkeit teil. In Kisserawe werden die Geschwister von einem eingeborenen Gehilfen unterstützt, der von der englischen Universitäten-Mission ausgebildet ist und sich als treu bewährt hat. Am Schlusse des Jahres 1895 wurden 79 Getaufte, von welchen 34 im letzten Jahre getauft worden waren, 18 Katechumenen und 133 Schüler auf sieben Stationen mit zwölf Predigtplätzen gezählt. Alljährlich vereinigen sich die Missionare der Küstenstationen und von Usaramo einerseits und von Usambara andererseits zu einer Konferenz, in welcher über die vom Vorstande gestellten Themata verhandelt wird. Auch die gemeinsamen Nöte und Aufgaben des Gebietes kommen in dieser Konferenz zur Besprechung. Alle drei Jahre findet eine Generalkonferenz der Missionare des ganzen Gebietes in Dar-es-Salaam statt. Die Ausbildung der Missionare geschieht teils in den Anstalten des Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld, teils im Hause des Missionsinspektors in Berlin. Im Kandidatenkonvikt in Bielefeld halten sie

Digitized by Google

sich etwa ein halbes Jahr auf und werden außer in mancherlei Handwerken und in der Krankenpflege besonders in Chirurgie ausgebildet. Ein halbes Jahr bringen sie im Hause des Missionars zu, von dem sie in das Studium des Kisuaheli, der Missionsgeschichte und der Missionstheorie eingeführt werden. Freunde der Mission finden sich in allen Teilen Deutschlands, namentlich im Osten des Vaterlandes. Ein Teil von ihnen hat sich zu Hilfsvereinen zusammengeschlossen. Geleitet wird das Werk von einem Vorstand, der sich in der Regel einmal im Monat, sonst aber so oft die Lage der Geschäfte es erfordert, versammelt. Alljährlich im März findet die Hauptversammlung der Mitglieder der Gesellschaft statt. Mitglied der Gesellschaft und somit stimmberechtigt für die Hauptversammlung wird jeder, der für die Zwecke der Gesellschaft eine einmalige Zahlung von mindestens 300 Mark zur Gesellschaftskasse leistet, oder sich zur Zahlung eines fortlaufenden jährlichen Beitrags von mindestens 3 Mark verpflichtet.

Die Kongomission des „Schwedischen Missionsbundes".

Von P. Berlin.

(Schluß.)

Der Unterricht findet an fünf Tagen in der Woche in 3—3½ Stunden statt, ebenso lange Zeit arbeiten die Knaben auf dem Stationsgebiete an Pflanzungen, Wegen, Bauten u. s. w. An Ordnung, Reinlichkeit und Gehorsam müssen sie sich dabei gewöhnen. Wo eine Schule gegründet ist, da ist natürlich auch eine Predigtstätte gewonnen und die Predigt bleibt nicht auf die Station beschränkt. Die Missionare ziehen, soweit Gesundheit, Jahreszeit und Verhältnisse es gestatten, auch in die benachbarten Dörfer, um Gottes Wort zu verkündigen. Solche Predigtwanderungen sind unter Umständen beschwerlich genug und stellen an die körperliche wie an die geistige Kraft große Anforderungen, namentlich wenn sie sich in entferntere Dörfer erstrecken, wo die Missionare noch wenig bekannt sind. Die Hauptarbeit bleibt aber immer die auf der Station, und sie wendet sich denen zu, auf welche das Wort der Wahrheit Eindruck gemacht hat. Man sucht durch Versammlungen an den Wochenabenden die Angefaßten festzuhalten, die Schwankenden zur Entscheidung zu bringen, man nimmt solche besonders und fordert sie auf, ihre Götzenbilder abzuliefern als ein äußeres Zeichen der Abwendung vom Heidentum. Wer das thut, wird

Digitized by Google

probeweise als Gemeindeglied angesehen und durch Gottesdienst und engere Gemeindeversammlungen weiter gefördert. Die christliche Unterweisung hält sich möglichst an den biblischen Ausdruck und vermeidet sorgfältig alles Dogmatisieren;*) die biblische Geschichte wird in den Vordergrund gestellt, die älteren Knaben lernen die 10 Gebote und die 3 Artikel, sonst wird auf Auswendiglernen kein Gewicht gelegt. Wer Unterweisung empfangen, seine Sünden bekannt und durch Aenderung seines Lebens sittlichen Ernst gezeigt hat, wird getauft, wenn nicht die Gemeinde Bedenken gegen ihn hat. Die Taufe wird in einem Bache durch Untertauchen vollzogen, wobei der Täufling mit längeren oder kürzeren Worten seinen Glauben bekennt; am Abend folgt dann gewöhnlich die Feier des „Gedächtnisses von Christi Tod." Diejenigen unter den Jünglingen, welche durch Lernfähigkeit und christlichen Ernst größere Hoffnungen erwecken, werden zu Evangelisten oder Lehrern in den Dörfern genommen. Zu ihrer besseren Ausbildung hat die „Konferenz der Missionare", welche die unmittelbare Leitung der Mission draußen hat, die Gründung einer Evangelistenschule beschlossen (1891), nachdem schon früher Missionar Westlind Evangelisten ausgebildet hatte. Diese Schule ist nicht eine stehende Einrichtung; es handelt sich mehr um einen Evangelistenkursus, der von Zeit zu Zeit auf einer der Stationen gehalten wird und auch weltliche Unterrichtsstoffe umfaßt. Die Evangelisten scheinen, nach ihren gelegentlich abgedruckten Briefen zu urteilen, gute Fortschritte gemacht zu haben, wie denn überhaupt eine gewisse Lernneigung bei den Kongoleuten erweckt ist, sodaß die Missionare auch Abendschulen für erwachsene Männer eingerichtet haben. In Mukimbungu z. B. hat Frau Walfridson auf Wunsch der Leute Unterricht im Französischen, der offiziellen Sprache des Kongostaates, begonnen.

Die schwedischen Missionsgemeinden bestehen fast überwiegend aus jüngeren Männern. Das weibliche Element fehlte lange Zeit gänzlich, christliches Familienleben war daher nicht möglich. So waren die jungen Christen darauf angewiesen, heidnische Weiber zu nehmen, und ein wie großer Uebelstand das war, zeigte sich handgreiflich, als ein in Schweden ausgebildeter Negerjüngling, auf den die Missionare große Hoffnungen gesetzt hatten, durch seine Verheiratung und den frühen Tod seiner Frau in das heidnische Zauberwesen wieder hineingezogen wurde.

*) Der Missionsbund legt überhaupt auf die lehrhafte Ausprägung des christlichen Wahrheitsgehaltes wenig Wert.

Digitized by Google

Das nötigte die Missionare, auf die heidnische Frauenwelt Einfluß zu suchen, aber das hielt schwer. Die Frauen waren äußerst stumpf und scheu, Mädchen kamen nicht in die Schulen, da sie oft schon mit zwölf Jahren verheiratet wurden. So entschlossen sich denn die Missionare, gelegentlich Sklavenmädchen loszukaufen und christlich zu erziehen. Auf diesem Wege ging es freilich nur langsam vorwärts, und so suchte man durch Frauenschulen auf den Stationen die Frauenfrage zu lösen. Aber da erhoben die Männer Widerspruch. Sie fürchteten, die Frauen würden durch das Lernen die Lust zum Landbau und zur Speisebereitung verlieren, und die Missionare mußten sie erst davon überzeugen, daß die Frauen, wenn sie Gottes Wort lernten, besser als zuvor ihre Pflichten erfüllen würden. Die Frauen kommen jetzt dreimal wöchentlich des Morgens und an den Sonntagabenden und erhalten auch Unterricht im Nähen. Der Besuch der Frauenschulen ist nicht gleichmäßig, aber es ist erfreulich, wenn in Kibunsi 34 Frauen kommen, oder in Nganda ihre Zahl im Jahre 1895 auf 30 sich gehoben hat, und zwar, ohne daß sie für ihr Kommen eine Entschädigung beanspruchen. Zwar kommt es vor, zumal im Anfang, daß die Frauen mit der Tabakspfeife im Munde sich einfinden, daß auch eine einmal betrunken kommt, aber im Laufe der Zeit lernen sie Ordnung und Gebühr, und schließlich finden sich auch einzelne, welche die Taufe begehren und in den Taufunterricht aufgenommen werden können. In Kibunsi sind 1893, in Nganda 1895 die ersten Frauen getauft worden. Die erste christliche Trauung konnte 1893 stattfinden, es war die des Evangelisten Kianand Abeli, aber er mußte eine Heidin heiraten, die ihm mit ihrem Heidentum noch viel zu schaffen machte, bis sie sich von dem Evangelium überwinden und taufen ließ. Noch ist die Zahl der getauften Frauen nur klein, aber die letzten Nachrichten geben von einer erfreulichen Bewegung sowie von mehreren christlichen Trauungen Kunde, und so steht zu hoffen, daß die Zahl der christlichen Frauen wachsen und dadurch christliches Familienleben zum Segen des Gemeindelebens möglich werden wird.

Daneben hat die schwedische Mission es auch nicht fehlen lassen an dem Dienste der Liebe. All die Not des Leibes, welche die Missionare unter den Negern antrafen, drängte sie geradezu zu einem solchen Dienst der Liebe, zur Krankenpflege. Die Zauberer schoben ihnen und ihren Künsten z. B. 1889 die ausbrechenden Pocken in die Schuhe. Missionar Westlind fing an zu impfen,

Digitized by Google

und das hatte Erfolg, so lange die Lymphe gut war. Mit Medizin waren die Missionare für sich selber versehen, sie wendeten sie auch für die Eingeborenen an, studierten ärztliche Bücher und fanden mehr und mehr, daß eine eigene ärztliche Mission nötig war. 1891 wurde der Missionsarzt Dr. Walfridson ausgesandt und begann eine erfolgreiche Thätigkeit. Ein kleines Krankenhaus wurde in Mukimbungu gebaut für die schweren Fälle, die leichteren wurden poliklinisch behandelt (in den ungesundesten Monaten 40—60 täglich), manchesmal wurde der Arzt auch in entferntere Ortschaften gerufen und konnte solche Gelegenheiten zur Verkündigung des Evangeliums benutzen. Als gute Wirkung dieser Thätigkeit ergab sich ein vermehrtes Vertrauen zu den Missionaren bis in entferntere Gegenden hinein, sowie eine Erschütterung der Macht des Aberglaubens und der Fetischpriester, „der stärksten Bollwerke des Teufels.“ Es ist daher sehr zu beklagen, daß Dr. Walfridson nach einer kaum zweijährigen Arbeitszeit dem Klimafieber erlag, gerade als eine Erweiterung der ärztlichen Thätigkeit geplant wurde; und der zu seiner Unterstützung ausgesandte Apotheker Palmer mußte nun auf eigene Hand, so gut es gehen wollte, die ärztliche Thätigkeit fortsetzen. Bei der Pockenepidemie von 1894, welche die ganze Arbeit auf Mukimbungu einige Wochen lang einzustellen nötigte und die ganze Umgegend zu einem großen Krankenhause machte, versuchte er, da die Beschaffenheit der Lymphe das Impfen erfolglos machte, die in Skandinavien erprobte Behandlung der Pocken mit rotem Lichte, aber die Neger waren nicht zu bewegen, sich darauf einzulassen. Auch auf den übrigen Stationen wird, so gut es die vorhandenen Kenntnisse und Mittel zulassen, Krankenpflege geübt, und überall hat man gute Wirkungen von dieser freilich viel Geduld erfordernden Arbeit verspürt. Die Arznei wird unentgeltlich gegeben, irgend eine Gegenleistung für sie läßt sich noch nicht erzielen. Vor der Medizinausteilung wird gewöhnlich eine erweckliche Ansprache an die versammelten Kranken gehalten.

Endlich ist die litterarische Arbeit der Schweden zu erwähnen. Sie ist an den Namen eines Mannes geknüpft, der leider nun auch dem Klima erlegen ist, Nils Westlind. Er und K. J. Pettersson waren sozusagen die Veteranen auf dem schwedischen Missionsfelde, beides Männer, denen die dortige Mission großes verdankt. Lag Petterssons Vorzug besonders auf dem äußeren Gebiete, wo sein klarer Blick und seine praktische Hand sich bethätigen konnten, eignete er sich mit seinem sicheren, nüchternen Urteil über Verhältnisse und Personen zu einer

Digitized by Google

leitenden Stellung, so lag Westlinds Gabe auf dem sprachlichen Gebiete. Erst als 24jähriger hatte er angefangen, das Gymnasium zu besuchen; 1882 als Missionar ausgegangen, erlernte er schon auf der Reise von einem Negerjüngling die Fiotisprache soweit, daß er bereits Anfang 1883 in Mukimbungu eine Schule eröffnen und sehr bald zur Verwunderung der Neger in der Fiotisprache predigen konnte. Er begnügte sich nicht mit der praktischen Sprachkenntnis, sondern fing an, die Sprache wissenschaftlich zu erforschen. Schnell ging er auch an Uebersetzungsarbeiten, und schon 1884 war das Evangelium Johannis druckfertig. Im nächsten Jahre wirkte er in der Heimat unermüdlich für die Kongomission und wußte großes Interesse für sie zu erwecken — so ist seine Thätigkeit gewissermaßen die Grundlage der ganzen schwedischen Kongomission geworden. Mit seiner Rückreise nach Afrika beginnt die Verstärkung der Kongomission, für ihn aber auch neue sprachliche Arbeit. Ein Lesebuch wurde in Schweden gedruckt, die Uebersetzung der biblischen Geschichten, die als die beste sprachliche Arbeit ihrer Art gerühmt wird, hat er auf einer kleinen Handpresse in Mukimbungu selber gedruckt; sie ist später in revidierter Ausgabe erschienen. Sein sprachliches Hauptwerk sind die „Grammatikalischen Bemerkungen über die Kongosprache, wie sie im unteren Kongothal gesprochen wird", ein Werk von 400 Seiten, das durch teilweise Uebersetzung ins Englische weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. Für die praktische Missionsarbeit ist seine Uebersetzung des Neuen Testaments am wichtigsten geworden, die 1893 gedruckt wurde, und an deren Revision er bis zum Schlusse seines Lebens arbeitete, ohne daß er sie vollendet hätte; ebenso ist ein Wörterbuch unvollendet geblieben. Er predigte, heißt es, besser auf Fioti als auf Schwedisch und hat auch geistliche Lieder in Fiotisprache gedichtet — merkwürdigerweise nur, wenn er Fieber hatte. Und vom Fieber ist er viel heimgesucht worden; Reisen in die Heimat und Luftwechsel in Afrika selber gaben ihm immer wieder neue Kraft. Völlig gesund ist er freilich nie gewesen, wenigstens nicht (wie seine Frau sagt) in den 9 Jahren seines Ehestandes. Und so war es denn für seine Freunde keine Ueberraschung, als er, im Anfange 1895 auf den kanarischen Inseln Erholung suchend, dort am 2. März abgerufen wurde; sie haben sich vielmehr darüber gewundert und Gott gedankt, daß „seine von Fieber und Ueberarbeitung so hart mitgenommene Leibeshülle solange im Dienst Gottes hat aushalten können." Auch die andern Missionare am Kongo erkennen Westlinds

Digitized by Google

Verdienste freudig an und benutzen seine Fiotibücher. Von den jüngeren Missionaren scheint sprachlich am meisten der 1889 ausgegangene W. Sjöholm befähigt zu sein. Er hat seit 1892 eine Monatsschrift Minsamu Miayenge (Friedensbotschaft) mit erbaulichem und belehrendem Inhalt herausgegeben, die in Umfang und Auflage gewachsen ist (von 250 auf 600 Exemplare). Auch sein kleiner Kalender hat eine größere Auflage erhalten. Für die wachsende litterarische Thätigkeit genügte die alte Handpresse nicht mehr. Eine neue, größere Presse wurde ausgeschickt und auf der 1893 gegründeten Transportstation Londe (bei Matadi) aufgestellt; dazu wurde 1894 ein gelernter Buchdrucker ausgesandt. Anfang 1895 waren im Druck das Neue Testament, ein Gesangbuch (2. Aufl.), ein „Handbuch für Kongomissionare", der Psalter, die Monatszeitung und Accidenzarbeiten für Missionare und Kaufleute; im Oktober 1895 ist der Buchdrucker leider dem Klima erlegen. —

Von einer zehnjährigen Arbeit ist man noch nicht berechtigt, viel Erfolge zu erwarten. Die Schwierigkeiten sind zu groß, mit denen die Arbeit zu kämpfen hat. Es soll hier nicht an die Schwierigkeiten gedacht werden, welche die Missionsarbeit überhaupt findet, obwohl z. B. die Feindschaft der Fetischpriester, welche der Station Diadia einmal mit Verderben drohte,*) nicht zu unterschätzen ist. Die Gefahren des Klimas brauchen beim Kongo nicht hervorgehoben zu werden. Alle Kongomissionen haben unter ihnen viel zu leiden, auch die schwedische. Zahlreiche Opfer hat das Klima dahingerafft, zum Teil schon vor dem Beginn der Arbeit, zum Teil aus der ersten Arbeit heraus. Mehrere Missionare mußten des Klimas wegen heimkehren, häufige Erholungsreisen in die nordische Heimat waren für die andern nötig. Von den männlichen Missionaren, welche jetzt am Kongo arbeiten, ist ein einziger seit mehr als 10 Jahren in Dienst (seit 1882), die nächstältesten sind seit 1888 und 1889 dort. Unter dem Wechsel der Arbeiter, unter ihren Erkrankungen (die es notwendig gemacht haben, daß jeder in jedem Vierteljahr 8—14 Tage zur Erholung auf andere Stationen geht), unter der Last der Arbeit, wenn wenige Schultern tragen sollen, was für mehrere bestimmt war, hat die Arbeit sehr zu leiden gehabt, namentlich haben in den letzten Jahren die Besuche in den Dörfern sehr eingeschränkt werden müssen. Darüber ist niemand trauriger als die Missionare selbst, sie möchten ihre Kraft, ihre Leistungen verdoppeln,

*) Vergl. „Missionsfreund" 1895, S. 28.

Digitized by Google

und in diesem Eifer lassen sie sich zu Ueberanstrengungen verleiten, die bald genug sich rächen. Es scheint ja manchmal, als ob durch die besseren Wohnungen, die im Laufe der Zeit die ersten Gras- oder Lehmhäuser ersetzt haben, durch größere Zurückhaltung und richtigere Lebensweise die Macht des Fiebers geschwächt wäre, aber nach einer Zeit der Ruhe macht sich doch das Kongoklima immer wieder geltend. So hat das Jahr 1895 fünf Todesfälle gebracht! Zu den Erschwerungen des Klimas kommen die Erschwerungen durch die Menschen, sogar durch den Kongostaat und seine Beamten, christliche Europäer. Der Kongostaat hat ja mancherlei zur Civilisierung des Landes gethan, auch der Mission hier und da Hilfe geleistet. Er hat den kleinen Kriegen gewehrt, die früher zwischen den einzelnen Stämmen geführt wurden, er ist gegen das Giftgeben eingeschritten und hat manchen Fetischpriester, der bei Giftpalavern betroffen wurde, zum abschreckenden Beispiel aufgehängt, aber er hat auch durch hohe Abgaben und allerlei Beschränkungen (z. B. bei Beschäftigung eingeborner Arbeiter durch die Weißen), durch seine Stellung zum Branntwein auch wieder manches erschwert, und vor allen Dingen haben manche seiner Beamten mit ihrem Unglauben*), durch Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, die stark an den Kanzler Leist erinnern, viel Schaden gethan. Die Beamten des Staates — die bula matadi — sind überall gefürchtet; die Neger fliehen, sobald sie nahen.**) Diese Furcht vor den Weißen erschwert den Missionaren ihre Arbeit, zumal in den Dörfern, die den Stationen ferner sind. Es hält oft sehr schwer, die mißtrauisch gewordenen Schwarzen zu überzeugen, daß sie es mit mundele — Missionaren — und nicht mit bula matadi zu thun haben und ihre Gewehre bei Seite legen können. Diese Verhältnisse haben zu Aufständen gegen den Kongostaat geführt, in welche die schwedischen Stationen Ende 1893 hineingezogen wurden. Namentlich der Aufstand von Kassi auf dem südlichen Kongoufer war sehr gefährlich. Die Karawanenstraße war zwei Monate lang gesperrt, 3 Staatsstationen wurden verbrannt, ein besonders verhaßter Beamter ermordet, und wären nicht die Missionsstationen gewesen, so wären höchst wahrscheinlich sämtliche Stationen von Lukunga bis zum Stanley Pool zerstört worden.***)

*) So heißt es von einem, daß er den mit 200 Stockschlägen bestraft, der in seiner Gegenwart den Namen Gottes oder Jesu nennt (Miss. F. 1893. S. 323).

**) Vergl. Allg. M. Z. 1892. S. 478 f.

***) Näheres s. Missionsfreund 1895. S. 80 f.

Digitized by Google

Gewiß darf es als eine Frucht der Missionsarbeit am Kongo angesehen werden, daß dieser Aufstand nicht noch größere Ausdehnung gewonnen hat, und auch die Arbeit auf den schwedischen Stationen hat daran Anteil. So können wir dennoch von Erfolgen der Arbeit reden. Zunächst treten uns (abgesehen von Londe, wo eigentliche Missionsarbeit kaum getrieben wird) 4 wohlgebaute, mit Pflanzungen umgebene Stationen entgegen, Lichtpunkte in der heidnischen Finsternis, 4 Gemeinden mit 309 Christen (Ende 1895); auf die älteste, Mukimbungu, kommt beinahe die Hälfte davon (135), Kibunsi hat 76, Diadia 58 und Nganda 40 Gemeindeglieder, die sämtlich als Kommunikanten anzusehen sind und von denen 144 im Laufe des Jahres 1895 die Taufe empfangen haben. Zu den Stationen gehören 16 Außenplätze, in 11 Schulen werden 423 Schüler (darunter schon 167 weibliche) unterrichtet. Von einer Gemeindeorganisation ist in den Berichten nichts zu erkennen, dagegen geht daraus deutlich hervor, wie sehr die Missionare darauf ausgehen, die Gemeinden zur Selbständigkeit und zur Aktivität zu erziehen. So hat die Gemeinde über Taufgesuche zu entscheiden. Es wird niemand getauft, der nicht von der Gemeinde ein günstiges Zeugnis erhält; in Kibunsi sprach sich die Gemeinde auch für den Aufschub der Taufe von solchen aus, die, ihrerseits wohl würdig, wegen der Feindschaft ihrer Herren oder Häuptlinge leicht Verfolgungen ausgesetzt sein würden, nachdem kurz zuvor auf einer Außenstation mehrere Taufkandidaten an dem für ihre Taufe angesetzten Tage von ihren Herren schwere Mißhandlungen erlitten hatten, einer nur durch das Dazwischentreten von Missionar Skarp vor dem Tode bewahrt geblieben war. Die Gemeinden üben Zucht an ihren Gliedern. Ausgeschlossen wird, wer in grobe Sünden fällt; die Wiederaufnahme erfolgt, wenn der Ausgeschlossene vor der Gemeinde seine Sünde bekennt und um Vergebung bittet. Bei einem solchen Falle kam es in Mukimbungu einmal zur Verhandlung darüber, ob man einen Ausgeschlossenen überhaupt wieder aufnehmen dürfte, da die Leute sonst leicht den Ausschluß aus der Gemeinde für etwas geringfügiges halten könnten, — gewiß ein Zeichen von christlichem Ernst. Am Gottesdienst nehmen die Christen auch oft selbstthätig Anteil, indem sie beten, ihre Bekehrungsgeschichte erzählen u. s. w. Auch zur Opferwilligkeit werden die Gemeinden angeleitet. So wurde in Mukimbungu bei der Einweihung des vergrößerten Kirchen- und Schulgebäudes 1893 zum ersten Male eine Kollekte für die Erweiterung der Evangelisten-

Digitized by Google

thätigkeit eingesammelt, welche an Messern, Perlen, Zeugstücken u. s. w etwa 22 M. ergab, in Kibunsi wurden Weihnachten 1893 etwa 24 M. zur Beförderung der Missionsarbeit gespendet. Kürzlich erst haben Kibunsi und Diadia die Anstellung von Lehrern für ihre Außenstationen bezw. von Evangelisten beschlossen und durch freiwillige Aufbringungen vorbereitet, und mit Rührung berichtet Missionar Floden, wie seine Schulknaben mit ihren 75 Pfennigen wöchentlich freudestrahlenden Angesichtes 25 Pfennige opferten. Auch mit der That leisten die jungen Leute viel, ihrer etliche haben sich zusammengethan, um gemeinsam die Dörfer zu besuchen und vor den Einwohnern von Jesu zu zeugen. Die eingebornen Evangelisten, jetzt 27, werden wegen ihres Eifers und ihres Glaubens gelobt, ja, von Abeli Kiananda wird sogar die für das Kongovolk ungewöhnliche Ausdauer gerühmt, mit der er seinem Evangelistenberuf in den Dörfern nachgegangen ist. Eine gute Frucht der Arbeit ist auch der Kampf gegen den Palmwein, der im Zusammenhang mit der Enthaltsamkeitsbewegung unter den Kongonegern steht, welche von Banza Manteka ausgegangen ist. So wurde Missionar Börrisson in Nganda eines Tages überrascht durch die schriftliche Verpflichtung der meisten Gemeindeglieder zur Enthaltung von Genuß und Herstellung des Palmweins. Noch weiter ging man in Kibunsi. Hier erließen zwei Evangelisten in der Monatsschrift eine Aufforderung an alle Gemeinden, vom Tabakrauchen, Palmweintrinken und dem Spiel gewisser Instrumente abzulassen und auf eine anständige Bekleidung bei Männern und Frauen bedacht zu sein, mit einer Begründung, deren sittlicher Ernst sich aus dem Satze ergiebt: Es ist besser, diese Sachen zu lassen, als von ihnen versucht zu werden. In Mukimbungu ist neuerdings sogar die Enthaltung von Palmwein zur Bedingung für die Aufnahme in die Gemeinde gemacht worden.

Die Palmweinfrage legt es nahe, danach zu fragen, wie die schwedische Mission sich zu den Volkssitten und den sozialen Verhältnissen stellt. Welche Stellung sie zur Polygamie nehmen sollen, die so tief in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreift, das ist den Missionaren natürlich nicht zweifelhaft gewesen, aber schwierig erschien es ihnen, zu bestimmen, welche von mehreren Frauen ein übertretender Mann als einzige Frau behalten sollte, da seine erste Frau vielleicht selbst schon eines oder mehrerer andrer Männer Weib gewesen sein könnte. Doch scheint es, als habe man sich dafür entschieden, daß ein Mann mehrerer Frauen bei der Taufe seine erste Frau behalte, wenigstens

Digitized by Google

haben einige Männer bei der Taufe ihre „Frau Nr. 2" entlassen. Ueber die Stellung zur Sklaverei ergiebt sich nur soviel, daß auch christliche Neger noch Sklaven haben, es wird auch einmal ein Sklave erwähnt, der als Evangelist wirkt. Die Beschneidung erkennen die Missionare an, Dr. Walfridson hat selbst einmal sie an 20 Knaben vollzogen, da diese von der nationalen Sitte nicht lassen wollten. Man war anfänglich zweifelhaft, wie man es damit halten sollte, doch entschied man sich dafür, weil die Beschneidung sich als „Gesundheitsmaßregel, nicht als verderbliche Unsitte ansehen läßt." Vielleicht treten diese Fragen erst später bei weiterer Entwickeluug des Gemeindelebens mehr in den Vordergrund. Hierbei wird auch eine Frage zur Erörterung kommen müssen, welche in den heimischen Gemeinden des Missionsbundes viel Verwirrung hervorgebracht hat: die Frage nach der Kindertaufe. Einige Missionare, wie es scheint, denken baptistisch über die Taufe. So hat Missionar Petersson seine Frau und einen der jüngeren Missionare getauft — doch hat er diesen „weißen Taufakt" heimlich vorgenommen, damit nicht einer von den Schwarzen davon erführe und so der Same zum Taufstreit gestreut würde, was aber bei solchen Neigungen der Missionare schließlich doch nicht ausbleiben kann.*)

Auch im wirtschaftlichen Leben fängt bei den christlichen Negern allmählich ein Fortschritt an sich zu zeigen. Die Gewöhnung der Knaben und Jünglinge auf den Stationen an geregelte Arbeit, sowohl an Landarbeit wie an gewerbliche Arbeit, trägt ihre Frucht. Die Größe der bestellten Bodenfläche hat zugenommen, die Männer fangen an, den Frauen bei der Feldarbeit zu helfen, größere und besser gebaute Lehmhäuser mit Thüren und Fensteröffnungen werden hier oder da sichtbar, einzelne Neger haben auch angefangen, nach dem Vorbild der Missionare Ziegel zum Bau von festen Häusern zu streichen. Von Förderung des Ackerbaues verspricht man sich nicht viel; solange es an Zugvieh fehlt, wird es bei der primitiven Hacke bleiben müssen. Dagegen hält man es für sehr möglich und zweckmäßig, die Männer zu gewerblichen Zwecken anzulernen, und hat auch für die Frauen eine Erweiterung des engen Thätigkeitsgebietes im Auge, indem man in Diadia ein Mädchenheim baut, in welchem Webestühle aufgestellt werden sollen. Die durch den vorhin erwähnten Aufruf angeregte Bekleidungs-

*) Es scheint, daß die Behandlung aller dieser Fragen noch sehr der Klarheit ermangelt. Z. B. das Tabakrauchen verbieten und die Beschneidung gestatten, ist doch eine wunderliche Stellung. D. H.

Digitized by Google

frage kommt diesem Plane zu gute. Eine Verstärkung der Mission durch praktische Arbeiter*) ist daher beschlossen, um die Missionare für die eigentliche Missionsarbeit zu entlasten.

Selbst auf die Heiden ist die Mission am Kongo nicht ohne Einfluß geblieben. Das Vertrauen zu den Missionaren ist gewachsen, sie werden aufgefordert, Streitigkeiten unter den Heiden zu schlichten, sie dürfen mit Erfolg bei Giftproben dazwischentreten. Der Aberglaube bekommt einen Stoß nach dem andern, das weibliche Geschlecht fängt an, aus seiner Stumpfheit zu erwachen. Zehn Jahre sind eine lange Zeit für den einzelnen Menschen — für die Mission sind sie eine kurze Zeit. Und doch ist in dieser kurzen Zeit unter schweren Verhältnissen viel geleistet worden, man darf wohl hoffen, daß das bisher gewonnene ein Unterpfand ist für größeres, und daß das Evangelium mit seinem Licht auch die Finsternis am Kongo überwinden und mit seinem Sauerteige auch hier die alten Verhältnisse erneuern werde zur Ehre dessen, der da spricht: „Siehe, ich mache alles neu."

Litteratur-Bericht.

1. **Falke:** „Buddha, Mohammed, Christus. Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Erster darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. Gütersloh 1896. 3 Mk. — Wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, beansprucht er für sein Buch nicht die Ehre, neue „selbständig erarbeitete, wissenschaftliche Resultate zu liefern", sondern nur „das kleine Verdienst, auf Grund der hervorragendsten Quellenwerke zum erstenmal in breiterer, volkstümlicher Darstellung für die denkenden unter den Christen die drei Religionsstifter und ihre Religionen gegenübergestellt, verglichen und nach ihrem Werte abgemessen" zu haben. Und in der That: schon das ist eine große und aller Mühe werte Aufgabe, die Ergebnisse der bezüglichen religionswissenschaftlichen Spezialforschung zu einer anschaulichen Parallele der Begründer der drei Hauptreligionen der Erde für die weiten Kreise der Nichtfachleute so zu verarbeiten, daß sie Verständlichkeit mit historischer Treue verbindet. Es wäre mit einer solchen Arbeit auch dem Bedürfnis der missionarischen Apologetik und Polemik ein um so dankenswerterer Dienst geleistet, als bis heute auf dem Gebiete der Missionslitteratur hier noch eine große Lücke auszufüllen ist. Allein bei aller Anerkennung des Fleißes des Verfassers und seines Strebens nach Bewältigung des umfangreichen Stoffes vermissen wir doch

*) Den Unterschied von ordinierten und nichtordinierten Missionaren kennt der Missionsbund nicht.

Digitized by Google

nicht nur die urkundliche Detailkenntnis, sondern auch dasjenige Maß historischer Objektivität, welches den verglichenen Personen und Religionen ebenso gerecht wird, wie den schwierigen Problemen mit sachlichem Ernst ins Auge schaut, die durch die theoretische und noch mehr durch die praktische Vergleichung der betreffenden Religionen und ihrer Begründer gestellt werden. Namentlich die Mission als die praktische Religionenvergleichung auf dem Schlachtfelde wird so leichten Kaufs, wie es nach der Darstellung des Verfassers scheint, weder mit dem Buddhismus noch mit dem Mohammedanismus fertig. Und wir fürchten, daß auch „die denkenden unter den Christen", falls unter ihnen etwa buddhistisch oder islamitisch durchhauchte Schwärmer verstanden werden, weder durch die geschichtlichen Darstellungen, noch durch die apologetischen Argumentationen des Verfassers sich ihres Irrtums überführen lassen. Dazu würde ein sachlich tieferes Eingehen in die Probleme unerläßlich sein; ein bloßes Kräuseln an dem Abendgewölk, so anmutig sich das auch ausnimmt, entscheidet diese großen Schlachten nicht. Namentlich der Buddhismus wird zu wenig gerecht gewürdigt und daher auch seine Widerstandsmacht gegen das Christentum viel zu gering gewertet. Die Auffassung des Islam als einer Brücke zum Christentum ist eine alte Studierstuben-Phantasie, der die geschichtliche Wirklichkeit höhnend ins Angesicht schlägt und die der Verfasser um so weniger sich hätte aneignen sollen, als sie mit seiner eigenen Charakteristik Mohammeds und seiner Religion in Widerspruch steht. Sehr wohlthuend ist die Wärme, mit welcher überall das Bild Jesu gezeichnet wird. Aber auch in dieser schönen Christus-Charakterisierung ist oft mehr Deklamation als sachliche Präzision, selbst abgesehen von den bedenklichen Defekten in den Abschnitten über Geburt und Tod Jesu. Auch in dem Bestreben, möglichst viele Parallelisierungen herzustellen, oder gemeinsame geschichtliche Entwickelungsgesetze aufzuweisen,*) gerät der Verfasser wiederholt in Konstruktionen, die mehr blenden, als wahr, mindestens sehr mißverständlich sind. In dieser Beziehung hat er sich von der Hauptkrankheit der modernen Wissenschaft, der Konstruktionssucht, viel zu sehr anstecken lassen. Ich weiß nicht, ob er entschlossen ist, die Konsequenzen aus diesen Konstruktions-Prämissen zu ziehen, z. B. daß „die Wiege der Urreligion im Polytheismus steht", auch bezüglich der alttestamentlichen Religion, auf deren Boden Jesu steht. Nach dem sonstigen Inhalt seines Buches möchte man es verneinen; dann dürfen aber auch solche unrichtigen Thesen nicht aufgestellt werden.

*) Nur drei Beispiele. „Auffallenderweise vollzieht sich die Entwicklung aller drei Religionen jedesmal in gleicher dreifacher Reihenfolge: alle drei Religionen haben als Uranfang eine polytheistische Naturreligion; dann wird diese zur Priesterreligion, durch diese Priester ebenso weitergebildet als auch gefesselt, bis sie nach schweren Kämpfen und großen Schwankungen, vor allem bei eingetretenem Verfall von den drei Stiftern zu neuen Weltreligionen emporgehoben und erneuert werden." (S. 27). — „Jesu irdisch-natürliche Entwicklung verlief in ähnlichen Bahnen, wie die Buddhas und Mohammeds gewesen." (S. 60). — „Was für den Buddhismus die südliche Kirche Ceylons und Hinterindiens mit der Festhaltung der reinen Lehre Buddhas gewesen, das bedeutet in noch viel höherem Maße für das Christentum die Gründung der evangelischen Kirche." (S. 209).

Digitized by Google

Den gewaltigen Stoff gruppiert der Verfasser in 8 Kapitel, deren Inhalt freilich vielfach ineinander übergeht, sodaß Wiederholungen, selbst wörtliche Wiederholungen, nicht ausbleiben. Das erste Kapitel handelt von den Religionsurkunden; das zweite sucht den geschichtlichen Hintergrund aufzurollen, auf welchem jede der drei Religionen sich entwickelt habe; das dritte beschäftigt sich mit der Geburtsgeschichte und der Entwicklung der Religionsstifter; das vierte mit ihrer Lehre und ihrem Ringen; das fünfte untersucht die Frage, ob und wieweit eine gegenseitige Abhängigkeit derselben voneinander stattgefunden; das sechste handelt von ihrem Tode; das siebente giebt eine vergleichende Charakter-Schilderung und das achte einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der drei Kirchen, präziser hätte gesagt werden sollen der drei Religionen, oder Religionsgemeinschaften, denn eine Kirche hat nur das Christentum. Im einzelnen enthalten alle diese Kapitel viel Lehrreiches, namentlich die Citate sind meist gut gewählt, viele Parallelisierungen charakteristisch und nicht wenige polemische wie apologetische Bemerkungen treffend, sodaß trotz der Ausstellungen, die wir vom religions- wie missionsgeschichtlichen Standpunkte aus zu machen haben, doch eine Fülle des Guten bleibt, welche das Buch für das größere Publikum zu einer nützlichen Lektüre macht. — Was der zweite Teil bringen wird, deutet der Verfasser nicht an; wir vermuten: eine Vergleichung der drei Religionen selbst. Dann aber liegt bei der häufigen Bezugnahme auf die Religionslehren schon in diesem ersten Teile, der sie wiederholt kurz zur Darstellung bringt — vorausgesetzt, daß unsere Vermutung richtig ist — die Gefahr einer Wiederholung nahe.

2. **Löhr**: „Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte." Freiburg, Mohr, 1896. 80 Pf. Ausgehend von der Behauptung, daß die Behandlung des vorstehenden Themas seitens Riehms (N. M. Z. 1890, 453) und Warnecks (Ev. Missionslehre I, 136) das Bild des Missionsgedankens im A. T. nach Ursprung und Bedeutung vollständig verzeichnet habe, will der Verfasser auf rein geschichtlichem Wege darlegen, daß dieser Gedanke als der Glaube: „die ganze Erde werde einst zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jehovas kommen und alle Völker werden ihn anbeten," zwar dem A. T. nicht fremd sei, aber „ganz an der Pheripherie, nicht im Zentrum des alttestamentlichen Gedankenkreises liege"; daß er „bestimmte prophetische Gedanken zu seiner Voraussetzung habe und erst zu einer Zeit auf seinem Höhepunkt erscheine, wo die prophetische Bewegung bereits im Niedergange begriffen; und daß der Gegensatz, in den er mit dem Partikularismus des Gesetzes und dem jüdischen Abscheu gegen alles heidnische Wesen trete, ihn niemals zur einer praktischen Bedeutung habe gelangen lassen." Ich verzichte an dieser Stelle auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser, hoffend, daß mir die zweite Auflage meiner Missionslehre zu einer Umarbeitung des betreffenden Kapitels Gelegenheit geben wird, in der ich sowohl meine von ihm abweichende Auffassung tiefer zu begründen, wie seine mir beachtenswert erscheinenden Beiträge zur Klarstellung des fraglichen Gegenstandes dankbar zu benutzen gedenke. Eine Polemik, die Passus für Passus den Ausführungen des Verfassers folgte, würde ebenso umständlich wie unfruchtbar werden. Die

Digitized by Google

Kraft des Beweises liegt hier in der Gesamtdarstellung, die von einer bestimmten theologischen Grundanschauung getragen wird.

Warneck.

3. **Meinecke**: „Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1896". Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Berlin. Eine allerdings trockene Arbeit, die teils Adreßbuch, teils Statistik ist, aber zuverlässig über alle Kolonialverhältnisse orientiert. Sie bringt Personalien der Kolonial-Reichsbeamten in der Heimat und in den Kolonien, eine Aufzählung der einzelnen Kolonial-Erwerbsgesellschaften, der Agitationsgesellschaften (vornehmlich der Deutschen Kolonialgesellschaft mit ihren Abteilungen), der evangelischen und katholischen Missionen, die Postbestimmungen für die Kolonien und im Anhang ein sehr reichhaltiges statistisches Material, die Abgrenzungen des Schutzgebiets, Ein- und Ausfuhr, Etat u. s. w. Das Buch ist mit dem Bildnis des Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin, geschmückt. Warneck.

Preisausschreiben

für eine Schrift über „Die Religion der Propheten und ihre Fortsetzung."

Drei Jahrhunderte lang hat die Judenmission die alttestamentlichen Schriften dazu benutzt, den Juden zu „beweisen", daß „der Messias" gekommen sein müsse und daß Jesus der Messias sei. Diese zumeist auf einzelne Stellen, insonderheit die „messianischen Weissagungen" bezüglichen Bemühungen sollen hier nicht für unverdienstlich erklärt werden; jedenfalls aber müssen ihnen zusammenfassende und zugleich in die Tiefe dringende Betrachtungen über den Gedankengehalt des Alten Testaments zur Seite gehn, welche zeigen, daß dieses der Ergänzung bedarf, und im Neuen Testament, in der durch Jesum den Christ dargebotenen Gnade und Wahrheit seinen Abschluß gefunden hat. — Im Einverständnis mit einigen Missionsgesellschaften hat der Unterzeichnete sich entschlossen, zunächst einen Preis von 200 (zweihundert) M. auszusetzen für die am meisten geeignete Arbeit über das Thema

„Die Religion der Propheten und ihre Fortsetzung."

1. Leserkreis. Gebildete Juden, deren Ansprüchen in Bezug auf die Form und deren religiösen Bedürfnissen wie Anschauungen Rechnung zu tragen ist.

2. Zweck. Der Leser soll den Eindruck gewinnen, daß weder das talmudische (pharisäische) Judentum die Fortsetzung der prophetischen Lehre ist, noch das moderne Reformjudentum den Anspruch machen kann, die Religion der Propheten zu sein. Er soll vielmehr ahnen lernen, daß die geradlinige Fortsetzung im Neuen Testament zu finden ist.

Digitized by Google

3. Art der Behandlung. Die auf Grund des Neuen Test. den Christen geläufige direkt messianische Deutung vieler Stellen des Alten Test. darf nicht einfach als die richtige vorausgesetzt werden. Vielmehr soll die Darstellung ausgehn von dem aus dem einfachen Wortverstande sich Ergebenden, und die etwaige Irrigkeit jüdischer Auffassung ist aus dem Texte selbst darzulegen. Jedenfalls muß deutlich gezeigt werden, daß die Propheten über sich selbst hinausweisen auf etwas Neues. — Es soll nicht sowohl auf den Verstand eingewirkt werden, als vielmehr das Sündenbewußtsein geweckt, das Gewissen geschärft und dem natürlichen, wenngleich oft zurückgedrängten Verlangen des Herzens nach dem lebendigen Gott gute Nahrung geboten werden.

Beschränkung auf einen Teil der Propheten (etwa die wesentlich gleichzeitigen Jeremia, Hesekiel, Jesaja 40—66) ist gestattet.

Benutzung einer jüdischen Bibelübersetzung ist erwünscht. Der Grundtext muß durchweg verglichen sein; doch ist die Anwendung hebräischer Wörter thunlichst zu vermeiden.

4. Der Umfang der Schrift soll nicht weniger als zwei, nicht mehr als vier Druckbogen betragen.

5. Die Manuskripte sind bis zum 1. April 1897 ohne Namensaufschrift, aber mit einem Motto versehen, an den Unterzeichneten zur Uebermittelung an die Preisrichter einzusenden. Eine Verlängerung dieser Frist bleibt für den Fall vorbehalten, daß Bewerber einen bezüglichen Wunsch aussprechen und begründen.

6. Das Preisrichteramt wollen freundlichst übernehmen Hr. Pastor Lic. J. de le Roi in Schweidnitz und Hr. Konsistorialrat Lic. H. Keßler in Berlin. Die Gewinnung eines dritten Preisrichters, bezw. Ersatzmannes bleibt vorbehalten.

7. Das Recht, die preisgekrönte Arbeit zu veröffentlichen, gehört dem Herausgeber des „Nathanael", fällt aber, wenn von ihm innerhalb eines Jahres nicht Gebrauch gemacht sein sollte, dem Verfasser wieder zu. Etwaiger Reingewinn aus dem Verkauf der Schrift soll teils zur Erhöhung des Honorars für den Verfasser, teils zur Beschaffung weiterer guter Missionslitteratur verwendet werden.

8. Alle auf dies Preisausschreiben bezüglichen Mitteilungen werden im „Nathanael" veröffentlicht, außerdem den größeren Missionsgesellschaften und allen, welche darum ersuchen, direkt bekannt gemacht werden.

Groß-Lichterfelde 3 bei Berlin, 2. Juli 1896.

Prof. D. Herm. L. Strack.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

Die Lage in Madagaskar. IV.

Von G. Kurze.

Während wir noch in unserm letzten Artikel über Madagaskar (A. M.-Z. 1896, S. 273) davon berichten konnten, daß in den Binnenprovinzen der Insel verhältnismäßige Ruhe herrsche, hat sich in wenig Monaten die Situation so verschlimmert, daß es den Anschein hat, als ob eine allgemeine Erhebung des heidnischen und europäerfeindlichen Teiles der madagassischen Bevölkerung mit den Errungenschaften der christlichen Kultur auf der Insel gründlich aufräumen werde. Das Signal zum Aufstande gab Ende März dieses Jahres der Renegat Rabozaka, welcher sich ein paar Tagereisen nördlich von Antananarivo im Quellengebiete des Betsiboka-Flusses mit seinen Fahavalos (Raubgesindel) verschanzt hatte, und von dort aus seine Plünderungszüge nach Imerina — bis acht Stunden an die Hauptstadt heran —, sowie in die Nachbarprovinzen Bonizongo und Sihanaka unternahm. Rabozaka, welcher einer angesehenen Hovafamilie angehört, hat in der Quäker-Hochschule zu Antananarivo seiner Zeit eine gute Ausbildung erhalten und war sogar mehrere Jahre hindurch als Prediger an einer eingeborenen Gemeinde thätig. Um so größer ist nun sein Haß gegen die Bekenner des Christentums, sowohl unter den Europäern, als unter seinen eigenen Landsleuten. Zunächst kehrte sich seine Wut gegen die Missionsstationen der Londoner und der Katholiken; gleich zu Anfang gingen 40 Kapellen in Flammen auf, sogar das neue Missionshospital in Imerimandroso am Ostufer des Alaotrasees wurde nicht verschont. Die eingeborenen Geistlichen und Lehrer mußten samt und sonders aus den aufständischen Bezirken flüchten, um ihr Leben zu retten; denn der größte Teil der eingeborenen Bevölkerung, die einen willig, die andern aus Furcht, schloß sich den Aufständischen an. Die letzteren stellten ein förmliches Programm auf, welches in der Hauptsache die fünf Forderungen enthielt: 1. Kein christlicher Gottesdienst. 2. Kein Schulunterricht. 3. Keine Straßenarbeit. 4. Kein Militärdienst. 5. Wiederanbetung der alten Götzenbilder. Wie die Rebellen gegen die Christen vorgingen, bewies ein Vorfall im Dorfe Anosivola, wo einer der angesehenen Eingeborenen mit dem Tode bedroht wurde, wenn er nicht mit den Aufständischen gemeinsame Sache mache. Als der mutige Mann zur Antwort gab, daß er einzig und allein dem wahren Gott und Jesu

Digitized by Google

Christo dienen werde, wurde er sofort ermordet. Zu wiederholten Malen wurde Oberst Combes, begleitet von einem Kommissar der Königin, mit einer größeren Truppenmacht gegen die Rebellen ausgesandt, aber letztere zogen sich stets vor der anrückenden Kolonne in irgend einen Schlupfwinkel zurück, um dann im Rücken der Franzosen ihr altes Räuberhandwerk von neuem zu treiben, ja einige Trupps von Aufständischen hatten sogar die Frechheit, ihre Waffen zu verstecken und sich während des Durchzuges der Truppen das Aussehen von friedlichen Landleuten zu geben, die fleißig in den Reisfeldern arbeiteten und weidlich mit den Franzosen auf die bösen Fahavalos schimpften. Als die Soldaten passiert waren, ermordeten die Aufständischen vierzig Träger von der französischen Proviantkolonne. Zuletzt wußte sich Combes nicht anders zu helfen, als daß er den loyalen Teil der eingeborenen Bevölkerung zur zeitweiligen Uebersiedelung in die nächste Nachbarschaft Antananarivos veranlaßte. Freilich büßten die meisten dabei ihre Habe und einzelne auch ihr Leben ein, da die Bedeckungsmannschaften nicht zahlreich genug waren, um den weit ausgedehnten Zug der Flüchtlinge vor den Ueberfällen der nachdrängenden Rebellen zu schützen.

Bei dieser Gelegenheit verlor auch die katholische Mission einen ihrer Arbeiter. Am 7. Juni hatte nämlich Combes die Evakuirung der katholischen Missionsstation Ambatomainty — 7 Stunden nördlich von Antananarivo — angeordnet; der dortige Jesuitenpater Berthieu folgte langsam mit seinen Gemeindegliedern der französischen Truppenabteilung und fiel leider unterwegs in die Hände der Anführer. Diese schleppten den bereits Verwundeten in ihr Lager bei Ambiatibe, wo in einem sofort abgehaltenen Kabar (Beratung) sein Schicksal besiegelt wurde. Ein Teil war dafür, den Gefangenen weiter in das Lager ihres Chefs Rabozaka zur Aburteilung zu bringen, die Mehrzahl dagegen beschloß, den Missionar sofort zu töten. Auf der Ostseite Ambiatibes am Ufer des Mananara, eines Quellflusses des Betsiboka, starb Pater Berthieu am 8. Juni unter den Flintenschüssen und Stockschlägen der entmenschten Feinde den Märtyrertod. Seinen Leichnam trugen die Wellen des Flusses davon.

Inzwischen hatte sich der Aufstand auch über den östlichen Teil Imerinas ausgedehnt und damit die sichere Verbindung zwischen Antananarivo und Tamatave gefährdet. Auf die Kunde davon, daß ein Götzenpriester in Antsahamalaza — 7½ Stunden ostwärts von der Hauptstadt — den Aufruhr predige, entsandte die madagassische Regierung sieben Hovaoffiziere und einen Tsimandoa (königlichen Kurier) an Ort und Stelle, um den Mann zu verhaften. Kaum war dies geschehen, als sich unter der eingeborenen Bevölkerung eine große Aufregung

Digitized by Google

darüber kundgab. Vierhundert Mann bewaffneten sich mit Messern, Hacken und Stöcken und verfolgten die Offiziere bis in die benachbarte Ortschaft Manjakandriana, wo sie die Gefangenen befreiten. Die Offiziere waren gezwungen, sich in einem Hause zu verschanzen; hier leisteten sie der fanatisierten Menge bis zu vorgerückter Abendstunde tapferen Widerstand; dann begruben sie die Flammen des von den Aufständischen angezündeten Hauses. Zwei Stunden später erschienen 25 französische Tirailleurs vom nächsten Posten an Ort und Stelle; sie fanden den Ort verlassen; denn die Mörder hatten sich beim Herannahen der Truppen in den Schutz des Urwaldes geflüchtet.

Ein anderer Hauptherd der Revolution liegt zwei Tagereisen südöstlich von Antananarivo in der Waldwildnis zwischen den Flüssen Onibe und Mangoro. Die Seele der dortigen Bewegung ist der Räuberhauptmann Rainibetsimisaraka, dessen Lebensgang auf die Justizverwaltung unter der früheren Hovaherrschaft ein zu charakteristisches Licht wirft, als daß wir ihn hier ganz übergehen könnten.

Der genannte stammt aus Manandona in Nordbetsileo, wo die Norweger eine Missionsstation haben; wegen seiner vielen Räubereien wurde er endlich von dem Gouverneur Rainandro in Betafo gefangen gesetzt; es gelang ihm und seinen Freunden aber, diesem Hovabeamten eine anständige Geldsumme in die Hände zu drücken, und so kam er frei und konnte sich ungestört wieder dem Räuberhandwerk widmen, bis er aufs neue in die Hände der Obrigkeit, diesmal des Gouverneurs Rainisoavahia von Ambositra, fiel. Hier erwirkte er sich durch das erprobte Mittel der Bestechung nicht nur seine Freilassung, sondern wurde sogar zum Unterbeamten ernannt. Während des letzten Krieges avanzierte er und trat als Vertrauensmann in die Dienste Rateliferas, des Enkels des vorigen Premierministers; seine Räubereien setzte er in dieser offiziellen Stellung in verstärktem Maße fort. Geraume Zeit nach dem Einzug der Franzosen in Antananarivo trat er an die Spitze der kleinen Räuberrepublik Voromahery in der Urwaldregion am Oberlaufe des Onibe. Dahin hatten sich schon seit einem Jahrzehnt alle katilinarischen Existenzen zurückgezogen und nacheinander den Gouverneuren von Ambositra, Sirabe und Ambadirano Trotz geboten. Die Hovaregierung in ihrer Schwäche hatte schließlich ihre Sonderstellung anerkannt, und inbezug auf die Verpflichtung zu Fronarbeiten standen die Leute von Voromahery unter dem jetzigen Premierminister. Durch Rainibetsimisarakas Eintritt kam gleichsam neues Leben in die Räuberrepublik, die nun auf ihre Fahne den Krieg gegen Europäer und Christentum und alle, die es mit diesen hielten, schrieb. Schon am 28. Februar d. J. ermordeten Rainibetsimisarakas Leute in Sinjoarivo, einem Landsitze der Königin am Onibefluſſe, die beiden Franzosen Mercier und Molyneux. Einen Monat später kamen drei Abgesandte eines französischen Syndikates, Duret de Brie, ein persönlicher Freund des Generalresidenten, der in uneigennütziger Weise

Digitized by Google

seine reichen Mittel zur Hebung der Kolonie zu verwenden gedachte, und die beiden Ingenieure Grand und Michaud in die Nähe von Sinjoarivo, um die Gegend auf ihre Metallschätze hin zu untersuchen. Von dem Anrücken der Fahavalos in Kenntnis gesetzt, zogen sich die drei Franzosen bis Kely-Mafana zurück, wo sie am 29. März mit Unterstützung der Dorfbewohner den Angriff von 80—100 Rebellen glücklich abwehrten. Da sie sich aber hier nicht recht sicher fühlten, marschierten sie die ganze Nacht hindurch in der Richtung auf Antananarivo zurück und verschanzten sich am folgenden Tage in dem 10 Stunden von der Hauptstadt entfernten Orte Manarintsoa. Rainibetsimisaraka indeß gedachte sich die Beute nicht so leichten Kaufes entgehen zu lassen; mit 1500 Leuten rückte er den Franzosen nach und stürmte um die Mittagsstunde des 30. März das befestigte Dorf. Duret de Brie fiel, von einer Kugel in der Brust getroffen, als erstes Opfer, die andern beiden kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, bis sie die Flammen aus ihrer Hütte heraustrieben und sie den Streichen der Mörder unterlagen. Dolmetscher und Diener der Ermordeten, sowie die Eingeborenen, welche den Franzosen in ihren Hütten eine Zuflucht gewährt hatten, wurden gleichfalls getötet; zum Schluß zündete der Rebellenführer die evangelische Kapelle von Manarintsoa an.

Was half es, daß schon am 1. April General Oudri von Antananarivo aus mit seinem algerischen Regimente an den Schauplatz des Verbrechens eilte? Er konnte nur die verstümmelten Leichen seiner Landsleute bergen; die Aufrührer zogen sich in die Einöde auf dem Süduser des Onibe zurück, wohin ihnen der General schon der Verpflegungsschwierigkeiten halber nicht folgen konnte. In der Folge war nun auch der zweite wichtige Verkehrsweg auf der Insel, die Straße von Antananarivo nach Fianarantsoa, der Hauptstadt Betsileos, für alle Reisenden, die nicht mit Militäreskorte versehen waren, gesperrt. Ja, im Juni kam es soweit, daß die unter Rabozaka stehenden Rebellen sogar die von der Hauptstadt nordwestwärts nach Majunga führende Militärstraße in ihrem oberen Teile okkupierten und in zwölfstündiger Entfernung von Antananarivo eine von Majunga kommende Gesellschaft von Franzosen überfielen; vier von ihnen wurden getötet; über das Schicksal von drei andern Reisenden ist man noch im ungewissen; die übrigen Franzosen retteten sich nur durch die Schnelligkeit ihrer Reittiere und kamen am 19. Juni in Majunga wieder an.

Am meisten Aufsehen aber hat unter allen Unternehmungen der Aufständischen der Ueberfall der norwegischen Missionsstation Sirabe — drei Tagereisen südwestlich von der Hauptstadt — in Nordbetsileo erregt. Die Rebellen, welche überall, in Antananarivo sowohl als auf dem Lande, ihre Spione haben und über die Bewegungen der Europäer aufs beste unterrichtet sind, hatten in Erfahrung gebracht, daß der

Digitized by Google

größte Teil der norwegischen Missionsarbeiter von Nordbetsileo nach Fianarantsoa im Geleite des Residenten Alby von Betafo und des Generalgouverneurs von Vakinankaratra Rainijaonary — ein Mitglied der norwegischen Missionsgemeinde und bekannt durch seine Tapferkeit im letzten Kriege — gereist war. Auch war ihnen bekannt, daß die unter dem Schutze der beiden älteren norwegischen Missionare Engh und Vig in Sirabe verweilenden Missionarsfrauen und deren Kinder, welche der Unsicherheit wegen von den andern Stationen in Nordbetsileo sich dorthin zurückgezogen hatten — es waren im ganzen 16 norwegische Frauen und Jungfrauen und 9 Kinder — als Bedeckung nur ein paar französische Sergeanten und einige madagassische Milizsoldaten bei sich hatten. Dadurch kühn gemacht, brannten die Aufrührer am 1. Pfingstfeiertag die norwegische Missionsstation Loharano nieder und belagerten dann vom Pfingstmontag bis zum darauffolgenden Mittwoch in der Stärke von 1500—2000 Mann jenes kleine, zum größten Teil wehrlose Häuflein, welches sich im Missionshause von Sirabe verschanzt hatte. Betreffs der Einzelheiten dieses Ueberfalls und der wunderbaren Rettung der Missionsgeschwister verweisen wir auf den besonderen Artikel „Die Schreckenstage von Sirabe" in dem nächsten Beiblatte der A. M. Z. Hier beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß die Belagerten Mittwoch nach Pfingsten durch Alby und Rainijonary mit ihrer Truppenabteilung glücklich befreit und die Aufständischen vorläufig wieder in ihre Schlupfwinkel im östlichen Waldgebiete zurückgedrängt wurden.

Nach den letzten uns zugegangenen Nachrichten vom Juli d. J. war die Lage derart, daß die Hauptstadt auf drei Seiten in mehr oder weniger weitem Bogen von den Aufständischen eingeschlossen war; nur nach Westen, nach dem Itasy-See zu, war der Kreis noch nicht geschlossen; die Straßen nach Tamatave, Majunga und Fianarantsoa waren nur für gefechtsbereite Militärkolonnen passierbar. Von der Höhe Antananarivos aus sah man nach den verschiedensten Seiten hin zur Nachtzeit den Himmel gerötet von dem Wiederscheine der durch die Rebellen in Brand gesteckten christlichen Kirchen, Kapellen und Schulen. Soweit wir Kunde haben, sahen sich sowohl die evangelischen als katholischen Missionare in Imerina, Vonizongo und Sihanaka gezwungen, ihre Stationen zu verlassen und Zuflucht in Antananarivo zu suchen. Nur in den wenigen Städten, wo die Franzosen noch eine kleine Garnison unterhielten, wie in Ambohimanga und Ambatondrazaka, konnten die Missionare sich auf ihrem Posten behaupten. Von nor-

Digitized by Google

wegischen Missionsstationen haben im Süden außer dem zerstörten Loharano und der ausgeplünderten Station Sakarihina im Tanala-Gebiete Fandriana und Manandona von den Missionaren geräumt werden müssen; die Zahl der niedergebrannten norwegischen Missionskirchen und Kapellen beträgt allein schon 80 in Nordbetsileo. Dagegen scheint es, als ob die norwegischen Missionare sich trotz der gefährlichen Zeiten auf den übrigen Stationen in Nord- und Südbetsileo behaupten können. Von Londoner Missionsstationen in der Betsileo-Provinz ist Ambositra geräumt worden. Wie ernst die Situation ist, geht daraus hervor, daß sich in der zweitgrößten Stadt der Insel, in Fianarantsoa, die französische Garnison aus der Stadt auf den Berg Ikianjasoa zurückgezogen und dort verschanzt hat, um sich bei einem etwaigen Aufstande besser verteidigen zu können.

Es herrscht übrigens in eingeweihten Kreisen kein Zweifel mehr darüber, daß die eigentlichen Urheber des Aufstandes, in deren Händen alle Fäden zusammenlaufen, in der Hauptstadt selber zu suchen sind. Viele Mitglieder der Hovaaristokratie, die früher in ihren Stellungen als Gouverneure und Regierungsbeamte das Volk nach ihrem Gutdünken ausplündern und für ihre Privatzwecke sich dienstbar machen konnten, gehen sich jetzt durch das französische Regiment nach allen Seiten hin kontrolliert. Sie können das frühere bequeme Leben nicht verschmerzen und hoffen, durch die Schürung und pekuniäre Unterstützung von Aufständen den Franzosen das Leben auf Madagaskar so sauer zu machen, daß sie schließlich die Oberherrschaft über die Insel wieder aufgeben. Die Königin selber ist sicherlich unschuldig an dem Komplott; aber ihr Name wird von den Verschwörern dazu mißbraucht, um das Volk gegen die Europäer aufzuhetzen, sodaß es für den einfachen Mann fast unmöglich ist, Wahrheit und Lüge voneinander zu scheiden. Von Ort zu Ort wird im geheimen die Nachricht verbreitet, daß die Königin vom Christentum (dem „Beten"), das ihr von den Weißen nur aufgedrängt worden sei, wieder zu den alten väterlichen Gottheiten und zu den bewährten Zaubermitteln zurückgekehrt sei und nun sich darnach sehne, daß ihr treues Volk sie von den Franzosen und von allem, was an das Christentum erinnere, befreie. Wer von den Eingeborenen in Zukunft noch am Christentum festhalte, sei ein Feind des Vaterlandes und verdiene, zusammen mit den Fremden ausgerottet zu werden. Es ist daher erklärlich, daß sich unter solchen Umständen nicht nur die heidnische Bevölkerung der Binnenprovinzen, sondern auch ein gut Teil

Digitized by Google

der eingeborenen Christen, letztere aus Furcht, den Aufrührern anschließen. Die christlichen Madagassen stehen gleichsam zwischen zwei Feuern. Widerstehen sie den Lockungen und Drohungen der Verschwörer und halten an dem Christenglauben und der neuen Obrigkeit fest, so müssen sie mit Gut und Blut dafür büßen; schlagen sie sich aber, halb gezwungen, auf die Seite der Rebellen, so müssen sie gewärtig sein, eine französische Strafexpedition auf den Hals zu bekommen. Ganz besonders schwierig ist die Stellung der eingeborenen Beamten. Thun sie ihre Pflicht und zeigen bei der Regierung die ihnen wohlbekannten revolutionären Elemente innerhalb ihres Bezirkes an, so sehen sie sich der Rache ihrer eigenen Landsleute preisgegeben, die überdies durch die hochstehenden Verräter in Antananarivo zeitig genug von etwaigen gegen sie geplanten Schritten in Kenntnis gesetzt werden. Läßt der Beamte aber den Dingen seinen freien Lauf, so muß er gewärtig sein, daß er wegen geheimen Einverständnisses mit dem Feinde von einem französischen Kriegsgerichte zum Tode verurteilt wird. Der Generalresident scheint leider noch nicht mit genügender Sicherheit über die Personen der Verschwörer in der Hauptstadt orientiert zu sein, sonst würde er wohl die Brut mit einem einzigen Schlage vernichten.

Schon im Februar d. J. wurde die Aufmerksamkeit des Generalresidenten durch einen eigentümlichen Zwischenfall auf die Schleichwege der Hova-Aristokratie hingelenkt. Damals überbrachte ein Kurier der Königin dem Gouverneur Rainikioto von Ambohimanga einen die Unterschrift Ranavalonas III. tragenden Brief, worin ihm befohlen ward, Geldmittel zum Waffenkauf flüssig zu machen, die Bevölkerung zu alarmieren und in einer bestimmten Nacht die durch die Entsendung verschiedener Streifkolonnen geschwächte französische Garnison der Hauptstadt niederzumachen. Der Gouverneur war glücklicherweise so vorsichtig, gleich nach Antananarivo zu reisen und beim Premierminister anzufragen, ob es mit dem Briefe seine Richtigkeit habe. Die Königin war sehr aufgebracht über die Fälschung ihres Namens und teilte die ganze Angelegenheit rückhaltslos dem Generalresidenten mit. Der Verdacht fiel auf einen hohen Palastoffizier und Günstling der Königin, Paul Ratsimihaba, welcher kurz darauf Urlaub zu einer Reise nach Frankreich erhielt, das ihm von seinem früheren Aufenthalt auf der Artillerieschule von Saint-Maixent gut bekannt ist.

Auch der Ueberfall von Sirabe dürfte in letzter Linie auf die Machinationen der Verschwörer in Antananarivo zurückzuführen sein. Um den Aufruhr in

Digitized by Google

dem bis dahin ruhigen Nordbetsileo (Vakinankaratra) vorzubereiten, hat jene Nebenregierung in der Hauptstadt es dahin zu bringen gewußt, daß einer ihrer Vertrauensmänner, der übrigens dafür später an eine bestimmte Persönlichkeit 2500 Dollars für seine Beförderung entrichten sollte, zum Generalgouverneur jener Provinz ernannt, und der bis dahin provisorisch mit dem Posten betraute, ehrliche und zuverlässige lutherische General Rainiiaonary nach der Sakalavagrenze im Nordwesten gesandt wurde. Glücklicherweise schenkte aber der französische Resident in Betafo den vertraulichen Mitteilungen der norwegischen Missionare Gehör; jener hauptstädtische Würdenträger mußte wieder abziehen, und Rainiiaonary wurde Generalgouverneur von Vakinankaratra. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sich bisher der westliche Teil dieser Provinz ruhig verhalten hat. Die in ihren Berechnungen getäuschten Verschwörer in der Hauptstadt rächten sich nun in der Weise, daß sie den Rebellenführer Rainibetsimisaraka zum Einfall in die unter der Verwaltung des Residenten Alby und des Generals Rainiiaonary stehende Provinz veranlaßten. Auch steht der kurz vorher wegen seiner schlechten Amtsführung abgesetzte Gouverneur Raharijaona von Sirabe stark im Verdachte, mit den Aufrührern unter einer Decke gespielt zu haben.

Vielleicht hätten aber doch die Unruhen auf der Insel nicht einen so großen Umfang angenommen, wenn die Franzosen nicht in mehrfacher Beziehung den aufrührischen Elementen direkt in die Hände gearbeitet hätten. So hat es z. B. viel böses Blut unter der madagassischen Bevölkerung, besonders unter den bis dahin herrschenden Hovas gemacht, daß Frankreich, nachdem es kaum drei Monate vorher mit der Königin Ranavalona einen feierlichen Protektoratsvertrag abgeschlossen hatte, am 18. Januar d. J. die Insel einfach als französische Kolonie sich einverleibte. Ferner war es ein großer Thorenstreich, daß man französischerseits, getäuscht durch den geringen Widerstand, welchen die Madagassen dem Einmarsche des Expeditionskorps entgegengesetzt hatten, die an und für sich schon durch den Feldzug sehr mitgenommene Okkupationsarmee durch starke Beurlaubungen in die Heimat noch schwächte. Wer nur einigermaßen mit den Verhältnissen auf Madagaskar vertraut ist, hatte als selbstverständlich angenommen, daß die Franzosen mit Beginn der trockenen Jahreszeit im Mai d. J. einige tausend frische Truppen nach Madagaskar senden, für geraume Zeit die strategisch wichtigen Städte im Innern mit starken Garnisonen belegen und daneben einige starke fliegende Kolonnen das Land durchziehen lassen würden, bis sich die Eingeborenen an das neue Regiment gewöhnt hatten. Statt dessen brachte fast jede Post die Nachricht von der Rückkehr einzelner Truppenteile nach Frankreich, und sogar der französische Kriegsminister hatte, wie aus seinen am 30. März d. J.

Digitized by Google

in der Kammer gegebenen Erklärungen hervorgeht, die Naivität, zu glauben, daß man für Madagaskar, diese große Insel, mit 3000 französischen und 4000 eingeborenen (Sudanesen und Hova) Soldaten ausreiche, um die Sicherheit aufrecht zu erhalten. Jetzt sieht die Regierung natürlich den begangenen schweren Mißgriff ein, und seit Anfang August haben in Algerien bedeutende Truppeneinschiffungen nach Madagaskar stattgefunden. Aber ein kostbares halbes Jahr ist doch verloren, und außerdem wird die Ankunft der Verstärkungen im Hochlande kurz vor Beginn der Regenzeit fallen, die alle kriegerische Operationen sehr erschwert. Daran zweifeln wir übrigens nicht im geringsten, daß es den französischen Truppen, die nach Duchesnes Rückkehr nach Frankreich von General Voyron und nunmehr von dem durch seine Sudankampagne berühmt gewordenen General Galliéni befehligt werden, schließlich mit starken Geld- und Menschenopfern gelingen wird, den Aufstand zu unterdrücken. Es kommt der französischen Regierung sehr zu statten, daß die Unruhen sich voraussichtlich auf Vonizongo, Imerina und den nördlichen und mittleren Teil von Betsileo beschränken werden, weil anderwärts die Hova bei den eingeborenen Stämmen gründlich verhaßt, die Franzosen dagegen als Befreier von den alten Peinigern willkommen sind. Immerhin aber dürfte die völlige Pazifizierung der Insel sich noch längere Zeit hinausziehen, da die Urwaldbezirke den einzelnen Rebellenscharen sichere Schlupfwinkel bieten, von denen aus sie immer wieder die Heerstraßen unsicher machen können.*)

Sehr unklug war es auch, daß der Generalresident Laroche und General Voyron die Königin und den Premierminister veranlaßten, einer am 21. März auf dem Platze Andohalo in Antananarivo stattfindenden Parade der französischen Besatzung beizuwohnen, auf welcher verschiedene Offiziere und Soldaten für ihre im letzten Feldzuge bewiesene Tapferkeit dekoriert wurden. Daß eine solche Demütigung auf die vornehmen Madagassen sehr erbitternd wirken mußte, darf nicht wunder nehmen. Dazu kam kurz darauf eine unvorsichtige Aeußerung in einem Artikel der auf Madagaskar erscheinenden offiziösen Zeitung „La Madagascar", des Inhaltes, daß es schön wäre, wenn die Königin eine Reise nach Paris antreten würde. Wenn die Redaktion auch hinterdrein erklärte, daß sie dabei nur einen Besuch der in vier Jahren stattfindenden Weltausstellung im Auge gehabt habe, so sah das Volk dagegen in jener Notiz einen Schachzug der Franzosen, welche die Königin auf diese Weise nach Frankreich locken und dann dort als Gefangene zurückhalten wollten.

*) Wir fürchten, daß der Kleinkrieg in Madagaskar den Franzosen noch viel zu schaffen machen und daß es lange dauern wird, bis Frankreich dieses neuen Kolonialbesitzes froh werden wird. Jedenfalls kommt er ihm teuer zu stehen. D. H.

Digitized by Google

Alle diese Unvorsichtigkeiten wurden natürlich von der heidnisch-nationalen Partei gehörig in ihrem Interesse ausgebeutet.

In Südbetsileo, welches bisher von der aufständischen Bewegung fast ganz verschont geblieben ist, herrschte dafür in diesem Frühjahr eine furchtbare Fieberepidemie, die allein z. B. im Bezirk Inandranofotsy innerhalb zweier Monate 1000 Eingeborene dahinraffte. Leider ist bei vielen das heidnische Vorurteil gegen die Europäer so stark, daß sie die von den Missionaren bereitwillig dargebotenen Medikamente zurückwiesen und ihre Zuflucht zu den Amuletten nahmen.

Der alte Premierminister von Madagaskar, Rainilaiarivony, welcher seit dem 17. März in der Villenvorstadt Mustapha-Supérieur bei Algier interniert war, ist am 17. Juli dort plötzlich gestorben, nachdem er drei Tage zuvor noch einer Truppenrevue im Gefolge des Generalgouverneurs von Algerien beigewohnt hatte. Da Rainilaiarivony während seines Aufenthaltes in Algier den evangelischen Gottesdienst fleißig besucht hatte, so fungierten bei dem unter zahlreicher Teilnahme der Spitzen der Behörden stattfindenden Begräbnisse die sechs evangelischen Geistlichen der Stadt Algier. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte der alte Premierminister dem Generalgouverneur Cambon noch den Entwurf einer Proklamation an die madagassische Bevölkerung übersandt, worin er dieselbe beschwört, den Unruhestiftern nicht zu folgen, sondern Frankreich und der Königin die Treue zu wahren. Das Schriftstück, von dem die französische Regierung bisher noch keinen Gebrauch gemacht hat, würde eindrucksvoller sein, wenn es nicht so derbe Schmeicheleien für die „edelmütige" französische Nation enthielte.

Es fehlt in Frankreich nicht an Männern, die die Verhältnisse in Madagaskar genau kennen und der Regierung mit sachgemäßem Rat an die Hand zu gehen gewillt sind; dieselben haben sich unter dem Vorsitz des bekannten Reisenden Grandidier zu dem sogenannten „Comité de Madagascar" zusammengeschlossen. Aber ihre vernünftigen Vorschläge dringen leider gegenüber den phantastischen Plänen der Berufspolitiker in der Kammer nicht immer durch.

So ist z. B. gegen den ausdrücklichen Rat dieser Sachverständigen die Umwandlung des Protektorates in eine Kolonie, sowie die Aussendung eines großen Zivilbeamtentrosses von Amtsrichtern, Appellationsgerichtsräten, Archivaren u. s. w. erfolgt, welch letztere natürlich nun müßig in Antananarivo sitzen. Auch haben sie vergeblich gegen die von den Deputierten von Réunion (de Mahy und Genossen) beantragte, und von der Kammer angenommene unverzügliche Aufhebung der Hausklaverei und des Frohndienstes protestiert, zwei Reformen, die selbstverständlich erst nach und nach sich einbürgern müssen, wenn nicht noch neuer Zündstoff in das hellbrennende Feuer der Unzufriedenheit im Volke hineingetragen werden soll. Einer von diesen besonnenen Franzosen schreibt mit Recht: „Als die Kammer die Annexion Madagaskars und die Aufhebung der Sklaverei beschloß, hat sie nur eins vergessen, nämlich

Digitized by Google

gleichzeitig die Millionen zu bewilligen, welche die Befolgung einer derartigen Politik beanspruchen wird."

Bisher hat es allerdings den Anschein, als ob die junge Kolonie, von der man schon für das Mutterland den Zufluß großer Reichtümer erhoffte, für die französischen Steuerzahler ein zweites Tonkin werden würde. So betrugen z. B. nach den offiziellen Berichten die Kosten der letzten Expedition $92^1/_2$ Millionen Franks. Die Zivilbeamten auf der Insel, welche jetzt in 13 Residenturen eingeteilt ist, beanspruchen allein jährlich 1 024 000 Franks Gehalt, während die jährlichen Auslagen für die Besatzungstruppen in der irrtümlicherweise für genügend angenommenen Minimalstärke von 7000 Mann mit über $9^3/_4$ Millionen Franks angesetzt sind. Unterm 12. Mai hat der Kriegsminister auch eine Statistik über die Menschenverluste im letzten Kriege veröffentlicht, derzufolge Heer und Marine im ganzen 5592 Tote (4189 Europäer, 1403 Eingeborene) zu beklagen haben.

Wie wir schon in unserm letzten Berichte andeuteten (A. M.-Z. 1896, S. 274), setzt die katholische Mission jetzt alle Hebel in Bewegung, um die französische Oberherrschaft für ihre Sonderzwecke auszunutzen, indem sie den leichtgläubigen Eingeborenen immer und immer wieder die Verpflichtung zu Gemüte führt, durch den Uebertritt zum Katholizismus ihre loyale Gesinnung gegenüber den neuen Oberherren zu beweisen. „Katholik und Franzose sind gleichbedeutende Worte in Madagaskar," heißt es in einer Korrespondenz der „Missions Catholiques" aus Antananarivo. Recht geschickt beuten die Jesuiten auch den bei vielen Madagassen sich regenden Wunsch, französisch zu lernen, aus, indem sie denen, welche sich verpflichten, die Messe zu besuchen, den Sprachunterricht unentgeltlich erteilen, während die verstockten „Häretiker" monatlich $2^1/_2$ Franks zahlen müssen. Ein Dorn im Auge war ihnen das bisherige Schulgesetz, nach welchem die Eltern ihre Kinder in die Missionsschule einer beliebigen Konfession schicken konnten, sie dann aber auch nach geschehener Wahl der betreffenden Mission bis zum 16. Lebensjahre zum Unterricht überlassen mußten. Die Jesuiten fühlten sich dadurch in ihrem Bestreben, Kinder, die in evangelische Schulen eingeschrieben waren, in ihre Anstalten zu locken, auf die Dauer doch etwas behindert, und so haben sie denn die französischen Behörden so lange bearbeitet, bis diese das Gesetz dahin abänderten, daß es fortan zu jedem Ostertermine den Eltern gestattet ist, ihre Kinder aus der bisher besuchten Schule in die einer anderen Missionsgesellschaft übergehen zu lassen. Natürlich werden sich nun jedes Jahr die Versuche der Paters, evangelische Kinder zu sich hinüber zu ziehen, in verstärktem Maße wiederholen. Nach dem Rezept

Digitized by Google

„Calumniare audacter; semper aliquid haeret" teilt Bischof Cazet unterm 16. Juni in „Les Missions Catholiques" (1896, Nr. 1418, S. 375 f.) eine ganze Anzahl Räubergeschichten über angebliche Verfolgungen seiner Gläubigen in Betsileo durch die bösen evangelischen Lutheraner mit; sein Hauptgewährsmann ist der in Betafo stationierte Pater Felix, von dessen gewaltthätigem Auftreten wir A. M.-Z. 1896, S. 274 f. ein Pröbchen mitgeteilt haben. Dieselben Evangelischen, welche jetzt eine „diokletianische" Verfolgung gegen die unschuldigen Jesuiten und deren Angehörige in Szene setzen sollen, wo letzteren doch die französische Obrigkeit schützend zur Seite steht, haben merkwürdigerweise nach dem eigenen Zeugnis der Katholischen Mission während des Krieges, also zu einer Zeit, wo sie in Abwesenheit der Priester ihre vermeintliche Verfolgungslust an den katholischen Gemeinden am leichtesten hätten befriedigen können, diese völlig in Ruhe gelassen.

Wahrscheinlich um vor der Oeffentlichkeit zu beweisen, wie unterdrückt die Katholiken in Madagaskar sind, feierte Bischof Cazet in Antananarivo am 7. Juni d. J. mit ausgesuchtem Prunk das Frohnleichnamsfest, indem er von dem großen Platze Mahamasina, wo die Hauptstädter ihre nationalen Festlichkeiten begehen, mit seiner Gemeinde in Prozession um die Westseite der Stadt herumzog. Es heißt in der betreffenden katholischen Korrespondenz: „Unsere 3000—4000 Christen zogen zwischen zwei dicht geschlossenen Reihen von Zuschauern, Protestanten und anderen dahin, welche eine durchaus achtungsvolle Haltung bewahrten . . . In Summa, der gestrige Tag wird in Antananarivo ein Tag des Triumphes für unseren Herrn Jesus Christus und für seine Kirche gewesen sein."

Am meisten schäumen die Jesuiten vor Wut über die Sendung der beiden Delegierten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, Krüger und Lauga, nach Madagaskar, weil deren bloße Anwesenheit schon, noch mehr aber deren Eintreten zu Gunsten der englischen und norwegischen Missionsgemeinden die von den Patres geflissentlich verbreitete Legende, daß französisch und katholisch ein und dasselbe sei, Lügen straft. Bischof Cazet schreibt in Bezug darauf aus Antananarivo:

Die beiden calvinistisch-protestantischen französischen Geistlichen, welche im Februar ankamen, sahen sich alsbald mit Ehren überhäuft; sie hatten zu wiederholten Malen Audienz bei der Königin, und das von der Residentur redigierte Regierungsblatt verfehlte nie, seine Leser auf diese Beweise der Auszeichnung, die den beiden zu teil ward, aufmerksam zu machen. Sie machen gemeinsache Sache mit den englischen Missionaren, welche mit ihnen fast in der ganzen Provinz Imerina umhergezogen sind und ihnen den Vorsitz bei all den großen Versammlungen eingeräumt haben, die ich früher erwähnte. Beim

Digitized by Google

Verdolmetschen ihrer Predigten haben die Engländer sie manchmal alles das, was sie selber wünschten, sagen lassen. Madagassen sowohl wie Franzosen, Kolonisten und Militär genieren sich nicht, es auszusprechen, daß das ein Skandal ist, und daß man sehr naiv sein muß, wenn man nicht einsieht, daß durch eine solche Haltung durchaus die Interessen des protestantischen England gefördert werden. Man mag thun, was man will; man wird doch die nun einmal in Madagaskar festeingewurzelte Idee nicht umstürzen: Wer „katholisch" sagt, meint „französisch", und wer „protestantisch" sagt, meint „englisch".

Zur Erläuterung dieses Herzensergusses bemerken wir, daß es den Machinationen Cazets gelungen ist, eine Anzahl französischer Kreolen und Händler aus Réunion, die in der Hauptstadt leben und auf den schlechten Geschäftsgang schimpfen, zur Absendung einer Petition nach Paris zu veranlassen, worin um Zurückberufung des Generalresidenten Laroche gebeten wird, mit der Motivierung, daß letzterer zu wenig die französischen — soll heißen katholischen — Interessen vertrete. Man kann es eben Laroche und seiner Gemahlin nicht verzeihen, daß beide den von Lauga und Krüger wechselweise abgehaltenen französischen evangelischen Gottesdienst besuchen, und daß der Generalresident sich nicht zum Büttel der katholischen Mission hergiebt. Die Enttäuschung ist katholischerseits um so größer, jemehr man in Laroche, der sein Amt ja gleich mit der Einladung der algerischen Trappisten nach Madagaskar begonnen hatte, ein gefügiges Werkzeug vermutete. Nach bewährten Mustern benutzten die Jesuiten auch die französische Presse, um gegen den Generalresidenten zu hetzen; so haben sie z. B. in „La Politique Coloniale" vom 6. Juni d. J. einen Artikel einzuschmuggeln gewußt, in welchem die Thätigkeit der Schulbrüder und Schwestern von H. Joseph von Cluny gepriesen, die Gründung eines großen katholischen Missionshospitals in Antananarivo angeregt und zuletzt gesagt wird: „Unser Generalresident hat eine unangenehme Neigung, um die Wohlthaten der Londoner Missionsgesellschaft zu betteln und sie dafür entsprechend zu entschädigen." Sogar den „Temps", der noch am ehesten unter den französischen Tagesblättern die protestantischen Interessen dann und wann vertritt, hatten die Jesuiten ihren Zwecken dienstbar zu machen gewußt; allerdings erschien bald darauf in demselben Blatte eine ruhige und gründliche Abfertigung der von katholischer Seite gegen die evangelische Mission in Madagaskar ausgestreuten Verleumdungen. Diese Abwehr ging von dem Pariser Lutherischen Hilfskomitée der norwegischen Missionsgesellschaft aus, welches unter dem Sekretariat des Pastor Büchsenschütz von St. Dénis die Interessen der lutherischen Mission auf Madagaskar wacker vertritt. Wie es die Jesuitenmissionare in der Betsileo-Provinz treiben, mag das folgende Excerpt aus einem Briefe des Pater Fontanié aus Ambohimasoa, einer Londoner Missionsstation, — d. d. 25. April 1896 — lehren: „Während des Krieges war in meiner Herde eine Spaltung eingerissen. Zum Glück ist der Gouverneur, welcher die Unruhen begünstigte, abgesetzt worden. Die Stadt gehört uns, und alle Tage ist die Kirche fast gefüllt. Die Landgemeinden gehen zu uns über, und

Digitized by Google

ich gewinne vier neue, den Engländern entrissene Posten. In Amboasary sind wir, im Verein mit einem Ingenieur, eben dabei, eine madagassische Reduktion nach Art derer in Paraguay zu gründen."

Auch die Lazaristen, denen bekanntlich von der Propaganda Südmadagaskar als Arbeitsfeld zugewiesen ist, rühren sich. Am 7. April hat der Hamburger Dampfer „Sansibar" den Lazaristenbischof Crouzet in Fort Dauphin gelandet, welches als Zentrum dieser Mission ausersehen ist. Crouzets erstem Briefe nach können sich die in Fort Dauphin und Umgegend seit mehreren Jahren arbeitenden Missionare der „Vereinigten Norwegisch-Lutherischen Kirche Amerikas" auf heiße Tage gefaßt machen.

Wie willkommen die Sendung von Pastor Lauga und Professor Krüger war, zeigt der folgende Brief, welchen die Königin von Madagaskar an Herrn Jules de Seynes, den Präsidenten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, gerichtet hat.

Antananarivo, den 25. April 1896.

Mein Herr!

Ich möchte meinen Gesandten nicht nach Frankreich abreisen lassen, ohne eine ganz spezielle Botschaft, welche Ihnen meine ganze Freude ausdrücken soll, die ich beim Eintreffen der Herren Pastor Lauga und Professor Krüger unter uns empfunden habe. Es ist mir besonders wichtig, Ihnen mitteilen zu können, daß dieselben in jeder Lage Proben großen Eifers und großer Hingabe abgelegt haben. Ihre Anwesenheit hat die Christen schon wieder gestärkt, welche fast das Vertrauen verloren hatten. Es ist das für mich ein Gegenstand großer Genugthuung und auch lebhafter Dankbarkeit gegen Sie. Gott stärke Sie in jeglichem guten Werke. Das ist der Wunsch von

Ranavalo III., Königin von Madagaskar.

Da sich der ursprüngliche Plan der Pariser Delegierten, zusammen mit dem norwegischen Missionssuperintendenten Dr. Borchgrevink die norwegischen Missionsstationen in der Betsileo-Provinz zu besuchen und in Fianarantsoa an der norwegischen Missionskonferenz teilzunehmen, infolge des Aufstandes als unausführbar erwies, hat sich Professor Krüger am 27. Juni von seinem Kollegen und den Evangelischen in der Hauptstadt verabschiedet und über Natal und Lessuto die Rückreise in die Heimat angetreten. Lauga wird im Oktober von dem auf Urlaub in Frankreich weilenden Senegalmissionar Escande abgelöst, bis im nächsten Frühjahr als definitiver Vertreter der Pariser Missionsgesellschaft Pastor E. Meyer aus Hargicourt in Antananarivo eintreffen wird. Ihm wird dann noch mindestens ein Vertrauensmann der französischen Protestanten folgen.

In Begleitung des Professor Krüger reist der 18jährige Neffe und Erbe der Königin von Madagaskar, Rakotomana, welcher, jeden-

Digitized by Google

falls auf Veranlassung und Wunsch seiner Tante, von Krüger in einer französischen evangelischen Familie untergebracht werden soll, „um ihm so das Mittel an die Hand zu geben, ein neues Leben zu beginnen." Prinz Rakotomenas Name kommt zu wiederholten Malen im Gelbbuche der französischen Regierung über die Madagaskar-Expedition vor; es wird ihm nämlich Schuld gegeben, daß er im Jahre 1894 durch sein Gefolge einen ihm begegnenden französischen Soldaten in den Straßen Antanarivos habe niederschlagen lassen. Kaum hatten die Jesuiten von dem Plan, den zukünftigen Thronerben evangelischen Händen anzuvertrauen, Kenntnis erhalten, als sie alle Hebel in Bewegung setzten, um die Sache rückgängig zu machen und zugleich die Pariser Missionsgesellschaft als „Feindin des Vaterlandes" in der öffentlichen Meinung zu brandmarken. Daß sie den Krieg in der französischen Presse nicht unter ihrem eigenen Namen eröffneten, war selbstverständlich; sie fanden ein gefügiges Werkzeug in dem vormaligen Generalresidenten der Kolonie, Le Myre de Vilers, der folgenden, durch seine ungewöhnlich heftige Sprache Aufsehen erregenden Brief an den Kolonialminister und zugleich an die großen Tagesblätter richtete.

Etretat, den 11. August 1896.

„Ich habe die Ehre, Sie von der demnächstigen Ankunft des Prinzen Rakotomana, des Neffen und Erben der Königin von Imerina (sic!), in Bordeaux in Kenntnis zu setzen, welcher im März 1894 durch seine Sklaven einen Franzosen von der Eskorte des Generalresidenten niederschlagen ließ, wie aus dem Untersuchungsprotokoll hervorgeht, welches der mit der Angelegenheit betraute Konsularrichter d'Anthouard geführt hat. Dieses Attentat, für welches wir trotz der persönlichen Intervention des Premierministers Rainilaiarivony keine Genugthuung erlangen konnten, war die entscheidende Ursache des letzten Krieges (widerspricht den Angaben im Regierungsgelbbuch!) und hätte eine exemplarische Ahndung erfordert. Man kann es indes bis zu einem gewissen Punkte verstehen, daß das militärische Oberkommando, um die Empfindlichkeit der Souveränin zu schonen, von einer Züchtigung des Schuldigen absah. Aber es kann nicht geduldet werden, daß dieser feige Schurke heutigen Tages nach Frankreich kommt, um der öffentlichen Meinung zu trotzen und das Andenken der infolge seiner Unthat gefallenen tausenden von Soldaten zu beschimpfen, ohne daß er sich selber der geringsten Gefahr aussetzt. Wenn Sie von diesem Skandal, Herr Minister, Kenntnis nehmen, werden Sie es sicher, wie ich, für angemessen erachten, Rakotomana in Martinique, Guadeloupe oder noch besser in St. Barthélemy zu internieren ..."

Dem Briefe selbst war dann in den Blättern die wohlberechnete Bemerkung angefügt: „Nach Mitteilung des Herrn Le Myre des Vilers hat sich Rakotomena, welchen der Pastor Krüger begleitet, auf einem englischen Postdampfer eingeschifft, weil er fürchtete, daß man ihm auf den französischen

Digitized by Google

Schiffen die Ueberfahrt verweigern würde." An letzterem war kein wahres Wort, da Rakotomena ja mit Bewilligung des Generalresidenten Laroche reiste; die Wahl des englischen Dampfers erfolgte nur um deswillen, weil Professor Krüger nach Natal, seinem nächsten Reiseziel, kein französisches Schiff zur Verfügung hatte. Es gelang natürlich dem Direktor Bögner von der Pariser Missionsgesellschaft, den Kolonialminister über den eigentlichen Zusammenhang der ganzen Angelegenheit in befriedigender Weise aufzuklären; aber in den Augen der urteilslosen Menge steht der Patriotismus der evangelischen Missionsfreunde Frankreichs doch als sehr zweifelhaft da.

Umsomehr schulden alle Missionsfreunde des Auslandes jenen braven Glaubensgenossen in Paris Dank und Hochachtung, daß sie ohne Furcht und Scheu in so mannhafter Weise für die Sache des Evangeliums in Madagaskar eintreten. Außer dem von uns schon erwähnten Pariser Lutherischen Hilfskomitée hat sich auch in Montbéliard ein solches konstituiert, um die Interessen der norwegischen Mission teils durch Geldunterstützung, vornehmlich aber durch Darbietung von Lehrkräften zu fördern. Es besteht die Absicht, eine Anzahl französischer Lehrer zunächst nach Stavanger, dem Sitz der norwegischen Gesellschaft, zu senden, wo sie sich mit der Landessprache und mit der Geschichte der Gesellschaft vertraut machen sollen, ehe sie den norwegischen Brüdern in Madagaskar als Helfer zur Seite treten.

Die evangelische Mission steht offenbar vor einer Krisis in Madagaskar, wie sie ihre Geschichte bisher dort noch nicht zu verzeichnen hatte. Es ist nicht unmöglich, daß sich die Zahl der eingeborenen Christen in dieser Sichtungszeit etwa um die Hälfte verringert, und daß die Missionare mit ihrer Arbeit sozusagen wieder von vorn anfangen müssen. Wenn je, so gilt es jetzt, Fürbitte zu thun, daß der Herr sich des armen, verirrten Volkes erbarme, ihm den wahren Frieden und seinen Glaubensboten Kraft, Weisheit und Geduld schenke, damit sie in dem schweren Kampfe nicht unterliegen.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.

Von Prediger Dr. Arndt in Berlin.

Der Allg. ev.-prot. Missionsverein hat seine Arbeitsfelder in Japan und China gefunden, nicht durch willkürliche Wahl, sondern durch providentielle Fügung. Bald nach der Konstituierung des Vereins

Digitized by Google

im Jahre 1884 trat ein hochgestellter japanischer Staatsmann, der schon damals dem Christentum nicht mehr fern war, an die Leiter des jungen Missionsunternehmens, wie einst der Macedonier an Paulus, mit der Bitte heran: „Kommt herüber und helft uns!“ Versuche, Anknüpfungen in Indien zu gewinnen, wurden bald wieder aufgegeben. Japan erschien durch göttlichen Wink als das gewiesene Missionsgebiet, auf dem zunächst die noch geringen Kräfte vereinigt werden mußten. In Japan hatten seit 1859 englische und amerikanische Missionsgesellschaften mit heißem Bemühen an der Ausbreitung des Evangeliums gearbeitet. Deutsche Missionare hatten den japanischen Boden noch nicht betreten. Bei den wachsenden kulturellen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland erschien es zugleich als eine unabweisbare Pflicht, auch die deutschen Missionsbestrebungen auf Japan auszudehnen.

In China hat sich, ebenfalls ungesucht, eine offene Thür unserem Missionsverein geboten. Ernst Faber, früher in Diensten der Rheinischen Mission, trat 1885 zu uns in nähere Beziehungen. Wir hielten es für eine Ehrenpflicht, dem bewährten, tüchtigen Missionar nach Kräften beizustehen und insbesondere seine vielgestaltigen Arbeiten zur Ausbreitung christlicher Litteratur in China zu fördern.

Japan ist das Land der Rätsel und der Gegensätze zugleich. Wie ein Wunder hat sich vor unseren Augen der Umschwung in Japan vollzogen. Bis 1854 eine terra incognita für den Europäer, hat sich Japan von dieser Zeit an nicht nur dem Handelsverkehr mit den Amerikanern und Europäern, den Völkern des „Westens“, erschlossen, sondern auch mit überhastendem Eifer, sobald es die Ueberlegenheit unserer Kultur begriff, die Einrichtungen und Erzeugnisse derselben sich angeeignet. Der Aufstand des Jahres 1868, der dem Schogunat ein Ende bereitete, konnte dem Einströmen westlicher Zivilisation keinen Halt gebieten. Die Periode der „Erleuchtung“, japanisch Meiji, datiert von 1868, von der Erhebung des Mikado zum Alleinherrscher, und ist reich an überraschenden Erfolgen der Bemühungen Japans, den westlichen Kulturvölkern gleich zu werden.

Im Jahre 1872 wurde das uralte Verbot des Christentums von den öffentlichen Anschlagtafeln entfernt. Ungehindert durfte die Mission ihre Thätigkeit entfalten. Sie machte staunenerregende Fortschritte. In der allergünstigsten Zeit im Jahre 1885 kam unser erster Sendbote Wilfried Spinner an. Bald konnte auch er von Resultaten seiner Arbeit berichten. Er wurde von den stürmisch nach dem Christentum ver-

Digitized by Google

langenden Japanern zu immer neuen Unternehmungen gedrängt. Wir hatten nur den einen Wunsch, unsere Einnahmen im schnellsten Tempo wachsen zu sehen, um unsere Arbeitskräfte in Japan vermehren zu können. Ein Frühling sondergleichen, wie ihn kaum jemals die Missionsgeschichte verzeichnet hat, brach an. Schon hörte man das Wort: „In 25 oder 50 Jahren ist Japan ein christliches Land." Wir sandten einen zweiten Missionar Otto Schmiedel, einen dritten Karl Munzinger, eine Missionarin Auguste Diercks hinaus. — Und wenn wir auch nicht von überspannten Hoffnungen uns hinreißen ließen, so erachteten wir es doch für unsere Pflicht, nicht zurückzubleiben, wo alle anderen Missionsgesellschaften ihre besten Kräfte einsetzten.

Da erfolgte — völlig unerwartet — ein Rückschlag etwa im Jahre 1889. Die Nachfrage nach dem Christentum ward geringer. Manche lauen Gemeindeglieder fielen ab. Andere verbargen ihr Christentum. In einem grell aufleuchtenden Feuer brachen die lang verhaltenen Flammen des Fremdenhasses hervor, als das Attentat auf den russischen Thronfolger verübt wurde. Woher mit einem Male dieser Haß gegen die Ausländer? War nicht der Japaner ein begeisterter Schüler des Europäers gewesen? Wer die Japaner für aufgeregte Enthusiasten hält, irrt sich gewaltig. Der Grundzug ihres Wesens ist kluge Berechnung, nüchterne Beobachtung. Der Japaner wollte lernen vom Europäer, um ihm an Macht gleich zu kommen, aber nicht sich ihm unterwerfen. Er bewunderte die westliche Kultur, aber nicht mit kritikloser Schwärmerei, sondern mit der ruhigen, kühlen Erwägung, inwieweit ihm diese Kultur nützlich sein könnte. Der Europäer durfte wohl der „Lehrer", aber nicht der „Herr" des Japaners sein. Die Fortschritte des Christentums erschienen gefährlich. Der Schintoismus, die alte Volksreligion, war eine feste Stütze des Patriotismus; er lieferte das Herdfeuer für den japanischen Chauvinismus. Das Christentum schien im Widerspruch mit der Vaterlandsliebe zu stehen, da es der Vergötterung des Mikado entgegentrat. Eine Richtung kam auf, die man treffend „Nationalismus" genannt hat. Und da die Amerikaner in vielen Dingen die Vorbilder der Japaner sind, so lernte man von ihnen auch die entsprechende Formel der Monroe-Doktrin: „Japan für die Japaner." „Japanisches" Christentum fand allenfalls noch neuen Boden, aber „amerikanisches", oder „englisches", oder „deutsches" Christentum stieß auf fast unüberwindliche Abneigung.

Der chinesisch-japanische Krieg 1894/95, überraschend in seinem

Digitized by Google

Verlaufe durch die Siege der Japaner, bildete den Höhepunkt des wachsenden Nationalstolzes. Es war begreiflich, daß dieser Krieg die ganze Kraft des aufstrebenden Volkes in Anspruch nahm. Alle anderen Interessen traten zurück. Es handelte sich nicht nur um die Hegemonie in Ostasien, sondern um die Beweisführung für den Anspruch auf völlige Ebenbürtigkeit mit den Kulturvölkern des Westens. Dieser Beweis ist den Japanern nach ihrer Meinung vollkommen gelungen. Und auch wir stehen nicht an, die Japaner nicht nur nach ihren Erfolgen, sondern auch nach ihrem Verhalten im Kriege, das eines zivilisierten Volkes würdig war und sich vorteilhaft von dem barbarischen Benehmen der Chinesen abhob, gegenwärtig mit anderen Augen anzusehen als vor dem Kriege. Dazu kommen die diplomatischen Erfolge der Japaner. Es ist ihnen gelungen, mit den europäischen Staaten neue Verträge abzuschließen, die die Gleichwertigkeit der Japaner mit den Bürgern anderer Kulturstaaten zur Voraussetzung haben. Die Exterritorialität der Fremden, bisher den Japanern ein Dorn im Auge, wird infolge dieser neuen Verträge aufhören.

So hat der japanische Nationalismus seine Befriedigung gefunden. Der Missionar nimmt eine günstigere Stellung ein als in der Zeit vor dem Kriege. Unser japanischer Mitarbeiter, Prediger Minami, schreibt:

„Der japanisch-chinesische Krieg hat in mancher Beziehung guten Einfluß auf die Missionsarbeit ausgeübt. Vor allem ist die nationale Engherzigkeit sehr viel milder geworden. Die Prediger auf dem Lande spüren dies am meisten. Der Missionseifer fängt in allen christlichen Kreisen wieder an lebhafter zu werden."

Und unser Missionar, Pfarrer Dr. Christlieb, fügt hinzu:

„In der Reaktionszeit trat bei den Japanern das Bestreben, den Völkern des abendländischen Kulturkreises als ebenbürtig angesehen zu werden, oft in einer Weise hervor, die man nicht anders als nervös nennen kann. Die Anerkennung der Kulturfortschritte und der damit erreichten Ebenbürtigkeit wurde mit so einseitigem Eifer erstrebt, daß sie förmlich zum Selbstzweck geworden schien, und wir Fremden manchmal den Eindruck empfingen, als wenn alle Mittel gut geheißen würden, die diesen doch rein äußerlichen Erfolg herbeizuführen geeignet waren. Nun kam der Krieg, der alle Gedanken auf den einzigen und in der That realen Erfolg mit der Waffe hinlenkte. Als dieser Erfolg zweifellos und glänzend errungen war, gewann man, so scheint mir, die Ueberzeugung, daß die Ebenbürtigkeit Japans auf dem Gebiet des Kriegswesens nicht länger bestritten werden könne, und der Abschluß der neuen Handelsverträge machte die so lang und heiß ersehnte Anerkennung durch die Mächte äußerlich sichtbar und greifbar. Und so scheint es, daß nunmehr eine Art Ruhepunkt in der Entwicklung eingetreten ist, und man mit mehr Un-

Digitized by Google

befangenheit als früher das Verhältnis zur abendländischen Kultur ins Auge faßt."

Beweise für die veränderte Stellung der Japaner zum Christentum liegen vor. Aber die Früchte der Missionsarbeit bleiben vorläufig auch nach dem Kriege noch gering.

„Es unterliegt keinem Zweifel", so berichtet unser Missionar, Pfarrer Emil Schiller, „daß der Strom der Entwicklung des japanischen Volkes über kurz oder lang ins Christentum einmünden wird. Die Japaner fühlen das auch selbst, ohne daß darum nun auch der einzelne, der dies zugiebt, die Gewissenspflicht anerkennt, selber ein Christ zu werden".

Die alten Feinde der Christianisierung Japans wirken in ungeschwächter Kraft weiter. Sie sind der Materialismus und der Skepticismus. Namentlich der Materialismus! Die materiellen Interessen drängen gerade nach dem Kriege die idealen Bestrebungen zurück. Ihrer Versuchung unterliegen selbst Christen. Ein Professor der Doschischa in Kyoto trat in die japanische Reichsbank ein, nur um seine materielle Lage zu verbessern, ein anderer Professor gründete aus gleichem Grunde eine Fabrik. Einer unserer jungen japanischen Gehilfen verließ unseren Dienst, um in ein Versicherungsgeschäft zu Osaka einzutreten. Geschieht dies am grünen Holze, wieviel mehr am dürren. Es ist in Japan keineswegs unerhört, daß ein eben getaufter Christ seinen Glauben wieder verleugnet um irgend welches äußeren Vorteils willen. In der Reaktionszeit gingen manche Gemeinden auf 50—25 pCt. ihres Bestandes zurück. Daneben giebt es auch Beispiele rühmlicher Treue und standhaften Bekennermutes. Japan bleibt eben ein Land der Gegensätze. Und sein vulkanischer, in fortwährender Bewegung befindlicher Boden ist ein zutreffendes Bild der beständigen Gährung, in der sich die japanische Volksseele befindet.

Aus dieser Sachlage erwächst den Missionsgesellschaften die Aufgabe, mit aller Kraft und unermüdlichem Eifer in Japan weiter zu arbeiten. Der Vorschlag einer kongregationalistischen Kommission im Herbst 1895, die Zahl der Missionare zu reduzieren und keine neuen Missionare mehr aus Amerika hinüberzusenden, erscheint uns unbegreiflich. Wenn dieser Vorschlag noch damit motiviert wurde, daß die japanischen Christen nunmehr in der Lage wären, sich selbst zu helfen, so macht man dem Selbständigkeitstrieb der Japaner eine Konzession, die sich gerade in der Mission bitter rächen wird. Die Zahl der erwachsenen evangelischen Christen beläuft sich in dem Volke von 40 Millionen erst auf 38 710 am Ausgange des Jahres 1895, 39 240

Digitized by Google

im Jahre 1894. Verwandelt sich auch diese scheinbare Abnahme in eine thatsächliche Zunahme, da 1895 von den Unierten Presbyterianern die Kinder nicht wieder mitgezählt sind, so sollte doch der geringe Fortschritt der Christianisierung Japans allen Missionsgesellschaften zu denken geben.

Wir sind entschlossen, mit Energie unsere japanische Mission in allen ihren Zweigen fortzusetzen und insbesondere praktische Arbeit zu treiben, nachdem wir in der Reaktionszeit, durch die Umstände genötigt, vielleicht etwas einseitig die Theorie gepflegt hatten. Zu unserem schmerzlichen Bedauern müssen wir gerade jetzt, wo sich ein neuer Aufschwung für die Mission einstellt, auf die Mitarbeit eines Missionars verzichten, dessen Wirken uns zu den besten Hoffnungen berechtigte. Unser Missionar Pf. Carl Munzinger mußte Ende 1895 wegen andauernder Kränklichkeit aus unseren Diensten scheiden. Die dadurch entstandene Lücke wird vor der Hand nicht ersetzt werden können, da es jahrelangen Studiums bedarf, bis ein neuer Missionar im gleichen Grade wie Munzinger das Japanische beherrscht. Gegenwärtig arbeiten in Japan auf unserer Hauptstation in Tokio Pfarrer Dr. Max Christlieb und Pfarrer Emil Schiller. Christlieb hat neben seiner missionarischen Thätigkeit noch die Verwaltung des Pfarramtes der durch unsere Mission in Tokio und Yokohama gegründeten deutschen evangelischen Gemeinden übernommen. Schiller arbeitet vorwiegend praktisch und hat es in kurzer Zeit verstanden, an die Herzen der Japaner heranzukommen. Beide Männer haben ein volles, gerütteltes Maß von Arbeit, und wir müssen uns beeilen, wenn wir sie vor Ueberarbeitung schützen wollen, neue Missionare hinauszusenden. Vorläufig ist der Predigtamtskandidat Adolf Wendt zur Abordnung nach Japan in Aussicht genommen. Sobald die Geldmittel bereit sind, wollen wir das Pfarramt der deutschen evangelischen Gemeinden in Japan, das an sich durch die Zunahme der Deutschen auch in anderen Städten, z. B. in Kobe, an Bedeutung und Umfang gewinnt, von dem Missionsamte trennen, um dadurch unsere Missionare zu entlasten und ihre Kraft ausschließlich dem eigentlichen Missionsbetrieb zuzuführen.

Unseren Missionaren stehen die beiden, von unseren ersten Sendboten Spinner und Schmiedel ausgebildeten japanischen Prediger Minami und Maruyama zur Seite. Wir hoffen, in kurzer Zeit noch vier andere japanische Gehilfen zu bekommen in den Personen der Kandidaten Hiroi, Aoki, Kikuchi und Komai, die ihre Ausbildung in

Digitized by Google

unserer theologischen Schule empfangen und im Sommer 1895 ihr erstes Haupteramen zu unserer vollen Zufriedenheit bestanden haben.

In unserer Volks- (Armen-) Schule und in der Sonntagsschule arbeiten die japanischen Lehrer Fujimoto und Ogawa, ferner die japanischen Lehrerinnen Inasawa und Tomioka.

Die Gattin des Missionars Dr. Christlieb leitet die äußeren Angelegenheiten der Volksschule und beteiligt sich hauptsächlich an der Frauenmission.

Unsere Stammgemeinde, im Hauptviertel Tokios gelegen und darum Hongo-Gemeinde genannt, hatte manche tiefe Erschütterungen erlebt, die in der Zeit der Reaktion noch dadurch verschärft wurden, daß sie zum größten Teil aus jungen Männern, weniger aus Familien bestand, wie es bei vielen heidenchristlichen Gemeinden Japans der Fall zu sein pflegt. Erst seit wenigen Monaten nimmt diese Gemeinde einen neuen Aufschwung. Der Besuch der Gottesdienste ist nach den jüngsten Berichten unserer Missionare besonders in der letzen Charwoche recht gut gewesen. Es bestehen zwei Sonntagsschulen, von denen die eine die bestbesuchte Tokios ist. Unsere Missionare haben die Pastoration der Hauptgemeinde dem japanischen Prediger Minami übertragen, selbstverständlich nehmen sie selbst an allen pfarramtlichen Funktionen, Predigten, Gemeindepflege u. s. w. noch den regsten Anteil, wie denn an eine Selbständigkeit dieser Gemeinde, die zu ihrem Unterhalt höchstens 30 Yen (1 Yen = 2,30 M.) jährlich selbst beiträgt, vorläufig noch nicht gedacht werden kann. Höhepunkte im Gemeindeleben sind das Stiftungs- und das Weihnachtsfest. Das letztere wird ganz nach deutscher Weise gefeiert, meist unter lebhafter Beteiligung der in Tokio wohnenden evangelischen Deutschen. Die Hongogemeinde hat ihren eigenen kleinen Betsaal, aus Holz nach japanischer Art gebaut. Bald wird sich aber an dem Gestade des Stillen Ozeans die erste deutsche evangelische Kirche, ein massives Bauwerk, erheben. Die schon längst für die deutsche evangelische Gemeinde Tokios geplante Kirche wird gegenwärtig gebaut und soll Ende d. J. eingeweiht werden. Es wird diese neue Kirche, die im fernen Ostasien einen Beweis von dem Opfersinne der Glaubensgenossen in der Heimat ablegt, auch den japanischen Heidenchristen offen stehen.

In einem anderen Stadtviertel Tokios, in Yotsuya, befindet sich eine zweite Gemeinde unserer Mission. Auch diese war in den letzten Jahren sehr zurückgegangen. Durch die Bemühungen unseres

Digitized by Google

Missionars Schiller im Verein mit den Kandidaten Hiroi und Aoki ist es gelungen, die verstreuten Mitglieder wieder zu sammeln und neues Leben zu wecken.

Der Versuch, auch außerhalb Tokios missionarisch zu wirken, hat nur erst bescheidene Resultate gezeitigt. Der japanische Prediger Maruyama sollte in der Handels- und Fabrikstadt Osaka eine neue Station begründen und dort zur Ausbreitung des Evangeliums arbeiten. Nach seinem letzten Berichte für 1894/95, — ein neuer Bericht liegt uns noch nicht vor — hat er eine Abendschule gegründet, um Anknüpfungen bei den Studenten und jungen Kaufleuten zu suchen, einige Schüler bereits getauft und einen Jünglingsverein gegründet. Ob seine Arbeit größeren Erfolg haben wird, können wir heute noch nicht sagen; das ganze Unternehmen ist ein Experiment, richtiger wäre es gewiß, wenn uns die nötigen Männer und Mittel zur Verfügung ständen, auch nach den auswärtigen Stationen Missionare im Verein mit japanischen Predigern zu senden.

Die Hauptarbeit unserer Missionare in Tokio konzentriert sich auf die theologische Schule. Mehr als auf anderen Missionsgebieten kommt es in Japan darauf an, Nationalgehilfen auszubilden. Eingeborene Prediger werden gerade dort das allermeiste zur Ausbreitung des Evangeliums beitragen. Das war auch das Motiv, das seinerzeit zur Gründung und zur eifrigen Pflege der ersten hochangesehenen Theologenschule in Kyoto, der Doschischa, trieb. Freilich giebt es in Bezug auf Anstellung und Beschäftigung der japanischen Prediger noch viele ungelöste Fragen. Die Selbständigkeit der Gemeinden bedingt die Selbständigkeit ihrer Pfarrer. Manche Missionsgesellschaften gehen soweit, daß ihre Missionare mit der bescheidenen Rolle eines Beraters sich zufrieden geben und alle Forderungen der japanischen Gemeinden und Prediger ohne weiteres konzedieren. Aber — man mag darüber denken, wie man will, — nur diejenige Missionsgesellschaft wird größere Erfolge in Japan erzielen, die sich mit einem zuverlässigen Stabe eingeborener Hilfstruppen zu umgeben vermag. Der Besuch unserer theologischen Schule hat sich immer nur in mäßigen Grenzen gehalten. Ende 1895 hatten wir außer den vier oben erwähnten Kandidaten nur noch einen Studierenden, ein anderer trat aus, dem Zwange seiner Verwandten gehorchend, die ihn zu einem anderen Studium bestimmten.

Im Sommer 1894 erließ der japanische Unterrichtsminister eine Verfügung, durch die die deutsche Sprache für das College of Law

Digitized by Google

und das College of Litterature obligatorisch gemacht wurde. Infolgedessen errichteten unsere Missionare in Tokio eine deutsche Schule, die sich allmählich auch als ein Hilfsmittel zur Förderung der Mission erwiesen hat. Sie wird von ca. 50 Schülern besucht. Pf. Schiller sammelte aus dieser Zahl etwa 20—30 Freiwillige zum Bibelunterricht, durch den in manches Herz das erste Saatkorn des Evangeliums gestreut wird. Drei dieser Schüler sind bereits getauft.

Die Volks- oder Armenschule erschließt unseren Missionaren den Eingang in die unteren Volksschichten. Im Jahre 1895 schwankte ihre Besuchsziffer zwischen 75 und 84 Kindern, die in drei Klassen unterrichtet wurden. Ein höchst erfreuliches Lob erhielt diese Schule aus dem Munde des Ministerialrates Terada, der sie als die „besteingerichtete Privatschule" im Koischikawa-Stadtviertel, wo sie neben unseren übrigen Missionsgebäuden gelegen ist, bezeichnete. Pf. Minami erteilt den Religionsunterricht. Zwei Mädchen, die diese Schule bereits absolviert haben, sollen für die Mission erzogen werden, eine als Lehrerin und eine als Kindergärtnerin. Mit der Schule ist noch eine Handarbeitsschule verbunden, die von 25 Mädchen im Jahre 1895 besucht wurde.

In zahlreichen Vereinen suchen außerdem unsere Missionare christlichen Glauben und christliches Leben zu verbreiten und zu fördern. Ich nenne nur den Studentenverein Sol oriens, die Theological Students Society und den Frauenverein, in dem Frau Pf. Christlieb eifrig wirkt.

Der litterarischen Mission dient die Zeitschrift Schinri (d. i. Wahrheit), ein monatlich erscheinendes wissenschaftliches Organ. Japan ist das Land der Zeitschriften. Jüngst lasen wir, daß dort 40 christliche periodische Organe erscheinen, von denen allerdings keins mehr als 100 Abonnenten hat. Wenn daher unsere Missionare berichten, daß die in den letzten Monaten erreichte höchste Abonnentenziffer ihres Organs 99 beträgt, so dürfen wir nicht unzufrieden sein. Der größte Teil der Auflage wird gratis abgegeben. Die Tendenz Schinris ist eine apologetische, es will den gebildeten Japanern durch Behandlung theologischer, philosophischer, religionsgeschichtlicher und praktisch-religiöser Fragen das Christentum nahe bringen. Beiträge deutscher Theologen, die ins Japanische übersetzt werden, sind erwünscht und haben, soweit solche bisher erschienen sind, stets den größten Anklang bei den Lesern Schinris gefunden.

Digitized by Google

Größere theologische und apologetische Werke der deutschen Litteratur sollen überarbeitet und ins Japanische übersetzt werden. Kürzlich ist mit einer Uebersetzung der Heinrich Ritterschen apologetischen Schrift: „Ob Gott ist?“ (Berlin 1895) der Anfang gemacht worden. Beiläufig sei erwähnt, daß auch das Werk Heinrich Ritters: „Dreißig Jahre protestantischer Mission“ (Berlin 1890), fortgesetzt von Rev. D. Greene in Tokio und ins Englische übersetzt von Rev. Dr. Albrecht, Professor an der Doschischa in Kyoto, auf Kosten des Missionsvereins demnächst in Japan erscheinen wird.

Blicken wir auf den kurzen Gang zurück, den wir durch das Missionsfeld unseres Vereins in Japan unternommen haben, so können wir mit innigem Dank gegen Gott es aussprechen, daß wir uns nach Zeiten tiefgehender Krisis jetzt im ganzen in aufsteigender Linie bewegen. Sonnenschein, Frühregen und Spätregen giebt Gott, — wenn es nur gelingt, mit seiner Hilfe auch die rechten Männer zur Aussaat wie zur Ernte auszusenden.

Mit wenigen Worten streifen wir noch unser zweites Missionsfeld in China. Auf praktische Missionsthätigkeit in China hat unser Missionsverein bisher verzichtet, da seine bescheidenen Mittel vollauf durch die japanischen Unternehmungen in Anspruch genommen werden. Dennoch ist das Wirken unserer beiden chinesischen Missionare D. Ernst Faber und Pfarrer Paul Kranz nicht ohne Früchte geblieben, wenn sich diese auch nicht ziffernmäßig nachweisen lassen.

D. Faber genießt bei allen, auch den englischen und amerikanischen Missionaren das unbestrittene Ansehen eines bewährten Veteranen der chinesischen Mission. Bekannt sind seine zuverlässigen Berichte über den Stand der Mission in China, die regelmäßig im Organe des Missionsvereins, der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“, veröffentlicht werden. Bekannt sind auch die trefflichen Winke und Ratschläge, die D. Faber der englischen Mission in China seit Jahren erteilt. Das größte Verdienst hat sich aber D. Faber durch Herausgabe einer großen Reihe von christlichen Schriften in chinesischer Sprache, die er vollkommen beherrscht, erworben. Kürzlich schrieb er:

„Soviel bis jetzt bekannt ist, erfolgte die Gewaltthat in Kutscheng nicht in augenblicklicher Erregung, sondern war längere Zeit geplant und vorbereitet, und wurde dann in kaltblütiger und grausamer Weise ausgeführt. Das ist Massenmord ohne mildernde Umstände . . . Ich fürchte sehr, daß diese erneuten Excesse die Folge sind von Schandschriften, welche von Hunan aus massenhaft

Digitized by Google

und weithin im Lande verbreitet worden sind ... Das Volk ist aber sehr unwissend, und selbst die Gelehrten sind voller Aberglauben und Vorurteile gegen die Ausländer."

Der chinesischen Schandlitteratur mit ihren verderblichen Wirkungen muß eine segenstiftende christliche Litteratur entgegengesetzt werden. Daraus ergiebt sich, wie notwendig die litterarische Missionsarbeit unseres D. Faber ist. Im Jahre 1894 erschien sein Lukas-Kommentar. Jetzt hat der Druck seines umfangreich angelegten Werkes (12 Bände) über die 13 chinesischen Klassiker begonnen, das an der Hand einer Kritik des Inhalts dieser Klassiker den Chinesen zeigen soll, wie unentbehrlich ihnen das Christentum ist, daß ihre klassischen Schriften kein Heilmittel für die Nöte der Gegenwart bieten. Der Markus-Kommentar (5 Bde.), ein älteres Werk, ist in neuer Auflage erschienen. Endlich sind noch 200000 Exemplare der chinesischen Bogentraktate D. Fabers im Jahre 1895 verteilt worden. Vom Markus-Kommentar wurden 2000 Exemplare an eingeborene Missionsgehilfen, Pastoren, Evangelisten und solche gebildete Chinesen, bei denen Anzeichen vorhanden sind, daß sie das Werk studieren und schätzen werden, auf Betreiben unseres Missionars Kranz, der selbst die nötigen Kosten aufbrachte, gratis gesandt worden.

Pf. Kranz gab auch dem englischen Missionar Rev. Richard, dem Verfasser des vor einigen Wochen erschienenen Mission Hand-Book of China, der mit dem Vizekönig Li-Hung-Chang und seinem Gefolge bis Kolombo zusammen reiste, als Reiselektüre für die Chinesen mit je 10 Exemplare von D. Fabers Werk über „Die christliche Zivilisation" (5 Bände), der Schrift über „Westliche Erziehung" und der Schrift über „Westliche Schulen".

Pf. Kranz (seit 1892 in China) hat schnelle Fortschritte im Erlernen des Chinesischen gemacht. Bereits im Jahre 1895 hat er einen Katechismus nebst Spruchsammlung in chinesischer Sprache ausgearbeitet; der Druck hat in diesem Jahre begonnen. Auch er ist gesonnen, wie D. Faber, seine ganze Kraft und sein Leben der chinesischen Mission und zwar zunächst der litterarischen zu widmen. Im Jahre 1895 übernahm er provisorisch das Amt eines Sekretärs der Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese an stelle des beurlaubten Rev. Richard.

Den unausgesetzten Bemühungen D. Fabers, in denen er von den deutschen Generalkonsuln in Shanghai Dr. Focke und Dr. Stuebel unterstützt wurde, war es gelungen, im Jahre 1892 eine evangelische Gemeinde unter den

Digitized by Google

Deutschen in Shanghai zu sammeln. Pf. Kranz war der erste Pfarrer dieser Gemeinde; er legte aber sein Pfarramt 1894 nieder, um sich ausschließlich der Mission zu widmen. So sandte denn unser Missionsverein 1894 in der Person des Lic. Heinrich Hackmann einen neuen Pfarrer für unsere Glaubensgenossen in Shanghai aus. Es ist Lic. Hackmann gelungen, sich das Vertrauen der aufblühenden Gemeinde zu erwerben, er nimmt sich auch der übrigen in China zerstreut lebenden evangelischen Deutschen, insbesondere durch Zusendung gedruckter Predigten, seelsorgerlich an, hat sich an der Gründung einer deutschen Schule in Shanghai beteiligt und ist bemüht, auch die Matrosen und Mannschaften deutscher Kriegs- und Handelsschiffe, die nach Shanghai kommen, geistlich zu versorgen. Der Plan eines Kirchbaues für die evangelische Gemeinde in Shanghai befindet sich noch in den ersten Vorbereitungen. Aber wir zweifeln nicht daran, daß sich jene Gemeinde dermaleinst als eine Vorburg des deutschen Protestantismus in Ostasien erweisen wird.

So hat unser junger Missionsverein manchen Anlauf genommen und darf in den Erfolgen, die unser gnadenreicher Gott ihm in den 12 Jahren seines Bestehens geschenkt hat, einen Antrieb zum unermüdlichen Fortschreiten auf der ihm gewiesenen Bahn erblicken. Seine Einnahmen betrugen im Jahre 1895 50233 Mk., eine Zunahme gegen 1894 um ca. 9000 Mk., seine Mitgliederzahl in den deutschen und schweizerischen Zweigvereinen übersteigt 20000. Aber das sind doch alles nur winzige Zahlen gegenüber den riesengroßen Aufgaben, die uns gestellt sind. Möchte es uns gelingen, allerorts die Herzen zu erwärmen für unsere Missionsarbeit, die wir — Gott weiß es — nicht im Gegensatz, sondern in der Gemeinschaft der Liebe zu dem einen Herrn der Kirche neben und mit den älteren Missionsgesellschaften betreiben!

Wie es in den einheimischen Gemeinden auf Hawaii steht.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte im Oktober v. J. im Independent ein amerikanischer Baptistenprediger, Mc. Arthur, der die Inseln als Tourist besuchte, einen charakteristischen Bericht über die Zustände in den dortigen heidenchristlichen Gemeinden, in welchem er den traurigen Rückgang und Verfall zu erklären sucht, der in denselben seit längerer Zeit zutage tritt. Ich gebe zunächst das Wesentliche aus diesem Bericht, um dann meinerseits ihm eine Nachschrift beizufügen, welche ihn ergänzt, und einige Warnungen anzuschließen vor übereilten

Digitized by Google

Massentaufen und übereilter Selbständigstellung unreifer Missionsgemeinden.

„Schon 8 Jahre nach der Landung der ersten Missionare (die 1820 geschah) war ihre Zahl auf 32 gestiegen, denen 440 Eingeborene als Gehilfen zur Seite standen. Man rechnete ungefähr 12 000 Kirchenbesucher und 26 000 Kinder in zwei verschiedenen Schulen. Angesehene Häuptlinge gehörten zu den wirksamsten Gehilfen. Offiziere und Mannschaften der englischen und amerikanischen Schiffe waren oft die erbittertsten Feinde der Missionare, ohne Zweifel weil sich diese ihren sündhaften Gelüsten energisch widersetzten. Zu verschiedenen Malen stand sogar das Leben der Missionare auf dem Spiele, und sie wurden nur durch das Eingreifen der Eingeborenen gerettet. Pfingstlicher Segen (!) krönte das Werk der Missionare in jenen Erstlingszeiten. In Hilo fanden oft Versammlungen statt von 4—5000 Seelen zu gemeinsamer Unterweisung und zum Gottesdienst. Die Missionare predigten zuweilen täglich, ja, nicht nur einmal, sondern mehrmals am Tage. Bekehrungen (!) erfolgten zu hunderten; selbst wenn man die unechten abrechnet, muß man bekennen, daß die Arbeit in wunderbarer Weise von Gott gesegnet war. Von 1838—1848 wurden 27 000 Bekehrte in die Kirche aufgenommen, welchen in den nächsten 20 Jahren weitere 29 000 folgten.*)

1863 wurde die Ausübung einer Kirchenzucht nötig, welche allerdings im Zusammenhange mit einer starken Abnahme der Bevölkerung die Zahl der Gemeinden auf 25, die der Gemeindeglieder auf 19 723 reduzierte; zugleich sank die Zahl der amerikanischen Missionare auf 16, die der eingeborenen Helfer auf 4 herunter.**) Und die Krisis wurde noch dadurch beschleunigt, daß die einheimischen Kirchen als unabhängig erklärt und hauptsächlich unter die Obhut von eingeborenen Pastoren gestellt wurden. Wer einen genauen Einblick in die Verhältnisse hat, muß bei aller Anerkennung der zu Grunde liegenden Motive zugeben, daß diese Maßregel verfrüht war und die unglücklichsten Folgen gehabt hat.

Was die Angaben von Zahlen und Anführung von Thatsachen betrifft, die ich folgen lasse, so habe ich dieselben, der Hauptsache nach, einer Ansprache entnommen, welche Missionar O. P. Emerson kürzlich bei Gelegenheit eines Missionsfestes in Honolulu gegeben hat, zum Teil aber auch einer am 3. Juni 1895 ebenfalls zu Honolulu gehaltenen Ansprache des Oberrichters Judd an die evangelische Gesellschaft der Hawaii-Inseln. Beide Herren sind in gleicher Weise urteilsfähig.

So freudig einerseits hervorgehoben wird, was an dem Charakter und Benehmen der eingeborenen Brüder während der letzten Generationen Lob und Anerkennung verdient, muß man doch andererseits bekennen, daß vieles in dem jetzigen Zustand der Gemeinden tiefe Beugung, aufrichtiges Bekenntnis und vermehrte Hingebung erfordert. Die eingeborenen Brüder hatten heiße

*) Man muß auf der anderen Seite aber auch „bekennen", daß die schnelle Aufnahme dieser Massen in die Kirche eine höchst gefährliche Uebereilung war.

**) Ob diese Ziffern ganz richtig, möchte ich fast bezweifeln.

Digitized by Google

Kämpfe zu bestehen, und die Siege, die sie errangen, wurden ihnen sauer genug gemacht. Die ganze Periode kennzeichnet sich durch soziale und politische Stürme von ungewöhnlicher Heftigkeit, unter welchen die Gemeinden sehr leiden mußten. Während sie im Jahre 1863 noch 19 723 Glieder zählten, verringerten sie sich bis 1868 auf 17 377. Im Jahre 1888 werden 57 Gemeinden verzeichnet, mit einem (!) amerikanischen und 32 eingeborenen Pastoren bei einer Gesamtzahl von 5 235 Gemeindegliedern, und 1895 finden wir gar nur noch 56 Gemeinden mit 4 784 Gliedern. Das sind überraschende und sehr betrübende Zahlen; können wir diesen schmerzlichen Rückgang in der Zahl der Kirchenglieder lediglich auf Rechnung der Abnahme der Bevölkerung setzen? Zum Teil ja, aber nur zum Teil, denn während die Bevölkerung von 1865 bis 1890 um 30 pCt. abnahm, verminderte die Zahl der Gemeindeglieder sich um 70 pCt.*) Jedenfalls ist es eine Frage, welche die eingehendste Prüfung erheischt seitens aller einheimischen wie fremden Brüder auf diesem historischen, von Gott in besonderer Weise gesegneten Missionsfelde. Natürlich interessiert es die Christen aller Denominationen in gleicher Weise, zu erfahren, welche Ursachen dieses traurige Resultat herbeigeführt haben.

Ein Hauptgrund mag darin liegen, daß es keine mächtigen Häuptlinge mehr giebt wie zu Zeiten der ersten Missionare. Viele jener Häuptlinge unterstützten die Missionare auf alle Weise; ihre Stellung gewährte ihnen unbeschränkte Autorität in ihren Distrikten — nahm daher ein solcher Häuptling den neuen Glauben an, so veranlaßte er viele seiner Leute, seinem Beispiele zu folgen. In vielen Fällen standen sie den Missionaren treu zur Seite, ja zuweilen mußten diese ihnen sogar Einhalt thun, wenn sie ihre Leute mit Gewalt zur Annahme der christlichen Religion zwingen wollten.**) In späteren Jahren jedoch, seit eingeborene Pastoren den Gemeinden vorstanden, übten die Häuptlinge keinen derartigen Einfluß mehr aus. Viele der alten Einrichtungen verschwanden nach und nach und mit ihnen die kräftigen Häuptlinge, sowie die von den ersten Missionaren herangebildeten Arbeiter. Von letzteren gehörten einige zu der Verwandtschaft der Häuptlinge und hatten als solche besondere Autorität über das Volk. Nach ihrem Tode war eine Periode des Uebergangs unvermeidlich. Die eingeborenen Pastoren übernahmen die Leitung der Gemeinden gerade zu einer Zeit, als der den Häuptlingen erwiesene, unbedingte Gehorsam dem Drange nach persönlicher Freiheit wich. Diese Freiheit, wonach jeder das Recht begehrte, zu thun, was ihm beliebte, hatte natürlich schlimme Folgen und machte sich zu einer Zeit geltend, als ohnehin besonders verderbliche politische und soziale Einflüsse im Umlauf waren.

Eine weitere Ursache der Abnahme in der Zahl der Gemeindeglieder darf dem wieder aufgelebten Einfluß des kahuna zugeschrieben werden.

---

*) Nach den obigen Zahlen: 17 377 zu ca. 5000 doch über 300 pCt.! Beide Male ist von membership die Rede. Aber hier liegt vermutlich eine Verwechselung von adherents mit members vor.

**) Auch diese Allianz mit den Häuptlingen ist ein gefährliches Experiment, das man am wenigsten bei einer independentischen Freikirche anwenden sollte.

Digitized by Google

Dieses steht im engen Zusammenhang mit dem Dahinschwinden der Macht der Häuptlinge, welche viel dazu beigetragen hatten, die Macht dieser Schwarzkünstler in Schach zu halten. Kamehameha V. ließ den hula „Meistern" und dem kahuna wieder freies Spiel. Kamehameha III. und Kamehameha IV. waren entschieden gegen alles heidnische Wesen aufgetreten, und ihrer Macht war es gelungen, es ganz zurückzudrängen. Kamehameha V. hingegen war wohl im Grunde des Herzens selbst Heide; daher mochte es kommen, daß unter seiner Regierung das Heidentum wieder auflebte, während die eingeborenen Pastoren unfähig waren, dem Uebel wirksam entgegenzutreten. Noch ehe die Missionsväter sich ganz von dem Werke zurückzogen, sahen sie manche Anzeichen einer kommenden Reaktion und fühlten deutlich, daß verderbliche Einflüsse unter den ihnen anvertrauten Christen im Werke waren.*) Es ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, den Hang zu heidnischen Gebräuchen auszurotten bei Leuten, die unter seinem Einfluß aufgewachsen sind. Im bischöflichen Museum habe ich Götzen gesehen, die noch in den letzten Monaten angebetet worden waren; auch war ich Zeuge, wie ein eingeborener, christlicher Pastor zusammenschrak, als er unverhofft einem solchen Götzen im Museum gegenüberstand. In New-York sahen wir vor gar nicht langer Zeit, daß einem Knochen beinahe menschliche Ehren erwiesen wurden, wie in einer anderen Stadt einem Rock. Kann man sich da wundern, wenn man bei den Hawaii heidnischen Aberglauben findet, so doch bei Leuten, die nicht im Heidentum aufgewachsen sind, derartige Dinge noch vorkommen können.**) Der Gott der hawaiischen Fischer, Kaneaukai, wird heutigen Tages noch angebetet; so oft dieser Stein auch niedergerissen wurde, wurde er doch immer wieder aufgerichtet. So lange edlere Könige regierten, wurde dem Götzendienst Einhalt gethan; kaum aber war ihr Einfluß geschwunden, so kehrte das Volk zu seinen alten abergläubischen Sitten und Gebräuchen zurück, und die eingeborenen Pastoren, welche zum Teile selbst unter diesen verderblichen Einflüssen standen (!), waren unfähig, ihre Leute davor zu bewahren. Unter dem König Kalakaua schien es, als ob die schlimmsten Formen des Heidentums wieder aufleben sollten. Er gründete die Hale-Nana-Gesellschaft, reorganisierte förmlich die reaktionäre Partei mit allen ihren heidnischen Greueln und erklärte das Heidentum als Religion des Landes, sich selbst als dessen Prophet und Priester. Er beförderte den Hulaismus, den Kahunaismus und alle anderen Formen des Heidentums. Er brachte das Land unter den schlimmen Einfluß der Trunkenheit, Unzucht und verschiedener anderen Laster. Solch mächtigen Feinden gegenüber, wie sie sich besonders höheren Orts breit machten, konnten natürlich die eingeborenen Pastoren nur wenig ausrichten, und man darf sich nicht wundern, wenn der Erfolg ihrer Arbeit mangelhaft blieb.***) Viele eingeborene Christen haßten das alte Leben, konnten sich aber nicht ganz seiner

*) Um so unbegreiflicher ist die independentische Verblendung, daß sie die unreifen hawaiischen Christen sich selbst überließen!!

**) Nur hätte man dann nicht mit so viel Rhetorik von pfingstlichen Wundern und Geistesausgießungen reden sollen.

***) Und das alles sahen die independentischen Missionare und überließen ihre jungen Gemeinden doch allein diesen unfähigen eingeborenen Pastoren!

Digitized by Google

Macht entziehen. Sie verachteten die geheimen Trugkünste und geheimen Gebräuche des Kahuna, in Krankheitsfällen jedoch ließen sie sich nicht selten von ihren Frauen oder anderen Leuten überreden, seine Zauberformeln bei sich in Anwendung zu bringen. Zum größten Schaden der schwächeren Glieder schlich sich das Kahuna zuweilen sogar in die Kirche, mit einem Worte, sein Einfluß machte sich im Hause sowohl als in der Kirche geltend. Kein Wunder, daß auch einige Pastoren seiner satanischen Macht unterlagen.*)

Mit diesem Wiederaufleben des Kahunaismus geriet auch die Politik auf allerlei Irrwege. Kalakaua vergiftete die ganze politische Atmosphäre der Inselgruppe. So finanziell und sittlich bankerott er war, so besaß er doch Macht genug, seine Landsleute zu verderben. John L. Stevens erzählt in seiner Geschichte von Hawaii, daß Kalakaua sich von einem Chinesen bestechen ließ, ihm für die Summe von 75 000 Pfund Sterling eine Opiumlicenz zu erteilen, welche bereits für 80 000 Pfund Sterling an einen anderen Chinesen vergeben war. Ebenso verkaufte er Aussätzigen die Erlaubnis, frei herumzugehen, und verpachtete Grund und Boden, welcher dem Staat gehörte, für seinen eigenen Vorteil, obwohl dies dem Gesetz zuwider war. Er entwürdigte das Wahlamt, indem er an den Wahlstätten Soldaten aufstellte, um seine Gegner zu verhindern, ihre Stimme abzugeben. Er benützte die ihm als König zukommende Steuerfreiheit, um Getränke gewisser Firmen zollfrei ins Land zu bringen, und nahm selbst Tonnen Branntwein zu hunderten zollfrei in Empfang, welche er alsdann an die verschiedenen Wahlbezirke verschenkte, um dadurch die Wahl seiner eigenen Kandidaten zu sichern. Um einerseits seinen eigenen Lüsten zu fröhnen und andererseits seine politischen Bestrebungen zu fördern, organisierte er eine geheime Gesellschaft mit heidnischen Riten. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die eingeborenen Pastoren solcher Verderbtheit machtlos gegenüberstanden?**) Er benützte seine Königsrechte nur dazu, das Volk zu Grunde zu richten. Die Stärksten nur wagten es, seinem Willen entgegenzutreten; es gehörte ein wahrer Heldenmut dazu, seinen bösen Anschlägen zu trotzen. Pastoren und Diakonen standen unter dem Druck seiner Macht. Der alte Fetischdienst war mit einer solchen politischen und sittlichen Verderbtheit verbunden, daß es schien, als ob die Pforten der Hölle die Kirche zu überwältigen begehrten. Alle diese verschiedenen Einflüsse hatten in gewissen Fällen heftige politische Streitigkeiten in den Gemeinden zur Folge, von welchen etliche noch heutigen Tages sie aufregen.

Auch die Einführung asiatischer Arbeiter wurde dem Wachstum der Gemeinden hinderlich, obwohl dieselbe ja ihren guten ökonomischen Grund hat. Der lang vernachlässigte Grund und Boden mußte von fleißiger Hand bearbeitet werden. Schließlich wird diese massenhafte Einwanderung von Asiaten wohl Gutes zur Folge haben, indem letztere unter den Einfluß der

*) Gewiß kein Wunder, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß nur zum heiligen Dienst qualifizierte Leute in ihn berufen werden.

**) Warum in aller Welt setzte man denn nicht amerikanische Pastoren an ihre Stelle, wenn es doch offenbar war, daß die eingeborenen diesen Greueln einflußlos gegenüberstanden? Aber dieser gesunde Ausweg war gegen die independentische Doktrin.

Digitized by Google

Missionsarbeit kommen; und es werden gewiß manche der göttlichen Gnade zugänglich gemacht werden. Demungeachtet ist der Schade, welcher dem hawaiischen Volksstamm daraus erwächst, unverkennbar. Im Jahre 1863 übernahmen eingeborene Pastoren die Leitung der einheimischen Gemeinden; damals befanden sich auf der ganzen Inselgruppe nicht mehr als 1200 Asiaten; schon nach 12 Jahren waren ihrer 6000, nach 18 Jahren 18 000, und heute ist ihre Zahl auf 40 000 gestiegen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das hawaiische Volk sich eine derartige Ueberflutung von Fremden nicht ohne weiteres gefallen ließ. Die Mehrzahl dieser Einwanderer kamen durch Fleiß und Sparsamkeit nach und nach zu einem gewissen Wohlstand und verdrängten mit der Zeit die einheimischen Landeskinder aus ihren bisherigen Aemtern und Beschäftigungen. Da sie fast alle ohne Familien waren, wurden sie in vieler Beziehung Schmarotzer in den Häusern der Hawaiier. Mit ihnen verbreitete sich nicht nur viel Götzendienst im Lande, sondern auch das Spiel und allgemeine Sittenlosigkeit. Trinkhallen wurden eingerichtet und die Trunkenheit nahm überhand. Der billige, japanesische Branntwein wurde importiert, und es hat sich herausgestellt, daß in 1895 800 000 Tonnen mehr importiert wurden als im vorigen Jahre. Wie können die Eingeborenen diesen demoralisierenden Einflüssen des Orients widerstehen? Auch die amerikanischen Staaten leiden unter den üblen Folgen der Einwanderung, und doch leben dort verhältnismäßig wenig Ausländer im Vergleich zu der Zahl der Ausländer in den hawaiischen Inseln. Für einen Teil der genannten Uebel sind jedoch die Anglo-Sachsen verantwortlich. Sie haben die Güte der Eingeborenen schlecht belohnt, indem sie sie an Leib und Seele verdorben haben.*)

Am 14. Januar 1893 erklärte Liliuokalani ihre Absicht, eine neue Konstitution zu erlassen und beschleunigte damit den unvermeidlichen Zusammensturz. Als Königin verlangte sie absolute Autorität. Die Besten im Volke sagten: „Solange sie nicht über ihre konstitutionellen Rechte hinausgeht, mag's ja sein; andernfalls muß sie die Herrschaft niederlegen.“ Sie aber überschritt ihre konstitutionellen Rechte, folglich wurde sie abgesetzt und die Republik wurde erklärt. Die Vertreter dieser Republik sind tüchtige Leute, die ihr Vaterland lieb haben, charaktervolle, sittenreine Männer. Es ist die reinste Regierung der Erde, die es heute giebt.**) Gerade in jener Krisis brauchte man von dem Geiste der ersten Missionare beseelte Männer, und sie fanden sich auch. War es doch nicht nur eine Krisis für die Republik Hawaii, sondern auch für das Reich Gottes in diesem Lande. Die Regierung duldet fortan weder Sittenlosigkeit***), noch Fetischismus, Heidentum oder irgend eine andere Form

*) So sehr leider zugegeben werden muß, daß das liederliche Leben der Asiaten und noch viel mehr der Amerikaner für die leichtsinnigen Hawaiier eine große sittliche Versuchung ist, so ist doch nicht recht einzusehen, daß durch die asiatische Einwanderung das Wachstum der hawaiischen Gemeinden gefährdet werden müßte. Thäten diese Gemeinden an den heidnischen Fremdlingen ihre Missionspflicht, so müßten sie vielmehr gesegnet werden.

**) Wir sind nicht unterrichtet genug, um diese amerikanische Rhetorik auf ihre Wahrheit zu prüfen. Aber diese Superlative fordern die Kritik heraus.

***) Abwarten.

Digitized by Google

des Satanismus, sondern handhabt das Gesetz ohne Menschenfurcht und Menschengunst; ihr Wahlspruch ist: Festigkeit gepaart mit Milde, Gerechtigkeit verbunden mit Barmherzigkeit.

Die englische Sprache wird jetzt in allen öffentlichen Schulen gelehrt werden. (!) Eine Zeit lang waren alle früheren Methoden der Missionsarbeit in Unordnung geraten; jetzt wird unter neuen Bedingungen neu eingerichtet werden.

Die eingeborenen Geistlichen waren dieser schwierigen Lage nicht gewachsen*), und diejenigen, welche dafür stimmten, daß die ganze Verantwortung den eingeborenen Geistlichen übertragen werde, konnten unmöglich eine solche Verwickelung der Verhältnisse voraussehen.**) Der größere Teil der jetzigen Generation wird englisch verstehen; die nächste Generation wird sich kaum mehr einer anderen Sprache bedienen. Es ist dies in vieler Beziehung ein äußerst günstiges Moment.***) Mit der Sprachkenntnis finden bei den jungen Hawaiiern auch amerikanische, republikanische †), christliche Ideen Eingang. Der Kahuanismus, der Fetisch- und Götzendienst hingegen müssen mehr und mehr das Feld räumen.††) Die Tage des Kahuna sind gezählt: die kommende Generation wird seiner Macht trotzen, sich mit der Zeit überhaupt nicht mehr um ihn kümmern. Uebrigens ist seine Macht bereits gebrochen: die Leute werden nicht mehr von seinem unheilbringenden Schatten verfolgt. (?) Verächter des Götzendienstes werden nicht mehr mit Schmähungen überhäuft. Mit den Lastern der Civilisation haben auch einige ihrer Tugenden Eingang gefunden. Das geistliche Amt der eingeborenen Pastoren gewinnt jetzt an Macht.†††) Die neu gegründeten Schulen bilden eine neue Generation wohl unterrichteter, junger Leute heran. Ein neuer Tag bricht an: schon färbt sich der östliche Himmel mit der langersehnten Morgenröte.

Ein anderes, hoffnungsvolles Zeichen ist, daß der Missionsgeist wieder unter den Gliedern der einheimischen wie der fremden Gemeinden erwacht. In der im Juni gehaltenen Versammlung der association verpflichteten sich die einheimischen Gemeinden, in diesem Jahre 2000 Pfund Sterling für die auswärtige Mission zu erheben.††††) Auch herrscht im Volk großes Interesse für die Schulen. In Honolulu und an anderen Orten wird Mission unter den Chinesen, Japanesen und Portugiesen getrieben. Letztere bilden nämlich ein höchst wichtiges Element auf den Hawaii-Inseln. Edle Männer und Frauen, Söhne und Töchter von Missionaren geben ihre persönlichen Kräfte,

*) Aber es geschieht nichts, um sie durch amerikanische zu ersetzen. Nur an dem „Missions-Institut", das Missionare für Mikronesien ausbildet, ist ein zweiter amerikanischer Lehrer angestellt worden!

**) Aber jetzt sehen sie sie und helfen doch nicht.

***) Wir machen ein großes Fragezeichen.

†) Ob das ein Segen ist?

††) Müssen sie das vor der englischen Sprache und dem amerikanischen Republikanismus?

†††) Sind diese Pastoren über Nacht ihrem Amte gewachsen geworden?

††††) Das ist sehr erfreulich; aber die stetige Bauarbeit in den hawaiischen Gemeinden selbst sollte nicht hintangestellt werden.

Digitized by Google

Zeit und Geld für diese Missionsarbeit. Es gehört dieselbe zu dem Schönsten, was ich in Honolulu sah.

Hawaiische evangelische Association und die Centralunionskirche haben die Augen offen für ihre Pflichten und benützen jede sich darbietende Gelegenheit, das Reich Gottes zu verbreiten. Die Pflicht ist klar, die Gelegenheiten zur Arbeit mehren sich. Ich habe mir die Freiheit genommen, den Herren Rev. Birnie und Emerson, sowie den anderen verehrten Brüdern meine tief empfundene Ueberzeugung auszusprechen, daß eine lebendige Evangelisationsbewegung durch das ganze Land in Angriff genommen werden soll, und es sind bereits Schritte in dieser Richtung gethan, indem beschlossen worden ist, einen Evangelisten auszusenden und mit ihm mehrere gute Sänger. Das ist's, was not thut, „eine Moody- und Sankey-Campagne." Die Zeit für ein derartiges Unternehmen ist gekommen. Nichts kann die politischen Wunden besser heilen als eine wirkliche Erweckung; denn eine solche bringt Segen nicht nur auf geistlichem, sondern auch auf sozialem und politischem Gebiete.**) Lasset die Evangelisten hinausgehen! Die alte frohe Botschaft hat noch heute dieselbe Macht wie früher. Wer kann sagen, ob die herrlichen Tage der ersten Zeugen nicht wiederkommen? O, möge der Herr auf diese schönen Hawaii-Inseln einen reichen Pfingstsegen ausgießen!

Nachschrift. Es ist ein sehr trübes Bild, welches die einst so bewunderte hawaiische Mission heute darbietet, und das traurigste daran ist, daß der Hauptteil der Schuld auf den American Board selbst fällt. Unser Berichterstatter deutet das wenigstens an, aber er geht viel zu oberflächlich darüber hinweg. Die größten Fehler, welche in der gegenwärtigen evang. Mission gemacht worden sind, haben gerade auf ihren fruchtbarsten Arbeitsgebieten stattgefunden, und sind von independentischen Missionsleitungen begangen worden, nämlich auf den Hawaii-Inseln und auf Madagaskar. Diese Fehler haben zuerst darin bestanden, daß in Anlehnung an die Mitwirkung der politischen Gewalten, Häuptlinge und Könige, bzw. Königinnen, Massen von Zehntausenden in kurzer Zeit in die christliche Kirche aufgenommen worden sind, ohne daß sie innerlich dafür reif gewesen, und daß man trotzdem in der superlativischsten Rhetorik diese Massentaufen als pfingstliche Wunder gerühmt hat. Und noch viel größer und verhängnisvoller ist der zweite Fehler, daß man, statt diese Massen als unmündige Kinder zu behandeln, welche noch lange der Unterweisung, Zucht und Leitung der fremden Missionare

**) Das ist wieder amerikanisch: durch ein künstliches revival helfen zu wollen. Was wirklich not thut, das ist ein in seinen Aufgaben gewachsener und im Glauben gefesteter Pastorverstand, der treu ist in der soliden Gemeindearbeit.

Digitized by Google

bedurften, sie als reife Männer ansah, in deren eigne Hände Pflege, Organisation und Leitung der Gemeinden gelegt werden könne. Es ist ja ein über alle Diskussion erhabener missionarischer Grundsatz, sobald und soviel als möglich eingeborne Mitarbeiter zu gewinnen; aber dieser Grundsatz wird geradezu zur Karikatur, wenn man in doktrinärer Verblendung die Hauptarbeit in die Hände von Gehilfen legt, die keine andre Qualifikation besitzen, als daß sie Eingeborne sind, und nicht nur an Bildung und Charakterreife, sondern auch an sittlicher Festigung und religiöser Gründung die empfindlichsten Mängel haben. Sehr treffend hat einmal irgend ein Südseemissionar gesagt: Unsre eingebornen Gehilfen sind gute Unteroffiziere, aber sie haben durchaus noch nicht das Zeug, als Offiziere verwendet zu werden. Es ist schon etwas, wenn man gute Unteroffiziere an ihnen hat; nur soll eine verständige Missionsleitung zur Zeit auch nicht mehr aus ihnen machen. Aber der doktrinäre Independentismus hat eine Decke vor den Augen. Trotzdem in Hawaii (und auch in Madagaskar) nicht nur große gemeindliche Schäden, sondern auch die Unfähigkeit der eingebornen Pastoren, ihnen erfolgreich entgegenzuwirken, offen zutage lagen, hat sich der American Board schon in den Jahren 1863—70 von der Leitung der hawaiischen Mission zurückgezogen und die durch eine Menge widerchristlicher Strömungen sehr verantwortungsreiche Gemeindearbeit ganz in die Hände von unfähigen Hawaiiern gelegt. Als in der Nigermission die Thatsache offenbar wurde, daß unter der ausschließlichen Arbeit von Afrikanern das christliche Gemeindeleben verwahrloste, da hat die Church M. S. neben sie und über sie wieder europäische Missionare gestellt trotz des für diese gefährlichen Klimas. Aber dem Independentismus mangelt Einsicht und Wille, seine Fehler zu verbessern. Der Independentismus mag ganz gute missionarische Pionierdienste thun und vielleicht auch Einzelbekehrungen zu stande bringen, aber er vermag nicht eine Kirche zu gründen und zu leiten. In Hawaii (wie in Madagaskar) steht er fast vor dem Bankerott. Und trotz dieser schreienden Thatsache ist der American Board heute wieder im Begriff, denselben verhängnisvollen independentischen Fehler in Japan zu machen. Ohne Prophet zu sein, wird man voraussagen können: zieht der Am. Board wirklich immer mehr von seinen Missionaren aus Japan zurück, so wird nach 2—3 Jahrzehnten die in Hawaii gemachte Erfahrung sich wiederholen, daß die durch ihn gesammelten Gemeinden sich immer mehr verringern oder von ihm abfallen. Man möchte Thränen darüber ver-

Digitized by Google

gießen, daß gerade auf so fruchtbaren evangelischen Missionsgebieten aus Mangel an pädagogischer Weisheit independentische Verirrung dem Werke so großen Schaden gethan hat. In Hawaii hat sich das bereits gezeigt, Madagaskar steht jetzt in der Krisis und für Japan ist sie im Anzuge. Es ist ein schmerzliches Bekenntnis, welches die Leitung des Am. Board im Jahresbericht pro 1895, S. 91 macht: „Der Am. Board und die Gemeinden dieses Landes (Nordamerikas) haben keine größere Autorität und Kontrolle über die independentischen Gemeinden Japans als sie sie über die kongregationalistischen Gemeinden Chikagos haben. Diese Gemeinden berufen und entlassen ihre Pastoren und treiben ihr Werk ganz unabhängig von der Mission. Der Board legt es überall darauf an, Gemeinden zu organisieren, welche zu dem möglichst frühen Termine ihre Angelegenheiten ganz selbst verwalten. In Japan ist das im großen Umfange bereits durchgeführt." — Aber ob wirklich die Reife dazu vorhanden, das kommt weniger in Betracht. Nur früh selbständig, das ist die Losung.

Schon seit Jahrzehnten erfährt man durch das Organ des Am. Board nichts mehr über die hawaiischen Gemeinden. In dem letzten Jahresbericht heißt es (S. 99): „Was die Zukunft des vor 75 Jahren auf diesen Inseln begonnenen Werkes betrifft, so kann sie kein Mensch vorhersagen, aber wir sind gewiß, daß kein Werk vergeblich ist in dem Herrn." Das klingt sehr matt und sieht nicht darnach aus, als ob man die eignen großen Fehler erkenne und verbessern wolle. Ja, man rühmt sich noch dieser Fehler: „Durch den Einfluß und die Mitwirkung von Gliedern der amerikanischen Mission war für das Volk von Hawaii seine eigne göttliche Autonomie (!!) und die independentische Kontrolle seiner Gemeinden gesichert." Und dann heißt es weiter: „Es wird von der Weisheit und dem christlichen Geiste der (eingeborenen) Leiter dieser Gemeinden abhängen, ob sie Fortschritte machen in der Erleuchtung oder ob es rückwärts wieder in die heidnische Finsternis hineingeht." Und der Am. Board steht ruhig dabei und beobachtet dieses Schauspiel!! Doch nein, er thut mehr, er fragt zuletzt: „wer will die Stelle einer Leitung dieses . . . Volkes übernehmen?" Es ist wirklich schwer, solchem Doktrinarismus gegenüber nicht harte Worte zu gebrauchen.

Nach meinerseits unkontrollierbaren Angaben soll heute die Gesamtzahl der evangelischen Hawaiier (einschließlich der halbblütigen) ca. 15000 „Christen" (nicht members) betragen, die aber nicht alle zu der association (d. h. den eingebornen Independenten) gehören; die Gesamt-

Digitized by Google

zahl der reinen Hawaiier soll sich auf 34 500 belaufen. Von der 27 600 Seelen zählenden katholischen Bevölkerung des Inselreichs sollen rund 13000 eingeborene Hawaiier sein. Jedenfalls hat Rom von dem Verfall und Abfall der hawaiischen Gemeinden des Am. Board den Hauptvorteil gezogen. Während Rom die Zahl seiner europäischen Missionspriester beständig vermehrte — jetzt hat es ihrer dort 24 — beging der Am. Board die independentische Weisheit, seine Missionare zurückzuziehen und es den eingebornen Pastoren zu überlassen, ob und wie sie mit den geriebenen Sendlingen der Propaganda fertig würden. Der Board hatte sich einmal verritten in die Doktrin einer selbständigen Hawaiikirche und nun hieß es: Fiat independentia et pereat ecclesia. Ach, daß der viele Schaden endlich den doktrinären Bann brechen möchte! Wir fürchten, wenn das nicht bald geschieht, geht's auch mit der amerikanisch-hawaiischen Mission in Mikronesien in eine gefährliche Krisis. Seit Jahren flehen wir förmlich den Board an, die dortige Arbeit doch nicht zu ausschließlich den eingebornen Lehrern zu überlassen — bis heute vergeblich!! Es sind neben 2 Missionsärzten nur 5 amerikanische Missionare auf diesem ausgedehnten insularischen Missionsgebiete mit 40 Stationen und 21000 Christen, von welchen 5392 als members bezeichnet werden; und diese 5 Missionare, die meist mit Seminararbeit überlastet sind, sollen 6 hawaiische und 28 eingeborene (mikronesische) Pastoren, 30 eingeborene Prediger und 57 eingeborene Lehrer in 48 weit voneinander abliegenden Gemeinden überwachen! Wird die Zahl der amerikanischen Missionare nicht vermehrt, so vermehren sich dagegen die Konflikte mit den weißen Händlern und den Beamten der Protektorate. Ach, daß unsre Stimme laut genug wäre, um endlich einmal Eindruck zu machen auf die Prudential Committee im Congregational House zu Boston. Warneck.

Der Studenten-Bund für Mission.*)

Infolge der Anregung durch die Liverpooler studentische Missionskonferenz (A. M. Z. 1896, 122) hat sich nun auch ein deutscher Studentenbund für Mission konstituiert, der den nachstehenden Aufruf veröffentlicht:

Kommilitonen aller Fakultäten!

Auf dem Gebiete der Mission ist in dem letzten Jahrhundert ein Umschwung eingetreten, der den kundigen Mann staunen macht. Die Kirche, welche

*) Durch Versehen leider verspätet.

Digitized by Google

so lange den Befehl des Herrn Jesu vernachlässigt hat, ist aufgewacht, und der Herr hat angefangen seine Verheißungen zu erfüllen. Schon rauscht der Geist des Lebens durch die Totengebeine, und es regt sich hin und her auf dem weiten Leichenfelde.

Man hat mit Recht unser Zeitalter das Missionsjahrhundert genannt. Die letzten Jahrzehnte vor allem haben eine Ernte gezeitigt, welche die der vorhergehenden Jahre bei weitem überwiegt. Die Kirche Christi erkennt es wieder als ihr Vorrecht und als ihre Pflicht, Mission zu treiben. Und doch — wie wenig ist geschehen im Verhältnis zu dem, was geschehen soll! Das Testament unseres Herrn heißt, Mark. 16, 15:

„Gehet hin in alle Welt
und prediget das Evangelium aller Kreatur."

Dieser Befehl wartet noch auf seine Erfüllung. Er gilt jedem Gläubigen, und jeder, dem Jesus Christus der Herr ist, muß zu diesem Befehl persönliche Stellung nehmen.

Vor allem, Kommilitonen, tritt jetzt die Mahnung an uns heran, jetzt, wo der Herr, der die Weltgeschichte zur Erbauung seines ewigen Reiches leitet, so viele Schwierigkeiten hinweggeräumt hat. Durch Welthandel und Verkehr, durch Kolonisation und Forschungsreisen hat er uns Wege gebahnt in alle Welt; viele Thüren sind geöffnet, die noch bis in die jüngste Zeit dem Evangelium für immer verschlossen schienen. Die Heiden haben vielfach zu den angestammten Volksreligionen das Zutrauen verloren, und in weiten Kreisen macht sich die Sehnsucht nach etwas Neuem geltend. Was soll dieses Neue sein? — Die Scharen des falschen Propheten ziehen schon von allen Seiten heran, und sie werden die weiten Felder einnehmen, die jetzt noch brach liegen und der Bestellung harren, wenn wir nicht dem Befehl des Herrn Gehorsam leisten.

Es ist doch eine beklagenswerte Thatsache, daß ganze Völker, die noch vor wenigen Jahren gern das Evangelium aufgenommen hätten, die sogar laut nach Missionaren gerufen haben, nun fast unwiederbringlich eine Beute des Islam geworden sind, weil es an Missionsarbeitern mangelte. Hier hat die Christenheit eine Schuld einzulösen, die jedem Jünger unseres Heilandes auf der Seele brennen sollte.

Und wir, Kommilitonen auf deutschen Hochschulen, wollen wir die Hände in den Schoß legen und dem allen ruhig zusehen! Hier in der Heimat ist manche überschüssige Kraft, draußen ist Mangel und Not, sodaß selbst die dringendste Arbeit kaum geleistet werden kann. Wir wollen uns ja nicht für zu gut halten, solche Arbeit zu thun, gilt es doch Seelen zu retten, für die Christi Blut geflossen ist. Gerade wir haben doppelten Grund die besondere Gabe, die besondere Bildung, die durch Gottes Freundlichkeit uns allen auf deutschen Hochschulen geboten wird, willig und dankbar in seinen Dienst zu stellen, auch im Kampf für seine Sache unter den Heiden. Darum laßt uns Einkehr halten bei uns vor Gott, unserm Herrn, und in Beugung fragen:

Herr, willst Du mich senden?

Viele von Euch haben wohl schon mehr oder weniger von der gewaltigen Missionsbewegung unter den Studenten Amerikas und Englands gehört, wo

Digitized by Google

sich insgesamt über 4000 Studenten dem Missionsdienste geweiht haben, von denen bereits fast 1000 hinausgegangen sind. Hier handelt es sich wahrlich nicht um amerikanische oder englische Ideen, wie manche gerne ablehnend einwerfen möchten, sondern um eine große Sache unseres Gottes, die getrieben werden muß.

Studenten französischer und skandinavischer Hochschulen und solche anderer christlicher Länder haben sich zu Missionsverbänden zusammengeschlossen; und auch deutsche Studenten haben sich auf der großen internationalen studentischen Missionskonferenz zu Liverpool im Januar dieses Jahres zu einem Bunde für die Mission zusammengethan. Auf der am 28. März dieses Jahres in Halle a. S. abgehaltenen Konferenz wurde der Name „Studenten-Bund für Mission“ angenommen, welchem die dort anwesenden 15 Studenten beitraten unter Anerkennung der folgenden Satzungen:

§ 1. Der Studenten-Bund für Mission ist ein Gebets- und Werbebund für die Mission.

§ 2. Mitglied kann jeder Student werden, der auf dem Grund der Schrift stehend, im Glauben an Jesum Christum als an seinen Gott und Herrn an der Verwirklichung des Missionsbefehls mitarbeiten will.

§ 3. Diese Verwirklichung erstrebt er, indem er sich vor dem Herrn die Frage stellt, ob er selbst Missionar werden soll, und indem er andere für das Missionswerk zu gewinnen sucht.

§ 4. Diejenigen, welche sich vor Gott darüber klar geworden sind, daß der Ruf des Herrn an sie ergangen ist, und fest entschlossen sind, in die Mission zu gehen, thun dies kund, indem sie ihre Namen in die Liste der zukünftigen Missionare des Bundes eintragen.

Wen erwarten wir also als Mitglied? — Was erwarten wir von einem Mitglied? —

Kommilitonen aller Fakultäten im weitesten Sinne des Worts sind willkommen; doch nicht Studenten, die vor dem Examen die Fahnenflucht ergreifen, nicht Kandidaten, welche auf fünf Jahre hinausgehen, um dann zurückzukehren und eine gute Pfründe zu erhalten, sondern Studenten, die ihr Studium mit dem entsprechenden Examen beendigen, Studenten und Kandidaten, deren Herzen von Jesusliebe brennen, die ihr ganzes Leben dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn weihen und ihn verherrlichen wollen. Denn nur wer selbst aus Erfahrung weiß, was Sünde und Gnade ist, kann verlorene Seelen für Jesum gewinnen. Wir wollen nicht für eine bestimmte Missionsgesellschaft werben, sondern für die Mission. Wir überlassen es dem einzelnen, nach Gottes Führung irgend einer Missionsgesellschaft seine Dienste anzubieten. Wir wollen keinen Enthusiasmus, der doch bald wieder verfliegt, sondern Glaubensgehorsam, kein in freudiger Erregung ausgesprochenes Gelübde, sondern bittende Frage in ernstlichem Gebet vor Gott.

So ist die Kernfrage für einen jeden die, ob der Herr ihn in der Heidenwelt gebrauchen will; und der Bund besteht einerseits aus denen, die schon fest entschlossen sind, in die Mission zu gehen, andererseits aus solchen Mitgliedern, die nach dem Ruf des Herrn ausschauen. Daneben ist es Pflicht aller Mitglieder, für die Mission und besonders für den Bund fürbittend ein-

Digitized by Google

zutreten, andere für das Missionswerk zu werben und sich mit dem Studium der Mission zu beschäftigen. Wer hierin mit uns eins ist in dem Herrn, der ist uns willkommen. Und nun wohlan denn, Kommilitonen, die Ihr dem Herrn Euer ganzes Leben zur Verfügung stellen wollt, wohlan alle, die Ihr die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi lieb habt, reicht uns die Hand zum Bunde!

Und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern. (Psalm 90, 17.)

Das geschäftsführende Komitee des Studenten-Bundes für Mission:

Ernst Hartwig, stud. theol., Vorsitzender, Halle a. S., Mittelstr. 10.
Theophil Mann, stud. phil. et theol., Schriftführer, Straßburg i. E., Kageneckerstr. 7.
Detwig von Oertzen, stud. theol., Kassierer, Berlin N., Novalisstr. 1.
Gottfried Simon, desig. Missionar der rheinischen Mission, Barmen, Missionshaus.

Wir begleiten diesen Aufruf mit dem herzlichen Wunsche, daß der neu gegründete Studentenbund frisch und fröhlich aufblühen und dem Werke der Mission aus der akademischen Jugend, namentlich den Theologen aber auch den Medizinern, viele tüchtige Arbeiter zuführen möge. D. H.

Die römische Mission in den deutschen Schutzgebieten.

Rede des Prinzen von Arenberg auf der Katholikenversammlung in Dortmund.*)

Zum zweiten Male ist mir der überaus ehrenvolle und hocherfreuliche Auftrag geworden, auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands über die Heidenmission in den deutschen Kolonien zu reden; ein überaus ehrenvoller Auftrag, weil es für einen deutschen Katholiken kaum eine größere Ehre geben kann, als die Erfolge deutscher Heidenapostel zu verkünden und zu feiern, eine hocherfreuliche Aufgabe aber um deswillen, weil, wie ich es Ihnen nachzuweisen mir erlauben werde, kein Zweig unseres kirchlichen Lebens sich eines so gedeihlichen und fruchtbaren Wachstums erfreut als die Heidenmission in den deutschen Kolonien. Nachdem deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Tapferkeit weite Gebiete des dunklen Erdteils dem Reiche erworben, hatte die katholische Kirche Deutschlands an mehreren Millionen Heiden ihre göttliche Mission zu erfüllen. Daraus erwuchs uns Katholiken

*) Nach der „Germania" Nr. 199, 1. Blatt. — Ich gebe diese Rede ohne Kommentierung meinerseits, weil sie nützlich zu lesen ist. Ob wir es wohl einmal erleben werden, daß sich evangelische Reichstagsabgeordnete so für die evangelische Mission interessieren und in der Oeffentlichkeit so ihre Sache führen werden, wie der Prinz von Arenberg die Mission seiner Kirche vertritt! Wir wollen die Mission nicht zu einer politischen Angelegenheit gemacht haben, wie das Centrum sie dazu gemacht hat; aber das darf man den evangelischen Kolonialpolitikern zumuten, daß sie sich ebenso um die Mission ihrer Kirche bekümmern und für sie eintreten, wie es die katholischen Kolonialpolitiker mit der Mission ihrer Kirche thun. Wck.

Digitized by Google

eine doppelte Pflicht: 1. als politische Partei unsern ganzen politischen Einfluß dahin wirken zu lassen, daß die Verbreitung von Christentum und Kultur in der Kolonialpolitik die ihr gebührende Stelle einnehme, 2. aber, weil Kultur ohne Christentum und dieses wiederum ohne Missionierung undenkbar ist, das Missionswerk selbst und unmittelbar so zu unterstützen, daß es als Unterlage und Rückhalt für unsere (des Centrums) kolonial-politische Aktion dienen konnte. Als die mächtigste Partei im Parlamente vor die kirchliche und staatliche Interessen gleich nahe berührende kolonial-politische Aufgabe gestellt war, machte das Centrum seine maßvolle aber nachhaltige Mitwirkung von zwei Bedingungen abhängig, von denen die eine sich aus der Natur der Sache, die andere aus unseren politischen Grundsätzen ergiebt: Schutz der Missionare und Wahrung unbedingter Parität. (Bravo!) Es ist mir eine Pflicht und zugleich eine hohe Genugthuung, hier vor Ihnen bezeugen zu können, daß bei Wahrung vollster Selbständigkeit in der Ausübung des Missionswerks, unsere katholischen Missionare von Reichswegen jede nur wünschenswerte Unterstützung und Förderung erfahren haben, (Bravo!) und zwar bezieht sich dies nicht nur auf ihre Thätigkeit in den Kolonien selbst, sondern auch auf die Zulassung in Deutschland bei allen denjenigen Missionsorden und -Kongregationen, welche sich zur Uebernahme eines bestimmten Missionsgebietes bereit erklärten. Im Jahre 1890, ehe das Centrum aktiv in die Kolonialpolitik eingetreten war, bestand in Deutschland noch kein einziges Missionshaus, heute in kaum 6 Jahren, zählen wir deren 7 (Bravo!) und zwar:

1. In der Erzdiözese Köln das erst vor kurzem eröffnete Missionshaus der Väter vom hl. Geist in Knechtsteden mit 4 Patres, 3 Brüdern und schon 20–30 Zöglingen.

2. In der Diözese Limburg das Missionshaus der Pallotiner in Limburg mit 50 Brüdern, 30 Schwestern und 50 Zöglingen in der Filiale Ehrenbreitstein. (Bravo!)

3. In der Diözese Breslau das Missionshaus der Priester vom göttlichen Wort in Heiligkreuz mit 11 Priestern, 44 Laienbrüdern und 115 Zöglingen. Bekanntlich besitzt dieselbe Genossenschaft eine ebenfalls rein deutsche Anstalt in Steyl in Holland mit 23 Priestern und 332 Zöglingen. (Bravo!)

4. In der Diözese Fulda die Kongregation der Oblaten, welche die Missionierung Südwestafrikas übernehmen sollen.

5. In der Diözese Augsburg das Benediktinerkloster von St. Ottilien mit 11 Priestern, 19 studierten Patres, 53 Brüdern, 12 Postulanten, 50 Zöglingen – im Schwesterhaus 59 Schwestern und 10 Novizen.

6. In der Diözese Trier die Kongregation der weißen Väter mit 26 Priesteralumnen und einem Missionshaus in Luxemburg für die Ausbildung der Laienbrüder.

Endlich 7. in der Diözese Münster das erst vor wenigen Wochen gegründete Haus der Missionare vom h. Herzen.

Ich möchte Sie besonders auf die große Zahl der Alumnen und Postulanten aufmerksam machen und noch auf den Umstand, daß diese sämtlichen Kongregationen nur deutsche Mitglieder haben und jede eine eigene Provinz

Digitized by Google

bildet. Und wie stehts draußen in den Kolonien? Bei Beginn der Kolonialbewegung bestand in Togo, Kamerun und Neu-Guinea gar keine katholische Mission, in Ostafrika, und zwar unter ausschließlich französischer Leitung nicht der fünfte Teil der heutigen Niederlassungen. Heute zählt Deutsch-Ostafrika allein 8 apostolische Vikariate, in welche sich die weißen Väter, die bayrischen Benediktiner und die Väter vom hl. Geist teilen, 3 Bischöfe, 1 apostolischer Provikar, 53 Priester, 46 Brüder, 43 Schwestern, im ganzen also 146 Missionare und eine entsprechende Anzahl eingeborener Katecheten. Viele hunderte von Kindern sind in den Waisenhäusern und Schulen untergebracht und die Zahl der meist in eigenen Dörfern angesiedelten Christen beläuft sich auf tausende. Die apostolische Präfektur Togo, ein verhältnismäßig kleines Gebiet, steht unter den Vätern vom göttlichen Wort; sie zählt 5 Haupt- und 5 Nebenstationen, 12 Knaben- 2 Mädchenschulen, 7 Priester, 8 Laienbrüder, 18 schwarze Katecheten und 2 Katechetinnen. Die apostolische Präfektur Kamerun wird von den Pallotinern geleitet und in 5 Stationen durch 7 Patres, 12 Brüder, 7 Schwestern und unterrichtet in ihren Schulen schon über 800 Kinder. Die Mission vom hl. Herzen im Bismarck-Archipel, also nahe Neu-Guinea, besitzt 5 Hauptstationen, 1 Bischof, 7 Priester, 17 Brüder, 21 Schwestern; allein seit August 1895 ist an cirka 1700 Eingeborene die heilige Taufe gespendet worden. (!) In Südwestafrika und Neu-Guinea wird die Errichtung von Missionen vorbereitet und nur durch hier nicht weiter interessierende Umstände verzögert. Ich habe mich bemüht, diese thatsächlichen Angaben möglichst zusammenzudrängen, um Sie nicht durch einen Zahlenbericht zu ermüden; immerhin bin ich mir bewußt, daß diese Thatsachen und diese Zahlen selbst eine ungleich beredtere Sprache zu Ihnen reden, als alles, was ich Ihnen dazu sagen könnte. Der unabweisbare Schluß, der sich aus denselben ergiebt, und den sowohl die hochwürdigsten Herren Bischöfe der vorgenannten Diözesen, als auch sämtliche Leiter der betreffenden Ordensgenossenschaften mir bestätigen werden, ist folgender: Seit die deutschen Katholiken und insbesondere seit das Reichstagscentrum in die Kolonialbewegungen eingetreten sind, hat das Werk der Heidenmission einen ungeahnten Aufschwung genommen. (Bravo!) Die Berufe mehren sich mit jedem Tage, so daß die Missionsgesellschaften gar nicht im stande sind, alle sich meldenden Jünglinge aufzunehmen. Und weil die vorgenannten Orden, mit einer einzigen Ausnahme, ihre Thätigkeit nicht auf die deutschen Schutzgebiete beschränken, dieselben vielmehr, und sogar vorwiegend in nicht deutschen Ländern ausüben, hat dieser Aufschwung des Glaubenseifers in Deutschland für die Verbreitung der katholischen Heilswahrheit über die ganze Welt die wirksamsten und segensreichsten Folgen gehabt. (Bravo!) Wahrlich! ein herrlicher, ein vielversprechender Anfang, aber doch immer nur ein Anfang angesichts der großartigen Aufgaben, die unserer harren, und angesichts auch des gewaltigen Vorsprungs, den auf dem Gebiete der Heidenmission andere europäische Völker vor uns inne haben! — Es ist in der That hohe Zeit, daß die deutsche Nation sich auch auf diesem Gebiete ihrer hohen Kulturaufgabe voll gewachsen zeige! Und dazu bedarf es jenes zweiten Erfordernisses, das ich mir eingangs meiner Rede zu erwähnen erlaubte, nämlich der unmittelbaren und energischen Förderung des Missionswerks selbst durch

Digitized by Google

alle deutschen Katholiken. Oder soll man vielleicht im Reichstag sagen dürfen: Das Centrum erhebt den Anspruch, seine Anschauungen und Grundsätze in der Kolonialpolitik geltend zu machen, es verlangt, daß überall die Interessen der Christianisierung und Kultur allen anderen Interessen vorangestellt werden, aber die Leistungen der kath. Missionen entsprechen auch nicht entfernt dem thatsächlichen Bedürfnis und die Kolonialpolitik des Centrums findet keine Unterstützung beim kath. Volk? Nein! meine Herren! Solches darf und wird auch, so Gott will, nicht gesagt werden! (Bravo!) Es giebt in der Politik manche Gebiete, auf denen sich die Interessen von Kirche und Staat gegensätzlich verhalten, andere, auf denen sich ein nicht immer zu versöhnender konfessioneller Antagonismus geltend macht. — Hier führt ein vollständig geebneter Weg zum erhabensten Ziele. Wie ich bereits zu bemerken die Ehre hatte, ist in der gegenwärtig betriebenen Kolonialpolitik nicht nur die Parität vollständig gewahrt, der Schutz der Missionare soweit gewährleistet, als es in diesen Ländern überhaupt möglich ist, sondern es ist auch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit von seiten der Regierungen der Grundsatz ausgesprochen und bethätigt worden, daß eine Kolonialpolitik ohne Missionsthätigkeit undurchführbar, ja überhaupt undenkbar sei. (Bravo!) Mehr als diese Zugeständnisse dürfen und wollen wir von den staatlichen Behörden nicht verlangen, vor allem keine finanzielle Unterstützung! Denn die Erfahrung hat uns doch sattsam belehrt, daß, wer mithaftet, auch mitzuraten hat, und hier kommt es vor allen anderen Dingen darauf an, daß die Kirche das Missionswerk in vollster Selbständigkeit und ohne jede Beeinflussung seitens des Staates übe. (Bravo!) Und hier liegt für uns der wunde Punkt. Trotz des geradezu unerhörten Aufschwungs, den das Werk der Heidenmission in Deutschland genommen, trotz der Begeisterung, die es unter den deutschen Jünglingen weckt, und des naturgemäß gesteigerten Bedürfnisses haben die Einnahmen des deutschen Afrikavereins in der letzten Zeit eher ab- als zugenommen. Ich bin sehr weit entfernt, anzunehmen, daß Interesse und Opferwilligkeit für die Heidenmission im katholischen Volke abgenommen hätten, vielmehr bin ich fest überzeugt, daß die Ursache jenes nicht ganz unbedenklichen Symptoms in der Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse liegt. Aber es spielt hier noch ein anderer Faktor mit, jener Zug des deutschen Charakters nach Zersplitterung und Sondersucht. Daß die einzelnen Missionsgenossenschaften Gaben sammeln, daß sie überall mächtige und freigebige Gönner zu gewinnen trachten, ist nicht nur natürlich, sondern direkt notwendig. Wenn aber solche einzelne Genossenschaften besondere Missionsvereine gründen, so machen sie nicht nur dem Afrikavereine, sondern auch einander unter sich Konkurrenz, und wenn jede einzelne unserer Missionskongregationen einen eigenen Missionsverein gründen wollte, so würden die in ärmeren oder konfessionell gemischten Gegenden Angesiedelten erheblich zu kurz kommen.

Ein so großartiges, schwieriges, umfassendes Unternehmen wie die Heidenmission erfordert vor allen Dingen eine starke Organisation, eine beständige und genaue Uebersicht des jeweiligen Bedürfnisses im einzelnen Falle und eine ganz unparteiische Leitung. Alle diese Erfordernisse lassen sich nur in der Einheitlichkeit und Koncentration der Kräfte und des Wirkens erreichen

Digitized by Google

und deswegen kann ich Ihnen den Afrikaverein nicht dringend genug empfehlen! Er umfaßt alle Missionsanstalten und Zwecke mit der gleichen Liebe und dem gleichen Interesse und ist bestimmt und geeignet, uns Parlamentariern für die Kolonialpolitik jene Grundlage und jenen Rückhalt zu geben, die, wie ich Ihnen gezeigt, wir gar nicht entbehren können. (Bravo!) . . .

Nun zum Schluß! Die Kolonialpolitik bildet zwar nur einen relativ geringen Teil unserer gesamten politischen Thätigkeit, aber die Heidenmission ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Kirche, die alle Völker lehren und alle Völker taufen soll, deren lebenskräftige Glieder wir sein sollen, so daß ihr Anliegen unsere Anliegen, ihre Aufgaben unsere Aufgaben sind! (Bravo!) Fördern wir das Missionswesen mit warmem Herzen und offener Hand, und treiben als gute Patrioten eine gesunde Kolonialpolitik, so dienen wir gleichzeitig Gott, seiner hl. Kirche und unserem heißgeliebten Vaterlande. (Stürmischer, anhaltender Beifall.)

M. Müllers Psychologische Religion.*)

Während der erste Kursus dieser Vorlesungen als Einleitung einen orientierenden Ueberblick gab über die verschiedenen Auffassungen von Religion und die wichtigsten Religionsurkunden, der zweite vom Glauben der Völker an das Unendliche in der Natur, also von der Naturreligion oder, wie M. M. sagt, von der Physischen Religion handelte und der dritte sich mit dem Glauben an das Göttliche in der menschlichen Seele der Anthropologischen Religion beschäftigte, hat es der jetzt vorliegende vierte und abschließende Kursus „mit dem Verhältnis zwischen diesen beiden Arten des Unendlichen zu thun und die Vorstellungen zu erklären, welche einige der hauptsächlichsten Völker der Welt sich über das Verhältnis zwischen der Seele und Gott gebildet" (58). Oder während die Physische Religion die Entdeckung Gottes, die Anthropologische die Entdeckung der Seele sich zur Aufgabe stellt, soll die Psychologische die Entdeckung der Einheit Gottes und der Seele geschichtlich aufweisen, und zwar als den endgiltigen Abschluß aller Religion und aller Philosophie (Vorw. V. VIII). Als Psychologische Religion bezeichnet Müller diese Einheit Gottes und der Seele, weil „dem Forscher das wahre Verhältnis der zwei Seelen, der menschlichen und der göttlichen, so klar ist oder sein soll wie ein streng logischer Syllogismus" (90). „Die Brahmanen nennen es Selbstkenntnis, d. h. die Kenntnis, daß unser wahres Selbst, wenn es irgend etwas ist, nur dasjenige sein kann, welches alles in allem ist, und neben dem es nichts anderes giebt" (92). Weil diese Psychologische Religion „die höchste im Bereiche des menschlichen Geistes liegende Erkenntnis Gottes ausdrückt" (Vorw. XVI), so giebt ihr M. M. auch den Nebentitel: Theosophie. Man kann sie auch als mystischen Pantheismus oder als pantheistische Mystik bezeichnen, nur daß unter dieser Mystik wesentlich die erkenntnismäßige Einheit der menschlichen und der göttlichen Seele gedacht wird, eine Auffassung, die überhaupt für den Religionsbegriff

*) „Theosophie oder psychologische Religion." Aus dem Englischen von Winternitz. Leipzig, Engelmann, 1895. 15 M. Vierter und letzter Band der Gifford-Vorlesungen über natürliche Religion.

Digitized by Google

M. Müllers charakteristisch ist, nämlich daß die Erkenntnisseite wenn nicht alles beherrscht, so doch immer vorschlägt.

Wir übergehen, was der Verfasser in diesem Bande abermals über den Nutzen des vergleichenden Religionenstudiums, über den wahren Wert der heiligen Bücher und über die historische Verwandtschaft aller Religionen und Philosophien (Vorl. 1—3) sagt, um uns sofort zu dem indischen Religionsideal zu wenden, in welchem Müller das Religionsideal überhaupt, oder wenigstens die Ahnung des Religionsideals erblickt, das allerdings erst im Christentum seinen vollkommenen Ausdruck findet (534). Während es nämlich Religionen giebt, in denen für eine Annäherung der individuellen Seele an Gott oder für den Glauben, daß sich die Seele in Gott wiederfinde, gar kein Platz zu sein scheint, z. B. der Buddhismus und das Judentum (?), und während die meisten Religionen und Philosophien der alten Welt sich mit der Vorstellung begnügten, daß die individuelle Seele sich allerdings immer mehr dem Göttlichen nähere, aber einer nicht verwandten objektiven Gottheit gegenüberstehend, ihre irdische Individualität stets beibehalte — „die Gottheit sitzt auf einem goldenen Throne, und die Seelen sind zwar (nach dem Tode) ihrer materiellen Körper entkleidet, aber doch noch gleich den Schatten ihrer irdischen Körper, sie nahen sich den Stufen des Thrones, bleiben aber immer in gewisser Entfernung von dessen göttlichem Insassen" — braucht die indische Religion oder Philosophie „keine Brücken, sie erfordert nur Kenntnis, Kenntnis von der notwendigen Einheit dessen, was im Menschen göttlich ist, mit dem, was in Gott göttlich ist" (92). Giebt es nur Ein Wesen, das alles in allem ist, so ist auch unsere Seele in ihrer Substanz von diesem Wesen nicht verschieden, unsere Trennung von ihm ist nur das Resultat des Nichtwissens; wird dieses Nichtwissen durch die Erkenntnis der Identität der Seele mit Brahman beseitigt, wird erkannt, daß die menschliche Seele niemals von der göttlichen Seele getrennt gewesen, so kann die Rückkehr der Seele zu Gott oder ihre Annäherung an Gott bloß als eine Metapher angesehen werden; in dem Entdecken und Wiederfinden ihrer wahren Natur als von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit mit Gott eins seiend, feiert die Seele ihre Seligkeit, ihre Erlösung (303. 312. 331. 356 f.) — „Wenn Brahman alles in allem, das eine ohne ein zweites ist, so kann man von nichts sagen, daß es existiere, was nicht Brahman ist. Außerhalb des Unendlichen und des Universalen ist kein Raum für irgend etwas, auch ist kein Raum für zwei Arten des Unendlichen, für das Unendliche in der Natur und das Unendliche im Menschen. Es giebt und es kann nur ein Unendliches, ein Brahman geben; dies ist der Anfang und das Ende des Vedanta, und ich zweifle, ob die natürliche Religion einen höheren Punkt erreichen kann oder je erreicht hat als den, welcher von Sankara als einem Erklärer der Upanishaden erreicht worden ist" (306).

Sowohl die historische Darstellung dieses indischen Pantheismus, der viel mehr Philosophie als Religion ist, wie die Klarheit, mit welcher der Verfasser ihn unserm Denken verständlich zu machen sucht, halten wir für die Hauptstärke seines Buches. Wer sich in die wunderliche indische Gedankenwelt hineindenken und sie objektiv würdigen lernen will, dem thut diese „Theosophie" gute Dienste. Aber den weiteren Weg, den Müller von Indien über

Digitized by Google

Alexandrien und die mittelalterliche Mystik zu „dem Thore des Tempels der Zukunftsreligion" einschlägt, können wir mit ihm nicht gehen. Gerade dieser vierte Band der Gifford-Vorlesungen, der das Ziel seines ganzen religionswissenschaftlichen Systems darlegt, zeigt, wie sehr der Religionshistoriker in die Rolle des konstruierenden Religionsphilosophen fällt. Diese Gefahr ist einem Manne wie M. Müller ja keineswegs verborgen. Im Vorwort (VI) erklärt er wieder ausdrücklich: „Die Hauptgefahr liegt darin, daß wir so sehr geneigt sind, in den Thatsachen der Geschichte die Lehre zu finden, die wir darin zu finden wünschen," und er exemplifiziert auf die ganz unzuverlässige historische Seite in Hegels Religionsphilosophie. Aber er selbst ist sich gewiß, diese Gefahr vermieden und sich nur den Thatsachen unterworfen zu haben, wie sie in den heiligen Büchern des Ostens gefunden werden, etwa wie der Naturforscher, der die geologischen Annalen der Erde entziffert. Allein der große Gelehrte täuscht sich hier über sich selbst. Es geht ihm wie anderen Sterblichen; er ist verliebt in seinen Gegenstand, in das indische Religionsideal, und unwissentlich idealisiert und überträgt er es. Selbst Pfleiderer kann sich diesem Eindruck nicht entziehen und er erhebt Widerspruch „gegen die öfters wiederkehrende Gleichstellung des brahmanischen Akomismus, der alles Einzelleben und so auch das der menschlichen Persönlichkeit direkt in Schein auflöst, mit der christlichen Mystik, und behauptet, daß der gelehrte Indologe die sehr einseitige Denkart der indischen Philosophen zu günstig beurteile" (Z. M. R. 1896, 170). Und irren wir nicht, so beginnt dieser Eindruck, den wir längst gehabt, ein immer allgemeinerer zu werden.

M. Müller sucht nämlich in den vier letzten Kapiteln seines Buchs den Beweis zu erbringen, daß der christliche Gedanke von der göttlichen Sohnschaft des Menschen und die christliche Mystik auf demselben Baume gewachsen sei wie der indische Pantheismus, oder korrekter: diese Kapitel sollen zeigen, daß „von rein historischem Standpunkt das Christentum nicht eine bloße Fortsetzung, ja nicht einmal eine Reform des Judentums ist, sondern daß es namentlich in seiner Theologie oder Theosophie eine Zusammensetzung semitischen und arischen Denkens darstellt, welche dessen wirkliche Stärke bildet und demselben die Macht verleiht, nicht nur die Erfordernisse des Herzens, sondern auch die Anforderungen der Vernunft zu befriedigen" (IX). Die Berührung zwischen semitischem und arischem Denken habe vornehmlich in Alexandrien stattgefunden. Als historische Beweise müssen die Thatsachen der Sprache gelten. „Wer immer Ausdrücke wie λόγος, μονογενής, πρωτότοκος, υἱὸς τοῦ θεοῦ gebraucht, hat die eigentlichen Keime seiner religiösen Gedanken von der griechischen Philosophie entlehnt." „Ich habe zu zeigen gesucht", — heißt es p. X u. XI — „daß die Lehre von dem Logos, das eigentliche Herzblut des Christentums, ausschließlich arisch, und daß sie eine der einfachsten und richtigsten Schlußfolgerungen ist, zu denen der menschliche Geist gelangen kann, wenn das Vorhandensein von Vernunft in der Welt einmal anerkannt worden ist. Wenn die Klamaths, ein Indianerstamm, erklärten, daß die Welt von dem „Alten oben" gedacht und gewollt worden sei, so gingen die Griechen nur noch einen Schritt weiter (!), indem sie behaupteten, daß dieser Gedanke des höchsten Wesens, dieser Logos, wie sie ihn nannten, der

Digitized by Google

Ausfluß, die Nachkommenschaft, der Sohn Gottes sei, und daß er aus den Logoi oder den Ideen oder den Typen aller geschaffenen Dinge besteht. Da der höchste von diesen Typen der Typus der Menschheit war, so legten die alexandrinischen Kirchenväter, indem sie Christum als den Logos oder das Wort oder den Sohn Gottes bezeichneten, das höchste Prädikat, das sie in ihrem Wortschatze besaßen, Christus bei, in dem, wie sie glaubten, die göttliche Idee der Menschheit in ihrer ganzen Vollständigkeit verwirklicht worden war." Der Ausdruck Sohn Gottes auf Jesus angewandt, könne nur in seinem idiomatischen griechischen Sinne verstanden werden als der Logos, und nur von der Logoslehre empfange die Inkarnation ihre historische Erklärung. Die Griechen, welche Jesus als den Sohn Gottes annahmen, thaten das nur, indem sie zwischen Christus und seinen Brüdern nur einen Unterschied des Grades nicht der Art statuierten. „Der Schlüssel zu dem Rätsel, daß der Glaube einer kleinen Gemeinde galiläischer Fischer und ihre Ergebenheit gegen ihren Meister die religiösen Meinungen und die philosophischen Ueberzeugungen der ganzen alten Welt in dem Maße, als es wirklich der Fall war, beeinflussen konnten, dieser Schlüssel muß eher in Alexandria als in Jerusalem gesucht werden" (XIV). Nach einer eingehenden Darlegung nicht bloß der alexandrinischen Logoslehre, sondern auch des alexandrinischen Christentums (Vorl. 12 u. 13) geht der Verfasser zum Logosbegriff in der lateinischen Kirche über, um von dem Einfluß des Dyonisius, des Areopagiten, aus, die spätere Entwicklung zur christlichen Mystik und diese selbst in ihrer mittelalterlichen Erscheinung darzulegen und nachzuweisen, daß sie im Grunde dieselbe Vereinigung der Seele mit Gott anstrebe wie die altindische Vedantaphilosophie. „Diese Vereinigung sei darin ausgedrückt, daß wir im wahren Sinne des Wortes die Söhne Gottes sind" (Vorl. 14 und 15).

So schön dem Verfasser die Charakteristik der christlichen Mystik geraten ist, so wenig vermag er uns zu überzeugen, daß dieselbe trotz aller ihrer pantheistischen Anflüge im wesentlichen in derselben religiösen Gedankenwelt wurzele wie der altindische Pantheismus, der jede individuelle Persönlichkeit zerstört, jede individuelle Verantwortlichkeit aufhebt und bei aller theosophischen Spekulation zuletzt — wenn man es kraß ausdrücken will — auf ein physisches, jedenfalls auf ein Natur (φύσει)-Einssein mit Brahman hinausläuft. Was Müller in seinen Deduktionen, so imponierend in ihrer Geschlossenheit sie sind, völlig außer Rechnung läßt, das ist die Sünde. Der altindische Pantheismus braucht keine Versöhnung, ja er hat für sie absolut kein Verständnis. Die Seele ist immer mit Gott eins gewesen, die bloße Erkenntnis dieser Einheit ist ihm die Erlösung und die Erlösung nichts anderes als die Befreiung von der Unwissenheit, die diese Natureinheit nicht sieht. „Das Herzblut des Christentums" aber ist die Versöhnung und die Wiederherstellung der Kindschaft Gottes erst ihr seliges Ergebnis. Davon ist in den religionswissenschaftlichen Schriften von Müller fast nichts zu finden. Der ganze Prozeß seiner religionsgeschichtlichen Entwicklung vollzieht sich ohne Sünde und ohne Versöhnung. Das macht in Indien die Annahme des Christentums so schwer, daß der indische Pantheist kein Organ hat für die Botschaft: wir haben an Christo die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden.

Digitized by Google

Diese Botschaft hat die Welt erobert, nicht die Logoslehre. Man kann mit Müller darin übereinstimmen, daß die Worte λόγος, μονογενής, πρωτότοκος aus dem alexandrinischen Sprach- und Gedankenkreise herübergenommen sind — bei ὑιὸς τοῦ θεοῦ muß auch das bestritten werden; es ist aber nicht wahr, daß durch die Verbindung der in der griechischen Philosophie geprägten Termini mit dem Christusglauben für die neue Religion drei wichtige Punkte erst gewonnen wurden: „das Gefühl der engsten Verwandtschaft zwischen der menschlichen und göttlichen Natur, die hervorragende Stellung Christi als des Sohnes Gottes im wahrsten Sinne und zugleich die der Möglichkeit nach vorhandene Brüderschaft zwischen Christus und der ganzen Menschheit" (415). Diese Wahrheiten, soweit sie christliche Wahrheiten sind, brauchten nicht erst gewonnen zu werden, sie waren schon da, und die griechischen Termini gaben ihnen nur ein sich dem griechischen Denken akkomodierendes und das Verständnis für dasselbe vermittelndes Wortkleid, allerdings nicht ohne die Gefahr, ihren ursprünglichen Sinn zu alterieren. Es gab doch eine ausgeprägte christliche Theologie und, wenn man will, Theosophie vor Klemens Alexandrinus; die christliche Kirche hat doch einen Paulus gehabt. Und wenn M. Müller in seiner Ueberschätzung des alexandrinischen Einflusses auf die Verbreitung und Einwurzelung des Christentums soweit geht, zu erklären: „St. Klemens war ein ganz andrer Vorkämpfer des neuen Glaubens, der den Paulus sowohl an Gelehrsamkeit wie an philosophischer Bildung weit überragte; das Bekenntnis des Christentums seitens eines solchen Mannes war daher eine viel bemerkenswertere Thatsache in dem Siegeszug der neuen Religion als selbst die Bekehrung des Paulus" (425) — so ist das Beweis, daß auch M. Müller „in den Thatsachen der Geschichte die Lehre findet, welche er darin zu finden wünscht". Auch hier haben wir wieder Pfleiderer auf unserer Seite (a. a. O. 171), obgleich dieser Gelehrte bezüglich seiner Behauptungen über die Logoslehre sich entschieden auf die Seite Müllers stellt. Die Alternative steht nicht, wie unser Verfasser sie stellt: „In Alexandrien welches damals geradezu der Mittelpunkt der geistigen Welt war, mußte das Christentum entweder die Welt erobern oder vom Erdboden verschwinden." Es ist allerdings eine müßige Frage, ob es vom Erdboden verschwunden sein würde ohne die alexandrinische Schule — nach der Ansicht Jesu und Pauli gewiß nicht —; die apodiktische Behauptung Müllers zeigt aber, daß er die andern Kräfte, welche im Christentum wirksam sind, gegenüber der philosophischen Gestaltung einiger Lehrbegriffe fast garnicht würdigt.

Aber wir müssen abbrechen. Die Müllersche Arbeit ist zu gigantisch, als daß man in einer Anzeige ihr Schritt für Schritt nach- und gar auf alle die Punkte eingehen könnte, die man beanstanden muß. Getragen von der augenblicklichen religionswissenschaftlichen Strömung, wird das vierbändige Werk des großen Oxforder Gelehrten viel Wasser auf die Mühle der Entwickelungstheoretiker führen; aber das Wasser wird auch wieder ablaufen, und dann wird von der Fülle sprachlicher und religionsgeschichtlicher Einzelergebnisse, welche die Lebensarbeit Müllers zu Tage gefördert hat, immer ein großer wissenschaftlicher Gewinn bleiben. Wck.

Druckfehler-Berichtigung. Infolge des verspäteten Eingangs der Korrektur blieben in dem Artikel „Die Evang. M.-G. für Deutsch-Ostafrika (Berlin III.)", von Miss.-Insp. Winkelmann folgende Druckfehler stehen, um deren Verbesserung wir bitten: S. 416 Z. 18 v. oben 197 statt 179; S. 421 Z. 17 v. oben Magila statt Mapila; S. 421 Z. 8 v. unten Jahres statt Jahrhunderts; S. 422 Z. 15 v. oben Mwesi statt Mvesi; S. 422 Z. 13 v. unten Schele statt Schela; S. 422 Z. 12 v. unten Mlalo statt Mlaba; S. 424 Z. 1 v. oben Mtai statt Mteri; S. 424 Z. 12 v. unten Mguta statt Myuta; S. 426 Z. 3 v. oben Missionsinspektor statt Missionar.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft.

Von F. M. Zahn.

In dem einleitenden Wort zu den Artikeln über die deutschen Missionsgesellschaften hat der Herausgeber schon erwähnt, daß vor ein paar Jahren eine kolonialpolitische Autorität, als ihr die Ausgabe der in der Ueberschrift genannten Gesellschaft vorgehalten wurde als Beweis, daß die deutschen Evangelischen denn doch nicht so ganz unthätig seien in der Mission, diese Summe für die Gesamtsumme der evangelisch-deutschen Missionsausgabe nahm. Es war einer von jenen, die mit voller Unbefangenheit die Geringfügigkeit evangelischer Missionsleistungen tadeln, obwohl sie darüber klar sein müssen, daß sie selbst nichts oder so gut wie nichts gethan haben, sie weniger unbedeutend zu machen. Das Mißverständnis des Herrn war nicht gering, da er nicht nur, was eine einzelne Gesellschaft geleistet hatte, für die Gesamtleistung ansah, sondern auch gerade an die kleinste der acht deutschen evangelischen Missionsgesellschaften geraten war, die schon im zweiten halben Jahrhundert (und länger) ihre Arbeit treiben dürfen.

Unsere Gesellschaft ist unter den älteren die kleinste, nicht weil in den heimatlichen Kreisen, die ihr Werk unterstützen, das Interesse an der Sache geringer wäre, als es durchschnittlich in Deutschland zu sein pflegt, sondern weil diese Kreise so klein sind und obendrein von vielen anderen Missionsarbeitern in Anspruch genommen werden. Allerdings lautet der Titel: Norddeutsche M.-G. großartig genug. Allein als vor 60 Jahren Missionsfreunde Norddeutschlands die älteren, damals schon bestehenden Missionen in Berlin, Basel und Barmen fragten, ob es nicht ratsam sei, im Norden unseres Vaterlandes noch einen Missionsherd anzulegen, und als diese zurieten, war die Meinung nicht, daß die neue Gesellschaft Berlin u. s. w. aus Nordostdeutschland verdrängen sollte. Dort, in dem preußischen Norddeutschland, hat unsere Gesellschaft denn auch außer gelegentlichen persönlichen Verbindungen keine Unterstützung gesucht und gefunden. Eine Ausnahme macht die Königsberger Missionsgesellschaft (siehe A. M. Z. 96, S. 110), die uns seit langen Jahren unterstützt, aus deren Gebiet uns auch früher und neuerdings wieder Missionare zugeführt sind. Im übrigen würde der Name genauer: Nordwestdeutsche M.-G. heißen. Aber auch aus diesem

Digitized by Google

engeren Gebiete haben sich die vier älteren deutschen evangelischen Missionen keineswegs zurückgezogen, vielmehr haben auch die mit der unsrigen gleichalterigen Gesellschaften von Leipzig und Berlin II im Westen Freunde gesucht und zahlreiche gefunden. Zudem sind in dem Gebiete selbst zwei oder gar drei neuere Missionsgesellschaften entstanden, drei, wenn das Werk des Pastor Janssen in Strackholt mitgezählt wird. Die beiden größeren sind die Hermannsburger Mission, die Ludwig Harms begann, als er sich von unserer Gesellschaft trennte, und die Schleswig-Holsteinische Gesellschaft, und auch Berlin III empfängt aus diesen Gegenden Hilfe. So ist es gekommen, daß auch in West-Nord deutschland ganze weite Strecken uns nicht mehr helfen, und daß wir in den übrigen Gebieten uns mit anderen in das teilen müssen, was die Missionsfreunde für dieses Werk aufbringen. Vereinzelte Orte, von denen wir noch Hilfe bekommen, sind Lübeck und Altona, im Osten Hannovers fünf reformierte Gemeinden im Herzogtum Bremen, im Süden Osnabrück. Als größere zusammenliegende Gebiete heimatlichen Missionslandes können wir nur noch Oldenburg, Ostfriesland, Bentheim und Lippe-Detmold nennen. Aber wie schon bemerkt, teilen wir hier die Missionsernte mit anderen. In Bentheim mit Barmen, in Oldenburg mit Leipzig und Hermannsburg; im Lippeschen sind es sieben Gesellschaften, die an der von den dortigen Missionsfreunden gedeckten Tafel speisen, und für China und die mohammedanische Mission fallen auch noch einige Brosamen ab. Die ostfriesische Missions-Gesellschaft vollends speist acht deutsche Missions-Gesellschaften und eine holländische und zwei Vereine für Israel und das Waisenhaus in Jerusalem. Wenn wir die evangelische Bevölkerung dieser unserer Hauptunterstützungskreise nach der Anzahl der von ihnen begünstigten Missionen verteilen, so kommen auf unsere Gesellschaft etwa 186 800 Seelen. Wenn man vergleicht, daß die Rheinische Missions-Gesellschaft in der Rheinprovinz 1 400 000, in Westfalen 1 280 000 Evangelische fast ganz für sich hat, so sieht man, wie klein das Heimatsgebiet der N. M. G. ist.

Aus langer Erfahrung kann ich sagen, daß die Verteilung des Missionsinteresses keineswegs zur Mehrung desselben dient, und auch nicht dazu, daß man „einander wahrnimmt mit Reizen zur Liebe und guten Werken." Wer als Berichterstatter in einem solchen Kreise zu sagen hat, was in einem Jahre geschehen ist, hat allerdings die Annehmlichkeit, daß er durch Mannigfaltigkeit ergötzen kann; statt in einem, wenn auch fernen, so doch kleinen Winkel sich zu verweilen und viel-

Digitized by Google

leicht in dem einen Jahre nur von Mühsal und Leid berichten zu müssen, führt er seine Zuhörer über die ganze Welt, und bei dem Stande der heutigen Mission wird es ihm möglich sein, viel Erfreuliches zu melden; das Betrübende giebt dann nur den nötigen Schatten in seinem farbenreichen Bilde. Aber erkundigt man sich bei der Missionsgemeinde, so ist sie zwar überall in der Welt herumgeführt, aber nirgendwo zu Hause. Es läßt sich nicht leugnen, daß es gewisse Vorteile bietet, wenn man immer von einer neuen Arbeit redet; für den Augenblick ist das ein kleiner Stimulus, einmal etwas, vielleicht etwas mehr als bisher zu thun. Aber ein tiefer gehendes Interesse, eine innerliche Teilnahme am Werk gewinnt die Missionsgemeinde doch nur, wenn man sie, mag man auch ihren Blick weiten für die ganze Weite und Größe des Missionswerkes, mit einem kleineren Teile so vertraut macht, daß sie die Personen, die Orte der Arbeit kennt, dafür betet, damit leidet und sich freut, und dann auch dafür alle die Früchte bringt, die geistlich gerichtet zwar nicht das erste sind, aber doch nicht entbehrt werden können. Soviel ich sehe, sind auch die meisten warmen Missionsfreunde, denen es am Herzen liegt, daß in der Heimat die Liebe zu dem Werke zunehme, dieser Meinung und suchen der Zersplitterung, soviel als es unter diesen ungünstigen Verhältnissen möglich ist, entgegenzuarbeiten.

Bei günstigeren heimatlichen Verhältnissen würde es der N. M. G. leichter geworden sein, zu wachsen. Allein auch so, wie die Sache liegt, hat das Werk zugenommen. In dem letzten Vierteljahrhundert haben sich die Beiträge, die aus Oldenburg und Lippe uns zufließen, verdoppelt, die aus Bentheim fast verdreifacht, und die aus Ostfriesland haben sich $3^1/_2$ mal vermehrt. Im ganzen wurden aus diesen vier Kreisen in den fünf Jahren, die 1870 endeten, durchschnittlich 7400 M., in den fünf Jahren 1891—1895 18 100 M. der Arbeit der N. M. G. zugewandt. Dürfen wir noch einmal mit anderen heimatlichen Kreisen vergleichen, so kam in den letzten fünf Jahren in diesen vier Gebieten auf den Kopf 9,6 Pf. in Rheinpreußen, das Wupperthal ausgenommen, 9,7 Pf.*) in Westfalen 10,2 Pf. Die

*) Anders stellt sich die Rechnung, wenn man das Wupperthal mit einschließt und lediglich das Jahr 1895 ins Auge faßt. Allein für die Rheinische Mission ist laut Jahresbericht pro 1895 in der ganzen Rheinprovinz 193 973, in Westfalen 173 589 M. eingekommen. Nimmt man nun dazu die Leistungen für die Neukirchener Mission und für Berlin II und III, so betragen in der Rheinprovinz (bei einer evangelischen Bevölkerung von ca. 1 800 000) die Missionsgaben

Digitized by Google

Beitragsquote ist also so ziemlich die gleiche, wie in diesen beiden geistlich und leiblich so reich gesegneten Provinzen. So erfreulich diese Zunahme auch ist, so ist doch 18 000 M. nur eine kleine Summe, wenn man eine Missionsarbeit damit unternehmen soll.

Neben diesen kleinen heimatlichen Kreisen hat aber unsere Gesellschaft doch noch zwei andere Stützen in der Heimat, die wir noch nicht genannt, die aber stark genug sind, ihr Werk zu tragen, wenn es auch zweimal so groß wäre, als es ist. Wir meinen die beiden Hansastädte Hamburg und Bremen. Der Herausgeber hat einmal in einem Vortrag Millionen als den ihnen zukommenden Beitrag zum Missionswerk bezeichnet. In der That scheint der irdische Beruf der beiden Handelsstädte sie darauf hinzuweisen, daß sie in der Arbeit der Kirche, welche über die Meere in fremde Länder geht, einen hervorragenden Platz einnehmen sollten. Die Bremer Börse schmückt ein Bild, welches die Gründung von Riga darstellt. Kaufmann und Missionar sieht man da zusammen arbeiten. So sollte es sein. Aber unsere Hansastädte sind ein Beweis neben vielen anderen, daß der Seeverkehr allein noch nicht Missionssinn und Missionsthat erzeugt. Das binnenländische Basel mit seinen 79 000 Einwohnern, von denen keine geringe Anzahl Katholiken sind, hat in den Jahren 1890—1894 durchschnittlich 71 300 M. für die Baseler Mission aufgebracht. Es wird eine sehr hohe Schätzung sein, wenn wir annehmen, daß die 760 000 Hanseaten in den Städten Hamburg und Bremen jährlich 90 000 M. für die Mission aufbringen. Dort in der Binnenstadt fast eine Mark, hier 11 bis 12 Pf. pro Kopf. Es gehört zum Gedeihen des Missionssinnes mehr als Seeluft Meines Erachtens ist es auch nicht genügend, daß frommer christlicher Sinn vorhanden sei; derselbe muß auch zum Missionssinn ausgebildet werden. Der Name Wichern ist nur einer unter vielen ehrwürdigen Namen, welche beweisen, daß es in Hamburg fromme, in der Liebe eifrige Christen giebt. Allein der Missionssinn ist doch nur wenig entwickelt. Die berufenen Pfleger desselben, die Pastoren, sind auch meistens so von ihrer Amtslast gedrückt, daß sie „vor harter Arbeit" den Hilferuf, der über das Meer zu ihnen dringt, nur wenig hören, und wenn sie ihn hören, nicht Kraft haben, viel zu thun, daß

---

jährlich ca. 240 000, in Westfalen (bei einer evangelischen Bevölkerung von 1 200 000) 230 000 M., sodaß in der ersteren auf den Kopf ein Beitrag von etwa 18, in der zweiten von 19 Pf. (vermutlich aber mehr) entfällt.

D. H.

Digitized by Google

er auch in den Gemeinden nicht unerhört bleibe. In Bremen hat Menken das geistliche Leben mächtig bestimmt, ein Theologe, dem der Reichgottesblick keineswegs fehlte, der aber doch Bedenken, ähnlich wie sie Beck gehegt, gegen eine agitatorische Thätigkeit, wie sie die Mission nun doch einmal ist, seinen Schülern eingeprägt hat, sodaß auch da der erweckte christliche Sinn sich nicht ohne weiteres in der Heidenmission bethätigte.

Es ist übrigens keineswegs so, als ob kein Missionsleben in den beiden Hansastädten wäre; sind sie doch beide, Hamburg von 1836 bis 1850, Bremen seitdem der Sitz der N. M. G. gewesen. In Hamburg ist unsere Gesellschaft nicht die einzige, welche unterstützt wird, Leipzig und Hermannsburg haben auch dort Freunde und in geringerem Maße auch wohl noch andere Missionen. Doch findet unsere Gesellschaft die meiste Unterstützung und läßt sich auch eine erfreuliche Zunahme bemerken. In den fünf Jahren 1865—1870 war der jährliche Hamburger Beitrag 9785 M., in den letzten fünf Jahren 15 324 M., um die Hälfte hat er zugenommen in dem Vierteljahrhundert. Wesentlich dazu beigetragen hat, daß die Anschargemeinde der Mittelpunkt des Missionslebens geworden ist. Die Pastoren an der Kapelle, nicht völlig unter das Joch der kirchlichen Arbeit gespannt, haben freiere Hand, die allgemeineren Angelegenheiten des Reiches Gottes in Hamburg zu vertreten. Schon der erste derselben, D. Baur, hat mit erfolgreichem Eifer den Missionssinn der Hamburger geweckt und gepflegt, und seine Nachfolger sind ihm auch darin gefolgt. Pastor Nindt, der, wie er sagte, besonders durch das Kreuz, welches die N. M. G. zu tragen hat, für dieselbe gewonnen wurde, glaubte, es würde dem Missionsleben in Hamburg förderlich sein, wenn sich der dortige Verein für einen besonderen Zweig der Arbeit interessiere. Der Verein hat auf Nindts Anregung versprochen, für die Kosten einer Station, Ho, aufzukommen, ohne in die Leitung der Gesellschaft darum eingreifen zu wollen. Dieser Gedanke ist noch praktischer geworden, als Nindt nach seiner morgenländischen Reise, auf der er Gelegenheit hatte, die Arbeit evangelischer Diakonissen unter Nichtchristen kennen zu lernen, anregte, ob nicht Schwestern aus dem Anschardiakonissenhaus Bethlehem in Afrika unter der Leitung der Gesellschaft arbeiten könnten. Dies ist zur Ausführung gekommen. Zwar nicht in Ho, wie ursprünglich geplant, sondern äußerer Umstände willen in Keta, der Küstenstation, ist ein Diakonissenstift erbaut. Dasselbe erweist sich als ein sehr gutes Mittel, die Hamburger

Digitized by Google

Missionsfreunde viel lebendiger als früher für die Arbeit zu interessieren. In den Briefen Pauli, des Missionars, lesen wir von vielen Grüßen, die von einem Herd christlichen Lebens zu dem anderen gesandt werden. Diese Grüße waren eine Missionsmacht; sie sorgten dafür, daß der Liebesstrom von einem kleinen Häuflein zum anderen geleitet wurde. Es ist auch für die Hamburger Mitwirkenden von großer Bedeutung, daß jeder Gruß, der von den Schwestern, die aus ihrer Mitte ausgingen, zu ihnen kommt, zugleich eine Erinnerung an das Missionswerk ist.

Es sei erlaubt, gleich hier ein Wort über die Frauenarbeit in unsrer Mission zu sagen, die wohl bei keiner andren deutschen Missionsgesellschaft verhältnismäßig so stark vertreten ist. Die Missionsarbeit der nicht mit einem Missionar verheirateten Frauen scheint in Deutschland noch mit vielen Antipathien, auch in den Kreisen der Missionare selbst, kämpfen zu müssen. In unsrer Arbeit sind diese Abneigungen schon am Schwinden. Für uns handelt es sich nicht um Emanzipation der Frauen, sondern darum, auch in Deutschland längst anerkannte Frauenarbeit, wie sie neben ihren Hausfrauarbeiten auch meistens von der Frau des Missionars betrieben wird, in der Mission anzuwenden und zwar in dem Maße und der Kraft, die eine Frau einsetzen kann, wenn sie nicht zu sorgen hat, „wie sie dem Manne gefalle". Schon ehe die Hamburger Schwestern eintraten, hatte die Gesellschaft eine Lehrerin an einer höheren Töchterschule, die sich zum Missionsdienst gemeldet hatte, angenommen. Die Diakonissen in Keta, vier, bilden eine Gemeinschaft, und auf der Station Ho ist auch eine solche Gemeinschaft, augenblicklich von zwei Schwestern, die nicht Diakonissen sind. Bei dem Kulturstand dieser Heidenländer scheint es mir nicht erlaubt, solche Frauen allein stehen zu lassen; sie müssen etwas wie ein evangelisches Kloster bilden und sollten nur mehrere zusammen arbeiten. Wenn Aerzte da wären, so würde sich wohl eine ausgedehnte Krankenpflege herausbilden. In Ermangelung derselben ist die nötige und wichtige Arbeit unter dem Frauengeschlecht die Hauptsache. Die Frauen sind stumpfer als die Männer, dem europäischen Missionar aber, auch wo sie nicht in der Senana abgeschlossen sind, doch aus nahe liegenden Gründen weniger zugänglich als der Mann. Die eingeborenen Lehrer stehen selbst unter dem Bann der Anschauung, daß eine Frau nicht besondere Geisteskultur bedürfe und werden darum ihnen nicht die nötige Sorgfalt zuwenden. Da treten diese Schwestern ein und unter den

Digitized by Google

ganz kleinen Kindern, den heranwachsenden Mädchen und den Frauen entfalten sie eine Arbeit, die von der Frauenwelt selbst begrüßt, schon jetzt segensreich wirkt, aber noch großer Entfaltung fähig ist.

In die Heimat zurückkehrend erinnere ich daran, daß die Leitung der Gesellschaft 1850/51 von Hamburg nach Bremen überging, bei welcher Gelegenheit auch die Verfassung zu Gunsten einer größeren Selbständigkeit der Leitung abgeändert wurde. In einer Darstellung unsrer Mission, die im Daheimkalender pro 1897 gegeben ist, wird von vielen Wandlungen geredet, die unsre Gesellschaft durchgemacht habe. Ich weiß nur von dieser einen vor bald einem halben Jahrhundert. Man müßte denn dazu rechnen, daß die Gesellschaft damals ihren Inspektor und ihr Missionshaus verlor, und den ersteren erst ein Jahrzehnt später, das andere bis heute noch nicht wiedergewann. Was den ersteren betrifft, so hat der im Jahre 1862 erwählte Inspektor es gewissermaßen damit gut gemacht, daß er dann aber auch im Amte blieb und sich den honos flebilis erworben hat, unter den deutschen Missionsdirektoren oder Inspektoren der älteste den Amtsjahren nach zu sein. Eine gewisse Gleichmäßigkeit giebt das doch der Arbeit. Was die Missionsanstalt betrifft, so fand der Inspektor bei seinem Amtsantritt die Sache so geordnet, daß Basel die Missionare der N. M. G. gab, wofür diese dann die Ausbildungskosten bezahlte. Besonders weil auf diese Weise meistens Süddeutsche in der norddeutschen Mission arbeiteten und so die landsmännischen Beziehungen fehlten, aber auch aus andren naheliegenden Gründen wünschte der Inspektor, daß eine Anstalt begonnen werde, und beantragte dies. Allein, teils fand dieser Antrag nicht grade warme Unterstützung, teils erkannte der Inspektor selbst, je mehr er die Heimatsgemeinde kennen lernte, die Schwierigkeit für eine eigene Anstalt die nötigen Rekruten zu bekommen. Nicht als ob Bremen selbst in diesem Punkte zurückgestanden wäre, unter den vier ersten Missionaren, die nach Afrika ausgingen, waren zwei Bremer; auch nach Neuseeland ging ein Bremerkind, und in den letzten Jahren sind aus Bremen mehr Missionare hervorgegangen, als wohl sonst aus den Städten kommen, in denen die Missionsleitungen ihren Sitz haben. Aber es hat doch seine Schwierigkeit, aus einem kleinen Gebiet grade für die unter den konkurrierenden — sit venia verbo — Gesellschaften, welche nur ein klimatisch ungünstiges Gebiet bearbeitet, Kandidaten zu finden. So ist die Gesellschaft, wie früher Berlin II, ohne eigene Missionsanstalt geblieben. Eine Aenderung ist insofern in den letzten

Digitized by Google

Jahren eingetreten, als die Gesellschaft ihre eigenen Kandidaten dem Baseler Missionshause anvertrauen durfte, und so wurde der Hauptnachteil gehoben, daß sie nicht Missionare aus ihrer eigenen Missionsgemeinde hat. Doch bleibt auch jetzt noch Grund genug, ein eigenes Missionshaus zu wünschen, und ein jugendlicher Nachfolger im Inspektorat wird gewiß auch diesen weiteren Schritt thun, um die heimatliche Ausrüstung der Gesellschaft zu vervollständigen.

Als Bremen die Leitung der Gesellschaft übernahm, waren einige der verbündeten Vereine zurückgetreten, und kurz nach der Uebernahme trennten sich andre. Es war eine schwere Last, die Bremen aufnahm, umsomehr als durchaus nicht alle Bremer Missionsfreunde von der Weisheit dieses Schrittes überzeugt waren. Auch die Mutigern waren sich klar, Bremen müsse sich allerdings anstrengen, mit gutem Beispiel vorangehen und dadurch die andern etwas verzagt gewordenen Verbündeten mit fortreißen. Es gelang denn auch, nicht Unbedeutendes zu leisten und zwar wesentlich dadurch, daß man eine kleinere Anzahl von Freunden zu in Deutschland ungewöhnlich großen Gaben bewegte. Der langjährige Schreiber des Monatsblattes, des Organs unsrer Gesellschaft, und Präses derselben, D. Victor verstand es besonders, solche reiche Gaben zu erbitten. Es ist wohl eine Besonderheit der Bremer Missionseinnahme gewesen, daß sie zu einem großen Teile durch große Gaben zu stande kam. Wenn ich das Jahr meines Amtsantrittes herausgreife, so gingen in demselben in der Stadt Bremen mit 16 Gaben von 300—3300 Mk. 22400 Mk. ein. Ob die 16 Gaben von 16 verschiedenen Gebern stammten, läßt sich nicht ermitteln. Außerdem ergab die Festkollekte 3700 Mk. und wird auch darunter mehr als eine große Gabe von 300 Mk. und mehr gewesen sein. Diese reichen Gaben sind durchaus nicht anormal. Vielmehr scheint es anormal, wenn die reichen Leute, als wenn sie arme Witwen wären, nicht ihr alles, aber ein „Scherflein" geben. Warum sollte die Herrschaft, welche für Wagen und Reitpferd mehrere Tausend ausgiebt, nicht auch einige Tausend für die Arbeiten des Reiches Gottes hergeben? Es sollte doch auch vom Reichtum gelten: Richesse oblige. Aber es hat freilich seine Bedenken, wenn solche einzelne Gaben die Basis einer Arbeit bilden. Gelingt es der Predigt des Evangeliums in der Gemeinde immer wieder Reiche zu bekehren, daß sie sich als Haushalter Gottes über ihre Tausende oder Millionen ansehen, so ist es gut. In Bremen ist das nicht gelungen. Noch immer erfreut sich die Gesellschaft großer Gaben, wohl

Digitized by Google

mehr als andere Gesellschaften. Insbesondere fließen ihr aus einer Quelle mehr Mittel zu, als einstweilen noch schicklich ist zu sagen. Aber viele der reichen Freunde sind heimgegangen, ohne Nachfolger zu finden. Erfreulicherweise ist der Ausfall wieder gut gemacht, indem die Teilnahme an dem Werke in der Stadt Bremen allgemeiner geworden ist. Obgleich rühmen nichts nütze ist, darf ich doch wohl einmal so thöricht sein, zu rühmen, daß Bremen mit seinen Missionsbeiträgen unter deutschen Verhältnissen doch eine gute Stelle einnimmt. In den letzten fünf Jahren war die Durchschnittseinnahme aus der Stadt Bremen 66 800 M. Bei einer evangelischen Bevölkerung von 128 373 Seelen macht das auf den Kopf 52 Pf. Barmen und Elberfeld haben 266 600 Einwohner, von denen doch wohl 220 000 Protestanten sein werden. Nach Bremer Maßstabe sollten sie 110 000 M. aufbringen, der Durchschnitt der Einnahme aus den beiden Städten des Wupperthales in den letzten fünf Jahren ist aber nur 46 900 M. gewesen. Von den Bewohnern Berlins werden gewiß 1 200 000 Protestanten sein, und diese sollten nach diesem Maßstabe 624 000 M. aufbringen, und könnten dann ganz allein, ohne Hilfe aus den Provinzen, die drei Berliner M.-G. tragen, deren Einnahme in 1894 zusammen nur 569 000 M. betrug. Wir vergessen nicht, daß Basel, wie oben bemerkt, Bremen weit übertrifft. Allein wir müssen doch noch auf einen besonderen Umstand aufmerksam machen. Wir haben die Zahl der Evangelischen in Bremen auf 128 000 angegeben, und in der That nach Abzug von kleinen Zahlen gehören so viele in der Stadt zur bremischen Landeskirche. Aber diese ist nicht, was die evangelischen Landeskirchen sonst sind. Hier ist die Anschauung zur Geltung gekommen, daß die Landeskirche eine öffentliche Institution ist, in der jeder Mitglied und auch Lehrer sein kann, der dies will. So sind in der Kirche die verschiedensten Standpunkte vertreten, und im allgemeinen scheidet sich eine kirchliche Linke und Rechte. Zu der ersteren gehören von den an den städtischen Gemeinden angestellten Geistlichen zehn, zu der anderen zwölf. Nach der Statistik der kirchlichen Amtshandlungen ist zu schließen, daß die eine Hälfte der protestantischen Bevölkerung sich zu der Linken, die andere Hälfte zu der Rechten hält. Daß durch das Kirchenregiment diese Kirche zusammengehalten wird, hat nicht bewirken können, daß die beiden Richtungen die kirchlichen Arbeiten gewiesen thun, vielmehr giebt es wohl keine Landeskirche, in der so wenig Arbeitsgemeinschaft ist. Auch in der Mission sind die Lager fast ganz

Digitized by Google

getrennt. In früheren Zeiten, als die N. M. G. noch allein hier war, mögen einige Gaben von der anderen Seite gekommen sein. Seit der Gründung des allgemeinen protestantischen Missionsvereins wendet sich das Missionsinteresse der kirchlichen Linken dahin.*) Wir dürfen nur die Hälfte der Bremer Protestanten als unsere Arbeitsgenossen ansehen, also 64 000. Hier wie überall stehen noch viele müßig am Markte oder helfen in dieser wichtigen Angelegenheit des Reiches Gottes mit ganz geringem Eifer, aber verglichen mit anderen deutschen Verhältnissen darf dankbar anerkannt werden, daß Bremen sich doch ein wenig bemüht, der schweren aber ehrenvollen Aufgabe gerecht zu werden, die ihm und seinen Bundesgenossen auf dem Missionsfelde gestellt ist.

Nachdem schon früh Ostindien aufgegeben worden, und seit dem Heimgang von Missionar Honoré 1894 auch Neuseeland wegfiel, ist das Evheland auf der Sklavenküste in Westafrika das einzige Arbeitsfeld der N. M. G. Ich habe schon einmal in dieser Zeitschrift mich darüber ausgesprochen, daß dieser Teil Afrikas meines Erachtens für die christliche Eroberung Afrikas der wichtigste ist. Es ist der fruchtbarste und infolgedessen der bevölkertste. Der Islam ist noch nicht in dem Maße zur Herrschaft gelangt, daß nicht große Kirchen aus den Heiden könnten gesammelt werden. Das Klima des Landes ist derart, daß wenigstens in absehbarer Zeit eine einigermaßen bedeutende Einwanderung von Weißen ausgeschlossen bleibt. Die einheimischen Kirchen werden sich darum ungestört in ihrer Eigenart entwickeln können. Daran wird sie auch das europäische Regiment, das vor und nach die ganze Küste besetzt hat, nicht viel hindern können. Denn es wird auch des Klimas wegen immer nur ein wenig eingreifendes bleiben müssen. Im Evheland ist seit 1884 Deutschland neben England als europäische Herrschaft eingetreten. Deutschland hat dort in dem Togoschutzgebiet mehr bekommen, als es nach seinem Besitz an der Küste erwarten durfte, aber doch nicht alles. Die Grenze läuft sehr ungünstig, insofern ein kleiner Rest englisch geblieben ist. Im übrigen hat die deutsche Schutzherrschaft der Mission keine Hindernisse gebracht, aber auch keine Vorteile. Veranlassung ist sie geworden, daß die römisch-katholische Gegenmission, welche von Lyon aus betrieben wird, durch eine römisch-katholische Mission deutscher Zunge aus Steyl verstärkt worden ist.

---

*) Die Einnahme desselben aus Bremen betrug nach dem Jahresbericht pro 1895: 1380 M. D. H.

Digitized by Google

Die einzige Schwierigkeit in diesem Gebiet — von denen abgesehen, die dem Missionswerk überhaupt entgegenstehen — ist das Klima des Landes, welches dem Europäer sehr verderblich ist. Die N. M. G. hat in den fast fünfzig Jahren ihrer Arbeit auf der Sklavenküste 63 Männer und Frauen durch den Tod verloren. Ich glaube nicht, daß sie sich hierin wesentlich unterscheidet von anderen Missionen in Westafrika. Man kann dort nicht arbeiten, ohne ähnliches zu erfahren. Es ist auch nichts ungewöhnliches, daß menschliche Arbeit soviel Opfer an Leben fordert. In der Weltarbeit gehen viel mehr Menschenleben zu Grunde, als in der für Gottes Reich. Mit dem „Iltis" sind in einem Augenblick 75 Menschen ums Leben gekommen, mehr als es in einem halben Jahrhundert Leben gekostet hat, um im Ewhelande eine evangelische Kirche zu gründen. Aber es ist doch eine schwere Last, die auf einer Arbeit liegt, wenn sie so oft und früh ihre Arbeiter verliert. Schon in der Heimat beginnt die Schwierigkeit. Nicht bei den Männern und Frauen, die hinausziehen, die Lücken auszufüllen. Es hat nie an ihnen gefehlt; fast ausnahmslos haben sie mit Schmerzen von dem Gebiete Abschied genommen, wenn ihre Gesundheit dies nötig machte. Nie hat einer gesagt: Gebt die Arbeit auf! Allein dieser Heroismus hat keineswegs den Eindruck in der Heimat gemacht, daß man ihr Werk um so lieber hatte, es um so treuer und eifriger pflegte und den Kämpfern die einzige Liebe erwies, nach der sie begehrten, ihnen zu helfen, daß ihre Opfer nicht vergeblich seien. Männer wie Nink, die durch dies Leid angezogen wurden, sind die Ausnahme. Auch unter den Christen giebt es viele Anbeter des Glückes und des Erfolges, die es nicht recht bedenken, daß der Herzog aller Kämpfer im Gottesreiche durch Leiden und Sterben Sieger geworden ist. Doch hat es den Kämpfenden nicht an einem Kreis treuer Freunde gefehlt. Deren bedurften sie sehr, denn wie man sich leicht vorstellen kann, wird die Arbeit sehr erschwert durch diesen häufigen Wechsel. Im fünfzigsten Jahre dieser Arbeit ist kein Missionar da, der länger als 16 Jahre mitgearbeitet hat. Nach allen Seiten hin macht sich das fühlbar, und es ist unter diesen Umständen besonders dankenswert, daß dennoch die Arbeit fortgeführt werden konnte und daß sie mit Erfolg gekrönt ist. Der Missionare, eingerechnet die zur Erholung in der Heimat sich aufhaltenden, sind jetzt 17, von denen acht verheiratet sind; außerdem arbeiten acht Schwestern mit.

Die Ungunst des Klimas macht sich auch bemerkbar bei der An-

Digitized by Google

legung von Stationen, die um deswillen sorgfältiger und darum auch kostspieliger gebaut werden müssen, als in gesunderem Klima möglich ist Da man auch nicht einen Missionar allein lassen darf, weil im Krankheitsfall sonst sein ganzes Werk liegen bleiben würde, so können die Stationen auch nicht klein sein. Die Gesellschaft hat bisher fünf Stationen angelegt, von denen keine unter 70 000 M. gekostet hat. Der Bau erstreckt sich auch über lange Jahre, wenn er überhaupt jemals aufhört. Von den fünf Stationen sind zwei, die gesundheitlich nicht günstig lagen, in einer Zeit, da die Zahl der Arbeiter sehr knapp war, wieder aufgegeben. Von den drei übrig gebliebenen liegt Keta im englischen Evhelande, Ho und Amedschovhe im deutschen Gebiet Die letztere Station ist hoch gelegen, und obwohl auch unter den dort stationierten Missionaren Krankheit und Todesfälle vorgekommen sind, hat sie sich doch als gesund bewährt und leistet als Erholungsstation den Missionaren von Ho, welche sie leicht erreichen können, große Dienste. Für Keta hofft man in geringerem Maße den gleichen Vorteil von einer Station, die in der deutschen Küstenstadt Lome, das verhältnismäßig gesund liegt, geplant wird. Die Vorbereitungen sind im Gange, und vor Ende des Jahres wird hoffentlich diese vierte Station besetzt werden können. Es ist berechnet, daß diese Station mit einem Kostenaufwand von vielleicht 20 000 M. zu errichten sein wird. Die Gesellschaft würde dies freilich bei einer Schuldenlast von 87 000 M. nicht haben unternehmen können, wenn nicht Altona und Hamburg besondere Hilfe hierzu gegeben hätten. Ich werde mich übrigens nicht wundern, wenn nach einigen Jahren die in Lome arbeitenden Missionare zur gründlichen Betreibung der Arbeit dort noch mehr Bauten fordern. Diese Umständlichkeit der Stationsanlagen, wie die Umstände sie nötig machen, verbietet in Westafrika die rasche Vermehrung der Stationen. Sie hat aber den Vorzug, daß die Mission, ohne sich in Kulturarbeiten zu verlieren, auf den Stationen durch die Anlage von Brunnen, Wegen. Alleen, Gärten und die Bauten Kulturstätten pflanzt, die für die heidnische wie christliche Bevölkerung vorbildlich werden. Es sind die Stationen selbst Arbeitsschulen geworden. Auch deutsche Beamte und Kaufleute haben die Tüchtigkeit anerkannt, mit der die Missionare in Ho und Amedschovhe freundliche und zweckmäßige Ansiedlungen hergestellt haben.

Wie gesagt, diese Arbeiten sind nur um der Herstellung der Stationen willen geschehen, auf und von denen aus die eigentliche

Digitized by Google

Missionsarbeit betrieben werden soll. Diese wird in Predigt, Seelsorge und Schulthätigkeit nicht wesentlich verschieden sein von der Art und Weise, in der sie von anderen evangelischen deutschen Missionen betrieben wird. Ich erwähne darum nur noch insbesondere, daß die Missionare die Sprache des Volkes erst erlernen und in Schrift fassen mußten. Obgleich im Evheland verschiedene kleine Kreise liegen, in denen fremde Sprachen geredet werden, wird doch das Evhe die Landessprache sein können, die von ein paar Millionen gesprochen wird. Diese Spracharbeit ist mit nicht nennenswerter Ausnahme von den Missionaren der N. M. G. allein geschehen. Schon in den ersten Jahren wurde ihr ein sprachbegabter Mann, B. Schlegel, geschenkt, der in sehr kurzer Zeit eine Grammatik, ein kleines Wörterbuch und die ersten Uebersetzungen lieferte. Die Arbeit ist seitdem fortgegangen. Das neue Testament ist ganz da und wird für eine dritte Gesamtausgabe revidiert. Vom alten Testament sind die meisten geschichtlichen Bücher, die Psalmen und Jesaias und Jeremias übersetzt. Dazu kommen Gesangbuch, Rechenbuch, Lesebücher, Weltgeschichte und anderes, teils gedruckt, teils auf handschriftlichen Pressen hergestellt. Auf letzterer hat man auch in diesem Jahre begonnen, eine kleine Zeitschrift herzustellen.

Da das Evhevolk gut begabt ist, darf man hoffen, daß es einmal das letzte diesseitige Missionsziel erreicht, und daß eine selbständige Kirche unter ihm entstehen wird. Dann muß es aber ein gebildetes Volk sein. Die Gesellschaft hat deshalb verhältnismäßig viel Kraft auf die Schule verwendet, auf die Außenschulen, die Stations- und Mittelschulen und das Seminar. Der Vorstand ist der Meinung, daß für jetzt und auch wohl für länger noch eine vollständige Schule, wie die Stationsschule, nur gedeihen kann, wenn sie unter der Leitung eines Europäers steht. Die Mittelschule, die man in zwei, eine für das Innere und eine für die Küste, hat zerteilen müssen, bedarf auch zweier europäischer Kräfte und endlich wird das Seminar, für die zukünftigen Lehrer und Prediger, wohl auch zwei Europäer beanspruchen. So werden viele Kräfte von der Schule beansprucht. Sie könnten die Arbeit ebensogut für ein zweimal so großes Werk thun. Es ist eben eine Arbeit für die Zukunft, die kommen wird. Die Schülerzahl am 31. Dezember 1885 war 114; am 31. Dezember letzten Jahres zählten wir 727 Schüler.

Auch hier bereitet aber das Klima besondere Schwierigkeiten. Das Werk der Erziehung fordert, wie wenige andere, Stetigkeit; es

Digitized by Google

kann nicht ohne großen Schaden jeden Augenblick einem Wechsel unterworfen werden, und gerade solchen Wechsel veranlaßt das Klima nur zu oft. Es scheint auch, daß die Schularbeit, weil sie zur Stubenarbeit und zur Anstrengung des Gehirns nötigt, den Körper gegenüber den Angriffen des Klimas besonders schwächt. Ein europäischer Schulmeister ist in Afrika nicht so leistungsfähig wie in seiner Heimat. Das unter anderem hat die Gesellschaft dazu geführt, einen Versuch zu machen, ob nicht einige geeignete Evheer hier in Deutschland ausgebildet werden könnten. Die Gefahren eines solchen Weges waren ihr nicht verborgen. Aber die Sache liegt doch wohl in der Zeit, ist nur eine Erscheinung des Weltverkehrs, in den wir immer weiter hineinkommen. Man darf natürlich nicht jeden beliebigen Fremdling herkommen lassen. Man darf sie auch nicht zur Schau stellen, wie zum Verderb für Leib und Seel jetzt wieder in der Berliner Ausstellung geschieht. Meines Erachtens sollte man sie auch nicht in Anstalten thun, die für europäische Schüler bestimmt sind; man muß sie für sich erziehen. Herr Pfarrer Binder in Westheim, der elf Jahre im Evhelande arbeitete, hat unsere jungen Evheer aufgenommen, und wir sind mit den Resultaten sehr zufrieden. Es hat natürlich auf dem Schulacker in Westheim auch Dornen und Disteln gegeben, aber unsere Missionare sind doch froh, daß sie eine Reihe solcher Gehilfen haben.

Die Schulen sind nicht bloß gegründet, damit wir Gehilfen im Missionsdienst bekommen, sondern damit die christliche Gemeinde und auch die Heiden, die diese Gelegenheit benutzen wollen, für ihren Lebensberuf, welcher es auch sei, gebildet werden. Aber die Aussicht durch die Schule Missionsgehilfen zu bekommen, ist doch ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Schulthätigkeit gewesen. Und obgleich unser Prediger- und Lehrerseminar, das schon 1865 begonnen wurde, noch nicht die erwartete Hilfe in genügendem Maße gebracht hat, ist doch die Zahl der eingeborenen Gehilfen, von denen einer ordiniert ist, sehr gewachsen. 1885 waren es 20, jetzt sind es 43.

Eine große Anzahl der eingeborenen Helfer sind auf den Hauptstationen thätig, die übrigen auf den Außenstationen. Denn — und das ist eines der Zeichen, daß die auf den Hauptstationen geschehene Arbeit nicht vergeblich war — um die Hauptstationen, welche von Europäern bedient werden, hat sich ein Kranz von Außenstationen gebildet, auf denen Evheer arbeiten. 1880 durfte die erste Außenstation gegründet werden; jetzt haben wir 22. Diese Außenstationen

Digitized by Google

sind meistens entstanden, entweder weil Christen dort waren, die der Pflege bedurften, oder weil die Heiden Lehrer verlangten. Auch die Heiden sind bereit, dem Lehrer sein Haus und die Schule zu bauen, und wir könnten die Zahl der Außenstationen schnell vermehren, wenn es nicht an den Lehrkräften fehlte. Schon erheben sich Bedenken, ob man nicht die Gemeinden zu sehr schwächt, wenn man ihre bewährten Christen zu Gehilfen macht, aber andrerseits ist der Ruf nach Hilfe so dringend, daß es schwer ist, was leider doch geschehen muß, nicht zu helfen. Diese Außenstationen und das Verlangen nach solchen ist ein erfreuliches Zeugnis von der Veränderung, die im Volke vor sich gegangen ist.

Dies zeigt sich auch in dem Wachstum der Evhekirche. Das viele Leid in dieser Mission ist nicht versüßt worden durch einen schnellen Erfolg. Die afrikanische Mission konnte schon ihr 25jähriges Jubiläum feiern, 1872, als die ganze evangelische Evhekirche nur 83 Seelen zählte. Sie war freilich schon größer gewesen und hatte 141 Seelen gehabt. Aber drei Jahre vorher war der Asantekrieg ausgebrochen, die schöne, große Station Ho war zerstört, und die Gemeinde, die eben anfing zu wachsen, war zerstreut. Das ist wieder gut gemacht worden; zehn Jahr später waren aus den 83 Seelen dreimal soviel geworden, aber immer doch nach 35jähriger Arbeit nur 243 Christen. Die Gesellschaft steht jetzt im 50. Jahre ihrer westafrikanischen Arbeit und der Ertrag der ersten 35 Jahre hat sich in dem letzten 15 Jahren etwa siebenmal vermehrt. Die Gemeinde zählt 1623 Seelen. Da am Ende des letzten Jahres mehr als je zuvor erwachsene Taufbewerber im Unterricht standen (176), so wird die Gesellschaft beim fünfzigjährigen Jubiläum 1897, wohl noch eine größere Zahl nennen dürfen. Jedes für das Evhevolk in die Erde gesenkte Korn hat jetzt eine mehr als zwanzigfältige Frucht getragen an heute lebenden evangelischen Evhechristen. Das ist kein geringer Lohn, umsoweniger, als man das zuversichtliche Vertrauen haben darf, daß dies nur die Erstlinge einer viel reicheren Ernte im Evhelande sind.

Digitized by Google

Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien?*)

Von E. A. Fabarius.

Der wachsende soziale Notstand mit einer der dunkelsten seiner Schattenseiten, dem Verbrechertum, dessen Bekämpfung wie eine Danaiden-Arbeit erscheint, hat in letzter Zeit in Deutschland die Gedanken erneut gerichtet auf einen eigenartigen Strafvollzug, auf die sogenannte Deportation. Schon 1859, — Frankreichs Vorgang wies darauf hin, hatte von Holtzendorff sich dafür ausgesprochen.**) Aber der Mangel an Kolonialbesitz verhinderte die Ausführung, nachdem bereits ein im Jahre 1847 im ersten vereinigten Landtage Preußens gestellter Antrag, Verbrecherkolonien anzulegen, wegen der erfahrungsmäßig großen Kosten dieses Strafmittels zu Fall gebracht worden war.***) Neuerdings ist dann die Frage zuerst wieder von der Rhein. Westf. Gefängnis-Gesellschaft angeregt worden. Auf ihrer 64. Jahresversammlung im Dezember 1892 hatte sie die Verhandlung über „Die Unterbringung entlassener Strafgefangener in den Kolonien" auf die Tagesordnung gesetzt. Die teilweis eigenartigen und neuen Gedanken, die dabei der Berichterstatter, Generalsekretär Spiecker, vortrug, vermochten jedoch nicht sich die Zustimmung zu erringen. Die Ansiedlung Entlassener wurde als „noch nicht" thunlich erklärt, und der zweite Leitsatz:

„Während die Anlage von Strafkolonien als unvereinbar zu bezeichnen ist mit der dem Mutterlande gegenüber seinen Kolonien obliegenden kulturellen Aufgabe, so scheint die Anlage größerer Strafanstalten für den Bergbau und Plantagenbetrieb in überseeischen Kolonien umsomehr als eine weiterer Erörterung würdige Frage, als im Anschluß an solche Strafanstalten in überseeischen Kolonien die Fürsorge für die besserungsfähigen Entlassenen durch Ansiedlung derselben wesentlich erleichtert und gefördert werden kann . . ."

wurde mit der sehr wichtigen Abänderung angenommen:

*) Wir haben diese augenblicklich auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gestellte, die Mission so nahe berührende Frage von einem bekannten Kolonialmanne und nicht von einem Missionssachmanne behandeln lassen. Ein solcher würde vermutlich die Schädigungen noch detaillierter und schärfer hervorgehoben haben, mit welchen die Deportation die Eingeborenen und das Werk der Mission unter ihnen bedroht. Vielleicht macht das die vorliegende Arbeit desto wirkungsvoller, daß sie diese Gesichtspunkte nicht einseitig betont, sondern die Frage allseitig abwägt und in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt. D. H.

**) „Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit."

***) Preußen hatte bereits einmal auf Grund eines Vertrages mit Rußland zu Anfang dieses Jahrhunderts den Versuch gemacht, gefährliche Verbrecher zu deportieren und zwar nach Sibirien. Schnell aber gab man nach sehr schlechten Erfahrungen den Versuch wieder auf.

Digitized by Google

„Wie die Anlage von Strafkolonien als unvereinbar zu bezeichnen ist mit der dem Mutterlande gegenüber seinen Kolonien obliegenden kulturellen Aufgaben, so erscheint die Anlage größerer Strafanstalten für den Bergbau und Plantagenbetrieb in überseeischen Kolonien zur Zeit nicht zweckmäßig."

Der jetzige Reichsstaatsanwalt Hamm, zugleich ein eifriger Kolonialfreund, gehörte schon damals zu denen, die diesen letzten Beschluß herbeiführten, und 1895 sprach er sich in derselben Gesellschaft noch entschiedener gegen den Deportationsgedanken selbst in dieser gemilderten Form aus. — Er trat dagegen auf gerade vom Standpunkt der Kolonisation aus, obwohl mittlerweile vornehmlich die eingehende Arbeit*) von Professor Bruck, Breslau, erschienen war.

Es ist daher wenig sachlich und spricht nicht für die Stichhaltigkeit seiner Beweisführung, wenn Bruck in seiner neuesten Veröffentlichung**) die Gefängnisbeamten und Geistlichen als die urteilslosen Führer der urteilslosen Deportationsgegner beschuldigt. Einmal verdankt er offenbar den von diesen „Wortführern der provinzialen Gefängnisvereine" gegebenen Anregungen, insbesondere auch dem Bericht des Gen.-Sekr. Spiecker, sehr viel eigene Anregung zu seinen Gedanken, sodann aber sind dort gerade die Juristen, z. B. auch der Oberstaatsanwalt Irgahn, Hamm, an der Spitze der Gegner gewesen, während Anstaltsgeistliche, wie v. Koblinski, zu den Förderern gehörten.

So ganz „zweifelsohne" und nur durch Schuld der Unvernunft und Büreaukratie***) verhindert ist also die Frage der Deportation doch nicht, so sehr auch die Rufer im Streit mit dem Feuereifer der Fanatiker ihren „neuen" Gedanken verfechten. Diese haben im Vorjahre eine Unterstützung gefunden durch Regierungsrat Dr. Freund-Koblenz†), der zwar in der Sache selbst auch nur die schon von Spiecker vertretenen Grundgedanken als Ziel aufstellt: Strafanstalten in den Kolonien zur Förderung wirtschaftlicher Zwecke, dazu aber den Versuch macht, auf Grund der englischen und französischen Erfahrungen den vermeintlichen Vorteil der Deportation zu beweisen. Brucks lebhafte Behauptungen erscheinen da in Gestalt sorgsam aufgesuchter und gewinnend vorgetragener Belege; mit glänzender Dialektik wird die Gegnerschaft derer bekämpft, die „nicht die Fähigkeit haben, das Zünglein der Wage der Klio zu verfolgen" und denen „die bei großen weltbewegenden Thaten verloren gehenden Güter schwerer zu wiegen scheinen als die zuwachsenden".††)

Selbst auf die Gefahr hin, zu diesen Unfähigen gezählt zu werden, müssen wir doch alle jene Behauptungen und Erfahrungen einer Nachprüfung unterziehen. Gerade die A. M. Z. ist dazu umsomehr verpflichtet, als die eine Thatsache bisher noch von keiner Seite bestritten,

*) „Fort mit den Zuchthäusern" 1894.
**) Neu-Deutschland und seine Pioniere, S. 35.
***) a. a. O., S. 38.
†) Preuß. Jahrbücher, Band 81, Heft 3.
††) a. a. O., S. 514.

Digitized by Google

ja mitunter als nicht unerfreuliche Folge offen anerkannt wird, die Thatsache, daß die Deportation die eigenartige Entwicklung, „die Kultivierung" und die Christianisierung der Eingeborenen in den Deportationsgebieten hindert und unmöglich macht, daß sie die größesten leiblichen, sittlichen und sozialen Schäden für die Urbevölkerung zeitigt, ja diese auf den „Aussterbeetat" setzt.*) Wo bleibt da das Recht, im Namen der Sittlichkeit, der sozialen Segnungen, der Kultur eine solche Maßregel zu vertreten? Ja, wer will sie nicht mit dem größesten Mißtrauen ansehen wenn er auch nur vom „Standpunkt des reinen Kolonialpolitikers" urteilt, daß „das Menschenmaterial unsern kostbarsten Besitz in den Kolonien ausmacht".

I.

Fragen wir zunächst: „Welche Gründe sprechen für eine Deportation?" Man nennt zuerst humane, sodann kolonialpolitische.

Von vornherein ist anzuerkennen, für keinen der deutschen Verteidiger kommen jene reinpolitischen, inhumanen Gesichtspunkte in Betracht, die einst den ersten Anstoß zur Verschickung, namentlich zu der nach Sibirien und Kayenne, gegeben haben. Vielmehr die immer mehr mit erschreckender Klarheit der Allgemeinheit zum Bewußtsein kommende Thatsache, daß die Mittel unseres Strafrechtes in keinem Verhältnis zu ihren Zwecken und Aufgaben stehen, läßt auf Abhilfe sinnen. Unsere Gefängnisse und Zuchthäuser bessern nicht, noch schrecken sie ab. Dazu aber machen sie ungeheure Kosten. Schon jetzt, wo noch nicht entfernt die einzig einigermaßen zweckentsprechende Maßregel der Einzelhaft durchgeführt ist, kostet jeder Sträfling dem Staate mindestens 300 M. jährlich. Zur allgemeinen Einrichtung von Einzelzellen würde der preußische Staat allein nach amtlicher Berechnung 288 Millionen Mark aufwenden müssen. Und dabei sind die für das Gefängniswesen aufgewandten Summen nicht nur unproduktiv, sondern — fast könnte man sagen — ein fressendes Kapital. Der Gewerbetreibende sieht sich mit Recht durch Konkurrenz der Gefangenenarbeit in seinen Erwerbs- und Daseinsbedingungen schwer geschädigt. Für den Schaden, den der Gefangene und Verbrecher dem Staatsbürger unmittelbar und mittelbar verursacht, hat letzterer obenein noch die Versorgungskosten desselben zu tragen, und diese sind in der That bei der heutigen Weise des Straf-

*) Freund a. a. O., S. 517.

Digitized by Google

vollzugs eine Schraube ohne Ende! Und wenn sie noch erziehlichen und sittlichen Wert hätten! Aber abgesehen von allen anderen Erfahrungen, die wir an denen machen, welche einmal einer Freiheitsstrafe verfallen, sind etwa 80 vom Hundert Rückfällige und 58 vom Hundert sogar wiederholt Rückfällige. Kein Wunder, die Zuchthäuser sind Brutstätten des Verbrechens und vernichten in der Regel bei ihren Insassen den letzten Rest sittlicher Kraft, und die Rückkehr von da zu ordentlichem Lebenswandel scheitert teils an der Entwöhnung von eigener Verantwortung und Arbeitsfreudigkeit, teils an dem Vorurteil der Volksgenossen, die dem Vollzug der Strafe sühnende Kraft nicht zuerkennen, sondern mit unüberwindlichem Mißtrauen von dem ehemaligen Sträfling sich abschließen. Geheimrat Krohne, einer der hervorragendsten Kenner unseres Gefängniswesens, urteilt daher,*) „daß die Gefangenen unter ganz besonders ungünstigen Lebensbedingungen stehen, welche die geistige und leibliche Gesundheit gefährden", und daß die Freiheitsstrafe unbedingt „geistig niederdrückend und abstumpfend" wirke.

In der That ein schmerzliches Eingeständnis, das sich unsere moderne Kulturwelt in ihrer Verantwortung für diese Schiffbrüchigen machen muß, um so schmerzlicher, da „die Hauptquelle aller Verbrechen die Not ist, entstanden aus den Schwierigkeiten unserer Erwerbsverhältnisse."**) So drängen allerdings diese sozialhumanen Gesichtspunkte mit zwingender Gewalt hin auf eine Neuordnung unseres Strafvollzugs. Der Ruf „Fort mit den Zuchthäusern" wird um so lauter erschallen, je mehr die Zahl der Verbrecher wächst: im Deutschen Reich von 329 968 Verurteilten im Jahre 1882 auf 381 450 im Jahre 1890, und darunter die erschreckende Zunahme der jugendlichen, zwischen 15 und 18 Jahren, — von 30 719 im Jahre 1882 auf 46 496 im Jahre 1892! — eine Steigerung um 51,4 pCt. in 10 Jahren! Wo soll das hinaus! Kurze, besonders verschärfte Freiheitsstrafen und harte Arbeit erscheint da als die nächstliegende Verbesserung der Strafmittel; dazu drängen die eigenartigen Schäden des Gefängniswesens auf eine grundlegende Aenderung: nutzbringende Beschäftigung der Gefangenen im Dienste der Allgemeinheit und der staatlichen Kulturaufgaben einerseits und möglichst erleichterte Ueberleitung der Verurteilten von ihrer Strafarbeit zu geordnetem Erwerbsleben für sich und ihre Familie

*) Lehrbuch der Gefängniskunde, § 56 f. und § 113 f.
**) Bruck, Neudeutschland, S. 20.

Digitized by Google

andererseits, das legt allerdings den Gedanken an Strafkolonisation rein theoretisch nahe.

Zu diesen Gründen für die Deportation kommen dann bei uns in Deutschland noch besondere kolonialpolitische, die zwar noch eine große Streitfrage unter den Kolonialfreunden bilden, aber durch einen Beschluß der letzten Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft doch praktische Bedeutung gewonnen haben. Ein Antrag der Abteilung Homburg kennzeichnet die erhofften Vorteile so treffend, daß wir ihn hier wörtlich anführen:

„Die Abteilung Homburg v. d. H. der Deutschen Kolonialgesellschaft richtet an die am 30. Mai cr. zu Berlin tagende Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft den Antrag, dieselbe wolle beschließen:

In Anbetracht, daß die Ansiedelung deutscher Staatsangehöriger im deutschen südwestafrikanischen Schutzgebiet bisher keine oder kaum nennenswerte Fortschritte gemacht hat, daß aber ein schnelleres wirtschaftliches Fortschreiten dieser Kolonie, deren gesundes Klima anerkannt ist, durch deutsche Kräfte nicht nur erwünscht, sondern angesichts der vielen Berechtigungen englischer oder überwiegend englischer Gesellschaften in diesem Gebiete notwendig ist, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, der Frage wegen Deportation von Strafgefangenen nach jener Kolonie näher zu treten und zunächst einen Versuch durch Verwendung von Verbrechern bei Errichtung von Stau- und Bewässerungsanlagen oder von Verkehrswegen, insbesondere Eisenbahnen, vorzunehmen."

„Neudeutschlands Pioniere" sollen die Deportierten werden. Wir verkennen das Bestechende dieser Idee nicht und glauben, daß manche in den Kolonien dringend nötigen Arbeiten von Sträflingen ebenso gut, wie verhältnismäßig schnell und billig gethan werden könnten. Aber es erhebt sich dagegen sofort eine Fülle von Fragen, die auch auf der Hauptversammlung mehr oder minder eingehend erörtert wurden, die Frage zumal: ist Südwestafrika oder eine der tropischen Kolonien dasjenige Gebiet, wo man zunächst und mit der meisten Aussicht auf Erfolg einen Versuch machen kann? Bezeichnend ist, daß die Kenner der verschiedenen Kolonien jedesmal für ihr Gebiet die Zweckmäßigkeit oder Durchführbarkeit leugnen. Wenn aber auch Südwestafrika nach oberflächlicher Beurteilung vielleicht das geeignetste Gebiet für Deportation sein sollte, so erheben die Freunde dieser Kolonie vor allem den gewichtigen Einwand, daß es die einzige für deutsche Auswanderung in weitgehendstem Maße geeignete Kolonie ist.*) Tausende freier, tüchtiger Deutschen sind jährlich bereit, wenn man ihnen nur

*) Wir bezweifeln das: „im weitgehendsten Maße" ganz entschieden. D. H.

Digitized by Google

den Weg einigermaßen bahnt, dort als Pioniere unseres Vaterlandes in die Arbeit zu treten.*) Bei einer Auswandererzahl von 221 000 Deutscher im Jahre 1881 und immer noch 40 000 im Jahre 1895, und bei einer jährlichen Volksvermehrung von über ½ Million ist's nur zu begreiflich, daß eine Verwendung von Sträflingen zur Kulturarbeit in Südwestafrika nur im engsten Rahmen und mit der vorsichtigsten Beschränkung von den Freunden deutscher Kolonisation und Auswanderung ins Auge gefaßt werden kann; denn eine soziale oder sittliche Hinderung der freien Einwanderung und Kolonisierung darf auf keinen Fall durch die Deportation eintreten.

II.

Daraus ergiebt sich also die weitere Frage: Was lehrt die Geschichte über die sozialen und kolonialpolitischen Folgen der Deportation?

Scheiden wir von vornherein alle jene Erscheinungen der Deportationsgeschichte aus, die in älterer**) und neuer Zeit lediglich Belege für politische Tyrannei und rohe Unrechtspflege bieten, wofür namentlich das Sibirien Rußlands und das Kayenne des napoleonischen Frankreichs klassische Zeugen sind, dann bleiben nur die Vorbilder übrig: Englands Deportation nach Australien, des republikanischen Frankreichs Transportation nach Guayana und Neu-Kaledonien und Rußlands neueste Kolonisierung von Sachalin.

Die Geschichte der neueren, zweck- und zielbewußten Deportation beginnt mit der genauen Entdeckung Australiens durch Cook. Der jüngere Pitt veranlaßte 1787 die erste Aussendung von Verbrechern nach Neu-Südwales. Nachdem durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg Amerika für englische „Klapperschlangen"-Sendungen***) verschlossen war und auch die übeln Folgen der Deportation gerade bei diesem Verlust eines reichen Kolonialgebietes warnend zu Tage getreten waren, versuchte man mit neuen guten Vorsätzen und neuen edelen Grundsätzen in einem vermeintlich menschenleeren Neuland das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden: Kolonisation durch Deportation, — Kultur weit entfernter, unzivilisierter Länder durch „Abschieben" der kulturfeindlichen, unerfreulichen Elemente der Heimat! In der That, ein bestechender Gedanke. An der besonders günstig gelegenen Stelle des heutigen Sidney begann der tüchtige Kapitän Arthur Philipp, ein Mann von gutem Schrot und Korn, seine große Aufgabe im Dienst der „Humanität und Kultur".

*) Auch das ist ein Optimismus, den wir nicht teilen können. D. H.
**) Vgl. v. Holtzendorff: Die Deportation als Strafmittel. 1859.
***) Vgl. v. Holtzendorff a. a. O., S. 181.

Digitized by Google

Es ist anzuerkennen, daß in den ersten Jahrzehnten dieser australischen Deportationsgeschichte, wo lediglich die Rücksichten auf die Bedürfnisse der Deportation alle Maßnahmen veranlaßten, auch die Erfolge verhältnismäßig erfreuliche waren.*) So lange die Deportationsverwaltung mit ihren Pfleglingen unbehinderte Herrin im Lande war, solange sie nach freiem, unabhängigem Ermessen die Kulturarbeiten anordnen, Ländereien den Deportierten anweisen, die besten geeignetsten Gebiete sich aussuchen konnte,**) solange sie den Freigelassenen, den sogenannten Emanzipisten, das beste und geeignetste Gelände als Landgütchen austeilte, — solange zeigt diese „Verbrecherkolonie" auch ein erfreuliches Bild, namentlich in den ersten zwei, drei Jahrzehnten der Deportation, etwa bis 1815. 13600 Freigelassene***) gab es damals in Neu-Südwales. Aber wenn man das als bedeutenden, sittlich-erzieherischen Erfolg darstellen will, so muß man dem entgegenhalten, daß bis dahin ja mindestens 50000 Deportierte hinübergeschafft worden waren, jährlich 4000—5000, und diese Ziffer ward erst in den folgenden Jahrzehnten mit dem wachsenden Widerstand gegen die Deportation in Australien mehr und mehr vermindert, sodaß bis 1837 mindestens 78000 Verbrecher deportiert wurden. Unter jenen ersten, allergünstigsten Verhältnissen ist also knapp jeder vierte Deportierte zur Freiheit und Selbständigkeit gelangt, während bei unserem jetzigen Gefängniswesen und unter den ungünstigsten Bedingungen für den „Kampf ums Dasein", wo den Entlassenen niemand ein Landgut schenkt, jeder vierte Gefangene überhaupt nicht wieder Strafobjekt wird und sogar jeder zweite nach nur einmaligem Rückfall sich wieder in dem geordneten Rechtsleben zurecht findet. Auch die Angabe, daß jene 13600 Emanzipisten gegenüber den 2400 freien Eingewanderten „27000 Morgen Feld, 20000 Morgen Weide mehr in Benutzung, 900 Häuser mehr in Sidney, 7 Schiffe mehr befrachtet, 50 Pfund Sterling mehr angelegt" hatten, können wir nicht als die vermeintliche Riesenleistung anerkennen. Denn jene Emanzipisten waren einmal die besten der Deportierten, während jene ersten Australien-Auswanderer, die sich mitten unter den Deportierten niederließen, zwar ein anerkennenswert unbefangenes Urteil zeigten, aber unfraglich nicht zur besten Klasse der Auswanderer gehörten; die besseren Auswanderer wandten sich vielmehr nach deportationsfreien Gebieten, namentlich nach dem nahen, aussichtsreichen Nordamerika. Sodann aber, ist denn das „mehr" eine wirklich so bedeutende Leistung? Ist es nicht z. B. ganz natürlich, daß der Ueberschuß von 11200 Emanzipisten auch 900 Häuser mehr besitzt, zumal da ihm der Besitzerwerb vor dem Eingewanderten wesentlich erleichtert war? Liegt nicht die Gegenfrage nahe: was wäre erst erreicht worden, wenn man die gleiche Fürsorge, Unterstützung und Geld-

*) v. Holtzendorff a. a. O., S. 247.

**) Darum war auch A. Philipp seinem Auftrag zuwider nicht nach Botany-Bay gegangen, obwohl diese Gegend nicht entfernt mit unserer deutsch-südwestafrikanischen Küste vergleichbar ist, wie Freund behauptet, sondern er suchte sich die treffliche Sidneybucht aus, — einen Ort, der auch ohne Deportation sicherlich zur Blüte gekommen wäre, spätestens als das „Goldfieber" ausbrach. Man vergleiche dazu doch die Geschichte vieler kalifornischer Städte.

***) Freund a. a. O., S. 513.

Digitized by Google

aufwendung nur freien Eingewanderten zugewandt hätte? Immerhin, das Herz des Menschenfreundes freut sich, wenn man hört von angebauten blühenden Flußthälern, sauberen Städten, gebahnten Wegen, erschlossenen Gebirgen, und freut sich umsomehr, wenn man bedenkt, daß vieler Gefangenen Herzen dort wieder fröhlich geworden; wenngleich auch in jener glücklichsten Zeit der Verbrecherkolonie nicht nur Peitschenhiebe und Todesstrafe, sondern auch Raubrotten „Unverbesserlicher" im Bunde mit Eingeborenen eine bedenkliche Rolle spielten.*)

Aber mit dem Jahre 1824 beginnt bereits der Niedergang dieser humanen Schöpfung. Von dem Augenblick an, wo durch die Erfolge der Verbrecherkolonisation die freien Einwanderer in größeren Mengen angelockt wurden und deren Einfluß in den Kolonien wuchs, ward das Vorrecht der Deportierten und der human-erzieherische Gesichtspunkt in der Verwaltung immer mehr beschränkt. Bald ging man dazu über, die Gefangenen an Einwanderer zu überweisen mit der Bedingung, für die erhaltene Landschenkung diese zu beschäftigen und zu versorgen. Und dies war nur Uebergang zu dem letzten entscheidenden Schritt, daß die Regierung das Land an die freien Bürger verkaufte um des Gewinnes willen und damit den Emanzipisten die Aussicht auf Landbesitz als Lohn guter Führung nahm. Nun war es nur noch eine Frage der Zeit, daß das Vorrecht der Eingewanderten allein herrschend ward, die Deportierten hingegen immer mehr eingeschränkt wurden, und in den wachsenden Wechselbeziehungen dieser zu jenen auch die materiellen wie sittlichen Schäden des Deportiertenstandes mehr hervortraten, während gleichzeitig die Einwanderer die Rücksicht „humanen" Strafvollzuges für die bisherigen „Kulturträger" nicht mehr anerkennen wollten. Es liegt im Wesen echter „Kultur", daß sie als Treibhauspflanze oder unter Zwangspflege nie so kräftig sich entwickeln wird, als wenn sie getragen wird von der Begeisterung, Tüchtigkeit und dem Daseinsbedürfnis freier, auf die eigene Verantwortung, Kraft und Kunst gestellter Männer! So ward im Jahre 1840 die Transportation nach Australien „vorläufig" ausgesetzt, 1857 aber gänzlich abgeschafft. Die Goldfunde hatten diese Menschenzufuhr nach dem Goldlande unnötig, aber auch unthunlich und unmöglich gemacht.

Man hat nun der Deportation die fernere geschichtliche Entwicklung und heutige soziale Lage dieser alten Verbrecherkolonie zu gute rechnen wollen. Aber jeder unbefangene Beurteiler wird zugeben, daß Australien seine schnelle Entwicklung und heutige „Blüte" dem Golde und nicht der Deportation verdankt. Das zog die Menschen in Scharen hinaus, das regte eine fieberhafte Betriebsamkeit an, das schaffte die Nachfrage und damit beschleunigte Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse, das rief die erstaunlichen Wasseranlagen hervor, das brachte im Handumdrehen die günstige Handelsbilanz**) und den

*) von Holtzendorff, a. a. O., S. 275. Freund, a. a. O., S. 517.
**) Die übrigens jetzt bereits einem beginnenden „Krach" weicht.

Digitized by Google

allgemeinen Wohlstand, der Armut kaum kennt. Daß das Gold es ist, welches solch übermächtigen Machtfaktor in der modernen Kultur und Zivilisation bildet, das beweist z. B. Kalifornien, das ohne Deportation aus einem zum Teil Australien landschaftlich sehr ähnlichen Lande auch einen gleichen, ja noch größeren Blütestand erreicht hat; das beweist noch schlagender das zuvor arme, jetzt so reiche Burenland Transvaal.

Und Frankreichs Erfolge in Neu-Kaledonien?

Es ist unseres Erachtens unthunlich, hierbei die französische Transportation nach Kayenne grundsätzlich und namentlich für die Erfolgberechnung nicht mit in Anschlag zu bringen. Im Gegenteil, jene ohne diese ist undenkbar, Kayenne und Neukaledonien sind zwei sich ergänzende Seiten eines gemeinsamen Systems, eine Einrichtung des Napoleonischen Kaiserreichs! Allerdings war das klimatisch ungünstige Kayenne vornehmlich dazu ausersehen, eine ziemlich rohe, cynische Maske für die zahlreichen Justizmorde dieser plebiscit- geborenen „Tyrannis" zu bilden; die sogenannten „politischen Verbrecher" schob man dorthin ab, wo der Pfeffer wächst, während man in Neu-Kaledonien den „gewöhnlichen" Verbrechern zu einem heimatsfernen Dasein verhelfen wollte. Der leitende Grundsatz war aber hier wie dort die „humane" Kulturphrase des ersten Napoleon: „Man reinige die alte Welt von Verbrechern, indem man eine neue mit ihnen bevölkert!" Trotzdem sind die Ergebnisse der Transportation in beiden Ländern sehr verschieden. In beiden machte Frankreich sich die Erfahrung und die Erfolge der englischen Deportationsverwaltuug zunutze, nahm sie als Vorbild; in beiden suchte es durch sorgfältige Abstufung der Strafen wie der Belohnungen die Sträflinge zu tüchtigen Kolonisten zu erziehen. Aber während man darin einig ist, daß Guyana einen augenfälligen Mißerfolg aufzeigt, soll Neu-Kaledonien eine Art Paradies geworden sein. Das mörderische Klima Guyanas wird nicht ganz ohne Grund als Hauptschuld für den dortigen Mißerfolg angeführt, doch das benachbarte englische und holländische Guyana weist unter denselben klimatischen Verhältnissen weit günstigere Kulturverhältnisse auf. Es muß also doch sehr viel an den Verwaltungsgrundsätzen, wie an den Trägern der Kolonisation, dem sogenannten „Menschenmaterial", wie der sinnige Ausdruck dafür lautet, gelegen haben. Andererseits macht man bei dem geringeren Erfolg der Franzosen in Neu-Kaledonien gegenüber dem der Engländer in Australien darauf aufmerksam*), „daß bei der ungleich ausgedehnteren Anwendung des englischen Deportationsstrafmittels (namentlich auf politische Verbrecher) viel hoffnungsvollere Elemente an der Kultivierung Australiens gearbeitet haben." Nun, gerade Guyana hatte denselben Vorzug der „hoffnungsvolleren Elemente", der politischen Verbrecher, worunter vielfach sogar recht treffliche Leute waren, — und trotzdem der Mißerfolg! Und Neu-

*) Freund a. a. O., S. 526 — nebenbei bemerkt auch einer der Gründe, die gegen, statt für eine neue deutsche Aufwärmung der Deportation sprechen; denn diese „hoffnungsvollen" Elemente, z. B. politische Verbrecher kommen bei den deutschen Deportationsabsichten einmal nicht in Frage, und andererseits ist deren Rehabilitierung für das bürgerliche Leben keine sonderliche Kunst.

Digitized by Google

Kaledonien, — ein Land, von Natur schon paradiesisch beanlagt, mit vorzüglichem Klima, mit reichen Naturschätzen, namentlich auch mit Erzen, Austernbänken u. s. w., mit erstaunlichster Fürsorge fast verhätschelt, mit riesigen Kosten seit einem Menschenalter erhalten, mit einem Aufwand von jährlich 4 Millionen Franks für 7000 Sträflinge und mit besonders sorgsamer Pflege der Achillesferse aller Deportation, der Frauenfrage (Frauenkloster von Bourail als kirchlich-sittliches Heiratskontor). Und nun lese man, was ein Lobredner der dortigen Deportationskolonisation schreibt.*) Die zwangsweise „Depossedierung" unwürdiger Deportierter von ihren „Landkonzessionen" ist geradezu erschreckend! „Während die Freigelassenen an der Gesamtziffer der Beleihungen ohnehin nur mit $^1/_6$ beteiligt sind,**) also $^5/_6$ aller Konzessionäre Sträflinge sind, welche noch im Zustand der Strafverbüßung sich befinden, fallen auf die Freigelassenen 50 pCt. aller Depossedierungen." — Man sieht, gerade der Zweck ist verfehlt, selbständige und selbstverantwortliche Kolonisten zu erziehen. Der Sträfling hält aus auf seinem Landgut, solange „die disziplinarischen Machtmittel" über ihm als Damoklesschwert hängen; ist er sein freier Herr, so reizt ihn ehrlicher oder unehrlicher, besserer, d. h. bequemerer Gewinn; er will nicht Kulturdünger und Kulturbauer sein, sondern Kulturgenießer bei „den Lockungen der Stadt Nouméa". Gegenüber dieser anerkannten Thatsache wirken die wenigen Idyllen und Lichtbilder, die daneben z. B. Freund verlockend von den zwei verheirateten Sträflingen auf der Insel Nou schildert, und andere ähnliche, nur wie vereinzelte Fettaugen auf einer recht wässerigen dünnen Suppe, die uns über den wahren Gehalt des angepriesenen Gerichtes nicht hinwegzutäuschen vermögen. Und dies umsoweniger, da man mit Recht klagt, das beste Land werde den Deportierten zugeteilt, und die schönsten Landgüter ließen sie, — nicht aus Ungeschick, denn die Freigelassenen zumal waren ja lange landwirtschaftlich vorgebildet und nur die besten erhielten Konzessionen, — sondern aus Faulheit verrotten. Was hätte dagegen wohl eine freie Kolonisation aus dem besonders begünstigten Neu-Kaledonien machen können? — Man nehme zum Vergleich einmal die Witi-Inseln in ihrer blühenden Entwicklung! Aber freilich, Frankreich kann trotz seines größeren Kolonialbesitzes nicht kolonisieren; neben vielem anderen fehlt ihm das nötigste zu freier Kolonisation, — die überschüssige Bevölkerung; denn z. B. in der Zeit von 1891—1896 hat sich seine Einwohnerzahl nur um 133819 Seelen vermehrt! Und wenn nach einem Menschenalter, noch dazu in unserer schnelllebenden Zeit, ein abschließendes Urteil über Neu-Kaledonien noch nicht möglich sein soll, obgleich zum Beispiel in gleichem Zeitraum die englische Deportations-Kolonie auf den Höhepunkt ihrer Blüte gelangte, — nun, wie lange sollen wir dann warten auf den Beweis der verheißenen Erfolge?

Hält man uns aber die Insel Sachalin vor mit ihrer Ackerbaukolonie,

---

*) Freund a. a. O., S. 525.

**) Offenbar ist also das Verlangen nach Beleihungen und eigener Arbeitsverantwortung bei den „Liberierten" nicht groß, und dem ist in der That so, — oder die Verwaltung hat von vornherein Grund, vorsichtig in der Wahl ihrer „konzessionierten Liberierten" zu sein.

Digitized by Google

so können wir den noch sehr wenig eingehenden Berichten darüber umsoweniger Gewicht beilegen, als Rußland von jeher groß darin war, Potemkinsche Dörfer zu bauen. Wieviel von dem blendenden Glanz echt ist, — läßt sich zunächst nicht ermitteln, zumal aber nicht, ob die Grundlagen dieser Deportationskultur gut und nachahmenswert oder möglich sind. Was auf dem düsteren Hintergrund der sibirischen Zustände human und tüchtig erscheint für russische Verhältnisse, bietet noch keinen Maßstab für eine deutsche Deportation. Vor allem aber sind nicht nur die sozialen, staatlichen und sittlichen Anschauungen in jenem halbasiatischen Reiche von den unsern gründlich verschieden, sondern die Insel Sachalin ist nach ihrer Lage und Beschaffenheit ein Deportationsland von fast einzigartiger Natur, wie wir einen ähnlichen Kolonialbesitz weder haben, noch je haben werden.

Zum Schluß dieses geschichtlichen Ueberblicks führen wir noch einen gewiß unverdächtigen Zeugen für die thatsächlichen Erfahrungen mit der Deportation und ihrer Kultur an. La Politique Coloniale, das führende Blatt der sehr eifrigen und geschickten Kolonialfreunde Frankreichs, schreibt am 30. Juni 1896:

„Die Mitglieder des Generalrats von Guyana haben an die Kammern eine Petition gerichtet, worin sie fordern, daß alle „Liberierten der Transportation", die zur Zwangsarbeit Verurteilten, welche ihre Strafe abgebüßt haben, auf dem Gebiet, welches die Strafverwaltung in der Gegend des Maroni besitzt, eingeschlossen (internés) würden.

„Der Gemeinderat von Kayenne bezeugt in dem Gesuch:

„Die Zahl der täglich wachsenden Freigelassenen, die Vermehrung der Verbrechen, die sie begehen, ihre revoltierende Gemeinschaft mit der Bevölkerung, unter die sie sich zu mischen streben, der verderbliche (corruptrice) Einfluß, welchen sie auf ihre Umgebung ausüben, ihre mehr und mehr wachsende Unverschämtheit, haben von neuem die Aufmerksamkeit des Landes auf die Gefahr hingewiesen, in welche es durch die Gegenwart dieser herabgekommenen Menschen läuft.

„Mit Recht erregt von der beunruhigten Lage, welche sie die Zukunft in den düstersten Farben ansehen läßt, hat die Bevölkerung den Alarmruf ausgestoßen und von der Strafverwaltung verlangt, sie solle dieser sozialen Verwilderung Schranken ziehen. Ihr Ruf ist ohne Echo geblieben. Die Verwaltung erklärt, völlig machtlos dagegen zu sein.

„Dies Eingeständnis der Ohnmacht angesichts einer ebenso ernsten wie schmerzlichen Lage hat den Erwählten des Landes ihre Pflicht vorgeschrieben. Folgend dem Drängen der öffentlichen Meinung, fordert der Generalrat einstimmig die Einschließung der Freigelassenen am Maroni. Seine Glieder haben die Verpflichtung übernommen, ihr Amt niederzulegen und sich von den öffentlichen Geschäften solange fern zu halten, bis dem Willen der örtlichen Vertretung Genugthuung gegeben ist.

„Die Transportation ist das Werk des Kaiserreichs. Das ist ein Ver-

Digitized by Google

brechen, würdig dem des 2. Dezember. Allein eine Regierung, aus der Gewaltthat geboren, konnte einen solchen Anschlag gegen eine wehrlose Bevölkerung machen. Doch es ist gerecht anzuerkennen, daß gleichzeitig auch vorbeugende Maßregeln ergriffen wurden, wenigstens von der Kaiserlichen Regierung, um uns gegen die Gefahren der Strafkolonisation (bagne) zu schützen. „Die französische Bevölkerung von Guyana," schrieb der Kaiser, „wird nicht in Berührung kommen mit der Strafplebs."

Im weiteren legt nun die Petition dar, daß unter dem Einfluß dieses kaiserlichen Grundsatzes die Bevölkerung möglichst von der ‚contamination des condamnés' bewahrt worden sei; auch unter der Regierung der Republik hätten anfangs noch diese Verwaltungsgrundsätze Geltung gehabt, und im allgemeinen sei den Freigelassenen der Aufenthalt in Kayenne verboten gewesen, ebenso wie in Nouméa. Die Erlaubnis zum Wohnsitz dort sei nur besondere Vergünstigung für die Besten gewesen.

„Unsere sittliche und äußere Sicherheit war also fast „garantiert". Aber dann hat sich die Lage geändert. Die Freigelassenen erfreuen sich heutzutage einer vollständigen Freiheit. Das Gesetz vom 27. Mai 1885, welches den „Aufenthalt unter Polizeiaufsicht untersagt, ist nie in Wirksamkeit getreten. Alle Freigelassenen haben die Berechtigung erhalten, in der Hauptstadt zu wohnen, wo sie eine für die öffentliche Sicherheit gefährliche Ansammlung bilden. Ohne ehrliche Daseinsmittel, die zweideutigsten Gewerbe betreibend, leben sie nur von Diebstahl und Räubereien, begünstigen die Flucht der Verbannten und bilden im Schoß der Bevölkerung ein unsauberes Element, — nur berufen, eine zersetzende Wirksamkeit auf die öffentliche Sittlichkeit auszuüben.*)

„Das ist das Loos, welches die Republik, das Werk des Kaiserreichs noch mehr verschlimmernd, den Bewohnern von Guayana bereitet hat."

Dazu bemerkt La Politique Col.: „Man muß anerkennen, daß die Lage der Bewohner von Guayana, wie übrigens auch die der Kolonisten von Neu-Kaledonien, äußerst peinlich ist; diese beiden Kolonien sind besudelt durch die Gegenwart eines Bevölkerungselementes, mit dem man nicht in Berührung kommen mag, und das eine beständige Gefahr bildet. Die gebieterische Notwendigkeit konnte in einem gegebenen Augenblick die Deportation von Verbrechern zur Zwangsarbeit nach Guyana und Neu-Kaledonien befehlen. Aber heute ist es möglich, Genugthuung zu geben den Bewohnern unseres alten Guayana wie den arbeitsamen Kolonisten von Neu-Kaledonien, welche mit lauten Klagerufen vom Heimatland fordern, daß es nicht mehr sich von den hartgesottensten Verbrechern, von der Hefe seiner Bevölkerung befreit, indem es diese in ihre Länder abschiebt.

„Nun sind wir gerade im Begriff, uns häuslich einzurichten auf einer großen afrikanischen Insel, deren weite Gebiete eine Ausdehnung haben, größer als die Frankreichs und Belgiens. Es giebt in Madagaskar große öffentliche Arbeiten zu thun: Wege, Straßen zu bauen, Schienenwege zu legen,

*) Der Sperrdruck rührt vom Uebersetzer her.

Digitized by Google

Gebäude zu errichten u. s. w. Die zur Transportation Verurteilten sind wie geschaffen (tout indiqués pour être affectés à) für diese harten und gesundheitsschädlichen Arbeiten! (sic!) Da liegt vor ein Werk allgemeiner Kolonisation, um so leichter auszuführen, als der Stamm des Verwaltungspersonals und der Ueberwachung schon gebildet ist." (Auch eine merkwürdige Auffassung, — aber bezeichnend, — von der derzeitigen französischen Kolonialverwaltung in Madagaskar, — auch „wie geschaffen" für Deportation!) „Madagaskar zumal ist hinreichend groß, sodaß die Deportationsniederlassungen an Orten errichtet werden können, wo die Verbrecher nicht in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung kommen.

„Dies ist eine Idee, die unserer Ansicht nach ebenso sehr verdient, verwirklicht zu werden, weil sie einem Bedürfnis für Madagaskar entspricht, indem sie nützliche Handarbeit liefert, — als auch weil sie andererseits gestattet, Genugthuung zu geben den Bewohnern von Guayana und Neu-Kaledonien!"*)

Und wer giebt, so fragen wir, hernach Madagaskar Genugthuung?

In der That, — welche Selbstkritik übt diese Veröffentlichung an den französischen, ja an allen Deportationsfreunden! Das ist der Weisheit letzter Schluß, nachdem man die alte Welt vergeblich von Verbrechern zu „reinigen" versucht und dabei eine neue Welt nicht „bevölkert", sondern erst recht durchseucht hat, da muß man nach immer neuen Welten suchen, die man mit gleichem „Kultursegen" beglücken kann. Jetzt kommt also Madagaskar an die Reihe, und wenn das abermals nach einem Menschenalter „durchseucht" ist, ohne abgeschlossene, günstige Erfahrungen aufzuzeigen, was dann? Schließlich werden wir wohl mit unserer Deportationskultur uns eine neue Welt im Monde suchen müssen, falls wir eben meinen, unsere humanen Erziehungsaufgaben an den Verbrechern nur in einem fernen Deportationslande, nicht in der Heimat zur Durchführung bringen zu können.

III.

Zum dritten wollen wir uns an der Hand der kurz skizzierten geschichtlichen Erfahrungen die Schwierigkeiten einer geordneten, zweckentsprechenden Deportation in der heutigen Zeit vergegenwärtigen.

Zunächst: Wer soll deportiert werden? Bruck giebt darauf**) umfassende Antwort. Alle sogenannten „Gewohnheitsverbrecher" (außer

*) Vergl. auch die beiden sehr bemerkenswerten Aufsätze in der La Pol. Col. vom 28. August 1895: La transportation à la Guyane und vom 1. September 1895: La main d'oeuvre à la Guyane — sie bestätigen erneut die großen Schäden der Deportation!

**) Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern" und „Neudeutschland". S. 161.

Digitized by Google

den Greisen und Kranken), also namentlich die Rückfälligen, insbesondere auch die Arbeitsscheuen, die Rohheitsthäter und die Eigentumsverbrecher. Letztere Art, zumal die aus Mangel und Not ursprünglich in die Verbrecherlaufbahn geraten sind, gäbe unfraglich die geeignetsten Deportierten.

Hier müssen wir anmerken, daß die australische Deportation wohl lediglich diesen „hoffnungsvolleren Elementen" ihre teilweisen und anfänglichen Erfolge verdankt; auch ist in Rechnung zu setzen, daß diese Elemente um so hoffnungsvoller waren, als bekanntlich das englische Strafrecht gegenüber dem Eigentumsvergehen mit einer unseren Anschauungen und Rechtssätzen unerhörten Schärfe aburteilt. Da ward mancher deportiert, der bei uns mit kaum nennenswerter Haft- oder Gefängnisstrafe davon käme. Demgemäß wäre unser „Deportationsmaterial" von vornherein ein weit weniger hoffnungsvolles, „minderwertiges". Ferner wäre namentlich bei den Rohheitsthätern und Arbeitsscheuen doch die Ergänzung der Deportationsstrafe durch sehr „scharfe disziplinare Machtmittel" conditio sine qua non. Ob aber unsere gesetzgebenden Körperschaften nach den Erfahrungen mit Leist, Wehlan, Schröder und Genossen sich zu solchen „diskretionären Befugnissen in der Hand schwer kontrollierbarer Kolonialbeamter" bereit finden würden, ist mehr als unwahrscheinlich, ja nach den neuesten Verordnungen geradezu ausgeschlossen. Wird doch Rohheit und Arbeitsscheu im Inland noch nicht einmal mit Prügel und sonstigen Disziplinstrafen geahndet: „Lieber fünf Jahre Sonnenburg, als ein Jahr Brandenburg", ist die Weisheit des echten Zuchthäuslers.*) Vor allem aber befinden sich die Hauptvertreter des neuesten Deportationsgedankens in dem wichtigsten Punkte in entschiedenem Widerspruch gegen einander. Bruck fordert lebenslängliche Deportation für gewisse, namentlich für die schwersten Fälle, also für die „Unverbesserlichen" und „Hoffnungslosen". Andere hingegen, namentlich die Kolonialfreunde, machen zur selbstverständlichen Bedingung die Heimbeförderung des Verbrechers nach Ablauf seiner Strafe; das soll die Regel sein. Die „Südafrikanische Zeitung" macht diesen Punkt zur unbedingten Voraussetzung, unter der allein die freien Ansiedler Afrikas sich mit der Deportation würden befreunden können. Und Freund**) will die Heimsendung als drohendes Damoklesschwert über dem Haupte des Verbrechers schweben lassen als Strafe für schlechte Führung und falls „ungeeignet zur Ansiedlung".

*) Freund a. a. O., S. 503.
**) A. a. O., S. 534.

Digitized by Google

Dann würde also „die alte Welt“ bevölkert, indem man die neue, das Deportationsland, von „Unverbesserlichen“ säubert!

Denkt man sich die Sache nach Brucks Vorschlag, dann werden bald dieselben Uebelstände eintreten, die wir in Australien, Guyana und Neu-Kaledonien kennen gelernt haben. Die Kolonie wird nach einem Menschenalter sich weigern, „durchseucht von Verbrechern zu werden“. Man wendet freilich ein, die vorhandenen Gebiete, namentlich in Südwestafrika, seien so ausgedehnt, daß eine zu nahe Berührung der Verbrecher mit den freien Ansiedlern ausgeschlossen wäre. Daß das unrichtig, beweist das noch größere Gebiet Australiens, sowie die schnelle Entwicklung gleichartiger Länder, Transvaal, Kalifornien u. s. w., nachdem einmal dort die Kolonisierung kräftig eingesetzt hatte. Dazu kommt, daß in Deutsch-Südwestafrika auf absehbare Zeit nur ganz bestimmte, beschränkte Teile des Landes für die Zwangsarbeit und Zwangsansiedelung der Deportierten in Frage kommen, und daß das eben die Gebiete sind, die zunächst auch für die Ansiedler die allein anziehenden bilden. Ja, wenn für diese und die Kolonisation die „Pionierarbeit“ der Deportierten irgend Nutzen haben soll, so müssen sie sich doch in mehr oder minder enger Anlehnung an die Deportationsstätten halten.

Bruck behauptet sogar: „Das Land ist so groß, daß jeder freie Einwanderer sich seinen Nachbarn aussuchen kann!“ Eine seltsame Anschauung von diesem Lande, welche beweist, er kennt die thatsächlichen Verhältnisse nicht. Die Kenner des Landes erklären das Gegenteil; nicht einmal in dem wasserreichen Transvaal kann man sich beliebig niederlassen. Das heißt mit Gründen fechten, die nur auf die breite Masse der kolonialunkundigen Leute Eindruck machen können. Nicht nur die Reisenden Ludloff, Schinz, Dove, Hindorf, Bülow, François u. s. w., sondern erst recht die Missionare, die doch das Land am genauesten kennen und nach aller Urteil seit bereits 50 Jahren dort die eigentlichen Kulturträger gewesen sind, betonen, daß in Südwestafrika immer nur einige Stellen, namentlich die Flußthäler es sind, wo, und auch nur mit Hilfe größerer, künstlicher Anlagen, Niederlassungen möglich sind.

Darauf wird entgegnet: man muß eben die Verbrecher in Staatsfarmen oder in geordneten, aber „fliegenden“ Strafanstalten so zusammenhalten, wie die Gefangenen in unseren heimischen Zuchthäusern; dann wird das Nebeneinander der Freien und der Verbrecher

Digitized by Google

nicht anders sein, wie hier zu Lande. Damit würde aber der humanerzieherische Zweck der Deportation und Zwangsansiedlung hinfällig, und die klimatischen und örtlichen Verhältnisse würden Kosten verursachen, gegen welche die der englischen und französischen Einrichtung geringe sind, obwohl Freund von diesen zugiebt, daß sie das zwei- und dreifache der heimischen Gefängniskosten betragen haben. Wenn auch wohl die Berechnung, ein französischer Deportierter koste jährlich 2000 Franks, übertrieben hoch sein mag, so ist doch nach den sehr vorsichtigen Angaben bei Freund*) leicht zu berechnen, daß mit Transport und Zinsen der ersten Anlagekosten und der in anderen, namentlich im Marineetat verborgenen, durch die Deportation veranlaßten Kosten, eine jährliche Summe von 1000 bis 1200 Franks nicht zu hoch gerechnet sein dürfte. Bei den schwierigen Verhältnissen Südwestafrikas, wo weder ausreichende Häfen vorhanden sind (denn die Ausschiffung und vorläufige Unterbringung der Deportierten könnte doch wohl nicht an denselben Orten geschehen, die wir als Zugangsstellen für den freien Einwanderer und Handel nötig haben), noch auch, außer der Wegearbeit, an der Küste zur Beschäftigung für die Deportierten Raum vorhanden, würden die Kosten für uns mindestens gleich hoch werden. Neben der weiten Seefahrt hätte man also auch noch die weiten Landwege in Anrechnung zu setzen. Eisenbahnen sind so schnell von Deportierten nicht gebaut, wie man vorgiebt, schon deshalb nicht, weil, — allerdings seltsam genug — das Recht auf Eisenbahnbau von den beiden einzigen Häfen aus die Regierung aus der Hand gegeben hat. Und selbst wenn erst einmal Eisenbahnen da sind**), würde wohl bei den großen Herstellungskosten und Entfernungen der Transport billig sein?

Eine weitere Schwierigkeit bilden die nach drei Seiten hin offenen Grenzen des Landes, welche eine Flucht der Deportierten erleichtern. Man wende nicht ein, solch eine Flucht bringt dem Landesunkundigen den sichern Tod durch Hunger und Durst. In den ersten Jahren vielleicht, aber bei weiterer Arbeit der „Kulturpioniere" doch nicht. Zumal, wenn erst eine Reihe von Freigelassenen als Kolonisten angesiedelt sind, dann würden diese nur zu oft geneigt sein, minderglückliche Genossen zu verbergen, ihnen fortzuhelfen, oder gar gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. Das lehren Australien, Neu-Kaledonien und Guyana zur Genüge. Und man stelle sich doch einfach

*) A. a. O. S. 529.

**) Man thut weise, vorläufig die Eisenbahnen ganz außer Anschlag zu lassen. Denn der Terrainschwierigkeiten ganz zu geschweigen, so ist doch sehr die Frage, ob in einem so armen Lande, wie Deutsch-Südwestafrika ist und für absehbare Zeit bleiben wird, Eisenbahnen sich rentieren. D. H.

Digitized by Google

einmal die Frage: würde es uns Deutschen etwa recht sein, wenn die Franzosen oder Engländer in der Nachbarschaft von Kamerun oder Togo Deportationskolonien anlegten? Was aber dem einen nicht recht, ist doch auch dem andern nicht billig. Was Bruck sich aber darunter denkt, „daß das Reich jederzeit in der Lage wäre, durch geeignete Kompensationsobjekte den Widerspruch irgend einer respektablen Macht zu beseitigen," wissen wir nicht. Denkt er etwa an eine neue Auflage des Sansibar-Vertrages, damit dann die Kosten der „Deportationskultur" uns erst recht teuer zu stehen kämen? — Allein nicht Furcht vor Verwickelungen mit dem Auslande macht uns in diesem Stück bedenklich, sondern die unausbleibliche „Verwicklung" unsicherer Elemente unter den Deportierten mit den „unsicheren" Teilen der Eingeborenen. Ganz abgesehen von dem in der Folge noch darzulegenden, unfraglich höchst verderblichen Einfluß der Deportation auf Sittlichkeit, Lebenshaltung und Lebenskraft der eingeborenen Bevölkerung, die unzufriedenen Deportierten werden stets versuchen, mit den Eingeborenen gegen die Kolonialregierung und friedlichen Ansiedler gemeinsame Sache zu machen; sie werden ein „Element der Dekomposition" sein, werden beständigen Zündstoff zu Unruhen, Aufständen Raubzügen und räuberischem Kleinkrieg liefern. Das ist sogar in Australien geschehen, wo doch von vornherein der Australneger „auf den Aussterbeetat gesetzt" wurde, und ebenso in Guyana, wo die klimatischen und örtlichen Verhältnisse solch einer Raubverbrüderung schlechter europäischer und eingeborener Elemente viel hinderlicher sind als in Südwestafrika. Und welche Kosten würde die Vermehrung der Schutztruppe verursachen, die zur Bewachung*) nötig wäre, um solchen Gefahren vorzubeugen und die Unruhigen in Schach zu halten!

Endlich aber ist nicht zu vergessen: was im Zeitalter der Segelschiffe möglich war, ist heutzutage unter den vermehrten Verkehrsverhältnissen nicht in gleicher oder ähnlicher Einfachheit möglich. Die Maßregeln zur Absperrung und Fluchtverhinderung der Deportierten müßten in Rücksicht auf die Dampfschiff- und Eisenbahnverbindungen, die bereits jetzt bis an die Grenzen unseres südafrikanischen Besitzes heranreichen und vermutlich noch weit ausgedehnter werden, sehr umfassende sein. Australien war seiner Zeit ein weltfernes, abgeschlossenes Inselland, ein Entweichen ins Innere aber brachte unbedingten elenden Tod. Das gilt ähnlich auch heute noch namentlich von Guyana, und Freunds Hinweis darauf,**) daß hier nur $2^1/_2$ bis 5 pCt. der Strafgefangenen „als entgiltig entflohen" jährlich gezählt werden, dünkt uns verfehlt, denn das „endgiltig entflohen" giebt nicht den Maßstab an für die Häufigkeit des Versuchs; vor allem aber ist allerdings eine Flucht in Guyana, — außer übers Meer, — erst recht ein Wagnis, was hundert- gegen einmal ins Verderben führt, denn das Land und seine unkultivierte Nachbarschaft ist ein furchtbares Fieberland, mit unwirtlichstem Urwald, Gebirgen und Sumpfniederungen bedeckt. Das ist also gar nicht mit den südafrikanischen

*) Das betreffende Budget für 1896 von Neu-Kaledonien beträgt 7 909 971 Frs., und das von Guyana 6 039 104 Frs.!

**) a. a. O., S. 535.

Digitized by Google

Verhältnissen in Vergleich zu stellen. Die lediglich für Deportation eingerichteten Inseln Neu-Kaledoniens oder gar das weit entlegene Sachalin sind mit ziemlicher Leichtigkeit zu überwachen.

Wenn man aber schließlich (vgl. Bruck a. a. O. S. 41) behauptet, nur grobe Fehler der Regierung und die Systemlosigkeit des Strafvollzuges habe in Australien die Mißerfolge der Engländer gezeitigt, so entgegnen wir: wer bürgt uns denn dafür, daß wir Deutschen nicht ebenfalls grobe Fehler machen und in Systemlosigkeit hin und her schwanken? Man denke doch nur an den bisherigen Gang unsrer Kolonialpolitik, die Abhängigkeit von parlamentarischen Strömungen und sonstigen Einflüssen in allen derartigen politischen Fragen und an die geschehenen Mißgriffe bei Beamtenanstellungen u. s. w.

Sollten indes alle diese Bedenken und Schwierigkeiten noch nicht zu unbedingter Ablehnung des Deportationsgedankens veranlassen, so führen wir endlich die großen sittlichen Bedenken ins Gefecht, deren Frucht über die Schädlichkeit der Deportation keinen Zweifel läßt.

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Japan.

Vom Herausgeber.

Das wichtigste Ereignis in der neuesten Geschichte Japans bildet der siegreich verlaufene Krieg mit China. Allerdings hat infolge der Einmischung der Westmächte, namentlich Rußlands, der direkte politische Erfolg den hochfliegenden Erwartungen der siegreichen Japaner nicht voll entsprochen: in Korea ist der japanische Einfluß nicht der herrschende geworden, und in China haben sich die Gebietserwerbungen auf Formosa beschränkt; desto bedeutender sind aber die indirekten Gewinne gewesen. Die längst erstrebte Revision der Verträge, durch welche Japan einen ebenbürtigen Rang unter den Kulturstaaten des Westens einnimmt, ist zu stande gekommen, und namentlich das verhaßte Recht der Exterritorialität beseitigt (Z. M. R. 96, 17); die Opposition der extrem liberalen (radikalen) Partei gegen die Regierung, welche zur wiederholten Auflösung des Parlaments führte und eine wirkliche Gefahr für die gesunde innere Entwickelung des Landes geworden war, ist verstummt und hat einem einträchtigen Zusammengehen der oppositionellen Elemente mit der Regierung Platz gemacht (Miss. Rev. 96, 650 ff.); und trotz der bedeutenden Heeres- und Flottenvermehrung, welche eine Steigerung des Budgets um Hunderte von Millionen erforderte, ist ein staunenswerter Aufschwung in Handel und Industrie eingetreten, den durch Zahlen ersichtlich zu machen wir

Digitized by Google

uns versagen müssen (vergl. The Missionary 96, 63: The material progress in Japan nach Japan Mail Dec. 95. Z. M. R. 96, 17. Ch. M. Rep. 95/96, 355. Miss. Rev. 96, 524, 650).

Zunächst sind es die politischen und materiellen Interessen, welche auch nach dem Kriege im Vordergrunde stehen, aber neben und hinter ihnen gewinnen doch auch die missionarischen Fragen wieder an Ernst und Bedeutung. Schon während des Krieges selbst begann ein immer merkbarerer Umschwung zu Gunsten des Christentums im Lande sich geltend zu machen. Die patriotische Anteilnahme der Christen an der vaterländischen Bewegung, die Tapferkeit und Mannszucht der christlichen Soldaten, die christliche Barmherzigkeitspflege in den Lazaretten widerlegte thatsächlich das eingewurzelte Vorurteil, als ob das Christentum einen dem japanischen Patriotismus gefährliche antinationale Macht sei. Nicht bloß in den Lazaretten, sondern auch unter den Feldtruppen wurde die Verteilung von Bibeln und Bibelteilen (2500 Neue Testamente, 120 000 einzelne Evangelien) bereitwillig gestattet, 5 eingeborene Pastoren durften der Armee als Feldprediger folgen und Spezialmissionen im Hauptquartier von Hiroshima gehalten werden (Ch. M. Rep. 361 ff. Am. B. Rep. 95, 91. Miss. Her. 187, 202. Ch. at home and abr. 95, 301. Z. M. R. 10). Nach Beendigung des Krieges wurden zu der in Formosa stationierten Armee 3 christliche Prediger entsandt, zwischen den japanischen christlichen Soldaten und den Christen Formosas bildete sich trotz der Verschiedenheit der Sprache ein recht brüderliches Verhältnis und eine japanische Mission unter den Formosanern befindet sich in der Vorbereitung (Ch. at h. 96, 30. Miss. Her. 95, 872). Es würde allerdings zu viel behauptet sein, daß der Krieg dem Christentum einen neuen bedeutenden Aufschwung gegeben, aber die opferwillige Rührigkeit und patriotische Haltung seiner Bekenner hat ihm Achtung verschafft und diese Achtung läßt hoffen, daß auf die Ebbezeit der christlichen Mission, die vor dem Kriege in Japan herrschte, allmählich wieder eine Flutzeit, wenn auch im langsamen Tempo, folgen werde.

Die Statistik für 1895 signalisiert freilich eine solche Flutzeit noch nicht; im Gegenteil: sie konstatiert einen Rückgang in der Gesamtzahl der evangelischen Christen — von 39 240 in 1894 auf 38 710 in 1895. Doch ist die Abnahme nur eine scheinbare, da sie auf einer veränderten Rubrizierung beruht. In 1894 waren nämlich unter den presbyterianischen Christen 1474 Kinder mitgerechnet worden, die in 1895 in Wegfall gekommen sind. Bekanntlich giebt die englische und amerikanische Missionsstatistik fast immer nur die Kommunikanten, d. h. die kommunionberechtigten erwachsenen Kirchenglieder (members) an, und dieser statistische Generalnenner scheint in der Tabelle von 1895 streng durchgeführt zu sein. Die 38 710 evang. Christen Japans in 1895 bezeichnen also die Zahl der erwachsenen Kirchenglieder, während die römische Statistik immer und überall, also auch in Japan, die gesamte katholische Bevölkerung meint mit Einschluß aller Kinder und oft auch der Katechumenen. Die Missiones Catholicae pro 1895 geben 46 950 an. Die griechische Kirche zählte zu derselben Zeit 22 576 Christen gleichfalls mit Einschluß der Kinder, ob auch mit Einschluß der Katechumenen weiß ich nicht.

Digitized by Google

Von den 38 710 evangelischen Christen kommen auf die sog. Kumiai-Kirchen (d. h. die independentischen, in mehr oder weniger enger Verbindung mit dem American Board) 11 162, auf die Kirche Christi in Japan (Presbyterianer) 11 100, auf die bischöfliche Kirche Japans 5 459, auf die Methodisten, die sich aber noch nicht zu einer einheitlichen Kirche zusammengeschlossen haben, ca. 8000; die übrigen verteilen sich auf andere Denominationen.

Die Zahl der erwachsenen Getauften in 1895 betrug 2516, die der Kinder 568, in 1894: 3422 bezw. 657, also um rund 1000 weniger. Verstorben waren nur 523, dagegen werden als Entlassene 779 und als Ausgestoßene 698 aufgeführt; schmerzliche Zahlen, welche beweisen, daß der Abfall ein prozentual nicht unbeträchtlicher ist.

Um die Statistik zu erledigen, führen wir sofort noch an, daß die Zahl der männlichen Missionare 231 (gegen 226 in 1894), die der unverheirateten Missionarinnen 225 (gegen 210 in 1894), die der eingeborenen Pastoren 290 (gegen 258 in 1894), die der nichtordinierten Prediger und Helfer 519 (536), die der Bibelfrauen 282 (209) betrug. Organisierte Gemeinden werden 426 (364) angegeben, von denen 80 sich ganz, 344 sich teilweis selbst erhalten sollen. Die Gesamtzahl aller Schüler und Schülerinnen in den Pensionaten (69) und Tagesschulen (117) belief sich auf 10018 (gegen 9215 in 1894), während 783 (804) Sonntagsschulen von 28192 (29957) Kindern besucht wurden. Theologische Schulen existierten 19 (20) mit 295 (353) Studenten der Theologie. Die Gesamtbeiträge beliefen sich auf 144760 Mk., also auf ca. 4 Mk. pro member, in 1894 auf beinahe 5 Mk. pro erwachsenes Kirchenmitglied. Wir haben die entsprechenden Ziffern pro 1894 stets beigefügt, damit sie sofort ersichtlich machen, wo ein Fortschritt, wo ein Rückschritt eingetreten. Bezüglich der Missionsschulen sei gleich bemerkt, daß ihnen die religionslosen, sonst aber guten japanischen Regierungsschulen, welche ihren Besuchern bedeutende Vorteile gewähren, große Konkurrenz machen, doch wird selbst in den japanischen Zeitungen geklagt, daß diese bloßen weltlichen Moralschulen wenig moraliche Erfolge haben (Z. M. R. 96, 77 f.), dagegen floriert das missionarische Mädchenschulwesen. Auch die ärztliche Mission ist in Japan weder so ausgebreitet noch so einflußreich wie z. B. in China und in Indien, einfach darum nicht, weil die Japaner selbst auf dem medizinischen Gebiete viel leisten und sehr eifrig sind. Die gesamte evangelische Mission unterhält in Japan nur 2 große Krankenhäuser, in denen 3869 Kranke und 8 Apotheken (Kliniken, dispensaries), in denen 14788 Kranke behandelt wurden (gegen 34181 in 1894). — Es ist auch ein allerdings unvollständiger Zensus über die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten (charities) in Japan veröffentlicht worden. Diese Anstalten bestehen in Armenschulen (37), Waisenhäusern (22), Altersasylen (6) und Hospitälern (16).*) Mit Ausnahme von 22 stehen diese

*) Wie sich diese Angabe (in Ch. at h. and abr. 96, 175) mit der in der allgemeinen statistischen Tabelle von Loomis verträgt, vermag ich nicht aufzuhellen. Auch die Miss. Rev. 1896, 524 giebt 16 Hospitäler und Dispensaries an. Vermutlich sind in diese Zahl auch die römischen Krankenhäuser mit eingerechnet.

Digitized by Google

Anstalten unter direkter japanischer Leitung in Verbindung mit den Kongregationalisten (16), den Methodisten (15), den Presbyterianern (8), den Episkopalen (18), den Baptisten und den Quäkern (je 2) und mit der römischen Mission 11.*) (Z. M. R. 96, 156. Ch. M. Rep. 358. Ev. M. Mag. 96, 270.)

Kehren wir nun noch einmal zu der Verringerung des statistischen Missionserfolgs in Japan zurück, so haben wir bereits in dieser Zeitschrift (1893, 425 ff.) die Ursachen derselben aufzuweisen gesucht und wollen die dortigen Ausführungen nicht wiederholen. Im wesentlichen hat sich die Situation bis 1895 wenig geändert; nur der Krieg mit China ist dazu gekommen, der über seine Dauer hinaus, schon lange vorher und auch noch nachher, das Interesse der Japaner so absorbiert hat, daß die Mission unter einer neuen großen Ungunst arbeitete. Wie bereits eingangs bemerkt wurde, hat sich seitdem wenigstens teilweis eine dem Christentum freundlichere Strömung eingestellt, aber selbst diese Strömung trägt noch immer eine nationalstolze, fremdenabgünstige Färbung, die der spezifischen Sendungsthätigkeit unhold ist. Zwar wird von mehr als einer Seite bezeugt, daß die Zahl der Uebertritte wieder in der Zunahme sich befindet und hoffnungsvolle Zeichen auf einen Aufschwung der christlichen Bewegung in der Zukunft hindeuten (Miss. Rev. 96, 525. M. Her. 96, 188. The Miss. 96, 261), und besonders der amerikanische Enthusiasmus ist sehr geneigt, diese Hoffnung sofort zu überspannen, obgleich seine Rhetorik durch die Thatsachen schon wiederholt arg zu schanden geworden ist, und er Vorsicht im Prophezeien gelernt haben sollte. Ohne Zweifel ist richtig, daß der Einfluß der christlichen, namentlich der evangelischen Mission in Japan weit über den bisherigen Zahlenerfolg hinausgeht; das Christentum ist trotz der im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung geringen Zahl der Uebertritte zu ihm ein viel mächtigerer Faktor in der Geschichte Japans, als sich durch Zahlen und einzelne Geschehnisse belegen läßt. Sein Einfluß hat sich spürbar gemacht und macht sich fort und fort spürbar in der gesamten Entwicklung der Nation, und wird sich in der Zukunft noch durchdringender spürbar machen (Ch. at h. 96, 779), aber senfkorn und sauerteigartiger als der Enthusiasmus schwärmt. Man muß daher nüchtern sein und die Hoffnungen nicht überspannen. Werden sie übertroffen, so ist das besser, als wenn neue

*) Ziemlich differente Angaben über diese gemeinnützigen Wohlthätigkeitsanstalten macht das Ev. M.-Mag. 96, 271. Unsre Quelle ist der Zensus von J. H. Pettee in Ch. at h. and abr. 96, 175. Jedenfalls ist die Bemerkung des Ev. M.-Mag., daß die protestantischen Missionen „gar keine Waisenhäuser" hätten, irrtümlich. In der amerikanischen Quelle heißt es: „8 von den 22 Waisenhäusern sind verbunden mit der episkopalen Kirche", und „8 von ihnen scheinen sich selbst zu erhalten". In der M. Rev. 1896, 524 werden 18 protestantische und 17 Waisenhäuser „unter römisch-katholischem Einfluß" registriert. Neben dem „ausgezeichneten protestantischen Waisenhaus unter der Leitung des bekannten Japaners Ischii, das dieser ganz unabhängig von irgend einer der evangelischen Missionen ins Leben gerufen hat, und das eine selbständige Stellung einnimmt", giebt es also noch 7 wenn auch kleinere von Missionsfonds unabhängige Waisenhäuser, die wohl sämtlich evangelisch sind. „Es ist ein interessantes Faktum," schreibt Ch. at h., „daß nur eine von den Wohlthätigkeitsanstalten, die in Verbindung mit der römischen Kirche stehen, unabhängig vom Missionsfonds ist."

Digitized by Google

Enttäuschungen sie knicken. Es ist bezeichnend, was ein Arbeiter des Allg. ev. prot. M.-V. in dieser Beziehung schreibt. Nachdem auch er erst erklärt hat: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Strom der Entwicklung des japanischen Volks über kurz oder lang ins Christentum einmünden wird. Die Japaner fühlen das auch selbst, ohne daß darum nun auch der einzelne, der dies zugiebt, die Gewissenspflicht anerkennt, selber ein Christ zu werden" — fährt er fort: „Das religiöse Interesse im heutigen Japan ist erschrecklich gering, geringer bei den gebildeten Ständen als bei der Masse des Volks, die wenigstens noch durch das Halten an den alten religiösen Sitten ein religiöses Bedürfnis offenbart . . . Die Zeit, wo das Christentum Mode war und man es als den unentbehrlichen Aufputz der europäischen Kultur betrachtete, ist in Japan vorüber; die Scharen der Gebildeten, die früher einmal die christlichen Gotteshäuser gefüllt haben sollen, haben sich verlaufen, die theologischen Zeitschriften finden kaum noch Leser.*) Die Mission wird gut thun, zielbewußt den Weg einzuschlagen, der in dem Heilandsworte Matth. 11, 25 gekennzeichnet ist. Sind erst die Volksscharen fürs Christentum gewonnen, so folgen die Führer schon von selber nach, wie es die Missionsgeschichte an zahlreichen Beispielen zeigt" (Z. M. R. 96, 191). Beiläufig bemerkt wieder ein bedeutsames Zeugnis gegen die ursprünglichen Missionsgrundsätze des Allg. ev. prot. M.-V.'s von einem seiner eignen Arbeiter. Dieser Verein trat bekanntlich mit dem Anspruch ins Dasein, nach einer neuen Missionsmethode zu arbeiten, die u. a. nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten missionieren und die Gebildeten wenn nicht geradezu ausschließlich, so doch zuerst für das Christentum gewinnen sollte. Auch hier hat Erfahrung gewitzigt, und wir freuen uns, daß auch dieser Verein, der anfänglich so vornehm sich über die alte Mission und ihre alten Missionswege erhob und für sich die Kulturvölker und die oberen Bevölkerungsklassen beanspruchte, während er der bisherigen Mission die Naturvölker und die unteren Bevölkerungsschichten zuwies, sich jetzt herunterläßt zu den Niedrigen. Wir wünschen ihm von Herzen die Gnade, die die Schrift den Demütigen verheißen hat. Doch das nebenbei.

Es ist in der That so: die Hoffnungen, die nicht bloß der Allg. ev. prot. M.-V., sondern auch nicht wenige Missionare anderer M.-Gesellschaften auf die Gewinnung der oberen und gebildeten Kreise Japans und den missionierenden Einfluß derselben auf das Volk gesetzt, sind — man kann nicht sagen ganz zu Schanden geworden, denn es giebt eine stattliche Anzahl den höheren Schichten der japanischen Bevölkerung angehörender Männer, die entschiedene und einflußreiche Christen geworden sind, aber — nur in sehr mäßigem Umfange in Erfüllung gegangen. Auch der japanische Kulturhunger hat lange nicht die missionarische Bedeutung gewonnen, die man ihm im ersten Rausche beilegte. Eine Erfahrung, die von neuem bezeugt, daß es weder eine gesunde Grundlage ist, so man das Reich Gottes von oben nach unten baut, noch dauernde Gewinne für diesen Bau herauskommen, wenn die Kulturmotive in ihm eine große Rolle spielen. Es liegt immer eine große Gefahr für das

*) Diese Generalisierung ist zu beanstanden.

Digitized by Google

Himmelreich darin, wenn es von den menschlichen Höhen hinab in die Tiefen steigt; abgesehen von anderen Schattenseiten eines solchen menschlich klugen Eroberungsweges, wird nur zu leicht durch den Macht- und Weisheitsdünkel der Großen der Erde das Evangelium alteriert und durch diese Alterierung seiner Kraft beraubt. Gerade die japanische Missionsgeschichte illustriert das sehr anschaulich. Vielleicht auf keinem anderen Missionsgebiete, nicht bloß der Gegenwart, haben junge Christen das Evangelium Christo so sehr gemeistert wie in Japan. Das japanische Geistesleben hat von Natur eine rationalistische Richtung und diese mußte einer rationalisierenden Verflachung des Christentums umsomehr entgegenkommen, als die Führer der christlichen Bewegung vornehmlich zu den bildungsstolzen Kreisen gehörten. Die Klage ist jetzt ziemlich allgemein, daß die japanische Christianisierung viel zu einseitig eine intellektuelle geworden ist, und daß ihr wie tiefe Sündenerkenntnis, Buße und Lebensheiligung, so auch die Erschlossenheit für die Mysterien des christlichen Glaubens vielfach mangeln (Ch. M. Rep. 368. M. Rev. 96, 525). Nimmt man dazu den japanischen Nationalstolz mit seinem eifersüchtigen Unabhängigkeitsstreben und vielleicht auch den radikalen politischen Oppositionssinn, so wird es einigermaßen verständlich, wie dieses christliche Jungjapan sich zu der Anmaßung versteigt, richtiger als alle christlichen Kinder des Westens das Wesen der christlichen Religion erfaßt zu haben, und sich für berufen hält, statt Schüler Lehrer der altchristlichen Nationen zu werden. Aber es ist eine lehrreiche Ironie, daß mit dem Erstarken der rationalistischen Richtung, die durch Beseitigung der Anstöße, welche die Mysterien des christlichen Glaubens dem menschlichen Verstande bieten, die Annahme des Christentums erleichtern will, die christliche Bewegung ihre missionarische Kraft verliert. Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind. Nicht über Macht- und Weisheitsthrone, sondern über Krippe und Kreuz geht der Weg zum Siege des Evangelii: aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe. Und das jetzt bestätigt zu hören aus dem Munde eines Sendboten des Allg. ev. prot. M.-V's. ist besonders bemerkenswert.

Es ist eine müßige Frage, ob die Christianisierung Japans eine innerlichere und machtvollere geworden wäre, wenn sie statt vornehmlich in den gebildeten Kreisen der großen Städte in den unteren Schichten der Bevölkerung zuerst Wurzel geschlagen hätte. Jedenfalls ist es hoffnungsvoll, daß man, wie es scheint, diesen Bevölkerungsschichten jetzt mehr missionarische Arbeit zuwendet als früher. Zwar es wird geklagt, daß gerade in den kleineren Städten und auf dem Lande die Unempfänglichkeit für und die Opposition gegen das Christentum besonders hervortrete (Ch. at h. and abr. 1896, 785), aber einmal kommt das wohl daher, daß das Evangelium hier noch am unbekanntesten ist,*)

*) Es ist eine oratorische Uebertreibung, wenn es in der M. Rev. 96, 676 heißt: „Christliche Ideen haben die Bevölkerung Japans in einem solchen Umfange durchdrungen, daß vom Mikado bis zu dem niedrigsten Arbeiter kein Mensch in dem Inselreiche ist, der nicht direkt oder indirekt den Einfluß der Religion Jesu Christi empfindet". Diese Phrase ist um so unbegreiflicher, als eine Seite vorher geschrieben steht: „Die Masse der Bevölkerung ist — trotz all der vorher geschilderten Veranstaltungen — noch nicht berührt und die große Majorität noch völlig unbekannt mit der Mission Jesu Christi."

Digitized by Google

und dann stehen neben den Erfahrungen dieser Art doch auch viele gegenteilige, und in demselben Organ wird ausdrücklich bezeugt, daß die Mission bei den Mittelklassen den bereitetsten Eingang finde (ebd. 186). Mit besonderem Eifer liegt man jetzt der Reisepredigt ob und weit die meisten Berichte melden erfreuliche Erfolge (ebd. 183. 192. M. Her. 96, 64. 203. 249. 290). Nur sollte man diese Reisepredigtthätigkeit weder in der amerikanischen Revivalmanier, noch durch eingeborne Pastoren betreiben, die dadurch wochen-, ja monatelang ihren Gemeinden entzogen werden. Auch thun es die fliegenden Evangelistenkolonnen nicht; die Besuche der Landbevölkerung und der kleinen Städte müssen von längerer Dauer sein und zur Stations- und Gemeindegründung führen. Jedenfalls ist aber der evangelistische Eifer erfreulich, wie denn überhaupt die Zeit nach dem Kriege fast überall eine Belebung der missionarischen Aggression zeigt, der gewiß der Erfolg nicht fehlen wird. — Um die Massen zu erreichen, haben in Osaka einige aktive Christen aus kongregationalistischen, presbyterianischen und methodistischen Gemeinden eine nach Kompagnien geteilte sogen. Missionary Army organisiert, deren Aufgabe es ist, durch Verteilung von Einladungskarten an Tausende an jedem Montage große christliche Versammlungen zu veranstalten, in welchen allgemeine religiöse Themata behandelt werden, wie z. B.: Giebt es einen Gott? Wer ist Gott? Wer ist der Mensch? Warum ist der Mensch da? Wohin geht er? Die Sünde und ihre Strafe. Die Herzensänderung u. s. w. Nur gefällt uns das militärische Phrasengeklingel nicht, mit welchem diese „Armee" ihre Thätigkeit signalisiert (M. Her. 96, 366).

Neben manchen Erfahrungen hoffnungsvoller Empfänglichkeit für die evangelische Botschaft unter der heidnischen Bevölkerung fehlt es natürlich auch nicht an gegenteiligen Erlebnissen, nicht nur von großer Indifferenz, sondern auch von heftiger Feindschaft, die bis zur Boykottierung der Christen geht (Miss. Rev. 1896, 47 ff.). Auch zur Belebung des Schintoismus werden immer neue Versuche gemacht; sogar im Parlament ist ein Antrag auf Wiedereinsetzung eines offiziellen Departements für Schinto-Angelegenheiten durchgegangen, unter der Begründung, daß der Schintoglaube das Fundament des Reichs und der kaiserlichen Autorität sei. Nur die amtliche Pflege des Schintokults garantiere die nationalen Tugenden der Loyalität, Treue und kindlichen Pflicht. Gegen den Antrag erhob sich nur eine Stimme, da behauptet wurde, es handle sich bei ihm eigentlich nicht um eine religiöse Frage, sondern um die Aufrechterhaltung der genannten nationalen Tugenden (Ch. at h. and abr. 1896, 169). Ein bedeutungsvolles Zeichen der Reaktion, welches beweist, daß trotz der patriotischen Haltung der Christen im Kriege das alte Vorurteil gegen das Christentum als einer Gefahr für die nationalen Tugenden noch keineswegs überwunden ist. Auch die hoffnungsvolle christliche Gefängnisreform auf der Insel Hokkaido (A. M. Z. 1894, B. 31 f.) ist infolge von buddhistischen Agitationen, die den Rücktritt des Mr. Dinuye und bald darnach auch den Abgang der christlichen Gefängnisgeistlichen zur Folge hatten, wenigstens vorläufig suspendiert worden (M. Her. 96, 235). Nur durch eine christliche Zeitschrift ist noch eine Beeinflussung der Gefangenen ermöglicht.

Digitized by Google

Was das geistliche Leben in den christlichen Gemeinden betrifft, so ist das Bild, welches die neueren Berichte von ihm zeichnen, mehr schatten- als lichtreich. Ja, es werden manche schöne Züge lebendigen Christentums mitgeteilt (Ch. M. Rep. 363. 65. 369), und einzelne treffliche Christen charakterisiert, z. B. der jüngst verstorbene christliche Staatsmann Takeichi (Ch. at h. and abr. 1895, 220), ein christlicher Offizier, der in seinem Regiment auf Formosa nicht nur erfolgreich gegen die Trunksucht und die Unzucht arbeitete, sondern auch christliche Gottesdienste für seine Soldaten wie für die Formosaner hielt (M. Her. 96, 352); aber die Klagen über Lauheit, Mangel an Zeugenernst, Unwissenheit, sittliche Defekte und selbst über Abfall überwiegen (M. Her. 96, 370. The Miss. 96, 423). Als besonders schmerzlich wird hervorgehoben, daß die Zahl der eingebornen Gehilfen, sogar der Pastoren, die ihr kirchliches Amt aufgegeben, um in einem weltlichen Berufe sich eine einträglichere Existenz zu schaffen, verhältnismäßig groß sei und daß die Zahl der Theologie Studierenden besonders in der Doschischa sich vermindert habe. Die letztere befinde sich geradezu in einer bedenklichen Krisis zur Verweltlichung hin, sie begünstige nicht bloß eine rationalistische Theologie, sondern selbst ihr christlicher Charakter sei bedroht durch ihre japanische Leitung (Z. M. R. 96, 21. M. Rev. 96, 653). Auf der andern Seite wird behauptet, daß die Hochflut der modernen rationalistischen Theologie in der Abnahme begriffen sei (M. Rev. 96, 525). Jedenfalls erschreckt man jetzt allerseits vor den verhängnisvollen Folgen dieser Theologie, die einen so erkältenden und hemmenden Einfluß auf die christliche Entwicklung Japans geübt hat. Die Independenten, in deren Gemeinden und Schulen der „Halbrationalismus" besonders mächtig geworden ist, schieben die Schuld auf die German philosophy. „Einige der Leiter in den Kumiaigemeinden haben von der deutschen Philosophie die radikalsten Ideen der höheren Kritik angenommen und mit dem echten japanischen Geiste haben sie die Kritik überkritisiert. Diese Predigtweise, zumal wenn sie mit der Kritik der Bibel die der Missionare verbindet, hat weder die Kirche gebaut noch das geistliche Leben des Volks vertieft" (Am. B. Rep. 95, 90). Gewiß haben sie recht bezüglich der negativen Wirkung der kritischen Theologie und auch darin, daß deutscher Einfluß ihrem Einzuge in Japan Bahn zu machen viel mitgeholfen hat; aber sie haben gar keinen Grund, von sich selbst die Schuld abzuwälzen, denn gerade sie haben diese Theologie mit großgezogen, indem sie nicht nur an energischem Widerstande gegen das Eindringen derselben in ihre Gemeinden es fehlen ließen, sondern auch die rationalistische Verflachung der Glaubensbekenntnisse legalisierten.*) Der Independentismus, der überhaupt die Unabhängigkeit als eine

*) Nur das jüngste dieser Glaubensbekenntnisse, die sogen. Deklaration der Konferenz zu Nara, das in dem offiziellen Organ des Am. Board (M. Her. 96, 29) zustimmend veröffentlicht wird, sei hier zitiert. „Wir, die wir glauben an Jesus Christus als Erretter und ihn verehren .. beschließen, das Evangelium zu predigen und das Reich Gottes zu bauen gemäß den folgenden leitenden Prinzipien: 1. Daß alle Menschen sollen Buße thun von aller Sünde und durch Christum zurückkehren zum Gehorsam gegen Gott; 2. daß alle Menschen, als die Kinder Gottes, sollen das große Gebot der brüderlichen Liebe erfüllen; 3. daß sie durch treues Festhalten an der ehelichen Verbindung zwischen einem Mann und einem Weibe ihr Haus reinigen und ihre Pflichten

Digitized by Google

Art religiöses Fundamentaldogma wie in seinem Heimatlande so auf den Missionsgebieten vertritt, hat die Japaner gewöhnt, Herren und Häupter zu sein und die Phrase von einem japanischen Christentum nur zu sehr begünstigt. Als vor einigen Jahren eine Vereinigung der presbyterianischen und kongregationalistischen Gemeinden zu einem Kirchenkörper ernstlich ins Auge gefaßt wurde und zur Freude vieler Aussicht auf Erfolg hatte, veröffentlichte einer der jüngsten Missionare des Am. Board eine Reihe von Artikeln, in denen er zu beweisen suchte: „der Presbyterianismus sei in seinem Ursprunge ein fremdes, in seinen Methoden tyrannisches und für die vollkommenste Entwicklung des Christentums in Japan ganz ungeeignetes Element... Der Tenor der ganzen Serie war, den Gedanken zu verherrlichen, daß Unabhängigkeit in allen Dingen das Fundamentale und Wesentliche in der Religion sei... Andre hervorragende Glieder derselben Mission verteidigten die Idee, daß es am angemessensten und besten für Japan sei, ein Christentum seiner eignen Art zu haben. Das war sehr schmeichelhaft für die eingebornen Prediger, und auf diese Weise ermutigt, machten sie sich daran, ein theologisches System auszubilden, das das Beste und Wesentlichste aus jedem Systeme kombinieren und als Japan eigentümlich zustutzen sollte. Unter solchen Einflüssen und mit solchen Zielen vor sich kann es nicht überraschen, daß einige Prediger von den Irrlichtern des höheren Kritizismus und der progressiven Theologie so umnebelt wurden, daß sie an dem ganzen Christentum irre wurden und zuletzt jeden religiösen Glauben verloren. Auch die andern Missionen in Japan haben ja über Defekte in der positiven Lehre zu klagen gehabt, aber sie haben doch keine solchen Störungen und Zerwürfnisse erlebt, wie die Kongregationalisten“ (The Miss. 96, 252. Auch Ch. at h. and abr. 96, 190 bestätigt ausdrücklich die Thatsache, daß zwischen den presbyterianischen Missionaren und den eingebornen japanischen Geistlichen ein wesentlich befriedigendes Verhältnis bestehe; gerade bei den Independenten sei dieses Verhältnis am getrübtesten).

Es ist bereits wiederholt in dieser Ztschr. davon die Rede gewesen, daß vor circa einem Jahre der Am. Board eine Deputation nach Japan gesandt hat, um an Ort und Stelle über eine ganze Reihe von heiklen Fragen zu verhandeln, die im Schoße der kongregationalistischen Missions-Gemeinden entbrannt waren und zu bedenklichen Zerwürfnissen zu führen drohten. Die beiden wichtigsten betrafen die Regulierung der Eigentumsverhältnisse an dem wesentlich durch amerikanisches Geld erworbenen Missionsbesitze und die gänzlich autonome Stellung der japanischen Christen auch in der pastoralen und missionarischen Arbeit der eingeborenen Geistlichen bis zu der Forderung einer gänzlichen Zurückziehung der amerikanischen Missionare.

Ueber die verwickelte Besitzfrage gehen wir unter Verweisung auf ihre Darlegung in der Z. M. R. 96, 152 f., hinweg, nur bemerkend, daß das Verhalten der Japaner, namentlich der Vorsteher der Doschischa, einen solchen

---

als Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern erfüllen sollen; 4. daß sie unser Heimatland aufwecken und vorwärts bringen und für die Wohlfahrt der ganzen Menschheit arbeiten wollen; und 5. daß die Hoffnung eines ewigen Lebens realisiert wird durch Glaube und Rechtschaffenheit.“

Digitized by Google

Grad von Pietätlosigkeit und Undankbarkeit gegen den Am. Board bekundet, der für Jungjapan, auch das christliche, wenig Sympathie erweckt. Der Am. Board ist unstreitig einer der größten Wohlthäter Japans und sein moralisches Recht an den dortigen Missionsbesitz ganz zweifellos. Die Deputierten konnten aber trotz ihrer Noblesse, die den Japanern das liebenswürdigste Entgegenkommen bewies, keine Anerkennung dieses Rechtes erreichen, und nach dem japanischen Gesetz hätten sie es juristisch auch kaum erstreiten können, selbst wenn sie zu diesem Streitwege Lust gehabt hätten. Sie verzichteten aber auf ihn und begnügten sich mit einer Appellation an die christliche und japanische Ehre, die aber mit Bedauern abgelehnt wurde. Auch eine Garantie für den bleibenden christlichen Charakter der Doschischa wurde den amerikanischen Deputierten nicht gegeben (vergl. Z. M. R. 96, 153 f.). Mittlerweile sind die Vorsteher dieser fast ganz mit amerikanischen Mitteln auf christlicher Grundlage und zu christlichen Zwecken gegründeten Hochschule soweit gegangen, daß sie die gänzliche Loslösung der Anstalt von dem Am. Board erklärt haben. Wollten, heißt es in dem betreffenden Schreiben, die an ihr thätigen Missionare desselben als Lehrer an ihr weiter fungieren, was man gerne sehen würde, so könnte das nur unter der Bedingung geschehen, daß sie nicht in ihrer Eigenschaft als Missionare des Am. Board, sondern als Individuen blieben und sich unter japanische Oberleitung stellten. Diese Bedingung ist in einem höflichen Schreiben von der Körperschaft der Kongregationalisten-Missionare definitiv abgelehnt worden, umsomehr, als die Vorsteher der Doschischa nicht nur kein Wort des Tadels, sondern eher ihre Zustimmung zu den „häretischen" Anschauungen ausgesprochen, welche zum Teil in einer das biblische Christentum lächerlich machenden Weise von den japanischen Lehrern der Anstalt in ihrem Unterricht vorgetragen worden sind. „Es besteht keine Einheit of feeling and practice mehr in der Doschischa, sondern eine solche weite divergence, daß es unweise, wenn nicht unmöglich geworden ist, daß noch ein Mitglied unseres Board in ihr zurückbleibe, um mit den Lehrern der Schule zusammen zu arbeiten. . . . Dieser Beschluß ist durch die Thatsache herausgefordert, daß die nicht japanischen Lehrer von dem gegenwärtigen Zustande der Anstalt so unbefriedigt sind, daß sie die fernere Verbindung mit ihr aufrecht zu erhalten, keine Freudigkeit haben" (Indep. 18./9. 16). Das sind sehr schmerzliche Ereignisse, die wie eine dunkle Wolke über der mit so großen Hoffnungen von Nisima gegründeten und geleiteten Doschischa hängen. Will's Gott, kommt bald ein Wind, der die Wolken verjagt, aber vorläufig ist die Aussicht trübe.

Noch wichtiger war die zweite Frage, über welche die amerikanische Deputation Klärung verschaffen sollte: die Verringerung bezw. die allmähliche gänzliche Zurückziehung der fremden Missionare. Auch hierüber ist schon in dieser Zischr. wiederholt die Rede gewesen. Man steht voll Erstaunens vor dieser Frage. Von den 41 Millionen Bewohnern des japanischen Reichs sind etwa 100 000 Christen und unter diesen 39 000 evangelische Erwachsene. Das japanische Christentum ist etwa 30 Jahre alt und die meisten seiner heutigen Führer sind junge (in jeder Beziehung junge) Leute. Und diese Handvoll junger japanischer Christen stellt die Forderung: Fort mit den fremden Missio-

Digitized by Google

naren; wir Japaner können und wollen die Christianisierung unsres Landes allein besorgen. Charakteristischerweise sind es ganz vorwiegend wieder Mitglieder der kongregationalistischen Gemeinden, welche diese Forderung erheben. Ich glaube nicht, daß es allein der eifersüchtig überspannte japanische Nationalstolz ist, der sie erzeugt hat; die independentische Doktrin des Am. Board hat jedenfalls mächtig dazu mitgewirkt; diese Doktrin, deren missionarische Grundsätze sich in die 3 Schlagworte: selbst erhaltende, selbst regierende und sich selbst ausbreitende Kirchen zusammenfassen läßt, stellt ein durchaus richtiges missionarisches Ziel auf, und wir verdanken es wesentlich den amerikanischen Independenten, namentlich dem hervorragenden Sekretär des Am. Board, R. Anderson, daß in der evangelischen Mission nach diesen kurz charakterisierten 3 Seiten hin dieses Selbständigkeitsziel zur allgemeinen Anerkennung gekommen ist. Aber so sehr ich selbst jahrzehntelang zu den blinden Bewunderern dieser Grundsätze gehört habe, so haben mir doch im Laufe der letzten Jahre die Thatsachen über die Gefahren derselben die Augen geöffnet, wenn independentischer Uebereifer im abstrakten Doktrinarismus sie ohne Rücksicht auf gesunde Vorbedingungen zu realisieren sucht. Im Zusammenhang mit der Erkenntnis dieser Gefahren ist mir erst klar geworden, wie es gekommen, daß gerade der Independentismus der Vater dieser Grundsätze gewesen ist. In Japan fand nun diese Doktrin einen besonders fruchtbaren Boden. Zum ersten Male in der gegenwärtigen Missionsperiode gewann man hier in einer Kürze eine Reihe relativ gebildeter eingeborener Mitarbeiter, deren nationaler Naturcharakter um so mehr zur Unabhängigkeit neigte, als der Stolz auf die rapiden Kulturfortschritte das Bewußtsein nicht blos von der Ebenbürtigkeit mit den abendländischen Nationen, sondern sogar von der Ueberlegenheit über sie mächtig nährte. Diesem stolzen nationalen Selbstbewußtsein schmeichelte die independentische Doktrin, statt es in christliche Zucht zu nehmen, und so ist es nicht zu verwundern, daß das Ergebnis eines solchen pädagogischer Weisheit ermangelnden abstrakten Doktrinarismus, ein unreifes christliches Unabhängigkeitsstreben geworden ist, vor dessen Konsequenzen jetzt seine Erzeuger erschrecken müßten. Aber das ist das zweite, vor dem man voll Erstaunen steht: sie erschrecken wohl, und doch stehen sie so sehr im Banne der Doktrin, daß sie nicht wagen, diesen Konsequenzen energischen Widerstand zu leisten. Denn das ist der schließliche Rat der Deputation: nicht nur keine neuen Missionare nach Japan zu senden, sondern auch die dort stationierten allmählich zu verringern und sich darauf zu beschränken, von Zeit zu Zeit Professoren und Erweckungsprediger zu einer vorübergehenden beratenden und evangelistischen Thätigkeit nach Japan zu schicken.

Unser Raum gestattet uns nicht, das lange, wunderliche und widerspruchsvolle Schriftstück abzudrucken, in welchem die Deputation diesen unweisen Rat motiviert. Merkwürdigerweise veröffentlicht es selbst das Organ des Board nur in einem sehr dürftigen Auszuge (Miss. Her. 96, 97), es findet sich aber vollständig im Indep. 96, vom 30./1. und teilweise in der Miss. Rev. 96, 219 (vergl. auch Z. M. R. 96, 154). Auch widerspruchsvoll nennen wir das Schriftstück, weil es die Zurückziehung der fremden Missionare empfiehlt, trotz-

Digitized by Google

dem es selbst zugesteht, daß Japan eigentlich für ein solches Experiment nicht reif ist, daß selbst die besten der eingeborenen Christen sehr jung in christlicher Erfahrung sind (sie gleichen babies heißt es im M. Her. 96, 364), daß eine Alterierung der Grundartikel des christlichen Glaubens zu befürchten steht, daß die japanischen Theologen eine Tendenz zum destruktiven Kritizismus haben, daß sie der Kooperation mit den abendländischen Missionaren bedürfen u. s. w. Aber man ist mit dem verhängnisvollen Rückzuge bereits in der Ausführung begriffen und will dieselbe nicht sistieren. Vor 6 Jahren hatte der Board noch 90 Missionare (inkl. Frauen) in Japan, heute sind es nur noch 50, und von diesen stehen wieder mehrere auf dem Sprunge, nach Amerika zurückzukehren. Wenn das so fortgeht, erklärt selbst ein Missionar des Board, so ist das der Anfang vom Ende der kongregationalistischen Mission in Japan (Indep. 96 vom 17./10). Die gelegentliche Sendung von Professoren und Revivalpredigern wird diesen Prozeß nicht aufhalten. Sind diese Besucher auch noch so tüchtig, so fehlt ihnen doch neben der Sprachkenntnis die Autorität, welche allein gründliche Bekanntschaft mit dem Volk und langjährige Erfahrung giebt. Tüchtige Missionare von japanischer Erfahrung, die alt werden im Lande, thun not.

Mit großem Nachdruck betont das eine Konferenz von presbyterianischen Missionaren, die mit gesunden Argumenten auf Grund der Thatsachen und in einer fast scharfen Sprache gegen alle die Scheingründe der doktrinären Unweisheit der Independenten (vergl. Miss. Rev. 96, 526) protestieren (M. Rev. 95, 928. The Miss. 96, 21. Z. M. R. 96, 22, 150 f.). Hoffentlich macht dieser energische Protest von Männern, die mitten in der japanischen Missionsarbeit stehen und deren Erfolge die der Independenten bereits zu überflügeln anfangen, in Amerika Eindruck. Ob bei den Independenten selbst, das ist leider fraglich, zumal der Am. Board zur Zeit sich auch in einer finanziellen Krisis befindet, die ihn zu Reduktionen genötigt und im laufenden Jahre nur die Entsendung eines einzigen Missionars (aber nicht nach Japan) gestattet hat. Soweit ich eine Uebersicht habe, stehen in der qu. Frage auch weit die meisten anderen Missionsgesellschaften, unter ihnen auch der Allg. ev. protest. M.-V., auf Seiten der Presbyterianer. Alle erstreben Selbständigkeit der japanischen Gemeinden und demgemäß ausgedehnteste Mitarbeit der Eingeborenen; aber ihre Losung ist zur Zeit: Mitarbeit, noch nicht Alleinarbeit.

Man hat in übertriebener Weise den Fortschritt der japanischen Mission früher bewundert und von einer Christianisierung des ganzen Volkes geträumt innerhalb weniger Jahrzehnte. Jetzt ist eine große Ernüchterung eingetreten, und eine ganze Fülle von Trübungen hat die sanguinischen Hoffnungen umdunkelt; aber täuscht nicht alles, so ist es eine gesundende Krisis, die für das Werk Gottes in Japan zum Heil ausschlagen wird.

Litteratur-Bericht.

Mangel an Raum gestattet, die folgenden Schriften, die zum Teil schon längst hätten angezeigt werden sollen, nur kurz zu registrieren:

1. Aus dem Verlage des Baseler Missionshauses:

Digitized by Google

a. Bericht über die christl. Jahresfeste in Basel vom 29. Juni bis 2. Juli 1896. 80 Pf. Neben manchem Minderwertigen eine Reihe gediegener und inhaltsvoller Reden und Ansprachen, namentlich zur Bibel und Missionssache.

b. **Steiner:** Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Mit einer Karte und 20 (meist schönen) Bildern. 30 Pf. Eine anschauliche, präzise und solide Uebersicht über und Einsicht in die opferreiche und gesegnete Goldküstenmission.

c. **Derselbe:** Wieder in Kumase. Mit einem Blick auf Asante einst und jetzt. 10 Pf. Mit 10 hübschen Bildern. Ein Doppelblatt aus der Goldküstenmission, ein dunkles und ein helles, das die Ueberschrift trägt: Er hat alles wohl gemacht.

d. **Christ:** Madagaskar einst und jetzt. 2. Aufl. 15 Pf. Mit 5 (zum Teil veralteten) Bildern. Diese 2. Auflage ist eine wesentlich veränderte und führt die Madagassische Geschichte bis zur neusten durch die französische Eroberung geschaffenen Lage fort.

e. **Oehler:** Bilder aus Japan. 20 Pf. Mit 10 (meist mäßig guten) Bildern. In 14 Kapiteln eine volkstümliche Orientierung über Land, Leute und Mission Japans bis zum Kriege mit China.

f. **Jans:** Meine Heimreise aus dem Heidenland (Indien) durchs heilige Land. 20 Pf. Mit einigen netten Bildern. Ganz unterhaltend zu lesen.

g. Evang. Missionskalender 1897. 20 Pf. Ein alter Bekannter, der zum 18. Male kommt und gewiß wieder viele Liebhaber finden wird.

2. Aus dem Verlage des Leipziger Missionshauses:

a. **Wenderlein:** Jimba, die erste Station der Wakambamission. 30 Pf. Nr. 5 der Lichtstrahlen im dunklen Weltteile. Eine anschauliche Geschichte der Gründung und Entwicklung einer ostafrikanischen Missionsstation, die einen lehrreichen Blick in die Leiden und Freuden des afrikanischen Missionslebens thun läßt.

b. **Henfolt:** Nach dem Palmenlande. Nr. 15 der Palmzweige aus dem ostind. Missionsfelde. Eine anmutige Reisebeschreibung der ersten deutschen Diakonissinnen, welche die ev. luth. M. G. zu Leipzig nach Indien gesandt. Beide Schriftchen mit entsprechenden Bildern.

3. Aus dem Verlage der Missionsverwaltung in Herrnhut:

Schneider: 4 Missionserzählungen für die Jugend à 10 Pf.:

a. Jonas Walden (Suriname).
b. Gaba Makolwas Traum (Südafrika).
c. Heidenmission auch Christenmission (Alaska).
d. Prinz Pamiok und sein Vater (Labrador).

Vier hübsche Knabengeschichten, durch welche der Verf. sich auch als geschickter Jugendschriftsteller bewährt. Auch Erwachsene werden sie gern lesen. Das Format ist originell, aber vielleicht nicht recht praktisch. Die paar Bilder könnten besser sein.

4. Aus dem Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber) in Berlin-Westend:

a. **Andreas:** Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig nach eigner Anschauung dargestellt. 1 Mk. Mit einem Vorwort und Nachwort W. Fabers, des Rufers zur Mohammedanermission. Ueber die islamitische Sekte der Babis ist in letzter Zeit viel, besonders in der englischen Litteratur geschrieben worden. Andreas' Beitrag zu ihrer Geschichte und Lehre ist zwar nicht erschöpfend, aber zuverlässig: dagegen müssen wir die weitgehenden Hoffnungen, welche Faber für die christl. Mission an die Sekte knüpfte, für zu enthusiastisch halten.

Digitized by Google

b. Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus. Bruchstück einer Streitschrift von Petrus dem Ehrwürdigen (P. Venerabilis), Abt von Clugny. Aus dem Lateinischen übersetzt von Thomä. 2 Mk. Ein wertvolles historisches Litteratur-Dokument, das des Studiums wert, aber nur von untergeordnetem Werte für den praktischen Mohammedaner-Missionar ist.

c. **Keller:** Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. 2 Mk. Eine fleißige, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Arbeit über die Geschichte der theologischen Bekämpfung des Mohammedanismus vornehmlich seitens der mittelalterlichen Kirche, die nützlich und gut zu lesen, aber der gegenwärtigen Mohammedanermission nur in sehr beschränktem Maße zum Vorbild zu empfehlen ist.

5. **Stosch:** Paulus als Typus für die evang. Mission. Berlin 1896. Martin Warneck. 50 Pf. Dieser feinsinnige Vortrag ist, da er bereits in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift erschienen, den Lesern derselben bekannt. Er verdient aber auch über den Leserkreis dieser Zeitschrift hinaus die weiteste Verbreitung. Namentlich die jetzt 15 Missions-Konferenzen unseres Vaterlandes sollten sich diese Verbreitung recht angelegen sein lassen.

6. **de le Roi:** Ferdinand Christian Ewald. Ein Lebensbild aus der neueren Judenmission. Gütersloh. Bertelsmann. 1896. 2 Mk. Eine gute und inhaltsvolle Biographie eines der bedeutendsten Judenmissionare dieses Jahrhunderts, die ebenso für die praktische Missionsarbeit unter Israel anweisungsreich wie für den Freund Israels anregend und fesselnd ist.

7. **G. Müller:** Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo. Separatabdruck aus der „Afrika", 1896, enthält 1) die Statistik über die betreff. Branntweineinfuhr, 2) die Folgen derselben für die Mission und 3) für den Handel, 4) die Verteidigungsgründe derselben, 5) wie soll dem Uebel gesteuert werden? und 6) ein Schlußwort, das zum Kampf gegen das Uebel auffordert, und ist der weitesten Verbreitung wert. Man bezieht das 27 Seiten umfassende Schriftchen wohl am besten von dem Verfasser, Pastor in Groppendorf b. Hackenstedt, Bez. Magdeburg.

8. **Seidel:** Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall und Grund). 1896. 5 Mk.

Der Verfasser erörtert in einer Einleitung die Gründe, warum man bisher so wenig geneigt war, den Schwarzen die Menschenrechte zuzuerkennen. An der Hand feinsinniger Beobachtungen weist er die Wesensgleichheit des Denk- und Gefühlsvermögen bei Negern und Weißen nach. Er bespricht in schlagender Weise die Ursachen, welche trotz dieser natürlichen Anlage den Neger im Durchschnitt auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung zurückgehalten haben, und giebt dann eine eingehende Charakteristik der afrikanischen Volkslitteratur, von der er nachweist, daß sie nicht „ein Baum für sich, sondern ein Zweig eines Weltbaumes ist", ein höchst beachtenswertes Zeugnis für die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts. Hieran schließt sich eine kurze, die charakteristischen Eigentümlichkeiten scharf hervorhebende Uebersicht der afrikanischen Völkerschaften. Schon diese Einleitung allein ist von bedeutendem wissenschaftlichem und praktischem Werte. Den Glanzpunkt des Buches bildet jedoch eine mehr als 300 Seiten umfassende Zusammenstellung von Proben aus der Volkslitteratur der Afrikaner in formvollendeter, geschmackvoller

Digitized by Google

deutscher Uebertragung. Die Sammlung zerfällt in vier große Teile, in denen Proben aus der Volkslitteratur der semitischen Völker, der Hamiten, der Bantu-Neger und der Mischneger des afrikanischen Kontinents gegeben sind. In buntem Wechsel finden sich hier Märchen, Tierfabeln, Anekdoten, Erzählungen — meist mit didaktischer Tendenz — religiöse Traditionen über den Ursprung der Welt, die Erschaffung der Menschen u. s. w. historische Erzählungen aus der Stammesgeschichte, Rätsel und Sprichwörter. Hierzu kommen noch Poesien jeglicher Gattung, Liebeslieder, Spottlieder, Kriegslieder, Epen, Trauergesänge, religiöse Gesänge, Lehrgedichte u. s. w. Zum Teil sind die Musiknoten hinzugefügt. Man ist ebenso überrascht über die tiefe Empfindung, die Lebensklugheit und scharfe Beobachtungsgabe, die sich in allen diesen Litteraturstücken ausspricht, wie auch über das Feingefühl für kunstvolle Komposition und packende Darstellungsgabe der Schwarzen. Ein Teil der Poesien atmet dichterischen Schwung. der in der meisterhaften Nachbildung des Verfassers zu vollster Geltung kommt. Wir können das ebenso originelle, wie interessante Werk, das zudem in geschmackvollem Gewande auftritt, jedermann warm empfehlen.

Von den neuesten Erscheinungen nennen wir noch:

9. **Stosch:** Im fernen Indien. Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen. Berlin 1896. Martin Warneck. 2,80 M. Eleg. geb. 3,60 M. Wieder eine ebenso anmutige wie lehrreiche Gabe aus der fleißigen Feder des auch durch seine missionarische Beobachtungsgabe ausgezeichneten Verfassers. Die meisten der 14 Kapitel, in welche das schöne Buch zerfällt, sind allerdings Reproduktionen früherer Berichte und Aufsätze, aber der Verfasser hat ein gutes Werk gethan, daß er sie aus der Zerstreuung gesammelt hat. Man liest das Buch, das schon durch seine edle, oft poetische Sprache fesselt, mit steigendem Interesse und wird durch seine Lektüre an Missionskenntnis und Missionsverständnis wesentlich bereichert. Ich zweifle nicht, daß es viele dankbare Leser finden wird.

10. **Warneck:** Evangelische Missionslehre. Dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Erste Hälfte behandelnd das Missionsgebiet und die Missionsaufgabe. S. 339. Gotha 1897. Perthes. — Eine eingehendere Besprechung dieses für den praktischen Missionsbetrieb wichtigen Buches uns vorbehaltend, begnügen wir uns vorläufig damit, einfach sein Erscheinen anzuzeigen. In erster Linie ist das Buch allerdings geschrieben für die praktischen Missionsarbeiter, Missionsleiter und Missionare, und nichts sollte seinen Verfasser mehr freuen, als wenn diese ihm das Zeugnis gäben, daß er aus dem Missionsleben für das Missionsleben geschrieben und sie nicht mit grauen Theorien abgespeist habe. Sodann aber hat der Verfasser auch diejenigen heimatlichen Missionsfreunde, namentlich unter den Theologen, aber auch überhaupt unter den Gebildeten im Auge gehabt, denen daran gelegen ist, durch den Einblick in den komplizierten Missionsbetrieb mit seinen zahlreichen Problemen ein wirkliches Missionsverständnis sich zu verschaffen. Nach der Lektüre eines solchen Buches wird niemand mehr von der Mission als von einer Winkelsache reden. Die Mission ist ein gigantisches Werk, dessen

Digitized by Google

Größe überwältigend wirkt, sobald man seinem komplizierten Betriebe wirklich nahe tritt. Diesen Eindruck wird hoffentlich das Buch auch da machen, wo man der Lösung der Probleme, die der Verfasser zu geben versucht hat, nicht oder nicht völlig zustimmt.

11. **Warneck**: Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Siebente verbesserte Auflage. 2 M., geb. 2,50 M. Mit der Missionskarte von Heilmann 2,70 bezw. 3,20 M. Gütersloh 1896. — Dies bekannte Buch bedarf keiner weiteren Besprechung. Möchte es in der 7. vielfach verbesserten und die missionsgeschichtlichen wie statistischen Daten bis auf die neueste Zeit fortführenden Auflage sich namentlich unter der jüngeren Generation der Lehrer und Pastoren viel neue Freunde erwerben und ihnen Lust machen, die heranwachsende Jugend im Schul- und Konfirmandenunterricht für die Mission zu erwärmen.

12. **Plath**: Goßners Segensspuren in Nordindien. Eine geschichtliche und missionstheoretische Reisebeschreibung. Friedenau-Berlin 1896. geb. 1,80 M. In den Bericht über seine dritte indische Visitationsreise mit ihren persönlichen Erlebnissen flicht der Verfasser nicht nur über den jetzigen Stand der Kolsmission und den Zustand der Kolsschriften klärende Urteile, sondern auch eine Fülle von andeutenden Bemerkungen über Missionsaufgaben und Missionsprobleme ein, die einen Einblick in den Missionsbetrieb überhaupt wie in die Arbeiten eines Missionsvisitators speziell gewähren, sodaß unser Reisebericht in der That ein beachtenswerter Beitrag zur geschichtlichen und theoretischen Missionskunde geworden ist.

13. **Fitzner**: Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Berlin 1896. Pätel. 5 M. Geb. 6 M. Eine solide, auf urkundlichem durch großen Fleiß gesammelten Material beruhende Arbeit, die ein schätzenswertes Nachschlagebuch geschaffen hat über alle das deutsche Kolonialwesen betreffenden Verhältnisse: die territorialen, ethnographischen, wirtschaftschaftlichen, die Verkehrsverhältnisse, Verwaltung und Mission, mit spezieller Angabe und Beschreibung der sämtlichen in Betracht kommenden Ortschaften und Stationen, wie des gesamten Personalstandes. Eine genaue Kontrole der sämtlichen die Mission betreffenden Angaben erlaubt mir augenblicklich der Umzugstrubel nicht, in dem ich mich befinde, aber die einzelnen Partien, die ich herausgegriffen und geprüft, enthalten richtige, wenn auch nicht überall gleich vollständige Notizen. Unkorrekt, wenigstens sehr mißverständlich ist z. B. S. 114 die Angabe über die Baptistenmission in Kamerun. Die Karten über die einzelnen Kolonialgebiete leisten gute Orientierungsdienste, obgleich sie besonders manche Missionsstation vermissen lassen. Freilich eine solche mühsame Arbeit veraltet schnell; schon in 2, 3 Jahren wird sich soviel in den kolonialen Verhältnissen geändert haben, daß eine Umarbeitung nötig. Findet eine solche statt, so wünschten wir, daß auch die wichtigste Litteratur über jedes Kolonialgebiet Aufnahme finden möchte. Warneck.

Druckfehler-Berichtigung. Wir bitten folgende in der Oktober-Nummer leider stehen gebliebenen Druckfehler verbessern zu wollen: S. 474, Anmerkung: Pastorenstand statt Pastorverstand. S. 476, Zeile 18 von unten: politische statt göttliche.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

ANDOVER THEOL. SEMINARY
JAN 19 1897
LIBRARY.

Das Christentum in Uganda.

Von Julius Richter.
Pfarrer in Schwanebeck bei Belzig.

Daß von einer Mission, die noch nicht zwei Jahrzehnte alt ist und bis vor vier Jahren nur aus einer einzigen Station bestand, alle großen Missionsblätter der evangelischen Welt für notwendig halten, fast jahraus, jahrein zu berichten, steht vielleicht auch in der an überraschenden Ereignissen so reichen Missionsgeschichte unseres Jahrhunderts einzig da. Seit im Jahre 1877 die ersten evangelischen Missionare den Boden von Uganda betraten, hat diese Mission im höchsten Maße das Interesse der Missionsfreunde in Deutschland fast nicht minder wie in England in Anspruch genommen. Seitdem zum letzten Mal in dieser Zeitschrift (1892, 181 ff.) aus Uganda erzählt wurde, ist das Missionsleben dort in ein ruhigeres Stadium eingetreten; es ist, als seien die Frühlingsstürme mit den Revolutionen und Bürgerkriegen vorüber, und als sei die Mission in die Periode der Entfaltung aller Kräfte eingetreten. Einige äußere, politische Ereignisse bezeichnen den Wendepunkt in der Entwickelung Ugandas. Am 1. April 1893 wurde die Flagge der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft eingezogen und dafür die englische Fahne gehißt. Die Ibea (Imper. Brit. East. Afr. Co.) hatte ihre Aufgabe erfüllt, Uganda der englischen Regierung unabweislich vor die Füße zu legen. Sir Gerald Portal nahm im Auftrag seiner Regierung von dem Lande Besitz. Vierzehn Tage später wurden die Besitzverhältnisse der drei sich befehdenden Parteien neu und definitiv geregelt, den Protestanten wurde der mühsam erstrittene Vorrang belassen. Am 12. April 1894, gerade ein Jahr später, wurde Portals Handlungsweise in London öffentlich sanktioniert und das Protektorat über Uganda ausgesprochen. Am 1. Juni desselben Jahres bewilligte das Parlament mit großer Majorität die zur Verwaltung Ugandas erforderlichen Summen und setzte damit das Siegel unter diese Protektoratserklärung. Im Juli 1895 ging die Regierung noch einen Schritt weiter, dehnte das Protektorat über das ganze Gebiet von Uganda bis zur Küste aus und verpfändete ihr Wort, daß sie den Bau einer Eisenbahn von Mombas nach Uganda mit allem Ernst in Angriff nehmen werde. Gleichzeitig sandte sie einen großen Dampfer, den „William Mackinnon“,

Digitized by Google

um ihre Herrschaft auf dem Viktoria Njansa sicherzustellen. Diese einzelnen Aktionen fassen sich in ihrer Wirkung auf Uganda in dem einen zusammen, daß das Land unter den Schutz der Pax Britannica gestellt ist. Wir sind keineswegs der sanguinischen Hoffnung, daß für ein Land aus der Besitzergreifung durch eine Kolonialmacht ohne weiteres Segen hervorgehe. Allein in Uganda lagen die Verhältnisse nach den Bürgerkriegen so trostlos, daß nur eine starke Hand Ordnung und Sicherheit herstellen konnte. Und die schädlichen Wirkungen des massenhaften Einströmens zweifelhafter europäischer Elemente und Handelsartikel sind wenigstens vorläufig noch durch die anderthalbhundert Meilen weite Reise von der Küste bis Uganda ferngehalten. So erfährt Uganda wenigstens zunächst nur den Segen der kolonialen Herrschaft, und das ist gerade bei dem jetzigen Stande seiner Entwickelung von unberechenbarem Vorteil.

So atmet denn auch das Land nach der furchtbaren voraufgegangenen Kriegszeit auf. Bischof Tucker vergleicht Uganda, wie er es am Ende des Jahres 1890 zum ersten Mal sah, mit dem Zustande, wie es sich ihm im Oktober 1895 darstellte:

„Damals war Uganda eine Wüste, und Mengo war der Ort stets sich wiederholender Schreckensscenen, wo die Trommeln von Morgen bis Abend schlugen, um das Volk in erregten Haufen zu sammeln. Jetzt herrscht Ordnung, und wenn die Trommel schlägt, so ist es für die Gottesdienste in den Kirchen oder für die Klassen in den Lehrhäusern. Damals waren viele Gärten vernachlässigt und wenig besser als Oedland; jetzt sind sie wieder bebaut, neues Land ist in Arbeit genommen, und Mengo ist ein großer Garten geworden. Ja noch mehr, jeder Häuptling von Bedeutung hat jetzt ein zweistöckiges Haus, und die Häuser aller Bevölkerungsschichten sind ganz wesentlich besser; die Straßen sind besser im Stande, die Sümpfe sind meist überbrückt, teilweise sogar schon entwässert." (Proc. 1896, 115.)

Von noch ungleich größerer Bedeutung als für die soziale Hebung des Landes sind die Jahre des Friedens für die Mission gewesen. Die evangelische Mission hat seit dem Frühjahr 1892 in Uganda einen Aufschwung genommen, dem in der ganzen Missionsgeschichte nur sehr wenige Glanzperioden zur Seite zu stellen sind. Damit wir von der Bedeutung dieser Bewegung eine deutliche Vorstellung bekommen, thun wir gut, uns zunächst in den Mittelpunkt derselben, in das Hauptquartier der Mission in der Hauptstadt Mengo zu begeben.

I. In Mengo.

Wir beginnen mit der Aufzählung einiger bemerkenswerter Ereignisse, die für die hauptstädtische Gemeinde Bedeutung hatten. In

Digitized by Google

den Tagen vom 7. Dezember 1893 ab ging durch die Christengemeinde eine Erweckung. Ein Christ, Namens Musa Jubaganda, kam zu den Missionaren und teilte ihnen mit, das Christentum habe ihm keinen inneren Gewinn gebracht, er ziehe es vor, zum Heidentum zurückzukehren. Die Missionare fühlten dies Erlebnis tief als eine vom Herrn gekommene Demütigung und beschlossen, vom 8.—10. Dezember besondere Erweckungsgottesdienste zu halten. Der Erfolg war erfreulich. Bei jedem Gottesdienste erklärten viele Christen, daß sie neues Licht und neue Kraft empfangen hätten. Selbst einige der ältesten Lehrer bekannten, daß sie noch nie so die Gegenwart des heiligen Geistes und den Segen des christlichen Lebens erfahren hätten.

Im Februar 1894 brannten die Missionshäuser nieder. Ein ungeschickter Diener wollte mit einem brennenden Grasbüschel die großen Ameisen unter seinem Bette vertreiben und kam dabei der Rohrwand zu nahe, diese fing Feuer, und nun war natürlich kein Halten. Der Schaden war deswegen für die Mission besonders schmerzlich, weil ein großer Teil der Büchervorräte in den Flammen aufging, ein schwer zu ersetzender Verlust für das lernbegierige Volk.

Im Oktober 1894 wurde in einem Wirbelsturme die große Kirche auf dem Namirembehügel, die „Kathedrale von Mengo" vernichtet. Archidiakon Walker erzählt:

„Ich hielt gerade eine Klasse für Frauen, es war Nachmittag; wir lasen die Geschichte von Pauli Schiffbruch, da brach ein Sturm aus. Der Wind wurde sehr heftig, und ich machte die Frauen darauf aufmerksam, welchen Schaden solcher Sturm auf dem Meere anrichten könne. Einige Kinder, die dabei saßen, waren sehr erschrocken und schrieen, die Kirche falle ein. Auch die Frauen waren erschreckt durch die Blitze, Donner und den prasselnden Regen. Ich sagte ihnen, Paulus sei nicht im mindesten ängstlich gewesen, obwohl er in wirklicher Gefahr war. Da hörte ich ein leises Knistern und Knacken; die Frauen sprangen auf und liefen an mir vorbei zur Kirche hinaus. Ich blieb mit Sara, Samwilis Weib, sitzen, und diese rief hinter den andern her, sie sollten doch wieder in die Kirche kommen: „Wollt ihr denn weglaufen und den Europäer zurücklassen? Kommt zurück und laßt uns zu Gott beten!" Das Knacken wurde inzwischen lauter und lauter, ohne daß ich die Ursache davon bemerken konnte; auf einmal sah ich, wie sich die Pfosten, die das Dach der Kirche trugen, zu biegen anfingen. Die Kirche war im Einfallen. Jetzt stand ich auch schnell auf, nahm von der Kanzel meinen Hut und lief durch die Sakristei hinaus; die Kirche hinter mir war eine Masse von Staub und stürzenden Pfosten. Ich war kaum zehn Meter von der Kirchthür entfernt, da stürzte das ganze Gebäude mit einem großen Krach zusammen und lag ganz platt auf der Erde. Glücklicherweise war niemand zu Schaden gekommen.

Digitized by Google

Als die Kirche gebaut wurde, hatte sie mitten in der Regenzeit drei Monate ungedeckt gestanden; da waren alle Pfosten unten abgefault." (Proc. 1894, 91.)

Die Missionare benutzten den Zwischenfall, um Kirche und Schule, die bisher immer in einem Hause vereinigt gewesen waren, zu trennen. Ehe sie an den Neubau der Kirche gingen, ließen sie rings um die Kirche her 7 Lehrhäuser errichten, die fortan dem eigentlichen Unterricht dienen sollten. Am 14. Juli 1895 wurde die neue Kirche mit 4000 Sitzplätzen feierlich eröffnet.

Der 4. Oktober 1895 war ein großer Tag für Mengo. Bischof Tucker hielt an der Spitze einer Karawane von 14 Europäern und 500 Trägern seinen Einzug in die Stadt. Er brachte die ersten Missionsschwestern, die ersten weißen Frauen, nach Uganda. Alle Missionare, die in Uganda gearbeitet hatten, waren entweder unverheiratet gewesen, oder sie hatten, wie O'Flaherty und Hannington, ihre Frauen für die Zeit ihres afrikanischen Aufenthaltes daheim gelassen. Es wäre bei den gänzlich ungeordneten Verhältnissen des Landes und der riesigen Entfernung von der Küste unverantwortlich von der Missionsleitung gewesen, früher Frauen nach Uganda zu schicken. Jetzt, nach der englischen Besitzergreifung fand sie den Mut dazu. 5 Engländerinnen erboten sich, nach dem achthundert (engl.) Meilen von der Küste entlegenen Lande zu ziehen. Die Vorbereitungen zu dieser Reise waren mit besonderer Umsicht getroffen. Die Karawane führte eine ganze Menagerie mit sich, 4 Kamele, 3 Kühe, 3 Kälber, 2 Ochsen, 23 Ziegen und Schafe und 26 Esel. Die Reise ging im ganzen überaus glücklich von statten. Nur die Vorhut der Karawane, die 30 Träger, welche die Post beförderten und unterwegs Nahrungsmittel für die nachfolgende Karawane aufkauften, wurde überfallen und aufgerieben. Die Christengemeinde bereitete dem Bischof Tucker und den Missionsschwestern einen glänzenden und überaus herzlichen Empfang. —

Die Missionare lassen es ihre ernstliche Sorge sein, die Christengemeinde fest zu gründen und zur selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu erziehen. Wir machen auf vier Punkte aufmerksam, die in der Richtung dieses Strebens liegen. Bei weitem den größten Teil ihrer Zeit und Kraft verwenden die Missionare auf die Einführung der Baganda in die heilige Schrift. Nicht Schulen nach unseren Begriffen haben sie eingerichtet, sondern „Klassen" von loserem Gefüge, in welchen mit Großen und Kleinen ausschließlich ein Unterrichtsfach, die heilige Schrift, getrieben wird. Diese Klassen geben dem kirchlichen

Digitized by Google

Leben der Hauptstadt ihr Gepräge. Ob wir am Sonntag oder Wochentag, vormittags oder nachmittags uns nach dem Namirambehügel begeben, immer werden wir hier oder da Gruppen um einen der Missionare versammelt finden, welche in der heiligen Schrift unterwiesen werden. In der Regel werden vor dem Morgengottesdienste an jedem Tage 23 solcher Klassen, nach demselben von $9^1/_2$—11 Uhr weitere 25 gehalten, also an jedem Tage regelmäßig 48 Klassen. Wir können dieselben in 5 Arten einteilen: die einen sind Elementarklassen für die, welche erst lesen lernen wollen und an den Lesetafeln und Fibeln herumbuchstabieren; die zweiten Katechumenen-Klassen zur Vorbereitung auf die heilige Taufe, die dritten dienen der Vorbereitung auf das heilige Abendmahl oder die Konfirmation; die vierten sind speziell für diejenigen bestimmt, die sich zum Lehrberufe ausbilden wollen; die fünften endlich dienen der Vertiefung in das Schriftverständnis für die Fortgeschrittneren. Diese Unterschiede sind nicht streng durchgeführt, sondern es mag jemand wohl zu gleicher Zeit sich an zwei oder drei verschiedenen Kursen beteiligen.

Als das erste erstrebenswerte Ziel steht den Missionaren natürlich die Taufe ihrer Schüler vor Augen. Aber gerade bei dem Andrang zur christlichen Kirche, der in Uganda Platz gegriffen hat, muß die Vorbereitung und Prüfung vor derselben mit doppelter Vorsicht gehandhabt werden. Der Unterrichtsgang ist folgender: nach einigem Elementarunterricht, den Baganda Lehrer erteilen, werden die Bewerber zum Eintritt in den Katechumenat geprüft, die Männer von dem eingeborenen Geistlichen Henry Duta, die Frauen von Elisabeth, dem Weib eines andern eingeborenen Geistlichen. Bestehen sie die Prüfung, so werden sie einer der Katechumanen Klassen zugeteilt, welche unter der Aufsicht der Missionare von erfahrenen Baganda gehalten werden. Darin werden sie einen Monat lang sorgfältig unterrichtet und dann von dem Missionar selbst sorgfältig geprüft, der dann in einigen abschließenden Stunden die letzte Hand an die Katechumenen legt. Gewöhnlich dauert die Taufvorbereitung drei Monate. Diese Zeit wäre natürlich ungenügend und die in derselben erlangte Erkenntnis der biblischen Wahrheiten reichte nicht aus, wenn nicht die Baganda von einem erstaunlichen Lerneifer beseelt wären. Sie lesen ihre Evangelien mit dem größten Fleiß und bemühen sich ernstlich, in das Verständnis derselben einzudringen. In den Berichten der Missionare werden viele Beispiele von Fragen angeführt, welche ihnen von den nachdenklichen Lesern vorgelegt sind:

Digitized by Google

„Welcher Herodes tötete welchen Jakobus? (Act. 12, 1.) Wie können die Steine schreien? (Luc. 19, 40.) Warum soll Rahel weinen? (Matth. 2, 18.) Wie weit ist es von Nazareth bis Jerusalem? (Luc. 2.) Wie hieß der Vater des Judas Maccabäus? Wer sandte Titus, Jerusalem zu zerstören? Was ist eine Kelter? (Matth. 22, 33.) u. s. w. Manchmal kommen freilich auch thörichte oder sonderbare Fragen vor. Ein Mann liest Marc. 14, 3, teilt aber falsch ab: „Jesus war in Simons, des Aussätzigen, Hause und aß ein Weib, kam mit einem Glase ungefälschter Narde"; ganz entsetzt läuft er zu dem Missionar und fragt: „Warum haben sie ein Weib gegessen?"

Hand in Hand mit diesem Lerneifer geht das Verlangen des Volkes, selbst Teile der heiligen Schrift zu besitzen. Es ist bis heute der Missionsleitung unmöglich gewesen, soviel Bücher nach Uganda zu schaffen, als der unersättliche Leseeifer des Volkes begehrte. Im Jahre 1893 wurden 30,754, im Jahre 1894 26,273, im Jahre 1895 42,100 große und kleine Bücher verkauft.

Immer wieder begegnen uns in den Berichten Erzählungen von der großen Freude, die den Baganda der Besitz eines Teiles der heiligen Schrift macht. Dort liegt ein Jüngling neben der Veranda des Missionshauses im Grase und liest zum ersten Male in dem eben erworbenen Exodus. Bischof Tucker hört, wie er einmal über das andere in seliger Freude innehält und ruft: O dieses Buch! Dieses Buch! — Dort haben arme Basesse-Leute ein paar ganz dünne Büchlein, einzelne Evangelien oder Episteln von ihrer Armut gekauft, der Missionar sieht, wie sie vor dem Missionsgehöft herumtanzen und springen, dazwischen ihre Büchlein aufschlagen, ein paar Zeilen lesen, und sie dann wieder schließen und glückselig an ihre Brust drücken. Wenn irgend etwas, so ist diese kindliche Freude an Gottes Wort ein hoffnungsvolles Zeichen der Uganda-Mission.

Um die Christengemeinde der Hauptstadt innerlich selbständiger zu machen, haben die Missionare den Vorsitz im Gemeindekirchenrat in die Hände der eingeborenen Geistlichen gelegt, und beteiligen sich an den Sitzungen nur noch mit beratender Stimme.*) Dadurch sind diese Verhandlungen für die Baganda-Christen doppelt wichtig geworden, sie sind der Prüfstein ihrer geistlichen Reife. Die Fragen sind allerdings auch schwierig genug, die ihnen jeden Sonnabend in ihren zwei bis dreistündigen Beratungen zur Entscheidung vorgelegt werden.

Hier handelt es sich um die Annahme eines Taufbewerbers, der mit dem gebannten Mukwenda zusammengelebt hat. Er wird abgewiesen und ihm das rühmliche Beispiel eines blinden Harfinisten vorgehalten, der sich weigerte, mit demselben Mukwenda zusammen zu essen, weil er die christliche Religion verachte. „Ich spiele vor dir", hatte er mutig geantwortet, „weil ich dein Sklave bin, das ist meine Pflicht; aber mit dir zu essen würde nur ein Ver-

*) Die Weisheit dieser Maßregel ist sehr fraglich. D. H.

Digitized by Google

gnügen für mich sein, das thue ich nicht". Ein andermal handelt es sich, schwierige Eheverhältnisse zu ordnen; beim Uebertritt zum Christentum müssen die Heiden alle Frauen bis auf eine entlassen; da wird ihnen die Wahl oft schwer genug, welche sie behalten sollen. Oder es hat sich ein Christ dem Trunk ergeben und wird nun vor den Gemeinde-Kirchenrat gezogen, um ernstlich vermahnt zu werden.

Zur inneren Kräftigung der Baganda gemeinde kann diese größere Selbständigkeit nur dienen, wenn mit ihr auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gestärkt wird. Das haben die Missionare in geschickter Weise gethan, indem sie auf die Schultern der Christengemeinde die Verpflichtung gelegt haben, ihren heidnischen Landsleuten in allen Provinzen Ugandas das Evangelium zu bringen und die Lehrer für diesen Dienst zu besolden. So ist die Muttergemeinde in Mengo eine Missionsgemeinde geworden, und dem Gemeindekirchenrat liegt als eine seiner wichtigsten Pflichten ob, die ausziehenden Lehrer abzuordnen und die Berichte der heimkehrenden entgegen zu nehmen. An jedem ersten Freitag im Monat findet in der großen Kirche auf dem Namirambehügel eine Missionsversammlung statt, welche oft von 1000 bis 2000 Zuhörern besucht ist. Da erstatten die zurückgekehrten Lehrer Bericht über ihre Erfahrungen und Erfolge, da werden neue Lehrer unter feierlichem Gebet und Handauflegung eingesegnet, da werden die Sammlungen für den Betrieb des Missionswerkes veranstaltet. Der Ertrag einer solchen Sammlung wird uns berichtet: 2 Ziegen, 13 Hühner, 3 Eier, 59 Bündel Bananen und süße Kartoffeln, eine Stange Zuckerrohr, 2 Rindenzeugkleider, $27\frac{1}{2}$ Elle Kaliko, 950 Kaurimuscheln. Auch das Geben ist eine Kunst, die gelernt sein will. Diese Missionsversammlungen lehren die Christen ihre Pflicht zu geben in doppeltem Sinne, ihre himmlischen ebensogut wie ihre irdischen Güter.

Noch wichtiger für die innerliche Festigung der Christengemeinde ist die Heranbildung eines Standes eingeborener Geistlicher. Die Missionsleitung für Uganda muß besonders auf die Heranziehung eingeborener Hilfskräfte bedacht sein, weil die Reisen und der Unterhalt der englischen Missionare mit ganz bedeutenden Kosten verknüpft ist. Auf der andern Seite fehlt es noch fast an allen speziellen Vorkehrungen zur theologischen Schulung begabter Jünglinge; auch die tüchtigsten unter ihnen sind mehr oder weniger Autodidakten, die in der täglichen Arbeit des Lehrens innerlich gefördert und gewachsen sind. Am Trinitatis-Sonntage dieses Jahres hat Bischof Tucker drei Baganda, die sich als Diakonen bewährt hatten, zu Priestern, fünf weitere Baganda zu Diakonen (d. h. Priestern

Digitized by Google

zweiter Ordnung) ordiniert und 28 Baganda als „Laienleser“ gleichsam auf die Vorstufe der geistlichen Aemter gestellt. Den Ordinierten wird das Zeugnis gegeben, „daß sie ohne Zweifel geistliches Leben haben und deshalb bei ihnen die Religion nie zur Ausübung äußerlicher Handlungen entarten kann, sondern ihnen immer ein Gegenstand inneren Lebens vor Gott bleiben muß.“ Möchten sie die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllen!

Wir können Mengo nicht verlassen, ohne des Königs Muanga zu gedenken. Wer die Missionsgeschichte Ugandas kennt, weiß, welche verhängnisvolle Bedeutung dieser Mann für sein Land und für die Christengemeinde gehabt hat. Er hat auch in den schweren Stürmen, die über ihn gekommen sind, nichts gelernt und nichts vergessen. Er ist nach wie vor ein schwankendes Rohr, das von jedem Winde hin und her geweht wird, ein unglücklicher, willenloser Wollüstling, der sich von seiner Hanfpfeife so wenig losmachen kann, wie von seinen Weibern. Wiederholt hat er einen Anlauf genommen, seine bösen Gesellen und Verführer fortzuschicken und fleißig zu lernen, aber es hat nie länger als einige Wochen angehalten. Zwischendurch hat er sich auch einmal den Römern in die Arme geworfen, ist aber schon nach vierzehn Tagen reumütig zu den evangelischen Missionaren zurückgekehrt. Zu hoffen ist von Muanga wenig. Seine nominelle Angehörigkeit zur protestantischen Partei ist nur insofern von Bedeutung, weil die Baganda aus alter Anhänglichkeit auch jetzt noch, wo Muangas Königsherrlichkeit nur leerer Schein ist, in ihm ihren angestammten Herrscher sehen und sich nach ihm richten.

II. In den Provinzen.

Als sich im Jahre 1877 die englischen Missionare in Uganda niederließen, war es ihnen auf das strengste verboten, sich im Lande umzusehen, geschweige denn außerhalb der Hauptstadt in den Provinzen zu predigen oder Außenstationen zu gründen. Eine oder zwei Reisen abgerechnet, die Alexander Mackay in Begleitung des Königs nach Buddu und Kjagwe machte, hatten die Missionare bis zu den Revolutionen von Uganda nichts zu sehen bekommen außer dem schmalen Landstreifen zwischen der Hauptstadt und den Häfen des Viktoria-Njansa. Als sie nach der Wiederherstellung geordneter Zustände nach Uganda zurückkehrten, hatten sie in den nächsten Jahren in der Hauptstadt soviel zu thun, daß sie vorläufig gar nicht daran denken konnten, in die Provinzen hinauszuziehen. Trotzdem hat sich die Christentumsbewegung über ganz Uganda vom Nil im Osten bis zu den Grenzen von Unioro

Digitized by Google

im Westen ausgedehnt und einen erstaunlichen Umfang angenommen. Diese ganze Bewegung ist nicht direkt das Werk der Missionare, sondern der Baganda selbst; und wenn irgend etwas, so sind diese Zustände in den Provinzen Beweis dafür, daß das Christentum in den Herzen der Baganda festgewurzelt ist und angefangen hat, in eigener gesunder Triebkraft zu wachsen und sich auszubreiten.

Durch die Rivalität der französisch-katholischen Mission war in den Revolutionswirren der Jahre 1889—92 auch dem protestantischen Christentum ein politischer Charakter aufgeprägt worden; die englisch-protestantischen Christen waren eine Partei geworden neben der französisch-katholischen und der mohammedanischen; und da sie die Sieger blieben und den wichtigsten und größten Teil des Landes in ihre Gewalt bekamen, so mehrte und festigte sich begreiflicherweise ihr Anhang erheblich. Das politisch ausschlaggebende Element der Bevölkerung in Uganda sind die Häuptlinge; alle Häuptlinge also, welche sich zur englisch-protestantischen Partei rechneten, bezeichneten sich deshalb auch als evangelische Christen. Das war in sehr vielen Fällen zunächst nur ein leerer Name, sie wußten vom Christentum noch nichts, oder wenn sie auch etwas davon gehört hatten, so war doch zu der großen Mehrzahl ihrer Unterthanen kein Lichtstrahl christlicher Erkenntnis herabgedrungen. In diesem unklaren Zustande kam der evangelischen Mission zweierlei zu gute: durch ihre notgedrungene Beschränkung auf die Hauptstadt und die Kreise des Hofes waren die Missionare von Anfang an darauf gewiesen, von den Höflingen, den Pagen, Dienern und sonstigem Hofpersonal so viele an sich zu ziehen und zu unterrichten, als mit ihnen in Berührung treten mochten. Zeitweise war, so wird uns berichtet, der ganze Hof Mtesas in eine große Lesehalle umgewandelt, und alle, die nicht unmittelbar mit dem Hofdienst beschäftigt waren, benutzten ihre Mußestunden, um bei den evangelischen Missionaren zu lernen. Diese Generation, die so in Mengo etliche Jahre unter den Augen Mackays und O'Flahertys gelebt hatte, war nun die herrschende im Lande geworden, aus ihr war in den protestantischen Provinzen die Mehrzahl der Häuptlinge entnommen. So war gerade in den herrschenden Kreisen die Kenntnis des Christentums über das ganze Land hin verbreitet. Dazu hatte Mackay von Anfang an den größten Wert darauf gelegt, seinen Schülern die heilige Schrift in die Hand zu geben und sie zum Lesen derselben anzuleiten; diese überaus starke Betonung des heiligen Buches war gerade das unterscheidende

Digitized by Google

Merkmal des protestantischen Christentums, der „Buchreligion", vom Katholizismus, der „Mundreligion", d. h. der nur auf mündlicher Unterweisung beruhenden, geworden. So galt es in dem ganzen „protestantischen" Uganda als selbstverständlich, daß überall hin das Buch, die heilige Schrift, und mit ihr die Kunst des Lesens verpflanzt wurde.

Aus diesen Quellpunkten heraus entwickelte sich in Uganda fast ohne Zuthun der Missionare eine Bewegung, wie sie in Afrika nur etwa in Madagaskar in der Ausbreitung des Christentums nach dem Tode Ranavalonas I. ihres gleichen hat. Jeder Häuptling hielt es für seine Pflicht, an seinem Herrensitze eine Kirche zu bauen und an derselben einen Lehrer zu seiner und seiner Untergebenen Belehrung anzustellen. Man muß sich unter diesen Kirchen keine gotischen Dome, nicht einmal märkische Dorfkirchen vorstellen. Sie waren einfache Rohr- und Grashäuser, das Dach von einer Anzahl Pfosten gestützt, ganz im Baganda stile erbaut. Eine der schönsten dieser Kirchen wird uns folgendermaßen beschrieben:

„Die Kirche ist ein wirklich schönes Gebäude, 90 Fuß lang und 30 Fuß breit. Sammwili (der Lehrer) hat sich viel Mühe damit gegeben und hat sie zu einem kleinen Nachbild der Kirche in Mengo gemacht; Vorhalle, Abendmahlsgeländer, Kanzel und ein Platz für den Taufstein sind hergerichtet. Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Kirche bei weitem das größte und schönste Gebäude auf der Insel (Kome) ist. Wie sorgfältig das Haus gebaut wurde, erhellt daraus, daß etwas von dem Deckgras in Kähnen vom Festland herübergeholt wurde, weil die richtige Grasart auf der Insel nicht in genügender Menge wuchs." (Proc. 1895, 987.)

Die meisten Kirchen sind nur große Baganda hütten mit einem Kreuz darauf, zum Zeichen des heiligen Gebrauches, meist fehlen selbst die Sitzbänke, und die Anbeter kauern nach Landessitte auf dem mit Gras und zerschnittenen Binsen sorgfältig bestreuten Boden. So entstanden im Laufe von drei Jahren (1892—95) über 290 Kirchen in allen „evangelischen" Provinzen des Landes, und jede derselben war für einen doppelten Gebrauch, für die sonntäglichen Gottesdienste und die tägliche Schule, bestimmt. Die Unterscheidung eines Kirch- und Schulhauses war in Uganda nicht volkstümlich, weil Alex. Mackay und seine Gefährten diesen Unterschied nicht gemacht hatten.

Nicht so leicht als die erforderlichen Kirch- und Unterrichtsräume zu erbauen, war es, nun auch für alle diese Kirchen Lehrer zu besorgen. Einen systematischen Unterricht auch nur in dem Umfang unserer

Digitized by Google

Volksschulen hatten die Missionare niemals erteilt; es besteht, seltsam zu sagen, bis auf diesen Tag keine regelmäßige Schule in Uganda; es lag in den eigenartigen Verhältnissen an Mtesas und Muangas Hof, daß die Volksschule, diese fast unzertrennliche Gefährtin der evangelischen Mission, bis heute ihren Einzug in das halb evangelische Uganda noch nicht gehalten hat.*) Demnach sind systematisch durchgebildete Lehrer durchaus nicht vorhanden; es würde sich wohl unter den hunderten von sogenannten Lehrern in Uganda keiner finden, der eine preußische Lehrerprüfung bestehen könnte. Allein darauf kommt es weder den Missionaren noch den Baganda an. Häuptlinge und Volk wollen das „Buch" haben und lesen lernen, und solche Baganda, die lesen können und unter der Anleitung der Missionare ein oder mehrere Bücher der heiligen Schrift durchgenommen und etwas verstehen gelernt haben, giebt es in ziemlicher Anzahl. Wir sahen oben, daß die Mutterkirche in Mengo die Missionssache in die Hand genommen hat und zu allen Häuptlingen, welche darum bitten, Lehrer aussendet. Sie sichert ihnen 20 Rupies Jahresgehalt (ca. 23 M.) für Kleidung, Bücher ꝛc. zu. Gewöhnlich verpflichten sich die Häuptlinge, ihnen den Lebensunterhalt darzubieten, oder sie übergeben ihnen ein Stück Land, einen „Garten" zur selbständigen Bewirtschaftung. Die Aufgabe der Lehrer dagegen ist, alle, die es begehren, in die heilige Schrift und die Kunst des Lesens einzuführen, die Sonntagsgottesdienste abzuhalten und die Katechumenen zur Taufe vorzubereiten. Es sind z. B. gegen 700 solche „Lehrer" über das Land hin zerstreut.

Kommen diese Lehrer aus der Hauptstadt an den Ort ihrer Bestimmung, so haben sie fast niemals Schwierigkeit, den Unterricht und die Gottesdienste in Gang zu bringen. Noch vor vier Jahren war der erfahrene Missionar Pilkington der Ansicht, daß nur etwa 5 Prozent der sogenannten protestantischen Baganda, nämlich nur das heranwachsende Geschlecht und die Bewohner der Hauptstadt und der wichtigsten Plätze wirklich dem evangelischen Glauben zuneigten. Heute kann man ohne Uebertreibung sagen, daß fast $^4/_5$ aller Baganda dem Evangelium zugänglich sind. Außer in den abgelegensten Winkeln des Landes, entlegenen Inseln im Viktoria-See und solchen Landesteilen, die erst im Jahre 1893 den Protestanten zugeteilt sind, hat der alte

*) Eine bedenkliche Schattenseite, deren baldige Beseitigung dringendstes Anliegen der Missionsleitung sein sollte! Bis jetzt hat sich die Mission um die Kinder noch nicht bekümmert!

Digitized by Google

Lubaredienst seinen Einfluß auf das Volk verloren, und der Mohammedanismus und Katholizismus entfalten bis jetzt nirgends in den protestantischen Provinzen eine solche Lebenskraft, daß von ihnen her Gefahr droht. In vielen Strichen des Landes gehört es einfach zum guten Ton, lesen zu lernen. Nur ein paar Beispiele dafür:

Ein Mann aus der Provinz Singo besuchte einen Freund am Viktoria-See, den er längere Zeit nicht gesehen hatte; dieser hatte inzwischen lesen gelernt, war Christ geworden und getauft. Als der Mann nach einer Woche zurückkehrte, erklärte er seinen Landsleuten, er könne nicht wieder zu seinem Freunde gehen, bis er auch Christ geworden sei. „Früher hatte ich mit meinem Freunde alle Dinge gemein; wir tranken, hurten und lästerten zusammen; aber jetzt hat mein Freund kein banga (Raum) für so etwas, sondern er nahm ein Buch vor und las „Jeremja nabi, Zakarija nabi" (Prophet Jeremia, Prophet Sacharja), und ich hatte keine Gemeinschaft mit ihm. O, Gott hat ihm große magezi (Klugheit) gegeben, und ich muß sie auch haben." Er fing sogleich an, ernstlich lesen zu lernen. (Intell. 96, 349.) Ein alter heidnischer Häuptling in derselben Provinz hatte 90 Frauen; nur eine von ihnen konnte lesen, die übrigen waren römisch oder heidnisch. Der alte Mann that alles, was er konnte, um sie am Lernen zu verhindern; aber die Lehrer arbeiteten ruhig weiter, und es gelang ihnen, sein und seiner Weiber Vertrauen zu gewinnen. 75 von den 90 Frauen gingen in das Missionshaus um sich Bücher auszubitten; man mußte sie ihnen schenken, denn sie waren zu arm sie zu bezahlen. Am Ende des Jahres (1895) konnten zehn von ihnen die Evangelien gut lesen; andere, die nicht so schnelle Fortschritte machten, weinten deswegen, saßen des Nachts beim Lichte von Grasbündeln und buchstabierten an den Silben und Wörtern. Der Missionar lehrte die Frauen zwei Lieder und veranlaßte sie, regelmäßig morgens und abends zu beten. Der alte Mann wollte zuerst nicht zuhören, aber die Frauen sammelten sich um ihn, so oft sie ihn sahen und fingen immer wieder an zu lesen und zu beten, sodaß für ihn kein Entrinnen war. Schließlich fing er selbst an lesen zu lernen. (Proc. 1896, 124.)

Der Unterrichtskursus ist in den Provinzen im wesentlichen derselbe wie in der Hauptstadt, soweit es sich durchführen läßt. Merkwürdigerweise macht die Gottheit Christi den Leuten nicht soviel Schwierigkeit zu glauben, wie die Auferstehung der Toten. Als einmal ein Lehrer darüber vor noch ganz unwissenden Bakopi (Bauern) predigte, wollten sie über ihn herfallen und ihn schlagen, weil er sie mit solchen Lügen zum Narren hätte. Wo das Christentum noch fremder ist, bestehen abenteuerliche Vorstellungen in Bezug auf die Taufe; es soll dabei Menschenfleisch gegessen oder Verstümmelungen an den Taufkandidaten vorgenommen werden. In der noch wenig bearbeiteten Provinz Bulemezi erzählen sich die Heiden, bei der Taufe werde ein Einschnitt in die Kopfhaut gemacht und eine starke Medizin hineingerieben, welche das

Digitized by Google

alte Herz töte; dann komme an dessen Stelle ein neues, frommes Herz, in dem keine böse Lust mehr sei, — vielleicht ein glänzendes, wiewohl unbewußtes Zeugnis für die innerlich umgestaltende Kraft des Evangeliums. (Proc. 1895, 95.)

Die Katechumenen haben oft ein aufrichtiges Verlangen nach der Taufe. Auf der Insel Kome im Sesse-Archipel war eine Anzahl Männer und Frauen einige Monate im Taufunterricht gewesen; aber es führte keinen Missionar sein Weg über die Insel, daß er ihnen die Taufe hätte erteilen können. Kurz entschlossen machten sich zwanzig von ihnen nach Mengo auf den Weg, um dort nachzufragen, wann sie getauft werden könnten. Natürlich wurden sie dort sehr freundlich aufgenommen und ihrem zuständigen Missionar zur Taufe überwiesen. (Proc. 1896, 127). Bei der mangelhaften Vorbildung der Lehrer kann es nicht Wunder nehmen, daß die Missionare sich bei der Taufprüfung öfter veranlaßt sehen, diesen oder jenen noch auf ein paar Monate zurückzustellen, weil seine Kenntnisse noch zu mangelhaft sind. Die Enttäuschung dieser Katechumenen ist dann gewöhnlich sehr groß, sie weinen, als wollten sie sich gar nicht trösten lassen. Erfreulicherweise werden aber hie und da die prüfenden Missionare auch durch gute, schlagfertige Antworten der Katechumenen geradezu in Erstaunen gesetzt. Missionar Fisher fragte einen Knaben: „Was ist nun jetzt dein Verlangen?" Ohne sich zu besinnen, antwortete dieser: „Ich wünsche, Gott zu verherrlichen, erstens dadurch, daß ich mein Licht in der Finsternis scheinen lasse, zweitens, indem ich jedermann Gottes Worte predige, und drittens, indem ich das Volk lehre, Gottes Wort zu lesen." (Proc. 96, 123.) Die Freude derer, welche die heilige Taufe empfangen haben, und ihrer Freunde ist oft geradezu ergreifend. So wird uns von einem Taufgottesdienst erzählt, wo sich die Anverwandten und Freunde am Schluß des Taufgottesdienstes vor der Kirchthür aufgestellt hatten und die heraustretenden Neugetauften umarmten, küßten und mit ihnen herumtanzten, als seien sie ganz außer sich vor Freude. Freilich ist nicht alles Gold, was glänzt. Missionar Lloyd aus Gayaza, nur $2^1/_2$ Meile von der Hauptstadt Mengo in der Provinz Kjadondo berichtet: „Die christliche Religion ist im ganzen Lande zur Modesache geworden, und viele, viele haben die Formen derselben angenommen, ohne nach dem Kern und Inhalt zu fragen. Männer und Frauen melden sich zur Taufe, sie werden nach ihrer Kenntnis der Evangelien gefragt; man beobachtet ihren Lebenswandel so gut als möglich, und allem Anschein nach haben

Digitized by Google

sie ein neues Leben angefangen — so werden sie unbedenklich getauft. Aber bald stellt sich's heraus, daß sie von ihrer Sünde nur zeitweilig gelassen haben, um die Taufe zu erlangen; und dann kehren sie mit einem Lächeln der Genugthuung, daß es ihnen gelungen ist, die Missionare hinter das Licht zu führen, zu ihren alten Sünden zurück, behalten aber natürlich den Schein des Christentums bei.“*) (Intell. 1896, 346). Solche Erfahrungen sind gewiß schmerzlich und geeignet, die Missionare zu entmutigen; aber sie sind doch auch die Kehrseite der erfreulichen Thatsache, daß das evangelische Christentum in Uganda volkstümlich und eine Macht im Volksleben geworden ist. Der Wendepunkt im Leben jeder Mission, auf den hin man immer hofft und betet, wo dieselbe in dem Maße Besitz von der Volksseele ergriffen hat, daß sich eine Volkskirche herauszuentwickeln anfängt, ist in Uganda erreicht. Dadurch ist diese Mission, deren ganze Geschichte wie ein Wunder vor unsern Augen steht, schon jetzt, nach noch nicht zwanzigjährigem Bestande, vor die größte und verantwortungsvollste Aufgabe der christlichen Mission überhaupt, die lebenskräftige Fundamentierung und Organisierung der Volkskirche, gestellt.

*) Aus einem inzwischen veröffentlichten Briefe des Missionars Hall (Intell. 1896, 752) führen wir zur Charakteristik des geistlichen Niveaus der Baganda Christengemeinden noch folgende, bezeichnenden Stellen an: „Obwohl wir inmitten einer der merkwürdigsten Bewegungen der neueren Mission stehen, freuen wir an Ort und Stelle uns „mit Zittern“. Seit meine Zeit zum großen Teile davon in Anspruch genommen wird, die Taufkandidaten einzeln zu sprechen, bin ich ganz überrascht von der inneren Flachheit und dem Mangel geistlicher Erfassung (Dinge, die sich nach der Erfahrung in andern Ländern schon in unentwickelten und Kindesherzen finden können; ich rede jetzt aber von Erwachsenen), so weit und groß äußerlich auch die Bewegung zum Christentum ist. Tiefgründige Arbeit thut uns hier ganz besonders not! Ich schiebe unbedenklich die Taufe großer Scharen, mit denen ich einzeln gesprochen habe, auf, weil ich fühle, ihre Erkenntnis ist nur bloßes Kopfwissen, wie bei Hunderten unbekehrter Sonntagsschüler daheim. In einer Kirche im Anfangsstadium, die in der reißenden Schnelligkeit wie die unsere wächst, bedürfen wir etwas besseres. — So weit ich es beurteilen kann, sind Personen mit einer bestimmten und bewußten Herzensgeschichte, von der sie Rechenschaft geben können, seltene Vögel. Ich kann es nach ihren Gebeten am Schluß unserer Besprechungen beurteilen. Da ist nichts von den geistlichen Kirchen, deren Zeuge ich daheim so oft gewesen bin, obgleich man sie hier am ehesten erwarten möchte. — Für die Kinder als solche können wir zur Zeit noch gar nichts thun. Das Werk eilt so unaufhaltsam schnell voran, daß man fühlt, wenn der heilige Geist nicht ein gründliches Werk an unsern Lehrern thut, (wie wir das, Gott sei Dank, in einigen Fällen bezeugen können) so kann eine traurige Reaktion kaum ausbleiben. Was ich schreibe, mag auf dem Papier trübe und hoffnungslos aussehen; ich will deshalb nicht verfehlen, daß es in der ganzen Welt kein hoffnungsvolleres Arbeitsfeld giebt als Uganda“. — Ib. S. 750 aus einem Briefe des Archidiakons Walker: „Jede Woche werden einige Personen zu uns gebracht, die Ehebruch begangen haben oder betrunken gewesen sind. Oft

Digitized by Google

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns den einzelnen Provinzen und ihrer Missionsarbeit zu, lassen aber zunächst eine geographische Bemerkung zur Orientierung vorausgehen. Uganda wird in 10 Provinzen eingeteilt; von diesen gehören die südwestlichste, Buddu, die im Osten am Ufer des Viktoria-Sees daranstoßende, Kajma, und die nördlich davon gelegene kleine Provinz Kasudschu nebst den beiden westlichsten und größten Sesse-Inseln Sesse und Bundjako nach der Landesteilung Sir G. Portals den Katholiken; sie kommen also für die evangelische Mission vorläufig nicht in Betracht. Mohammedanisch ist nur noch die kleine Provinz Katambala; man darf mit Beruhigung feststellen, daß der Islam nicht mehr die Gefahr Ugandas ist. Protestantisch sind zunächst die drei größten Provinzen, welche Uganda nach Osten, Norden und Westen abschließen, Kjagwe zwischen der Hauptstadt Mengo und dem Nil, Bulemezi nördlich davon und Singo längs der Grenze von Unioro und Toro. Außerdem sind protestantisch die drei kleinen Provinzen Kjadondo, in der die Hauptstadt Mengo liegt, Busiro, die westlich daranstoßende Provinz, das kleine, zwischen Kasudschu und Buddu eingeklemmte Kitunsi und die 25 kleineren, östlicheren Sesse-Inseln. Fast ausschließlich dem protestantischen Einfluß offen stehen endlich die Landschaft Usoga östlich vom Nil, die tributpflichtigen Königreiche Koki und Toro im Südwesten und Westen von Uganda und die Inselgruppe der Uvuma-Inseln südlich von Usoga. Im Verhältnis ausgedrückt erstreckt sich die protestantische Mission über zwei Drittel des Landes, den ganzen Osten und Norden; die katholische über ein Drittel, den Südwesten; und der Islam kommt nicht mehr ernstlich in Frage.

Die Entwickelung der Missionsarbeit auf den Sesse-Inseln ist typisch für das ganze Missionsfeld. Dieser längs der Südküste von Uganda von Buddu im Westen fast bis zum Ausfluß des Nils aus dem Viktoria Njansa sich hin erstreckende Archipel galt bis vor zwei oder drei Jahren als die Hochburg des Baganda Heidentums. Der Lubare des Viktoria-Sees war der mächtigste und einflußreichste Gott ihrer Geisterwelt, und dessen Priester und Vertreter wohnte auf den Sesse-Inseln. Noch in den Revolutionswirren konnte sich Muanga auf die Sesse-Leute am sichersten verlassen, weil sie am zähesten am Heidentum festhielten. In der Fastenzeit 1894 beschloß der Gemeindekirchenrat der Hauptstadt,

erleben wir, daß Leute schon ein paar Tage nach der Taufe um eines erbärmlichen, irdischen Vorteiles willen ihr Christentum aufgeben und Mohamedaner oder Heiden werden."

Digitized by Google

zehn Baganda-Lehrer nach diesen Inseln zu senden, die erst durch die Teilung Sir G. Portals am 19. April 1893 unter protestantischen Einfluß gekommen waren. Im Juli und August desselben Jahres, also nur 3 bis 4 Monate nach der Aussendung der Lehrer, hielten es die Missionare Pilkington und Millar für ihre Pflicht, sich nach diesen Lehrern umzusehen und sie auf ihren einsamen Posten zu stärken. Der Bericht, welchen sie von dieser Visitationsreise in der Februarnummer des Intelligencer 1895 erstatten, ist einer der interessantesten und erfreulichsten Missionsberichte, den der Verfasser dieser Zeilen je gelesen hat. Sie besuchten 19 von den 25 sogenannten protestantischen Inseln; auf 14 derselben fanden sie bereits Kirchen, welche meist nach der Ankunft der Lehrer und auf deren Veranlassung errichtet waren; auf 3 von den Inseln waren 2, auf einer sogar 3 Kirchen. Nach sorgfältiger Prüfung konnten sie 76 Basasse taufen, und 191 blieben im Taufunterricht. Die Zahl der „Leser" wurde auf 5 445 geschätzt. Das war das erstaunliche Resultat einer vierteljährlichen Arbeit. Was angesichts dieser offenen Thür zu thun sei, konnte den leitenden Missionaren in Mengo nicht zweifelhaft sein: es galt die Zahl der Baganda-Lehrer so schnell wie möglich zu vermehren und die Inseln baldmöglichst mit einem erfahrenen Missionar zu besetzen. Denn da die Hauptstadt immerhin Tagereisen weit entfernt lag, und die mangelhaft vorgebildeten Baganda-Lehrer der steten Aufsicht dringend bedurften, hätte man den Keim unheilbaren Siechtums in das aufblühende Missionswerk gelegt, wenn man nicht für geeignete Ueberwachung der eingeborenen Arbeiter gesorgt hätte. Im März 1895 konnte der erfahrene Missionar Gordon seinen Wohnsitz auf Bukassa, der Insel des inzwischen christlich gewordenen Häuptlings Kaganda, aufschlagen. Und jetzt, ein Jahr später — die neuesten, uns zu Gebote stehenden Nachrichten reichen bis in den Anfang dieses Jahres — giebt es im Sesse-Archipel 75 eingeborene Lehrer, 544 Getaufte und mehr als 5000 Leser. Schon haben die drei wichtigsten Inseln Bukassa, Kome und Busi angefangen, selbst Lehrer aus ihrer Mitte nach den noch heidnischen Nachbarinseln zu senden.

Mit der gleichen, erstaunlichen Schnelligkeit hat sich das Missionswerk fast in allen protestantischen Provinzen entwickelt. In Singo ließen sich im Frühjahr 1893 die Missionare Fisher und Günther nieder, noch ehe dort eine volkstümliche Bewegung entstanden war. Der Oberhäuptling der Provinz, der Mukwenda Jona Waswa, war Christ

Digitized by Google

und hieß sie willkommen. Sie bauten eine Viertelstunde von der Hauptstadt Mitiana auf einem reizend gelegenen Hügel mit entzückender Aussicht über den großen Wamala-See die Station Nalumozi. Kaum hatten sie angefangen, Klassen für den täglichen Unterricht zu eröffnen, so strömten die Lernbegierigen von allen Seiten herbei. Um nicht auf der Hauptstation überlaufen zu werden und das Werk besser zu organisieren, errichteten sie in einem Umkreise bis zu 3 Meilen Lesehäuser, sogenannte Synagogen, und sandten ihre besten Schüler dorthin, um die Anwohnenden zu unterrichten, so gut sie es verstanden. Schon zu Ostern 1894 konnten die ersten Taufen stattfinden. Bald mußte man darangehen, in Nalumozi eine große Kirche für 1000 Zuhörer zu erbauen, da die alten Gebäude die Kirchgänger weit nicht mehr fassen konnten. Der Oberhäuptling Waswa mußte zwar wegen Ehebruchs in den Bann gethan werden, und sein Ausschluß machte alle diejenigen irre, die nur aus Liebedienerei sich der Mission zugewandt hatten. Trotzdem ging die Bewegung unaufhaltsam weiter. Noch im Jahre 1895 mußte für Singo eine zweite Station, Bamasuta oder Kinakulja im Nordwesten von Nalumozi, gegründet werden, um den abgelegenen Westen der Provinz und die dichtbevölkerten Grenzdistrikte gegen Unioro zu erreichen. Missionar Fisher fand dort bei seinem ersten Besuch — noch nie hatte ein Missionar diese abgelegene Gegend betreten! — eine kleine Kirche und nicht weniger als 100 Taufbewerber vor; zwei treue christliche Häuptlinge, Tera und Matai, hatten aus eigenem Antrieb der Mission vorgearbeitet. Und selbst in die noch bis zum Juni 1893 mohammedanische Provinz Kitunzi ist von Nalumozi aus ein zündender Funke gefallen. Zwar regt sich dort, von den Katholiken im Norden und Süden eingeengt, mit starker mohammedanischer und selbst heidnischer Grundströmung, heftiger Widerspruch gegen das Evangelium, eine sonst in Uganda ungewöhnliche Erscheinung. Zweimal wurde den Missionaren, die in der Hauptstadt Kasaka zu Besuch weilten, ihr Haus über den Kopf angezündet. Aber doch giebt es auch in Kitunzi schon 12 Kirchen und 500 Leser, und wenn des Abends die Dämmerung anbricht, hört man von Dorf zu Dorf die Trommel schlagen, welche die Christen zum Gebet ruft. „Warum schlagt ihr die Reisetrommel, wenn ihr zum Gebet geht?“ fragte ein Katholik einen der protestantischen Lehrer. „Weil wir auf der Reise zum Himmel sind,“ war seine schlagfertige Antwort; „wir haben hier keine bleibende Stadt, unsere Heimat ist droben.“

Digitized by Google

In den beiden Provinzen Kjagwe und Bulemezi lagen die Verhältnisse für die evangelische Mission dadurch besonders günstig, daß die Oberhäuptlinge derselben nicht nur treue Christen, sondern sogar Diakonen, d. h. Geistliche zweiter Ordnung waren. Beide, der Sekibobo Nicodemo Sebuwato von Kjagwe und der Kangao Zakarja Kizito von Bulemezi, waren am 28. Mai 1893 von Bischof Tucker feierlich ordiniert worden. Ersterer hätte gar zu gern seine Häuptlingsschaft niedergelegt, um sich ganz dem geistlichen Amte zu widmen; aber die Missionare stellten ihm vor, daß er in seiner hohen Stellung dem Reiche Gottes vielleicht noch wirksamer dienen könne. Er hat es denn auch an nichts fehlen lassen, um der Mission in seiner Provinz eine gute Statt zu bereiten. Schon im Februar 1893 wurde in Kjagwe eine Missionsstation angelegt und dieselbe im folgenden Jahre ganz in die Nähe von Kiwolagoma, dem Herrensitz des Sekibobo, nach Ngogwe verlegt. Sebuwato sorgte dafür, daß hier bald eine große, geräumige Kirche erbaut wurde. Gegen 600 regelmäßige Besucher versammeln sich Sonntag für Sonntag in diesem Gotteshause. Missionar Blackledge schreibt von diesen Gottesdiensten:

„Ich muß noch besonders das Benehmen der Baganda-Christen rühmen, wie andächtig sie in den Geist der Gottesdienste eingehen. Da die bei weitem meisten weder Gebet- noch Gesangbücher haben, haben sie die Worte auswendig gelernt, und dadurch werden die Feiern sehr innig Jedermann fällt bei den Gebeten mit ein, als wollte er zu verstehen geben: Wenn ich nicht mit bete, bekomme ich auch von dem Segen nichts ab. Die Wirkung dieser gemeinsamen Gebete ist sehr tief. Auch der Gesang ist sehr erhebend. Die Baganda sind nicht musikalisch; aber wenn sie auch nicht melodisch richtig singen können, so machen sie doch ein fröhlich Gelärm, und ich bin überzeugt, Gott hat Wohlgefallen daran." (Proc. 1896, 126.)

Es ist ein großer Verlust für die Baganda-Kirche, daß Nicodemo Sebuwato am 17. März 1895 gestorben ist; sein junger Freund, der eingeborne Geistliche Jonathani Kaidzi, hat ihm eine schöne Leichenrede gehalten: Gott hatte der Baganda-Kirche eine Axt geborgt. Diese Axt hat ihr Werk gethan, und Gott hat sie wieder an sich genommen. (ib. 125.)

In Bulemezi, Kjandondo und Busiro befindet sich die Missionsarbeit noch mehr in den Anfängen; erst seit dem Ende des vorigen Jahres ist in denselben ein Missionar stationiert. Es ist nicht leicht, eine zahlenmäßig genaue Uebersicht über den Umfang der Missionsarbeit in den einzelnen Provinzen aufzustellen. Die Mission entwickelt sich zu schnell; Zahlen, die heute mit großem Fleiß gesammelt sind,

Digitized by Google

dürfen nach einem Vierteljahr, wenn sie eben nach Europa gelangen, schon als antiquiert gelten. Nur um das Wachstum der Baganda-Kirche zu veranschaulichen, führen wir an, daß der Jahresbericht für 1893 1370, der für 1894 schon 3434, der für 1895 sogar 8094 Christen zählt, die Zahlen haben sich also von Jahr zu Jahr mehr verdoppelt; man möchte im Interesse der Solidität der Missionsarbeit fast wünschen, daß es nicht in diesem Tempo weitergehe.*)

Noch ein Wort über die Anfänge der Missionsarbeit in den Außenländern Ugandas. In Usoga ist bereits im Jahre 1892 ein vorübergehender Missionsversuch gemacht; erst seit August 1894 ist das Land definitiv besetzt. Es sind zur Zeit zwei Stationen im Lande angelegt, eine im Süden bei dem Häuptling Luba, dem Mörder Hannigtons, und eine im Norden bei dem Häuptling Miro. Die Verhältnisse liegen in Usoga wesentlich anders als in Uganda. Das Land ist unter fünf von einander unabhängige Häuptlinge geteilt, welche nichts miteinander gemein haben außer der Sprache, einem von dem Luganda ziemlich stark abweichenden Dialekt, welcher von den Baganda nicht verstanden wird. Der Boden des Landes ist unerschöpflich reich; aber die Baganda, welche sich als die Herren von Busoga ansehen, haben das Land Jahr aus Jahr ein so stark gebrandschatzt, daß die Bevölkerung gänzlich verarmt ist. Dadurch hat sich ein Haß gegen die Baganda bei den Basoga festgesetzt, welcher es fast unmöglich macht, sich zur Missionierung des Volkes der Bagandalehrer zu bedienen, zumal diese es in der Regel verschmähen, ordentlich Lusoga zu lernen. Trotzdem bietet sich der Mission fast aller Orten eine Handhabe zum Einsetzen bei den Häuptlingen, welche sich längere oder

*) Während des Druckes läuft aus Unganda die erste genaue und umfangreiche Statistik ein und wird uns freundlichst von der Ch. M. S. zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Wir teilen die wichtigsten Zahlen mit:

	Lehrer	Getaufte	Kommunik.	„Leser"	Kirchen	Kirchgänger
Mengo	155	3622	662	11351	25	5638
Provinz Kjadondo	83	678	96	5751	35	4289
„ Kjagwe	126	936	296	7276	70	3851
„ Bulemozi u. Bustro	141	745	114	8671	72	5307
„ Singo mit Gomba .	47	412	62	2137	40	2462
Sesse-Inseln	75	544	90	5098	36	2540
Toro und Koki	39	1	16	1066	6	998
Busoga	8	7	—	250	6	130
Zusammen . .	701	7197	1339	23346	290	25595

In der Schlußsummierung sind einige zerstreute Zahlen aus den katholischen Provinzen eingerechnet.

Digitized by Google

kürzere Zeit in Mango aufgehalten und dort die Freundlichkeit christlicher Häuptlinge erfahren haben. Leider wird es notwendig sein, für Usoga eine eigene Litteratur zu schaffen und dann aus dem Volke selbst einen geeigneten Stamm von Lehrern heranzubilden.

In Toro hat Yafeti, der Bruder des Königs Kasagama, der Mission Bahn gemacht; er war in Mengo erzogen und dort getauft; in sein Heimatland zurückgekehrt, hat er seinem königlichen Bruder soviel von der evangelischen Mission erzählt, daß dieser auch durchaus evangelischer Christ werden will. Es sind ihm vorläufig einige Baganda-Lehrer gesandt, um ihn und sein Volk zu unterrichten. In Koki, das den Katholiken zugeteilt war, wollte der König Kamswaga von den römischen und französischen Missionaren durchaus nichts wissen, sondern reiste im Sommer 1894 selbst nach Mengo, erklärte dort öffentlich, er wolle Protestant werden, und kehrte mit einigen Baganda-Lehrern nach Koki zurück. Auch dem Missionar Fisher, der ihn im Juni 1895 besuchte, erklärte er nachdrücklich, er wolle ein protestantisches Land haben, und die katholische Missionsstation, die ihm Bischhof Hirth vor seine Hauptstadt gebaut habe, halte er für eine Beleidigung seiner königlichen Ehre. So hat man seinem Wunsche gewillfahrt und ihm im Dezember 1895 den Missionar Leakey gesandt. 76 von einen 80 Häuptlingen wollen protestantisch sein, nur 4 haben sich der römischen Mission angeschlossen.

Wo man hinblickt in Uganda und den angrenzenden Ländern, thun sich die Thüren auf. Immer wieder wird man an des Herrn Wort gemahnt: Die Ernte ist groß, und wenige sind die Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Wenn man hört, daß bis zum Anfang des Jahres 1895 nur 11 englische Missionare in der Arbeit standen, und daß sie auch jetzt, nachdem zwei starke Ergänzungen eingetroffen sind, nur alles in allem 23 zählen, 18 Männer und 5 Frauen, — und davon noch dazu die Hälfte Neulinge, die sich erst in Sprache und Sitte des Landes einleben müssen —, so muß man klagen: Was ist das unter so viele? Missionar Pilkington hat einen Aufruf erlassen, daß in den nächsten drei Jahren gegen 100 Missionare und einige Frauen hinausgesandt werden möchten um alle Provinzen Ugandas, Unioro, Karague, Kawirondo und die angrenzenden Landschaften, zu besetzen. Er ist überzeugt, daß überall die Thüren weit aufgethan sind, und daß der Herr in allen diesen Ländern ein großes Volk hat.

Digitized by Google

Nachschrift des Herausgebers. So hoch erfreulich die christenfreundliche Bewegung in Uganda, besonders der Lerneifer seiner Bevölkerung ist, so unerläßlich ist eine Mahnung zur Nüchternheit. Wir haben nun Missionserfahrung genug, um zu wissen, daß solche Massenbewegungen, zumal wenn sie unter der einflußreichen Führung von Häuptlingen stehen, die Gefahr mit sich bringen, Häuser auf Sand zu bauen. Man darf ja zu der Ch. M. S. die Hoffnung hegen, daß sie den Bau der Ugandakirche solider fundamentieren wird, als die Independenten in Hawaii und Madagaskar es gethan haben, aber immerhin thut es not, betende Hände aufzuheben zu Gott im Himmel, daß er den Leitern und Missionaren der Gesellschaft viel nüchterne Weisheit gebe, die sie der ebenso schweren wie schönen Aufgabe der Christianisierung Ugandas gewachsen macht, sie vor dem Gebrauch fleischlicher Waffen, wie vor jeder enthusiastischen Blendung bewahrt und befähigt, die hoffnungsvolle Bewegung in missionarisch gesunde Bahnen zu lenken.

Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien?

Von E. A. Fabarius.

(Schluß).

IV.

Diese Bedenken sind nationaler, sozialer und religiös-ethischer Art. „Neudeutschlands Pioniere" nennt Bruck die Sträflinge im Hinblick auf seine Deportationspläne und diese schöne Phrase hat bei der oberflächlich urteilenden Menge schnell ihre bestechende Wirkung geübt. Aber ist es denn nicht für ein Volk geradezu ein beschämendes Eingeständnis, eine Bankerotterklärung, wenn es in Ermangelung von besseren und thatkräftigeren Elementen seine Verbrecher als seine Kulturpioniere aussenden müßte? Ein Volk, das thatsächlich nicht im stande wäre, seine Aufgabe in den Kolonien ohne solche Zwangsvorarbeiter zu thun, hätte weder ein sittliches Recht, noch auch die nötige kulturelle Kraft zur Kolonisation. Portugal, Spanien, vielleicht auch Frankreich sind dafür Zeugen. Aber wir in Deutschland haben mehr als genug Leute, die sowohl die Freudigkeit wie das Zeug dazu haben, drüben Pioniere deutscher Kultur zu werden. Wenn sich noch nicht ein Strom dieser Elemente nach Südafrika gelenkt hat, so liegt das an Verhältnissen, die nicht ohne weiteres zu beseitigen sind, namentlich an der erschwerten Ueber- und Ansiedlung dort. Sobald

Digitized by Google

man anfinge, auch nur annähernde Summen, wie für die Deportation gefordert werden, auf die Kolonisierung des Landes durch freie Bauern und Handwerker für einige Jahre zu verwenden, so würde binnen kurzem der beklagte Schaden schwinden. Sollen wir das einzige für freie Ausdehnung des deutschen Volkstums geeignete Land, das wir bis jetzt besitzen, mit Künsten und großen Kosten zu einer Pflegestätte für die schlechtesten Elemente unseres Volkes machen, und es dadurch der freien Ansiedelung verschließen? Das wäre Frevel, wenn man eine junge, aufstrebende Kolonie mit Keimen des Verderbens impft, die die Heimat gezüchtet hat und gegen die sie keinen Rat weiß! Wo bleibt da, allen Humanitätsphrasen zum Trotz, die sittliche Berechtigung? Der „Hamburgische Korrespondent*) nennt das eigenartigerweise: „eine gewisse Klasse von Personen, deren Gesinnung so gemeinschädlich ist, für immer für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen." Wir nennen das nackten Egoismus der alten Kulturwelt, die sich selbst bankerott erklärt.

„Nichts ist teurer als das Verbrechen, also ist das System das billigste, welches die Kriminalität am meisten vermindert!" Diesen feinen Ausspruch des Franzosen Michaux auf dem internationalen Gefängniskongreß zu Stockholm kann man mit besserem Recht gegen, wie für die Deportation anführen. Wenn die alten Kulturländer nicht mehr im stande sind, dem wachsenden Verbrechen mit Strafgewalt zu steuern, und die kostspieligsten Maßregeln des Strafvollzuges ihnen immer noch billiger sind als die Schäden des Verbrechens, dann wende man mehr Geld auf, um die Quellen des Verbrechens zu verstopfen. In Pflege und Bewahrung der guten Kräfte im Volksleben, durch Erziehung in Haus, Schule und Kirche, Beseitigung des Wohnungselends, durch Gründung von Heimstätten, Verhinderung des Bodenwuchers u. s. w. kann noch unendlich viel geschehen. Vor allem gebe man den tüchtigen Gliedern unseres Volkes, die in der Heimat nicht genügenden Raum zu lohnender Bethätigung ihrer Kräfte finden, ausgedehnte Gelegenheit zur Ansiedlung in deutschen Kolonien. Das Geld für Kolonisation solcher Leute aufgewandt, ist zugleich eine mächtige und sittlich edle Waffe gegen das wachsende Verbrechertum, es hindert die Not, hindert die Sucht nach Eigentumsvergehen, hemmt die Unzucht u. s. w. Nicht beim Strafrecht, dem Schwanz der Schlange, müssen wir anfangen, das

*) 2. Juni 1896.

Digitized by Google

Verbrechertum zu bekämpfen, sondern bei dem Kopf, dem sozialen und sittlichen Elend. Der Strafvollzug im Wege der Deportation erscheint uns auch deshalb sittlich unzulässig, weil er im besten Fall nur einen vorübergehenden Notbehelf darstellt. Es ist ein Unding, eine neue Strafordnung festzusetzen, von der man mit unbedingter Sicherheit weiß, daß sie binnen einem Menschenalter einfach undurchführbar würde, weil selbst bei der besten Ausführung die Deportationsländer sich selbst vor den Deportierten verschließen müssen. Und die Möglichkeit, neue Deportationsländer zu erschließen, ist, zumal wenn man es mit den „humanen" Absichten ehrlich meint und darum die tropische und arktische Zone ausnimmt, nicht vorhanden. Die Zuchthausbewohner und Sträflinge in der Heimat kommen, aber gehen auch wieder; doch die Deportirten kommen, bleiben, vermehren sich und wehren sich dann gegen weitere Nachschübe.

Endlich die Frage an das Gewissen des Mutterlandes, — denn dieses deutsche, christliche Mutterland hat doch noch ein Gewissen, — die Frage: wer giebt den christlichen Kulturvölkern das Recht, das sittliche Recht, in die Heidenwelt hinaus, unter welchem Vorwand es auch immer sei, ihre Verbrecher zu schicken? Wenn man im Namen der Humanität redet, dann darf man doch nicht außer Acht lassen, daß die Bewohner der Deportationsländer auch Menschen sind, Menschen so gut wie wir. Ja gerade diejenigen, die unsere christlichen Anschauungen vom ewigen Wert jedes einzelnen Menschen, auch der Heidenseele, nicht teilen, die darum die Mission als ein Werk unpraktischer Schwärmer über die Achsel ansehen, oder gar als schädlich bekämpfen, gerade sie sollten doch an den Schutz der Eingeborenen denken. Wir nennen unsere überseeischen Besitzungen „Schutzgebiete"; ist das der Sinn dieser Bezeichnung, daß sie uns ein Schutz sein sollen gegen unsre Verbrecher? Wir haben den Eingebornen ihr Land genommen und versprochen, sie für diese Beraubung unter unsern Schutz zu stellen; wo bleibt da die deutsche Treue, wenn wir ihnen auch noch unsre Verbrecher aufladen, unter deren verderblichem Einfluß wir unsre farbigen Schutzbefohlenen an Leib und Seele ruinieren! Des ganz zu geschweigen, daß schon der nackte Eigennutz uns verhindern sollte, ein so großes Uebel den Eingebornen zuzufügen, da keine Kolonie gedeihen kann mit ruinierten Eingeborenen. Auch mit der Kulturphrase verträgt sich die Deportation nicht; denn die Verbrecher sind ein Kulturdünger, von dem ein verpestender Hauch auf die Eingebornen ausgeht.

Digitized by Google

In allen unsern Kolonien ist eine Kulturaufgabe nicht zu lösen, ohne daß die Eingebornen an ihr teilnehmen, und daß zur Erziehung derselben an dieser Kultivationsaufgabe die Deportation von Verbrechern ein geeignetes Mittel sei, wird auch kein Deportationsfanatiker zu behaupten wagen. Schützen wir die Eingebornen nicht, so ruinieren wir unsre Kolonien.

Es ist eine Thatsache, die von jedem Kenner der Verhältnisse bezeugt wird, daß der Europäer nur so lange Einfluß und angesehene Stellung unter den Eingebornen hat, als er sich als Vertreter einer höheren, edleren Kultur erweist. Auch die „Wilden" verachten die schlechten weißen Elemente, überall lehrt die Erfahrung, daß ein unsittliches Leben und ein rohes, gemeines Betragen das Ansehen der Vertreter der Kulturvölker unter den Heiden untergräbt. Auch die kurze deutsche Kolonialgeschichte liefert leider schon Beweise genug. Was würde es nun erst für einen Eindruck auf die Eingebornen machen, wenn ganze Verbrechertransporte unter ihnen angesiedelt würden! Könnte man ihnen unrecht geben, wenn sie sagten: sind das die gerühmten Früchte der europäisch-christlichen Kultur? Sind der schlechten Leute unter den uns gegenüber so stolzen Kulturvölkern so viele, daß sie sie garnicht mehr alle bei sich unterbringen können? Ist das ihre so gepriesene Kulturaufgabe, um derentwillen sie uns unterjocht haben, ist das der uns versprochene Schutz, daß sie uns durch ihre schlechtesten Leute verpesten? Oder sollen wir „Wilden" ihre Verbrecher „zu Menschen erziehen?"

Es ist der größte und edelste unter den „Afrikanern", Livingstone, der immer und immer wieder die große Wahrheit vertreten hat, daß nicht unsre schlechten, sondern unsre besten Elemente zu Kulturpionieren in Afrika gemacht werden müssen. Nur völlig unbescholtene, sittlich-tüchtige, charakterfeste Männer, die geeignet sind, in jeder Beziehung vorbildlich auf die Eingebornen zu wirken, sollten unter ihnen angesiedelt werden, und zwar Familienväter mit ihren Frauen und Kindern. „Es sollte nie vergessen werden," sagt er einmal, „daß ein Einfluß auf die Heiden nur durch geduldiges Ausharren im Gutes thun gewonnen werden kann, und daß feines Betragen unter Barbaren so notwendig ist wie unter Zivilisierten." Ein Wort, das leider von vielen, selbst gebildeten unsrer Kolonialpioniere nur zu oft außer Acht gelassen wird, nicht zum Segen und auch nicht zur Ehre unsrer Kolonialpolitik. Und nun noch gar ihm

Digitized by Google

geflissentlich ins Angesicht schlagen durch eine systematische Deportation von Verbrechern!

Was würde die große Mehrzahl der Sträflinge für einen unmittelbaren Einfluß auf die Eingeborenen ausüben? Wir haben schon gesehen, daß die Zahl der sogenannten Deklassierten, der nach erfolgter Ansiedlung doch wieder Rückfälligen, eine ganz unverhältnismäßig große ist. Diese zumal, aber auch die anderen, sobald sie nur die ersten Stufen selbständiger Arbeit gewinnen, werden ihren alten Neigungen: Trunksucht, Unzucht, Rohheit, Diebstahl ꝛc. gerade im Verkehr mit den „Wilden" nicht die geringste Schranke auferlegen. Glauben denn die Vertreter der Deportation, daß sie damit keinen entsittlichenden Einfluß auf die gegen solche Versuchungen wenig gefesteten Eingeborenen ausüben werden? Wir wissen namentlich von der Westküste Afrikas her, was für einen demoralisierenden Einfluß die Europäersünden auf die Eingeborenen geübt haben und noch üben. Die Klagen sind herzbewegend, welche die Missionare aller Nationalitäten und Kirchenabteilungen über diesen verpestenden Einfluß führen. Und es ist — man hat keinen parlamentarischen Ausdruck dafür — es ist schandvoll, wenn dann vielleicht diese selben, so entsittlichend wirkenden Europäer die Mission daheim beschuldigen, daß sie keine oder wenig Frucht schaffe. Wie soll es erst werden, wenn wir durch die Deportation von Verbrechern die Entsittlichung geradezu züchten!

Es ist eine entwürdigende Ausrede, die sich im Munde der Humanitäts- und Kulturvertreter sehr sonderbar ausnimmt, wenn man sagt: die Eingeborenen sind so schon sittlich verdorben genug, daß sie kaum noch schlechter werden können. Lassen wir dahingestellt, ob sie gewissen Europäern gegenüber nicht oft recht haben, zu sagen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen," — ist es eines Christen, ist es eines edeln Menschen würdig, sittlich tief stehende Heiden noch schlechter zu machen oder kalten Blutes zuzusehen, wenn andere sie vollends vergiften? Sollen wir denn diese armen gesunkenen Menschen nicht bessern? Prahlt denn die Kulturphrase nicht damit, daß man sie „emporheben" und „zu Menschen machen" will? Es wäre ein Hohn auf Humanität und Kultur, durch die wir unsere überseeischen Besitzerwerbungen legitimieren, und ein Frevel an unseren „Schutzbefohlenen", wenn wir durch die Deportation und ihre ganz unvermeidlichen entsittlichenden Folgen die Macht des Lasters und die Demoralisierung unter ihnen noch künstlich steigerten.

Digitized by Google

Oder wollen wir nach berüchtigten Mustern, wie in Amerika, Australien, Neu-Kaledonien u. s. w., die Ausrottung der Eingeborenen, — ausgesprochen oder unausgesprochen — als willkommenes Endergebnis der Deportation ansehen? Nun, damit würden wir nicht bloß ihr, sondern zugleich unserer ganzen Kolonialpolitik erst recht das Urteil sprechen! Denn, wie schon bemerkt, ist die Mitarbeit der Eingeborenen für die Kultivierung des Landes ganz unentbehrlich. S. W.-Afrika ist kein Land wie Nordamerika, wo die Brutalität des Yankee wenigstens einen materiellen Gewinn für die Ansiedelung brachte, als sie die Indianer zum Aussterben verurteilte. In Afrika würde eine solche Eingeborenenpolitik nichts anderes bedeuten als die Kuh schlachten, der man Milch und Butter täglich verdankt. Selbst ohne sittliche Erwägungen ist hier die Deportation schon gerichtet.

Wir haben bisher noch wenig der Mission gedacht. Es liegt aber auf der Hand, daß sie an dieser Frage aufs innerlichste interessiert ist. Wie jetzt die Dinge liegen, wünscht überall die Kolonialpolitik im wohlverstandenen eigenen Interesse die Hilfe der Mission. Wir wollen jetzt nicht weiter ausführen, warum. Wir erinnern nur an das bekannte Wort von François über den Kulturwert der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika (s. diese Zeitschr. 1896, 19f.). Es hieße nun ein überflüssiges Werk thun, erst noch besonders beweisen zu wollen, daß die Deportation von Verbrechern in die Missionsgebiete das Werk der Christianisierung nicht nur erheblich erschweren, sondern aufs tiefste schädigen muß. Wenn es schon aus vielen Missionsgebieten berichtet werden muß, wie die Eingeborenen garnicht verstehen können, daß die Missionare einerseits und die Händler, Beamten u. s. w. andererseits Söhne einer Heimat und Bekenner eines Glaubens seien, weil ihr Betragen gegen die Eingeborenen oft ein so grundverschiedenes ist; wenn andererseits leicht der Missionar unter dem Mißtrauen und der Verachtung der Eingeborenen gegen so viele schlechte Europäer zu leiden hat, — wie würden diese Uebelstände erst in einem Deportationslande ins Ungemessene wachsen! Soll nun das der Dank des Vaterlandes an die Rheinische Mission sein, für ihre eifrige und treue Hilfe bei der Kolonisation und dafür, daß ihre Arbeit Anregung zur Koloniegründung dort uns gegeben, — daß man nun durch Deportation ihre langgesegnete Arbeit stört, vielleicht zerstört! Den Fluch eines solchen Unrechts wird Deutschland nicht auf sich nehmen! Wir haben so viel zu sühnen an der eingeborenen Bevölkerung der Schutzgebiete.

Digitized by Google

Die Mission ist diese Sühnung, indem sie ihnen in dem Evangelio Christi das beste bringt, was wir haben. Dürfen wir nun auch wieder dieses Werk, das die Eingeborenen mit der erobernden Macht zu versöhnen sucht, indem es ihnen Gutes thut, durch Verbrecherdeportation verseuchen? Wer soll dann noch Freudigkeit haben zur Mission, wenn ihr so systematisch von der eigenen Kolonialmacht entgegengearbeitet wird?

Noch ist die Deportation keine beschlossene Sache. Sollte das Beratungsstadium, in dem jetzt die Frage steht, wider Erwarten zu einer Aussicht auf Ausführung des verhängnisvollen Planes führen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die gesamte deutsche Mission sich zum einstimmigen Protest gegen sie erheben wird bis hinauf zu den höchsten Instanzen.

V.

Aber man wird uns entgegenhalten: „Eure Kritik und Verneinung des Deportationsgedankens ist billig, schlagt erst einmal etwas Besseres vor, was wir mit den Verbrechern anfangen sollen!“ Nun, es ist hier nicht unsere Aufgabe, Gegenvorschläge zu machen. Was an dem Grundgedanken der Deportation richtig ist, nämlich einmal mit Gefangenen schwierige Kulturarbeiten im Wasser- und Wegebau zu verrichten, das kann man, wie die Engländer im Kapland beweisen, auch ohne Deportierte. Denn die Gefangenen und Sträflinge werden *im Lande selbst* leider nur gar zu bald in Erscheinung treten. Für diese kostspielige Gefängnisbauten in den Kolonien zu errichten, wie man bereits angefangen, ist verfehlt. Für den Eingeborenen ist dies dolce far niente unter Dach und Fach keine ernste Strafe, und seine Arbeitskraft als Strafe zu verwerten, wäre allein erziehlich, abschreckend und sühnend unter den dortigen Verhältnissen.

Bei unseren *heimischen* Sträflingen sodann schiebe man sich nicht die Verantwortung und Last von der Heimat nach den Kolonien ab. Es ist richtig, daß anstrengende Kultivierungsarbeiten mit der Aussicht auf Erringung einer ordentlichen gesicherten Zukunft unter Umständen heilsam ist für die Sträflinge. Aber dazu brauchen wir sie nicht in die Kolonien zu schleppen, wo die Versuchungen zur Flucht und die Aussichten ungebundenen Lebens viel größer sind. In unserem deutschen Vaterlande sind noch unzählige derartige Arbeitsgelegenheiten für die Gefangenen. Wir sehen ab von der Möglichkeit, die Gefangenenarbeit für Heereszwecke zu verwerten; aber teure Kanal- und Eisenbahnbauten bleiben der hohen Kosten wegen unausgeführt, oder es wird dazu ein unerfreulicher Zuzug von fremden Arbeitern veranlaßt. Tausende solcher fremder Arbeiter haben z. B. am Kaiser Wilhelms-Kanal gebaut, tausende sind in den Bergwerken und Steinbrüchen beschäftigt. Warum verwendet man statt derer nicht Sträflinge? Die für die Deportations„farmen“ und Barackenanlagen gemachten Vorschläge lassen sich einfacher, billiger und sittlich geordneter für diese Heimatsarbeiten einrichten, als draußen in den

Digitized by Google

Kolonien. Italiens Vorgang bei der Urbarmachung und Sanierung der Campagna durch Sträflinge, sowie die Pionierarbeit der Arbeiterkolonien und Landarbeitshäuser in allen Provinzen zeigen ja den Weg, auf dem man nun folgerichtig weiterzugehen hat. Ferner, warum baut man nicht die dem Lande noch fehlenden Kanäle, vor deren Kosten die Volksvertretung immer wieder aus vielen Gründen zurückscheut, mit den vielen Tausenden kräftiger Gefangener? Die dichte Bevölkerung und die geordneten Zustände der Heimat sind allein schon eine große Sicherung gegen Flucht der Gefangenen. Strenge Disziplin und Fesselung würde zudem weitere Sicherheit bieten und auf gewisse Volkskreise abschreckend wirken, während sie von den gleichen ja notwendigerweise noch strengeren Disziplin-Maßregeln in einer Deportationskolonie nichts merken. Auch die Sicherung der Halligen, die Wiedergewinnung vom Meere verschlungenen Landes an unserer Nordseeküste bietet Arbeit genug!

Vor allem aber, unser Vaterland hat in jeder seiner Provinzen noch Tausende Quadratkilometer von Oedländereien. Allein die Grünmoore der nord- und ostdeutschen Tiefebene hat man auf 300 Quadratmeilen berechnet. Will man Ansiedelungs- und Kulturkolonien für die Sträflinge, nun, hier bietet sich auf Jahrhunderte hinaus noch ein schönes Feld der Thätigkeit. Nach dem Vorbild von Pfarrer Cronemeyers Moorkolonie bei Bremerhaven müßte man diese Sträflingskolonien anlegen. Den guten und ordentlichen Sträflingen gebe man neben der Aussicht auf Strafnachlaß die auf eine eigene Heimstätte, u. z. die Besten und nicht Rückfälligen erhalten ihre Heimstätte nach einer Reihe von 5 bis 10 Jahren unter gewissen Bedingungen zu eigenem Besitz oder in Erbpacht in Dorfschaften, wo zugleich Heimstätten für freie Ansiedler durch die zuvorige Sträflingsarbeit geschaffen sind. Die einmal Rückfälligen hingegen erhalten bei guter Führung nur das Anrecht auf eine Heimstätte in lebenslänglicher Dauerpacht — als Glied eines Gemeinwesens nach Art der Cronemeyerschen Kolonien, der Grund und Boden bleibt Staatsbesitz, die Anstellung des Ortsvorstehers (Inspektors) bleibt staatliches Vorrecht. Die wiederholt Rückfälligen und die schlechtesten Elemente bleiben für ihre ganze Strafzeit Gefangenenarbeiter.

Mit dieser Einrichtung von Heimats-Gefangenenkolonien kann man dann vielleicht eine zweite Art in den überseeischen Kolonien verbinden. Wer in der Heimatskolonie erster Ordnung Besitzer oder Erbpächter geworden ist, aber sich auf die Dauer nicht in der heimatlichen Umgebung wieder zurecht finden, seine Schande nicht vergessen kann, dem gebe man nach etlichen Jahren, in denen er sich als selbständiger Ansiedler und Familienoberhaupt bewährt hat, das Recht, seine Heimstätte der Behörde wieder abzutreten, und dafür übergebe man ihm — aber nur, wenn er verheiratet ist, — ein Landloos und die nötige Hilfe zur Ansiedlung in den Kolonien. Und ebenso, wer von der Heimatskolonie zweiter Ordnung aus noch mehr und besseres, wer namentlich Eigenbesitz statt der Dauerpacht auf Lebenszeit erstrebt, dem gebe man in gleicher Weise Anrecht auf Ansiedelung in den Kolonien, — ein kleineres oder minder günstig gelegenes Landloos mit längerer dauernder Verpflichtung

Digitized by Google

gegen die Staatsaufsicht.*) Die Einrichtung und Versorgung dieser Kolonien mit Amtsvorsteher, Pfarrer, Lehrer, Kirche und Schule hätte dann nach Weise der Spieckerschen Vorschläge oder der posenschen „Ansiedelungsdörfer" zu geschehen.

Bei einem solchen gemischtem System von Strafkolonisation fallen alle die Bedenken und Schäden weg, die eine Deportation verbieten, zugleich aber wird der humane Zweck vollauf, ja noch besser erreicht sowohl zum Segen für das Heimatsland wie für die Gefangenen, und der Kultivierung unserer Kolonien wird in nationaler, sozialer und sittlicher Fürsorge der Weg gebahnt. Aber man lerne aus der Geschichte und verschone unsere Missions- und Kolonialgebiete mit dem Fluch der Deportation.

* * *

Nachschrift. Die „Rundschau" von Fr. Lange (N. 178 v. 29. Okt. cr.) bringt die folgende Besprechung des vorstehenden auch im Seperatabdruck erschienenen Artikels, die wir (mit Weglassung ihres Eingangs) ohne Kommentar wiedergeben, als charakteristisch für die in gewissen kolonialen Kreisen herrschenden Anschauungen:

„Fabarius führt alle Bedenken nationaler, sozialer und religiöser Natur, die nur gegen die Deportation aufgeboten werden können, ins Gefecht. Er entsetzt sich vor dem Gedanken, daß Deutschland seine Verbrecher als Kulturpioniere in ein fremdes Land senden wolle, daß diese Deportierten das Land und seine Bewohner verseuchen und die Arbeit der Missionare aufheben könnten. Gegen solche Gründe ist schwer anzukämpfen, weil der Verfasser auf einer andern Grundlage steht, als der nur politisch denkende und praktische Ziele verfolgende Staatsbürger. Wer mit der Kolonialpolitik nur Missionszwecke verfolgt und über See nur moralische Eroberungen zu machen gedenkt, der wird sich unbedingt dem Herrn Divisionspfarrer und seinen Bedenken anschließen. Es ist nur schade, daß dieser Standpunkt in Deutschland selbst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht überwunden ist und daß wir noch immer mit reiner Menschenliebe die Welt regieren wollen, während rings um uns der Kampf ums Dasein tobt. Der Politiker kann die Kolonialpolitik nur als eine Machtfrage behandeln, die dasjenige Volk zu seinen Gunsten löst, das an geistiger Kultur, an Machtmitteln und Menschenkraft einen bedeutenden Ueberschuß aufzuweisen hat und diesen Ueberschuß über seine Landesgrenze sendet. Ob bei solchen Kraftausbrüchen großer Völker ein paar „arme Heiden" unglimpflich behandelt und an die Wand gedrückt werden, braucht die Weltgeschichte nicht in ihren Annalen zu buchen. Seit den Tagen der Völkerwanderung sind ganze Stämme, ganze Völker, ganze Reiche in gleicher Weise untergegangen, wie heutzutage Stämme von Buschnegern vor der Zivilisation dahin schwinden. Die Erde gehört dem Starken, lautet das Natur-

*) Wir haben auch dagegen Bedenken, verzichten aber auf ihre Darlegung, da es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß diese Vorschläge des Verfassers in absehbarer Zeit zur Ausführung kommen. D. H.

Digitized by Google

gesetz, dem wir Alle unterstehen. Und wir Germanen sind von des Hammergottes Geschlecht und wollen sein Weltreich erben!

Alle kleinen moralischen und kirchlichen Bedenken schwinden somit vor der einen Frage dahin: Ist uns die Deportation nützlich? Und diese Frage kann nur bejaht werden. Wir müssen für Abfluß aus unsern überfüllten Zuchthäusern sorgen, und wir dürfen unsern darbenden Mittelstand nicht durch den Wettbewerb der Zuchthausarbeit weiter schädigen. Dazu kommt, daß die Arbeitskraft der Verbrecher gerade in Südwestafrika ausgezeichnet zum Eisenbahn- und Wegebau, zum Anlegen von Staudämmen und Wasserbehältern, Aufforsten des Landes und dergleichen nützlichen Vorarbeiten für die Kultivierung verwertet werden kann. Die Ueberwachung der zu solchen Zwecken einzurichtenden Verbrecherkolonien wäre durch eine Handvoll Soldaten der Schutztruppe zu leisten, da ein Entweichen bei der Beschaffenheit des Landes fast ausgeschlossen, jedenfalls bedeutungslos ist. Endlich ist die Besorgnis, daß die Verbrecher eine üble Einwirkung auf die Ansiedler oder auf die Eingeborenen ausüben könnten, völlig wesenlos, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das in Frage kommende Gebiet über 12000 deutsche Quadratmeilen umfaßt und nur 200000 Menschen beherbergt. Man sollte meinen, daß bei einem solchen Mißverhältnis zwischen Flächenraum und Seelenzahl eine beliebig große Menge von Zwangseinwanderern eingeführt werden könnte, ehe sie den andern Einwohnern zur Last fallen.

Wie schon bemerkt, ist die ganze Erörterung vorläufig noch rein akademisch, da sich in absehbarer Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung des Deportationsgedankens aufthun wird. Es lohnt deshalb nicht der Mühe, noch ausführliche weitere Gegengründe hervorzuholen. Die deutsche Kolonialpolitik krankt ja seit ihren ersten Anfängen an dem traurigen Motto: Viel Worte und wenig Thaten! So auch hier. An Stelle des Für- und Wider-Redens mache man einmal den praktischen Versuch! Dann wird es sich ausweisen, ob die Humanitätsapostel oder die Männer von Kraft und Entschluß Recht haben." Wk.

Der Jerusalems-Verein in Berlin.

Von Pastor C. Schlicht.

Palästina, das Land der Erlösung, die Geburtsstätte der Christenheit ist wieder Missionsgebiet geworden. Daß das Licht des Evangeliums durch Sendboten erst wieder dorthin gebracht werden muß, von wo es ausgegangen ist, ist eine schmerzliche Thatsache; daß diese Aufgabe seit der Mitte unseres Jahrhunderts von Deutschen und Engländern ernstlich in Angriff genommen worden ist, ist eine Freude für jedes Christenherz.

Digitized by Google

Allerdings hat die Erfahrung eines halben Jahrhunderts es immer aufs neue bestätigt, daß das heilige Land zu den schwierigsten Missionsfeldern unserer Tage gehört. Der Islam, der ebensowenig wie das talmudische Judentum eine Vorstufe für das Christentum genannt werden darf, hat dort die Herrschaft. Das sagt im Grunde alles. Denn die Bewohner Palästinas stehen nicht nur politisch unter seiner Botmäßigkeit, sie sind auch geistig geknechtet durch diese Religion des Fleisches, der Oberflächlichkeit und des Fanatismus. Das gilt nicht nur von den Bekennern des Islam, es gilt leider auch von den Angehörigen des christlichen Glaubens, welche noch von alten Zeiten her im Lande ansässig und meist Glieder der griechisch-orthodoxen Kirche sind. Es ist hier wie dort derselbe Abgrund sittlicher Verkommenheit, dieselbe religiöse Oberflächlichkeit, derselbe Mangel an Verständnis für das, was Sünde ist, bei allem Eifer in der Erfüllung religiöser Gebräuche. Man kann es dem Mohammedaner nicht verdenken, daß er von diesem Christentum auch nicht im geringsten sich angezogen fühlt, und muß den Gliedern der alten orientalischen Kirchengemeinschaften ebenso das Licht des Evangeliums erst wieder bringen, wie man es den Anhängern Mohammeds bringen muß. Ja immer und immer hat uns der Herr der Kirche selbst auf mannigfache Weise darauf hingewiesen, daß wir erst der Christenheit des Orients aufhelfen sollen, ehe er uns die Thüren zu den Mohammedanern weit aufthun will.

Anstoß und Möglichkeit zum Missionswerk im heiligen Lande gab die Gründung des preußisch-englischen Bistums zu St. Jakob in Jerusalem und besonders die Ernennung Gobats seitens des Königs von Preußen. Die Brüder der Pilgermission von St. Chrischona bei Basel und die Kaiserswerther Diakonissen waren die ersten auf dem Plan (1851). Fast gleichzeitig trat der Jerusalems-Verein zu Berlin ins Leben (1852). Etwa ein Jahrzehnt später kamen Arbeiter der Herrnhuter Brüderunität.

Der Jerusalems-Verein war also von Anfang an nicht der einzige Verein, der das Werk des Herrn im heiligen Lande zu treiben unternahm und hat bis heute noch die Freude, mit einer Anzahl tüchtiger Bundesgenossen an derselben Aufgabe zu arbeiten. Es stehen neben ihm der Rheinisch-Westfälische Diakonissenverein in Kaiserswerth, das Kuratorium für das „Syrische Waisenhaus“ in Köln, die Brüderunität in Berthelsdorf, der Johanniterorden, das Komitee für das Kinderhospital „Marienstift“ und als kirchenregimentliche Behörde für Jerusalem

Digitized by Google

das im Jahre 1889 durch den König von Preußen geschaffene Kuratorium der Evangelischen Jerusalemstiftung.

Aber von allen diesen wertvollen Bundesgenossen unterscheidet sich der Jerusalemsverein wesentlich teils dadurch, daß er seine ganze Thätigkeit allein den Unternehmungen „im Bereiche des evangelischen Bistums zu Jerusalem" zuwenden will, teils dadurch daß er sich die umfassendste Aufgabe in diesem geographisch abgegrenzten Wirkungskreis gestellt hat.

Während alle obengenannten Vereine ihr Werk ausschließlich in Anstalten betreiben und selbst die Kgl. Behörde, das Kuratorium der Evangelischen Jerusalemstiftung, einen eng begrenzten Wirkungskreis hat in der kirchlichen Versorgung und Beaufsichtigung der deutschen Gemeinde in Jerusalem und ihrer Schule bezweckt der Jerusalems-Verein wie der § 1 seiner Statuten es ausspricht:

„Die Vertretung der deutsch-evangelischen Kirche im heiligen Lande durch Sammlungen von Beiträgen zu befördern und für die innere und äußere Mission unter den Eingebornen jener Gebiete und den daselbst ansässigen und reisenden Deutschen in den bereits gegründeten und noch zu gründenden Pfarren, Schulen, Krankenanstalten und Hospizen thätig zu sein."

Anfangs war der Verein in der That nur ein Unterstützungsverein für alles, was in Jerusalem und anderswo im Orient an evangelischen Einrichtungen entstand. So hat er z. B. nicht nur die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem mit ihren Anstalten unterstützt, sondern auch durch namhafte Beiträge zum Gehalt der deutschen Pfarrer in Alexandrien, Kairo und Beirut für diese Gemeinden mit gesorgt. Auch gegenwärtig ist der Verein diesem Punkt seines Programms treu geblieben, wenn er auch im Interesse des Werks im heiligen Lande selbst von der regelmäßigen Unterstützung aller Einrichtungen außerhalb Palästinas und Syriens absehen muß, und zahlt z. B. heute noch einen großen Teil des Pfarrgehalts für Beirut, besoldet den arabischen Evangelisten für die Kaiserswerther Anstalten in Jerusalem und unterstützt die Anstalten auch sonst noch teils durch regelmäßige Zahlungen wie z. B. das „Syrische Waisenhaus", teils durch außerordentliche Zuwendungen.

Aber diese unterstützende Thätigkeit ist weit überflügelt worden durch die selbständige Arbeit, welche dem Verein neben den von anderer Seite unternommenen Werken im heiligen Lande zugefallen ist. Er hat drei eigene Missionsstationen im Lande: Bethlehem,

Digitized by Google

Betdjala und Hebron mit zwei Kirchen (Bethlehem und Betdjala), drei Knabenschulen, zwei Mädchenschulen, einen Pastor (in Bethlehem), einen deutschen und einen arabischen ordinierten Hilfsprediger, einen arabischen Evangelisten — die drei letztgenannten arbeiten zugleich als Lehrer mit fünf anderen arabischen Lehrern und zwei arabischen Lehrerinnen an den Missionsschulen des Vereins. Eine Kaiserswerther Diakonissin ist im Dienste des Vereins in Bethlehem stationiert.

Arabische evangelische Gemeinden in Pflege des Jerusalems-Vereins bestehen in Bethlehem und dem etwa zwanzig Minuten westlich davon gelegenen großen Dorf Betdjala. In Betdjala ist die größere Gemeinde, die auch in Zeiten großer Bedrängnis ihrem Glauben treu geblieben ist; ihre blühende Schule (200 Kinder) bildet einen starken Anziehungspunkt auch für die Kinder andersgläubiger Dorfbewohner. Die weitere Entwicklung der kleineren Gemeinde in Bethlehem, der Hauptstation des Vereins, hängt bei den eigenartigen Verhältnissen wesentlich davon ab, ob es gelingen wird, einen tiefer greifenden Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu gewinnen durch Einrichtung eines Internats in Verbindung mit der dortigen bereits seit Jahren segensreich wirkenden Tagesschule (150 Kinder).

Ganz im Anfangsstadium der Entwicklung befindet sich Hebron. Die Bevölkerung dieser uralten Patriarchenstadt besteht fast nur aus Mohammedanern und Juden und gilt mit Recht für die fanatischste des ganzen Landes. Deshalb ist es schon als eine wichtige Errungenschaft zu bezeichnen, daß der arabische Evangelist des Vereins nun seit 1890 ohne ernstliche Belästigung im Frieden dort wirken, eine kleine Knabenschule halten, die wenigen Christen meist griechisch-orthodoxen Glaubens um sich sammeln kann und auch Eingang bei den Mohammedanern findet. Gerade der fanatische Haß der Mohammedaner und Juden gegen alles, was christlich ist, und der vollständige Mangel einer geistlichen Versorgung der Christen hat es bewirkt, daß die Christen in Hebron sich wie eine Gemeinde um unsern Evangelisten scharen und in dessen evangelischen Gottesdiensten ihre Erbauung suchen. Ein verheißungsvoller Anfang der Arbeit an dem schwierigsten Punkt!

Wenn der Jerusalems-Verein seine selbständige Missionsthätigkeit noch nicht über diese drei Missionsstationen hinaus ausgedehnt hat, so liegt das nicht daran, daß die Gelegenheit dazu fehlte, noch weniger daran, daß kein Bedürfnis dazu vorhanden wäre, sondern daran, daß bis vor kurzem die Arbeit des Vereins zu wenig Beachtung in der

Digitized by Google

evangelischen Christenheit Deutschlands gefunden hat. Erst in den letzten Jahren hat sich eine erfreuliche Aenderung darin angebahnt; es sind Zweigvereine auch außerhalb Preußens, in Württemberg und Sachsen entstanden und finden hoffentlich noch weitere Nachfolger. Dadurch erst wird der Verein in den Stand gesetzt, die Ausbreitung des Evangeliums unter den Eingeborenen des heiligen Landes noch energischer in die Hand zu nehmen, in den Ortschaften Schulen zu gründen, Prediger und Evangelisten anzustellen, die aus den Anstalten in Jerusalem Entlassenen weiter zu pflegen und Gemeinden zu bilden, wie und wo in mannigfacher Weise die Gelegenheit sich bietet.

Neben dieser direkten Arbeit an der arabischen Bevölkerung des heiligen Landes ist dem Jerusalems-Verein noch eine andere wichtige Aufgabe zu teil geworden, welcher er sich seinem Programm getreu ebenfalls bereitwilligst unterzogen hat: die kirchliche Versorgung der außerhalb der Stadt Jerusalem im heiligen Lande ansässigen Deutschen. Auch damit leistet der Verein der Mission in Palästina einen nicht zu unterschätzenden Dienst.

Wie es auf der einen Seite ein großes Hindernis für die Missionsarbeit ist, wenn auf dem Missionsgebiet auf seiten von Europäern ein Christentum sich zeigt, das nur zu Unrecht diesen Namen führt und eher abschreckend als anziehend wirkt, so ist es ohne Zweifel eine große Förderung dieser Arbeit, wenn lebendige Christengemeinden im Lande sich finden, welche von dem Missionsgedanken erfüllt, wertvolle Stützpunkte für dieses Werk des Herrn in ihrer Umgebung bilden. Und eine Missionsgesellschaft, welche zielbewußt jede sich darbietende Hilfe zu benutzen weiß, wird es als ihre Aufgabe ansehen müssen, das religiöse Leben solcher Gemeinden zu pflegen. Die Versorgung derselben mit Pastoren und Lehrern, mit Kirchen und Schulen, gehört allerdings zunächst in den Kreis der Diasporapflege, ist aber, wo sie auf dem Missionsgebiet erfolgt, unzweifelhaft ebensosehr eine Leistung für die Mission.

Es ist eine Fügung Gottes, daß von allen ausländischen Völkern die Deutschen sich am zahlreichsten in Palästina niedergelassen haben und die deutsche Sprache von allen fremden Sprachen am meisten dort gesprochen wird, eine Fügung, aus welcher uns Deutschen auch wieder vor andern evangelischen Völkern die Aufgabe erwächst, an der Ausbreitung des Evangeliums im heiligen Lande zu arbeiten. Als besonderer Umstand tritt hinzu, daß die Einwanderung von Deutschen in Palästina

Digitized by Google

nicht infolge kaufmännischer oder gewerblicher Spekulation, sondern fast ausschließlich aus religiösen Beweggründen erfolgt ist. Das gilt nicht nur von den Deutschen, welche die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem bilden — diese Gemeinde verdankt lediglich dem Missionsinteresse ihre Entstehung nnd ihren Bestand — sondern es gilt auch von den übrigen deutschen Ansiedlungen im Lande. Die Ackerbaukolonien der Württembergischen „Tempelgesellschaft" bei Jerusalem, Jaffa und Haifa sowie in Sarona bei Jaffa sind gegründet worden, um das tausendjährige Reich in Palästina anzubahnen. Aus den Württembergischen Pietistenkreisen hervorgegangen, sind diese Kolonisten allerdings einige Jahre nach ihrer Ansiedelung durch Verwerfung der Gottheit Christi, der Trinität und der kirchlichen Versöhnungslehre, durch Abschaffung von Taufe und Abendmahl, auf einen Standpunkt geraten, der es unmöglich macht, sie als Bundesgenossen in religiösen Dingen anzusehen. Aber eine kleine Anzahl derselben hat sich den alten Bibelglauben bewahrt und in der Folgezeit den Weg zur evangelischen Kirche wieder zurückgefunden. So haben wir in Haifa am Fuße des Karmel und in Jaffa (Joppe) kleine Gemeinden von evangelischen Deutschen, und der Jerusalemsverein übernahm die Aufgabe, in diesen Gemeinden, das vorhandene religiöse Leben zu pflegen und zu stärken.

In Haifa hat der Verein einen deutschen Pastor und einen deutschen Lehrer. Ein Schulhaus mit Betsaal dient den Bedürfnissen dieser Gemeinde.

In Jaffa ist seitens des Vereins ein deutscher Lehrer angestellt, während dem von dem Kuratorium der Evangelischen Jerusalem-Stiftung angestellten Hilfsprediger in Jerusalem vorläufig die geistliche Versorgung übertragen worden ist.

Bald nachdem die deutschen evangelischen Gemeinden auf den Kolonien in Haifa und Jaffa entstanden waren — es war dies im Jahr 1886 bezw. 1889 geschehen — machte der Wunsch in diesen Gemeinden sich geltend, ein Fest der Gemeinschaft mit der Gemeinde in Jerusalem zu feiern. Es ist bezeichnend, daß dieses Gemeinschaftsfest von Anfang an als ein Missionsfest ins Leben trat, an welchem nicht nur alle Arbeiter und Arbeiterinnen der verschiedenen Jerusalemer Missionsanstalten und die Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinden Palästinas sich beteiligten, sondern auch die arabischen evangelischen Gemeinden. Es sind nicht große Scharen, die zu diesen Festen

Digitized by Google

in Jerusalem zusammenströmen, aber es ist eine Festgemeinde von Deutschen und Arabern, welche im kleinen abbildet, was einst werden soll: eine Herde und ein Hirte!*)

Der Berliner Frauen-Verein für China.

Findelhaus Bethesda zu Hongkong.

Von Missionar Gottschalk.

Mit den Worten: „So wird der Bau des Hauses weitergehen, solange man Gott bauen läßt," schließt P. Wedepohl seinen anschaulichen Bericht über das Findelhaus zu Hongkong in dieser Zeitschrift 1886, 529 ff. Unter des Herrn Leitung ist nun seitdem wieder 10 Jahre lang gebaut worden nach außen und innen. Die Zahl der Findelkinder ist in diesem Zeitraum fast auf das Doppelte gestiegen, auf 140. Das Ertränken (bei den Hakka) und Aussetzen (bei den Punti) der Mägdlein geschieht — wenigstens in der Kantonprovinz — noch immer uneingeschränkt, wiewohl die Missionare dagegen kämpfen, und sich selbst aus den Heiden Stimmen dagegen erheben. Der Aberglaube zwingt die Eltern zu ihrer unmenschlichen Handlungsweise. Selten gelingt es dem Missionar, Eltern zu überreden, ihr ausgesetztes oder ihm gebrachtes Kindlein wieder anzunehmen.

Obwohl viele dieser Kleinen infolge Vernachlässigung seitens der Eltern innerhalb der ersten Woche starben, hat doch unser Haus großen Zuwachs bekommen, sodaß wir uns 1892 genötigt sahen, den 1861 errichteten weiten Bau mit einem Anbau zu versehen, der nun die drei Schulräume und 3 Krankenzimmer enthält.

Auch die nötigen Kräfte hat der Herr stets in seine Arbeit gestellt.

---

*) Ueber die Arbeit des Jerusalems-Vereins, wie überhaupt über die Zustände und Ereignisse auf dem Arbeitsfeld der evangelischen Mission und Diaspora im Morgenlande orientieren zwei periodisch erscheinende Zeitschriften: 1. „Evangelische Blätter aus Bethlehem"; sie werden gratis und franko jedem direkt aus dem heiligen Lande zugesandt, der seine Adresse dem Herausgeber derselben Herrn Pastor Böttcher in Bethlehem angiebt. 2. „Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande", von dem Schreiber dieser Zeilen herausgegeben; diese werden ebenfalls kostenfrei einem jeden zugestellt, der durch Zahlung eines beliebigen Jahresbeitrags an die Kasse des Vereins oder eines seiner Zweigvereine Vereinsmitglied wird.

Digitized by Google

Ein Hauseltern-Wechsel fand im Frühjahr 1891 statt, indem P. Hartmann nach 8jähriger aufopfernder und gesegneter Arbeit in die Heimat zurückkehrte und Missionar Gottschalk von der Rhein. Missionsstation Thong thau ha für ihn eintrat. Letzterer ist seit dem Frühjahr 1896 mit seiner Familie zur Erholung in der Heimat, und in Hongkong von dem gleichfalls Barmer Missionar Rieke abgelöst, gemäß einem Abkommen zwischen den Vorständen der Rhein. Mission und des Findelhauses. Aus der Zahl der Schwestern traten aus: die Lehrerin Frl. Anna Schneebeli, welche nach der Hochzeit im Jahre 1889 mit ihrem Manne, Missionar Gottschalk, nach Thong thau ha zog. Ferner sind im Frühjahr dieses Jahres heimgekehrt: Frl. Luise Brandt, um nach 33jähriger, gesegneter Thätigkeit in den Ruhestand zu treten, Frl. Martha Probst wegen Krankheit und die Lehrerin Frl. Mathilde Grotefend zur Erholung. Inzwischen traten ein: im Herbst 1889 Frl. Lydia Borbein aus Blotho und 1895 Frl. Elsbeth Blindow aus Berlinchen.

Zeit und Kraft eines jeden der Arbeiter sind völlig in Anspruch genommen. Die Ammen, denen unsre Säuglinge ins Haus gegeben werden müssen, kommen mit ihren mancherlei Anliegen, besonders bei Krankheiten dieser Kleinsten. Die Spielabteilung, Mägdlein im Alter von $1^1/_2$—7 Jahren, erfordert viel Pflege, bei welcher erwachsene Töchter Hilfe leisten. Die Schülerinnen sind in ihren jetzt 7 Klassen, jährlich examiniert vom Regierungs-Schulinspektor, zu unterrichten. Die Erwachsenen sind anzuleiten und zu beschäftigen in allen Hausarbeiten. — In der Gesamtarbeit kommt ja gewiß so manches Betrübende vor: Untreue der Ammen und dadurch Verkümmern der Säuglinge, Unaufrichtigkeit der Kleinen, Ungehorsam der Schülerinnen, Störrigkeit der erwachsenen Töchter u. s. w., aber die freudigen Erfahrungen sind doch überwiegend. — Von epidemischen Krankheiten ist das Haus in den letzten Jahren verschont geblieben, Eine schwere Zeit aber war vor 2 Jahren und in der ersten Hälfte dieses Jahres durchzumachen; die Pest wütete ganz gewaltig in der Kolonie und forderte rings um uns herum viele, oft an einem Tage 100 Opfer. Unser Haus blieb jedoch, gottlob, fast gänzlich verschont.

Hatten wir früher vor allem im Auge den Samariterdienst, die Rettung der ausgesetzten Mägdlein, so kam später mit dem Heranwachsen der Kinder dazu die Erziehung derselben zu christlichen Frauen. Aber auch dabei konnten wir nicht stehen bleiben: In China, wo in gewissem Grade doch Trennung der Geschlechter vorherrscht, ist es von

Digitized by Google

großer Wichtigkeit, Evangelistinnen zu haben, vorzüglich verheiratete, die den heidnischen Frauen und Töchtern nachgehen. Darum suchen wir jetzt unsere erwachsenen Töchter an bestimmten Stunden in der Woche durch Unterricht in Bibelkunde und chinesischer Litteratur weiterzuführen und sie für die etwaige Mitarbeit in der Mission vorzubereiten. Das Wichtigste muß dazu ja freilich der Geist des Herrn thun.

Unter der Zahl der verheirateten Töchter, die inzwischen auf 55 gestiegen ist, giebt es leider einige ungeratene, die dem Hause keine Ehre machen; die anderen aber gereichen uns zur Freude und zum Dank. Eine ganze Reihe arbeitet mit Eifer für den Herrn. Eine, Yat San, wohnt mit ihrem Manne, einem Arzte, seit 10 Jahren in einer ganz heidnischen, fremdenfeindlichen Stadt. Beide hielten an mit Beten und Arbeiten unter diesen Leuten, schrieben wieder und wieder, wir möchten für sie beten, daß der Herr seinem Evangelium dort Eingang verschaffe, bis im vorigen Jahre einige Leute sich zur Taufe meldeten und die Frau auch eine Mädchenschule errichten konnte. Die Freude darüber war groß. Eine andere, Mung Oi, wohnt mit ihrem Manne drei Wochen Reisezeit flußaufwärts von Kanton. Beide wirken im Segen, und die Gemeinde vermehrte sich so, daß ihr Mann ordiniert und Pastor dieser Gemeinde wurde. So könnte fortgefahren werden, noch von vielen der 55 verheirateten Töchter Erfreuliches mitzuteilen, doch sei es genug. Die hier in Hongkong wohnenden besuchen uns oft, und mit den in der Kantonprovinz zerstreut, in Singapore, Kalifornien, Honolulu und Australien wohnenden stehen wir in regelmäßigem Briefwechsel. Von unsern 4 Blinden sind 2 angestellt als Lehrerinnen in den Blindenasylen zu Macao und Hongkong.

Die englische Regierung gewährt uns jährlich einen Beitrag zum Unterhalt unserer Schule. Aber auch sonst findet das Findelhaus von allen Seiten freundliche Unterstützung. Unsere A Ki und Man Wai, verheiratet an chinesische Pastoren in Australien, dankten für Erziehung und Unterweisung und schickten als Zeichen des Dankes schon einige Goldstücke mit dem Wunsche, daß doch möchte noch mehr Findelkindern die Aufnahme und Erziehung zu teil werden können. Auch heidnische Chinesen erkennen die Wichtigkeit des Findelhauses an und sind bereit, dasselbe zu unterstützen. Ueber 300 heidnische chinesische Kaufleute haben z. B. im vorigen Jahre je nicht unter 1 Dollar uns gegeben. Daneben empfangen wir große Beträge von den deutschen und auch englischen Kaufleuten in Hongkong, darunter sind 5 Firmen mit jährlich

Digitized by Google

je 100 Dollars, sodaß fast ein Drittel des Verbrauchs in China zusammenkommt.

In Verbindung mit dem Findelhause steht die kirchliche Versorgung der etwa 300 Deutschen in Hongkong und der sonntägliche Gottesdienst in der deutschen Kapelle, sowie die deutsche Seemannsmission.

Wiederum ist das Haus zu klein, sodaß man an Erweiterung denken muß, doch das und der Ausbau nach innen sei dem Herrn befohlen.

Die Schreckenstage von Sirabe.

Von G. Kurze.

Der Reisende, welcher von Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars, gen Süden nach der Betsileo-Provinz zieht, freut sich, wenn er die düsteren Waldschluchten des Ankaratragebirges hinter sich hat und am Abend des dritten Reisetages in den gut angebauten, von ungefähr 30000 Eingeborenen bevölkerten Sirabe-Bezirk kommt, in dessen Mittelpunkte die gleichnamige Ortschaft auf einer Hochebene liegt. Der Name Sirabe („viel Salz") ist auf der Insel weithin bekannt; ist es doch das madagassische Teplitz, dessen warme, kohlensäurehaltigen Quellen schon manchem Kranken die ersehnte Heilung, oder zu mindesten Linderung seiner Leiden gewährt haben. Auch in der Missionswelt hat der Name Sirabe einen guten Klang; war es doch bis zur Pfingstzeit dieses Jahres eine der blühendsten Stationen der norwegischen lutherischen Mission, die innerhalb des Bezirkes unter der Leitung des Missionar Rosaas und sechs eingeborener Pastoren 4200 Christen — auf 38 Gemeinden verteilt — in Pflege hatte. Die Missionsstation bildete eine kleine Stadt für sich, deren hauptsächlichste Baulichkeiten die große stattliche Kirche in Kreuzform, das Schulhaus, das Wohnhaus des Missionars, das Sanatorium für kranke und invalide Missionare, das Krankenhaus, zwei Häuser für den Missionsarzt Dr. Ebbell und den eingeborenen Missionspastor, sowie mehrere Badehäuser in unmittelbarer Nähe der Heilquellen ausmachten. Durch das erst seit ein paar Jahren ins Leben gerufene Krankenhaus und durch die Stationierung eines geschickten und eifrigen Missionsarztes, dem zwei Diakonissen zur Seite stehen, hat sich der segensreiche Einfluß, den die Station auf die eingeborene Bevölkerung ausübt, wesentlich gesteigert; gleich im ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Sirabe — 1894 — konnte Dr. Ebbell 2191 Kranken Hilfe und Fürsorge zu teil werden lassen. Einen besonderen Zweig der Missionsthätigkeit des Stationspersonals von Sirabe bildete die Arbeit an den Insassen des dortigen Regierungszuchthauses, welche in den Kalkbrüchen der Umgegend tagsüber beschäftigt werden, und an den unglücklichen Aussätzigen, für die 3 km westlich von Sirabe eine besondere Niederlassung, Ambohipiantrana („Stadt der Barm-

Digitized by Google

herzigkeit"), angelegt worden war. Dort lebten in 55, von der Mission erbauten Häusern, die sich um eine kleine Kirche und ein Hospital gruppierten, zu Anfang d. J. 283 Aussätzige, unter ihnen 232 Christen, welcher sich Missionar Rosaas und seit 1890 auch eine Diakonisse, Marie Föreid, in aufopferungsvoller Hingabe annahmen. Ja, in den letzten Jahren gründeten eine Anzahl Aussätzige, unterstützt von ihren Angehörigen, $2^1/_2$ Stunde südlich von Sirabe noch eine besondere Ortschaft, deren Bewohnern Rosaas ebenfalls mit dem Trost des Evangeliums nachging.

Während des letzten Feldzuges, welcher zur Eroberung Madagaskars durch die Franzosen führte, konnten die norwegischen Missionare, wenngleich natürlich unter mancherlei Störungen, dennoch ihre Arbeit auf allen Stationen weiterführen; ja selbst, als Ende vorigen Jahres sich aus den Plünderungszügen einzelner Räuberbanden eine förmliche Rebellion des heidnischen Teiles der Inselbevölkerung entwickelte, die ihre Spitze gegen die Weißen und das von ihnen vertretene Christentum kehrte, wichen die Missionare nicht von ihren Stationen. Von seiten der Franzosen konnten die Norweger so gut wie nicht auf Schutz rechnen; denn dieselben unterhielten in Nordbetsileo, wo die norwegischen Missionsstationen verhältnismäßig nahe bei einanderliegen, nur in Betafo und Sirabe ein paar unbedeutende Garnisonen einheimischer Miliz, die von einigen französischen Sergeanten erst einexerziert werden mußten. Am meisten Respekt hatten die Aufständischen, die unter Anführung des Räuberhauptmanns Rainibetsimisaraka bald im Ankaratragebirge umherzogen, bald auf der Ostgrenze von Nordbetsileo — nur eine Tagereise von Sirabe entfernt — lagerten, noch vor dem durch seine im letzten Kriege bewiesene Bravour bekannt gewordenen Rainijaonary, der von dem den tapferen Gegner ehrenden französischen Obergeneral zu Anfang d. J. zum Generalgouverneur von Vakinankaratra (identisch mit Nordbetsileo) ernannt worden war. Rainijaonary, der wie sein gleich tapferer Bruder Radafy, der Kommandeur der Grenzfestung Ranatonana, Mitglied der norwegischen Missionsgemeinde ist, that natürlich, was in seinen Kräften stand, um die Missionare und ihre Stationen gegen einen Ueberfall seitens der Räuberbanden zu schützen.

So kam der Mai d. J. heran, in welchem Monat ursprünglich die jährliche Konferenz der norwegischen Missionsarbeiter in Fianarantsoa, der Hauptstadt der Betsileoprovinz, abgehalten werden sollte. Da aber die Unsicherheit auf der von Antananarivo nach Fianarantsoa führenden Straße immer mehr zunahm, so ordnete der norwegische Missionssuperintendent Dr. Borchgrevink in der Hauptstadt an, daß die Missionsarbeiter in Nordbetsileo und die in Südbetsileo gesonderte Konferenzen halten sollten, damit sie in dieser kritischen Zeit sich nicht weit von ihren Gemeinden und ihren Familien entfernen müßten. Die im Süden der Provinz stationierten Brüder, die von den Unruhen bis dahin wenig berührt worden waren, baten indes ihre Mitarbeiter auf den nördlichen Missionsposten so dringend, doch eine gemeinsame Konferenz zu ermöglichen, daß sich die fünf Norweger Rosaas, Dr. Ebbell, Wetterstad, Gulbrandsen und Thorbjörnsen am 12. Mai auf die Reise nach Fianarantsoa begaben. Ihre Angehörigen, 16 Frauen und Jungfrauen und 9 Kinder, ließen sie unter dem Schutze der beiden alten Missionare Engh und

Digitized by Google

Vig in Sirabe zurück. Als der in Betafo — 4 Stunden westwärts von Sirabe — stationierte französische Resident Alby von der Reise der Missionare hörte, schloß er sich ihnen mit Rainijaonary und der Hälfte der Miliztruppen an, um eine mehrwöchentliche Inspektionstour durch den Süden und Westen seines ausgedehnten Bezirkes zu machen. Zum Schutze der Missionarsfamilien ließ er den Sekretär Fournier in Betafo und den Dolmetscher und Vizeresidenten Gerbinis in Sirabe mit 5 französischen Sergeanten und ungefähr 40 Milizsoldaten zurück. Daß Alby den Generalgouverneur mit auf die Inspektionsreise nahm, war ein großer Fehler. Denn kaum hatten die Rebellen durch ihre zahlreichen Spione erfahren, daß sie auf Wochen hinaus vor einer Züchtigung durch den so gefürchteten Gegner sicher waren, als sie auch den Beschluß faßten, die fast schutzlos daliegenden norwegischen Missionsstationen in Nordbetsileo dem Erdboden gleich zu machen und die Missionsgeschwister zu ermorden.

Schon am Pfingstheiligabend verkündeten die Flammen, welche das Gotteshaus in Ambatomena, einer Filiale der norwegischen Missionsstation Loharano, verzehrten, die bedenkliche Nähe des unbarmherzigen Feindes. Am ersten Pfingstfeiertage füllte sich die große Stationskirche Sirabes noch einmal mit einer andächtigen Gemeinde, die all ihre Sorgen und Seufzer in inbrünstigem Gebet vor den Herrn brachte; aber schon am Nachmittage brachte ein Bote von dem vier Stunden entfernten Loharano die Schreckensnachricht, daß die Aufrührer die Station mit samt der Kirche ausgeplündert und niedergebrannt hätten. Es war dies besonders für die mit in Sirabe verweilende Frau Guldbrandsen eine schmerzliche Botschaft, weil sie dort an der Seite ihres Mannes gewirkt hatte; aber sie trug den schweren Schlag mit einem wahren Heldenmute, mochten auch immer neue Boten mit ihren Hiobsposten von der Stätte der Zerstörung kommen.

In einem unter Gerbinis' Leitung abgehaltenen Kriegsrate beschloß das kleine Häuflein der Europäer, sich in dem solid gebauten zweistöckigen Wohnhause des Missionar Rosaas zu verschanzen; dasselbe war mit Ziegeln gedeckt und konnte daher von den Feinden nicht so leicht in Brand gesteckt werden. Während die eingeborenen Christen sich in ihrer Angst nach allen Seiten hin zerstreuten, retteten die Missionsgeschwister das wenige, was sie vom Missionseigentum und ihrer eigenen Habe bergen konnten, in Rosaas Haus, welches, so gut es ging, gegen einen Ueberfall verwahrt wurde. Unter denen, die dort eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, waren Gerbinis mit seiner jungen Frau, die Missionare Vig und Engh mit 16 Frauen und Jungfrauen und 9 Kindern, 2 französische Sergeanten, 20 Milizsoldaten, der Gouverneur Rabanona von Sirabe, der vormalige Gouverneur Raobelina von Betafo und noch einige befreundete Madagassen. Noch am Sonntag sandte Gerbinis einen Eilboten nach Betafo um Verstärkung, die dann auch am andern Morgen in Gestalt von einem Sergeanten und 16 Milizsoldaten in Sirabe einrückte, sodaß also im ganzen einige 70 Personen in Rosaas' Haus zusammengedrängt waren.

In banger Erwartung durchlebten die Eingeschlossenen die Nacht vom ersten zum zweiten Pfingstfeiertag; mit Ausnahme der Kinder schloß kaum jemand ein Auge; denn jeden Augenblick glaubte man das Nahen der Feinde

Digitized by Google

zu hören. Stunde um Stunde verrann; im Osten rötete sich der Horizont, aber noch tauchten keine Rebellenscharen auf. Waren sie wieder in ihre Schlupfwinkel im Urwalde zurückgekehrt, zufrieden mit der Verheerung, die sie in Loharano angerichtet hatten? So wagten sich denn einige von den Missionsgeschwistern in den Morgenstunden des zweiten Pfingstfeiertages aus dem Hause heraus und eilten hinüber ins Sanatorium und ins Krankenhaus, um noch das ihnen Unentbehrlichste von ihren Sachen zu retten. Da verkündete um 10 Uhr vormittags mit einem Male ein Mark und Bein erschütterndes Geheul, daß der Feind im Anrücken war. Es war ein grausiger Anblick, als von Osten her über die nur teilweise mit Bäumen bestandene Hochebene die nackten Gestalten unter Tanzen und Springen herbeieilten und ihre im Sonnenschein glitzernden Beile, Messer und Speere in der Luft schwangen. Kein Wunder, daß die armen Frauen und Kinder vor dem furchtbaren Loose zitterten, das ihnen der entmenschte Haufe zu bereiten gedachte. Den gräßlichsten Eindruck machte, wie auch die Männer bezeugen, das diabolische Gebrüll, welches die Rebellen ausstießen. Gegen 1500 Eingeborene waren es, die, geschart um eine blutrote Fahne, die Missionsstation überschwemmten. Der eine Haufe, welcher mit Gewehren ausgerüstet war, umringte Rosaas' Haus und nahm es unter unablässiges Feuer, während die anderen mit ihren Beilen und Messern auf das Sanatorium und das Krankenhaus losstürzten, um ihrer Plünderungs- und Zerstörungswut freien Lauf zu lassen. Als alles Wertvolle ausgeraubt oder wenigstens vernichtet war, setzten die Aufständischen beide Gebäude in Brand.

Inzwischen hatte der andere Haufe einen wärmeren Empfang seitens der Eingeschlossenen gefunden, als er erwartet haben mochte. Gerbinis, welcher das Kommando übernommen hatte, leitete mit großer Ruhe und Umsicht die Verteidigung und verrichtete zusammen mit seinen drei Sergeanten — wir führen hier die Namen der Tapferen an: Delalbre, Argaud und Maison — Wunder von Tapferkeit, sodaß auch die eingeborenen Milizsoldaten aus ihrer Lethargie aufwachten und wacker auf den Feind losschossen. Die beiden Missionare Vig und Engh, sowie die drei Diakonissen Föreid, Havstad und Totland übernahmen den Sanitätsdienst und machten sich in jeder Weise nützlich, während den übrigen Frauen und Kindern der Oberboden des Hauses als Zufluchtsort angewiesen war. Auch sie beteiligten sich an der Verteidigung, indem sie zusammen mit dem alten Gouverneur Raobelina in innigem Gebete zu dem Herrn um Hilfe und Rettung schrieen.

Die Erbitterung, mit welcher auf beiden Seiten gekämpft wurde, war unbeschreiblich. Wie ein Hagelwetter prasselten die Kugeln auf das Dach und gegen die Wände des Hauses. Als Vig einmal die Bodentreppe hinaufstieg, um nach den Frauen und Kindern zu sehen, schlug eine Kugel dicht neben seinem Fuße in die Wand und riß einen Backstein heraus, der mit einem derben Anprall gegen sein Bein fuhr, und oben auf dem Boden hätte ihm ein zerschossener Dachziegel bei einem Haare den Kopf zerschmettert. Unter diesen Umständen mußten Frauen und Kinder den Boden räumen und sich in zwei kleine Stuben im Oberstock zurückziehen. Zu Zeiten war das Getöse des Feuergefechtes und das Geheul des Feindes so arg, daß die Verteidiger glaubten,

Digitized by Google

die Aufständischen wären schon in die unteren Räume des Hauses eingedrungen. Während des wütenden Kampfes hatten sich inzwischen die Plünderer auch über Dr. Ebbells neues Wohnhaus hergemacht, und wenn auch Gerbinis, der mit seinem Gewehr den Hofraum bestrich, gar manchen Rebellen niederschoß, so schlugen doch bald die Flammen aus dem ruinierten Hause heraus.

Um den Feind sich nicht in unmittelbarer Nähe des Rasaasschen Hauses einnisten zu lassen, machte Sergeant Delalbre mit einigen Milizsoldaten mehrmals Ausfälle. Bei einem derselben erhielt er eine böse Wunde an der einen Hand, mit welcher er ein nach seinem Kopfe geschleudertes Messer aufgefangen hatte. Der tapfere Mann ließ sich aber dadurch nicht anfechten, schoß seinen Feind nieder und setzte, nachdem ihn eine Diakonisse verbunden und die Blutung gestillt hatte, von der Veranda des Hauses aus den Kampf unerschrocken fort. Um 5 Uhr nachmittags, nach sieben schweren Stunden, schwieg endlich der Lärm des Gefechts; ermattet zogen sich die Rebellen, die infolge der wohlgezielten Schüsse der vier Franzosen ungefähr 100 Tote auf der Walstatt ließen, in die noch stehengebliebenen Stationsgebäude zurück, und das eingeschlossene Häuflein konnte wieder ein wenig aufatmen.

Als die Dämmernng hereinbrach, flammte eine ungeheure Lohe am westlichen Horizonte auf; die Unmenschen hatten sogar ihre aussätzigen Landsleute nicht geschont, sondern dieselben aus ihren Häusern in Nacht und Nebel hinausgejagt und die ganze Niederlassung Ambohipiantrana niedergebrannt. Die bescheidene Habe der Aussätzigen wurde natürlich auch geplündert und unter anderen der von der Mission für die Kranken beschaffte Reisvorrat im Werte von 800 M. fortgeschleppt. Weil die verhaßten „Europäer" die Stadt angelegt hatten, so — urteilten die Rebellen — mußte sie dem Boden gleich gemacht werden, gleichviel, ob die Kranken dabei umkamen oder nicht. Die Missionsgeschwister waren wie erstarrt über diese Schandthat, die alles überbot, wessen sie den entmenschten Feind für fähig gehalten hatten. „Meine armen Aussätzigen!" so klagte besonders die Schwester Marie Föreid, die bis dahin wie eine Mutter Tag für Tag sich um die Elendesten unter den Elenden abgesorgt hatte.

Je weiter die Nacht vom zweiten auf den dritten Pfingstfeiertag vorschritt, umsomehr rötete sich der Himmel; bald waren die Feuersäulen, die im Westen, Süden und Osten emporzüngelten, kaum mehr zu zählen. Thränen im Auge sagten sich die in langjähriger Arbeit ergrauten beiden Missionare: „Das sind die Kirchen, die wir unter so vieler Mühe und mit so schweren Opfern zusammen mit den eingeborenen Christen in den letzten Jahrzehnten erbaut haben!" Vom Feinde wurden die Belagerten übrigens in der Nacht nicht beläßtigt, und auch am Dienstag-Vormittag waren die einzelnen Haufen noch zu sehr von dem Wegschaffen der auf der Station und in der Umgebung gemachten Beute in Anspruch genommen, als daß sie den Angriff alsbald erneuert hätten. Inzwischen schaute das kleine Häuflein in seiner Bedrängnis sehnsüchtig nach Hilfe aus, die man von dem in Betafo stationierten Posten erwartete. Sobald in der Ferne von Westen her ein Trupp Menschen auftauchte, glaubte man, daß die Hilfe nahe. Man schwenkte die französische Trikolore auf der westlichen Veranda des Hauses und gab allerlei Lebens-

Digitized by Google

zeichen von sich; aber kein Gegensignal war zu sehen. Dreimal hofften die Armen und ebenso oft wurden sie bitter enttäuscht. Wie sie hinterdrein erfuhren, war Fournier mit seiner kleinen Schar schon am zweiten Pfingstfeiertag nachmittags aus Betafo ausmarschiert; aber als er von weitem die Flammen sah und kein Gewehrfeuer mehr hörte, glaubte er, daß die Belagerten nicht mehr am Leben wären, und rückte in Eilmärschen nach Antananarivo ab.

Dienstag Mittag hob der Kampf mit erneuter Erbitterung wieder an. In noch größeren Scharen als am Tage zuvor stürmten die Rasenden auf das Haus ein; das Getöse war furchtbar, und die armen Frauen glaubten jeden Augenblick, daß nunmehr alles verloren sei, umsomehr, als es dem Feinde gelang, sich im Hofraume in einem Nebengebäude einzunisten. Aber die tapferen Verteidiger ließen sich nicht einschüchtern. Sie hatten im Boden und in der Seitenwand der Veranda Schießscharten angebracht und schossen mit sicherer Hand die Angreifer nieder, wobei sich Delalbre besonders wieder durch seine Kaltblütigkeit auszeichnete. Jedesmal, wenn er einen Feind getroffen hatte, rief er: „Sara va, tompoko e!" oder: „Veloma, tompoko!" (Lebe wohl, mein Herr; fahr' wohl, mein Herr.) Während eines Ausfalles, wobei es galt, das von den Feinden besetzte nächste Haus niederzubrennen, pflückte Delalbre ein paar Rosen und überreichte sie mit einer höflichen Verbeugung den Frauen im Hause. Ein charakteristischer Zug für den echten französischen Troupier.

Während des Kampfes am Dienstag Nachmittag hörten die Belagerten mit einem Male von der Kirche her Axtschläge und wildes Geheul. Auch das schöne Gotteshaus sollte der Wut der Aufständischen zum Opfer fallen. Unter dem Geläut der Kirchenglocke zertrümmerten die Wilden Kanzel, Altar, Taufstein und Harmonium; weder die stattlichen Kirchenbänke, noch die schönen Spitzbogenfenster wurden verschont. Das brauchbare Holzwerk und Balkengefüge schleppte man fort; alles Uebrige wurde in Stücke gehauen. Während die Eingeschlossenen diesem Zerstörungswerke ohnmächtig zusehen mußten, hörten plötzlich die Diakonisse Marie Föreid und Ellen Engh, die Tochter des Missionars, eine Stimme rufen: „Seht ihr nicht die Scharen im Süden? Wollt ihr nicht euer Leben retten?" Alsbald ergriff die Plünderer ein panischer Schrecken; alle stürmten aus der Kirche heraus und stoben in überstürzter Flucht auseinander. Die Missionsgeschwister dachten nichts anderes, als daß sich von Süden her der Resident und Rainijaonary zur Rettung nahe. Aber ihre Augen konnten niemand entdecken. Die Stimme, wie der ganze Vorgang, erscheint den Geretteten heute noch als unerklärliches Wunder. Im Verlaufe des Nachmittags wurde auch Rabanona, der Gouverneur von Sirabe, durch eine feindliche Kugel tötlich verwundet. Als um 5 Uhr das Feuer der Rebellen schwieg, hielten die Belagerten Kriegsrat. Es stellte sich heraus, daß von dem gesamten Munitionsvorrate nur noch wenige Patronen vorhanden waren; man stand also dem nächsten Ansturm wehrlos gegenüber. In diesen fürchterlichen Augenblicken wurde der Vorschlag laut, in der Nacht durch die Reihen der Feinde hindurch nach der eine starke Tagesreise entfernten Grenzfeste Ranatonana zu entfliehen. Aber Missionar Big erhob seine Stimme dagegen; es waren keine Tragstühle vorhanden, um die Frauen und Kinder zu transportieren; auch war voraus-

Digitized by Google

zusehen, daß die Feinde die kleine Schar einholen und überwältigen würden. Die meisten wollten lieber im Hause sterben, als sich unterwegs hinschlachten lassen. Für immer unvergessen wird den Missionsschwestern jene Nacht von Dienstag zu Mittwoch bleiben. Als Gerbinis offen erklärt hatte, daß eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich sei, und der folgende Tag voraussichtlich ihr letzter sein werde, bereiteten sich alle, jung und alt, auf ein seliges Sterben vor. Im Gebet kam Frieden in das Herz der Bedrängten. Sie fürchteten den Tod nicht, sondern baten Gott, wenn es nicht sein Wille sei, sie zu retten, daß er sie bald zu sich nehmen möge in sein Himmelreich. Nur vor einem graute den Armen, vor den voraussichtlichen Martern und Schandthaten, die vorher die Feinde an ihnen verüben würden. Dann wieder sprach eines dem andern Mut ein: „Sollte Gott es zulassen, daß die Heiden über seine Gläubigen triumphieren? Ist es ihm nicht ein Kleines, die Seinen auch aus der Hölle Rachen zu erretten?“ — „Nein, nein; es ist nicht möglich daß wir verderben“, sprach ihnen dann eine innere Stimme Trost ein.

So brach der Mittwochmorgen an; dann und wann fiel ein Schuß, aber im Vergleich zu den beiden vorhergehenden Tagen herrschte eine unheimliche Ruhe. Einer der Sergeanten machte einen Ausfall und setzte die Wohnung des Pastors Rajaona in Brand, damit sie dem Feinde nicht als Stützpunkt dienen könne. In der Nacht zuvor hatte sich der wackere eingeborene Lehrer Israel von Loharano aus dem Hause hinausgeschlichen, um den tollkühnen Versuch zu machen, von Nanatonana Hilfe herbeizuholen. Als die Feinde endlich im Laufe des Vormittags sich wieder in Bewegung setzten, rückten sie nicht mehr in geschlossenen Massen, sondern in kleinen Trupps vor. Sie hatten ihren Angriffsplan geändert. Da die Beschießung des Hauses keine nachhaltige Wirkung hatte, so wollten sie es nun mit der Brandfackel versuchen, die „Vazaha“ (Europäer) aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben. Während der Morgenstunden war von den Eingeborenen eine Menge Brennmaterial gesammelt worden. Dies schleppten sie nun vor das Haus, um es in Brand zu stecken; in die Flammen sollte dann „Sakay“ (Cayennepfeffer) geworfen werden, dessen giftiger Rauch den Belagerten das Atmen unmöglich gemacht hätte. Zum Ueberfluß hatten andere Spaten zur Hand, um die Grundmauern des Hauses zu unterwühlen, und es so zum Einsturz zu bringen.

Was sollten die Belagerten mit ihren paar Patronen dagegen machen? Immer näher rückten die hinter den Grasbündeln und Brennholz sich geschickt versteckenden Feinde. Deutlich gellten den Missionsgeschwistern die Spottreden der Heiden in die Ohren: „Wo ist nun euer Gott? Jesus ist begraben!“ Da — die Uhr zeigt gerade auf Mittag — wälzte sich die Abhänge im Westen eine große Schar Bewaffneter herab, voran zwei Reiter. Sollte es möglich sein, daß noch im letzten Augenblicke sich die Retter nahen? Mit fieberhafter Eile gaben die Belagerten von der Veranda ein Notsignal, und siehe da, von dem Heerhaufen herüber flattert im Winde als Rettungsbotschaft eine weiße Fahne. Allen voran jagen auf schaumbedeckten Rossen die beiden Brüder Rainijaonary und Radasy herbei; ihnen folgt hart auf dem Fuße der Resident Alby mit seiner Truppe. Die nun folgende Szene zu beschreiben, ist die Sprache zu arm. Ein Jubelgeschrei rang sich von den Lippen der Geretteten

Digitized by Google

los, daß das ganze Haus widerhallte; man sank sich in die Arme, lachte und weinte. Die Madagassen im Hause tanzten vor Freude.

Indes hielten die Feinde wie erstarrt mitten in ihrem Angriff inne; sie flohen nicht; denn ihre Anführer hatten das Gerücht ausgesprengt, daß der Resident Alby und der Milizkommandeur La Grange ermordet worden wären, und daß der Generalgouverneur Rainijaonary sich an die Spitze der Aufständischen gestellt habe. Sie glaubten daher beim Heranrücken der Soldaten steif und fest, in ihnen Bundesgenossen zu finden. Einzelne Eingeborene, die im stillen den Wunsch hegten, die Missionsgeschwister gerettet zu sehen, hatten zudem die Kriegslist gebraucht, den Aufständischen einzureden, daß sie sich auf Rainijaonary sicher verlassen könnten. Um so schrecklicher war die Ernüchterung. Wie ein paar Racheengel fielen die beiden Brüder über die Mordbrenner her. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, erst die Geretteten zu begrüßen, sondern wandten sich stracks gegen den dichtesten Haufen der Rebellen. Von Pardongeben war keine Rede, und ehe der Abend herabsank, zählte man 250 Leichen auf dem Schlachtfelde.

Mit tiefbewegtem Herzen waren inzwischen die Befreiten das erste Mal wieder hinaus in Gottes freie Natur getreten; unwillkürlich kamen über ihre Lippen die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan!"

Wohl mischten sich auch Seufzer in ihre Freude, wenn sie ringsum die rauchgeschwärzten Ruinen sahen, die, gering gerechnet, zum Wiederaufbau eine Geldsumme von 120 000 Mark beanspruchen werden. Aber man tröstet sich mit der Hoffnung: „die Opferwilligkeit der treuen Freunde in der Heimat wird uns nicht im Stich lassen!" Aber wer trennt sich da von dem Häuflein der Geretteten und eilt flüchtigen Schrittes gen Westen? Es ist die Schwester Marie Föreid, der die Sorge um das Schicksal ihrer lieben Aussätzigen keine Ruhe läßt. Mehrere Frauen suchen sie unterwegs aufzuhalten, da noch Feinde in der Umgebung versteckt liegen; sie geht auch ein paar Schritte mit ihnen zurück, aber dann treibt es sie doch wie mit unbezwinglicher Macht wieder vorwärts. Kaum kann sie sich auf den ihr sonst so wohlbekannten Weg besinnen; so wirkt noch die ausgestandene Angst der letzten Tage und Nächte auf ihren armen Kopf ein. Da begegnet ihr ein neunjähriges Sklavenkind und erzählt, daß von den Aussätzigen niemand in den Flammen umgekommen sei. Nun erst kommt die Freude an ihrer eigenen Rettung in der Schwester recht zur Geltung; hier und dort findet sie ein Glied der Aussätzigenkolonie. Sie wäscht ihre Wunden, labt die Verdurstenden mit Wasser, bettet sie in den Schutz einer Laubhütte, und hat innerhalb einer Woche glücklich wieder 170 Kranken ein Unterkommen bereitet.

Doch, wie war es zugegangen, daß die Hilfe für die Belagerten noch rechtzeitig eintraf? Resident Alby war mit seinen Begleitern bis weit hinab nach Fianarantsoa gekommen und wollte die Reise in nordwestlicher Richtung nach der Festung Midongy im Sakalavalande fortsetzen. Da wurde Rainijoanary von einer plötzlichen Unruhe überfallen und riet von dem Marsche nach

Digitized by Google

Midongy ab. Nun wollte Alby wenigstens den Westen seines Bezirkes besuchen; er wäre dann erst Ende der Pfingstwoche wieder nach Betafo zurückgekommen, also zu spät, um die Missionsgeschwister von einem fürchterlichen Tode zu erretten. Da erkrankte Rainijoanarys Gattin, die mit im Reisezuge war, und der rücksichtsvolle Resident beschloß, direkt nach Betafo zurückzukehren. Eben war die Truppe nach einem angestrengten Marsche in Ranomainty, eine kurze Tagereise von Betafo, eingerückt, als sie von dem Ueberfall auf Sirabe hörte. Trotz der Ermüdung brach der Resident am selben Abend wieder auf und war nach einem Gewaltmarsch über Betafo, wo Radafy mit seinen Leuten zu ihm stieß, gerade zur rechten Stunde in Sirabe, um die Belagerten aus des Todes Rachen zu erretten. Fürwahr, eine Fügung des treuen Gottes, der das Seufzen seiner Kinder erhört!

Die Kunde von den fürchterlichen Vorgängen in Sirabe war natürlich schnell nach Antananarivo und nach dem Süden gedrungen. Ueberall gab man die Missionsgeschwister verloren und Dr. Borchgrevink hat mit den Seinen in der Hauptstadt furchtbare Tage des Hangens und Bangens durchlebt, bis endlich ein Brief von Missionar Vig die wunderbare Rettung meldete. Noch schlimmer war die seelische Qual für die von der Konferenz in Fianarantsoa heimkehrenden Männer der in Sirabe zurückgebliebenen Frauen. Nach den ihnen zugehenden Hiobsposten mußten sie als sicher annehmen, daß ihre Lieben den Märtyrertod gestorben waren; da bringt mit einem Male ihr alter treuer Postbote ihnen die Botschaft, daß die Ihren der Gefahr glücklich entronnen sind. Welch ein vielfacher Lobpreis stieg da nicht in jener Abendstunde aus den Herzen der Glaubensboten gen Himmel empor und wie eilten sie nicht in den nächsten Tagen gen Norden, bis sie endlich die Ihren von Angesicht zu Angesicht wiedersahen. Einem jener Missionare war in diesen Tagen ob der ausgestandenen Gemütsbewegung das Haar in wenig Stunden ergraut!

Seitdem ist in Sirabe eine größere Anzahl französischer Soldaten zum Schutze der Station eingezogen; aber noch grollt der Aufstand an den Grenzen der Betsileoprovinz. Möge der Herr, der die Seinen in so wunderbarer Weise erhalten hat, auch ferner die Glaubensboten in seinen Schutz nehmen und dem armen Lande den wahren Frieden schenken!

Litteratur-Bericht.

1. **Lepsius**: „Armenien und Europa. Eine Anklageschrift wider die christl. Großmächte und ein Aufruf an das christl. Deutschland." Berlin. Akad. Buchhdlg. W. Faber & Co. 2. Aufl. 1896. 2 Mk. — Der ebenso unterrichtete wie mutige Verfasser dieses ergreifenden Buches hat in urkundlicher Begründung und Beleuchtung über die entsetzlichen Vorgänge in Armenien Thatsachen zusammengestellt, welche schreien, und wir begleiten seine Veröffentlichung dieser Thatsachen mit dem Wunsche, daß dieser Schrei in Millionen Menschenherzen Entrüstung und Teilnahme hervorrufe. Der Inhalt dieses gewaltigen Buches stellt uns vor zwei erstaunliche Dinge: 1. vor eine

Digitized by Google

Fülle von Schandthaten, wie sie in der Weltgeschichte kein Analogon finden, und 2. vor eine Fälschung der öffentlichen Meinung, die darauf hinarbeitet, für die Mörder Partei zu ergreifen. Man weiß kaum, worüber man sich mehr wundern soll, ob darüber, daß am Ende unsres Jahrhunderts eine so greuelhafte Abschlachtung von hunderttausend meist unschuldiger Menschen möglich, oder darüber, daß der Sturm sittlicher Entrüstung, den diese unmenschlichen Greuel hervor zu rufen begonnen haben, als eine verwerfliche Erregung gebrandmarkt wird. Man hat keinen parlamentarischen Ausdruck für die advokatischen Künste einer die öffentliche Meinung verwirrenden Presse, die zum Teil in Widerspruch mit ihren liberalen Anschauungen sich zur Anklägerin einer gemordeten Nation und zur Verteidigerin einer mohammedanischen Regierung macht, welche sich grundsätzlich durch Raub, Brand, Mord und Entehrung besudelt. Lepsius beweist durch unanfechtbare, wesentlich amtlich und urkundliche Zeugnisse die türkische Schuld wie die Unschuld der großen Menge der hingeopferten Armenier. Und man muß der Tapferkeit des Mannes die höchste Anerkennung zollen, daß sie alles einsetzt, der „Wahrheit über Armenien" zum endlichen Siege zu verhelfen, und sich nicht mundtot machen läßt durch die Gegenagitationen einer schlecht unterrichteten und voreingenommenen Presse. Bis jetzt sind 7000 Expl. des Buches ausgegeben; möchte es bald in 50 000 Exemplaren verbreitet werden!

Wir schließen diese Anzeige mit der Kundgebung, welche die sächsische Prov.-Synode nahezu einstimmig in der Armenischen Frage erlassen hat:

„Die Provinzial-Synode schließt sich den zahlreichen Kundgebungen sittlicher Entrüstung wie mitleidsvoller Teilnahme an, welche das namenlose Elend hervorgerufen, das türkischer Fanatismus, von verhältnismäßig wenig Schuldigen abgesehen, über hunderttausende unschuldiger Männer, Frauen und Kinder des armenischen Volkes gebracht hat."

Wie über die unmenschliche Grausamkeit, die durch Mord und Brand, Marter und Entehrung einem ganzen Volke unsagbares Leid bereitet hat, spricht die Synode vornehmlich über die Schwertbekehrungen ihren Abscheu aus, durch welche zehntausende christlicher Armenier zur Annahme des Islam und zur Verwandlung ihrer Kirchen in Moscheen gezwungen worden sind.

Zugleich giebt die Synode der Bewunderung Ausdruck für die zahlreichen Erweisungen christlichen Heldenmutes, der den schmerzlichsten Tod der Verleugnung des Glaubens vorgezogen hat.

Angesichts der furchtbaren Not, welche der Raub ihrer Güter und der Mord ihrer Versorger über eine halbe Million unglücklicher Opfer eines grausamen Fanatismus gebracht hat, fordert endlich die Synode die Glieder der Provinzial-Kirche zu thatkräftiger Barmherzigkeit und brüderlicher Fürbitte auf."*)

2. **Reichelt:** „Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine." Mit 19 Bildern. Gütersloh, Bertelsmann 1896, 1 Mk., geb. 1,50 Mk. — Den Missionsfreunden ist der hier behandelte Gegenstand nicht unbekannt, namentlich ein fesselndes Schriftchen von Schneider (Ein Missionsbild aus dem westl.

*) Gaben zur Linderung der furchtbaren Not der beraubten und verwaisten Armenier sind an den Verleger dieser Zeitschrift, welcher das Schatzmeisteramt der Hilfsaktion übernommen hat, einzusenden.

Digitized by Google

Himalaya. Gnadau 1880) hat ihn schon vor Jahren behandelt und auch diese Zeitschrift hat seiner wiederholt gedacht. Das Büchlein von Reichelt giebt eine Uebersicht, die sich an schriftstellerischer Virtuosität mit dem Schneiderschen nicht messen, aber allen empfohlen werden kann, die sich gern mit dieser abgelegenen Geduldsmission der Brüdergemeine bekannt machen wollen. Die Bilder sind anziehend obgleich in technischer Beziehung nicht durchweg vollkommen.

3. Von den **„Missionsbildern mit Versen für Kinder"** ist Nr. 3 und 4 (Ostafrika und China) neu erschienen. Die in 1. Auflage mißlungenen Bilder sind in ganz neuen Farbenplatten angefertigt worden, sodaß sie in dieser Auflage allen billigen Kunstanforderungen entsprechen. Die Heftchen erfreuen sich bei den Kindern, für die sie doch bestimmt sind, steigender Beliebheit. Wck.

4. **Grundemann:** Missionsfeste und Missionspredigtreisen. Erfahrungen auf dem Gebiete des pommerisch-märkischen Missionslebens in Novellenform. Leipzig 1896. Fr. Richter 0,50 Mk. — Die handliche, kleine Broschüre bildet eine Sonderausgabe mehrerer im „Pfarrhause" erschienener Artikel, die von vielen Lesern des genannten Blattes sehr beifällig aufgenommmen waren. Der Verfasser hat seine während nahezu 4 Jahrzehnten auf dem Gebiete des heimischen Missionslebens gesammelten Erfahrungen zu einer einheitlichen Darstellung vereinigt. Die Hauptzüge und selbst manche kleine Nebenzüge, lassen sich mit bestimmten Thatsachen belegen, die für sich ein buntes Durcheinander bilden würden, hier aber zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen sind. Wie der Titel angiebt, ist die Darstellung total beschränkt auf die beiden Provinzen Pommern und Brandenburg. Man deute also die Novelle nicht als Behandlung des Missionslebens im allgemeinen. Gerade jene Provinzen bieten für die Mission einen sehr verschiedenartigen Boden. Das Schriftchen läuft darauf hinaus, daß diese Unterschiede nicht übersehen werden dürfen. Eines schickt sich nicht für alle. Zuerst werden uns die herrlichen, aus erwecktem christlichen Volksleben entsprossenen Missionsfeste vorgeführt. Der Held der Geschichte wird selbst durch ein solches erweckt und für die Mission gewonnen. Dann führt uns der Verfasser in eine Gegend ganz anderer Art, wo trotz alter kirchlicher Gewohnheit ein christliches Leben in der angedeuteten Form ebenso wie die Mission fast ganz unbekannt sind. Eine Uebertragung der Missionsfeste auf solche Gemeinden will nicht gelingen. Der Verfasser hat hier ein Beispiel deutlichster Art vorgeführt. Sollte der mittlere Durchschnitt der Verhältnisse dargestellt werden, so würden vielleicht Feste, die um der Pastoren willen von den Gemeinden hingenommen werden, sich eine Zeit lang halten, aber ohne im Volke Wurzel geschlagen zu haben, nach dem Abgange ihres Gründers wieder verschwinden, der Wirklichkeit noch näher kommen.

Dem gegenüber zeigt die Geschichte in der stillen Geduldsarbeit des Pastors ein Mittel zur Weckung der Mission auch unter solchen ungünstigen Bedingungen. Angeregt wird sie hier durch die Missionspredigtreise, womit natürlich nicht behauptet sein soll, daß diese die einzige Anregung sei. Aber sie ist geeignet, auf den Pastor wie auf die Gemeinde, eine solche aus-

Digitized by Google

zuüben. Die Einrichtung solcher Reise, besonders wie sie von der Brandenburgischen Missionskonferenz als „Missionspredigtcyklus“ veranstaltet wird, ist hier eingehend beschrieben. Dabei tritt des Verfassers Bemühung um eine nüchterne, sachliche Auffassung der Mission in den Vordergrund. „Wo Gottes Winde wehen“, da klopft der Lebenspuls der Mission von selber stärker; aber das läßt sich mit Menschenkunst nicht erzwingen. Das letzte Kapitel zeigt die Erfolge einer treuen, stillen Missionsarbeit in der Gemeinde, die freilich zunächst nur als schwache Keime hervortreten, aber um so sicherer zur Hoffnung auf lebenskräftige Entfaltung berechtigen.

Wir glauben, daß mancher Pastor aus diesem Büchlein ein gut Stück lernen kann. Vor einem Irrtum möchten wir warnen. Die Geschichte berührt sich mit den bekannten, volkstümlichen „Vater Christliebs Abendunterhaltungen“, ist aber durchaus nicht, wie diese, für die Gemeinde berechnet, und es wäre ein starker Mißgriff, sie der letzteren darzureichen. Das vorliegende Büchlein gehört — seinem ersten Erscheinen entsprechend — ins Pfarrhaus und vor allem in die Studierstube. Gr.

Im fernen Indien.

Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen

von

Georg Stosch,

Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

Preis brosch. M. 2,80, schön geb. M. 3,60.

Der Reichsbote schreibt:

Der sprachgewandte und feinsinnige, theologisch tief gegründete und missionarisch durchgebildete Verfasser hat uns ein Buch über Indien geschenkt, welches die vollste Aufmerksamkeit aller Missionsfreunde namentlich unter den Gebildeten verdient. Es ist zunächst ein eigenartiges Werk, fern von jeder Schablone. Die übliche Form der Reisetagebücher ist verlassen, die umständlichen Kapitel „Land und Leute“, „Geschichte der Mission“ 2c. fehlen; es ist eben das, was der Titel verspricht: Eindrücke und Erfahrungen. Eindrücke, d. h. Indien, wie es sich dem Verfasser zuerst dargestellt; Erfahrungen, d. h. was der Verfasser bei eigener Missionsthätigkeit in Indien erlebt. Der Stil in den einzelnen Aufsätzen ist immer meisterhaft; der blumenreiche und farbenprächtige, wie ihn Stosch uns sonst gern bietet, ist nur bei den Schilderungen des Landes gebraucht, wo er auch vollständig am Platz ist; in den anderen Aufsätzen ist er von edler Nüchternheit. Alles ist so interessant geschrieben; so leicht kommt man nicht von der Lektüre eines Kapitels fort. Einige Abschnitte sind für den Missionssachmann von größter Wichtigkeit, z. B. „Das englische Schulwesen in Indien“ und „Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache.“ Doch sind sie auch für alle gebildeten Kreise interessant und verständlich. Sehr fesselnd ist „Indischer Musik-Enthusiasmus“, enthaltend den Bericht eines Inders über eine musikalische Soiree in einem Europäerhause. Alles in allem ist das Werk vortrefflich; fast alles eignet sich zum Vorlesen in Missionsvereinen; vieles dient zur Bereicherung der Missionswissenschaft, und nichts möchten wir vermissen. Auch der Verleger hat sein Bestes gethan. Wir wünschen dem Buch von Herzen den ihm gebührenden Absatz.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Geschichtliches, Statistisches und Ethnologisches.

Der Anteil des evangelischen Deutschland an dem Werke der Weltchristianisierung. Vom Herausgeber 3
Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission I und II. Von Kriele 10. 67
Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China. Von Hartmann 21
Die Lage in Madagaskar. I—IV. Von Kurze 97. 162. 271. 441
Die Missionsgesellschaft Berlin I. Von Gensichen 110
Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands. Von Clemen 122
Die Baseler Mission auf ihren Arbeitsfeldern. Von Würz . . 145
Eine chinesische Kreuzigung. Von Davis 180
Der gegenwärtige Stand der Mission der evangelischen Brüdergemeine. Von Buchner 202
Die skandinavische Santhalmission. I und II. Von Bahl 220. 262
Die Leipziger Mission. Von v. Schwartz 250
Reginald Heber. Von Paul Richter 276
Die Mission in Kaiser Wilhelmsland. I—III. Von Grundemann 297. 357. 405
Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission. Von Nottrott 307
Die Kols nach dem Regierungs-Census von 1891. Von Hahn 329
Die Kongomission des schwedischen Missionsbundes. I und II. Von Berlin 377. 426
Die evangelische Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika. Von Winkelmann 414
Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein. Von Arndt 456
Wie es in den einheimischen Gemeinden auf Hawaii steht. Vom Herausgeber 467
Der Studentenbund für Mission. Vom demselben 477
Die römische Mission in deutschen Schutzgebieten. Von Prinz von Arenberg 480
Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft. Von Zahn 489
Das Christentum in Uganda. Von Julius Richter 538
Der Jerusalems-Verein Von Schlicht 566
Der Berliner Frauen-Verein. Von Gottschalk 572
Die Schreckenstage von Sirabe. Von Kurze 575
Missionsrundschau:
China. Von Grundemann 40. 88

Digitized by Google

Britisch-Indien. Von demselben 137. 187. 283
Japan. Vom Herausgeber 521
Gemischte Zeitung. Vom Herausgeber . . 86. 134. 187. 241

II. Theoretisches, Apologetisches und Polemisches.

Nationalität und Internationalität in der Mission. Von Zahn 49
Ein kolonialpolitisches Programm. Vom Herausgeber . . 79
Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein in Japan. Von demselben 82
Zur jüngsten Kolonialdebatte. Von demselben 235
Die Missionsabteilung der deutschen Kolonialausstellung. Von Merensky 337
Paulus als Typus für die evangelische Mission. I und II. Von Stosch 345. 393
Der Durchschnittshindu. Von Haigh 384
Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien? I und II. Von Fabarius 504. 557

III. Religionsgeschichtliches.

M. Müllers Psychologische Religion. Vom Herausgeber . . 484

IV. Litterarisches.

Andreas: Die Babis in Persien 533
Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel 533
Brincker: Aus dem Hererolande 296. 344
Christ: Madagaskar einst und jetzt 533
Faber: China in historischer Beleuchtung 94
Falke: Buddha, Mohammed, Christus 436
Fitzner: Deutsches Kolonial-Handbuch 536
Flügel: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker . . . 343
Führer durch die Baseler Missions-Litteratur 344
Geschichten und Bilder aus der Mission, Heft 14 199
Grundemann, Neuer Missions-Atlas 47
— — Vater Christliebs Abendunterhaltungen 198. 344
— — Missionsfeste und Missionspredigtreisen 585
Hensolt: Nach dem Palmenlande 533
Hofstätter: Die Berechtigung und Schranke der Frauenmission . . . 200
Jakobsen: Reise in die Inselwelt des Banda-Meeres 244
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1896 199
Jaus: Meine Heimreise aus dem Heidenland durchs heilige Land . . 533
Kähler: Jesus und das Alte Testament 96
Keller: Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam . . . 534
Kühnle: Die Arbeitsstätten der Baseler Mission 200
Lepsius: Armenien und Europa 583
Löhr: Der Missionsgedanke im Alten Testament 438
Meinecke: Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1896 439
Missionen, Die evangelischen, in den deutschen Kolonien 296
Missionsbilder mit Versen 585
Der Missionsfreund 199
Missionskalender, Evangelischer, 1897 533
Missionsnachrichten über Frauenmission in der Heidenwelt 244
Missionsschriften, Neue, in farbigem Umschlag für Kinder 344

Digitized by Google

Müller: Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo 534
Müller: Theosophie oder psychologische Religion 484
Oehler: Bilder aus Japan 533
Palmzweige aus der ostindischen Mission 244
Plath: Goßners Segensspuren in Nordindien 536
Posselt: Der Kaffernmissionar 344
Reichelt: Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine 584
Remus: Soll ich Mission treiben? 344
Richter: Mission und Kolonialpolitik 344
de le Roi: Ferdinand Christian Ewald 534
Schneider, Dom Fani 95
— — 4 Missionserzählungen für die Jugend 533
Seidel: Geschichten und Lieder der Afrikaner 534
Steiner, Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste . . . 533
— — Wieder in Kumase 533
Stosch: Paulus als Typus für die evangelische Mission 534
— — Im fernen Indien 535
— — Mission und soziale Frage 344
Thomä: Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus 534
Walz, Die äußere Mission und unsere Kolonialverhältnisse 244
Warneck: Evangelische Missionslehre. III 535
— — Mission in der Schule 536
Wenderlein, Zimba 533
Zeitschrift, Neue kirchliche 247

V. Beiblatt.

Die Wandlungen im Volke der Kols nach fünfzigjähriger Goßnerscher Missionsarbeit. Von Hahn 1
Neueste Nachrichten über Miß Taylors Tibetische Pionier-Mission . . . 12
Eine Evangelisationsarbeit durch einen Laien in Fukien (China) . . . 15
Daulat. Von einer deutschen Senanalehrerin 17
Die Beschuldigung der chinesischen Missionare als Kindermörder. Von Dietrich 30
Rechtstitel und Kraft der Mission. Von Prof. D. Kähler 33
Die gegenwärtigen Aussichten für das Christentum in China. Von Missionar Genähr 38
Bilder aus Kaiser-Wilhelmsland. Von N. Grundemann 49
Wieder in Kumase. Von Missionar Ramseyer 62
Die China-Inland-Mission. Von P. Hartmann 65. 81
Georg Müller, der Patriarch und Prophet von Bristol 88

Digitized by Google

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Abetifi, Miss.-Stat. 157.
Abokobi, Miss.-Stat. 156.
Abuhajatjan, Hagop, P. 244.
Aburi, Gesundheits-(Miss.-) Stat. 155.
Ada, Miss.-Stat. 155 f.
A-den-bang, chines. Dorf 82.
Afrika 212 ff.
Afrika-Verein, evang. 419.
Ahmednagar-Distrikt 296.
Akem, Landschaft 156.
Akropong, Miss.-Stat. 156.
Alaotrasee 441.
Alaska 208 f.
Albrecht, Rev., Dr. 465.
Alby, madagass. Resident 445. 448. 577. 581 ff.
A Liang, Ziang, chines. Gehilfe Bbl. 70 ff.
Alibagh 295.
Allahabad 194.
Althaus, Miss. 252.
Ambato, Miss.-Bezirk 170.
Ambatomainty, katholische Miss.-Stat. 442.
Ambatomena, Missions-Filiale 577.
Ambatondrazaga, madagass. Stadt 445.
Ambiatibe, madagass. Ort 442.
Ambohimanga, madagass. Stadt 445.
Ambohimasina, Missions-Stat. 106
Ambohimasoa, Miss.-Stat. 453.
Ambohipiantrana, Aussätzigen-Niederlass. 575. 578.
Ambositra, Miss.-Station 176. 446.
Amedschovhe, Miss.-Stat. 500.
Amoy, Insel 92.
Andersson, Miss. 379.
Andriambelo, madagass. Hofprediger 178.
An-hsien, Miss.-Stat. 88.
Ankaratragebirge 575.
Anosivola, madagass. Dorf 441.
Antananarivo, Hauptstadt von Madagaskar 97 ff. 162 ff. 575.
Antigua, Insel 203.
Anum, Miss.-Stat. 157.
Aoki, japanischer Kandidat 461. 463.
Arawakken 206.
Arenberg, v., Prinz 480 ff.
Arendrup, Arzt 270.
Arff, Miss., Bbl. 55, 409 ff.
—, —-Frau 409 f.
Argaud, Sergeant 578.
Arier, Bergstamm 292.
Arjun-Singh, ind. König 309.
Arivonimamo, Miss.-Stat. 104 f. 177.
Armenien 583.
Armenier, evangel. 135.
Arndt, Pred., Dr. 456 ff.
Arthington, Robert 358.
Asante Bbl. 63 f.
Ashley Down, Stadt, Bbl. 93.
Ashmore, Dr. W. 124.
Asien 217 f.
Assam 197 f. 268. 334 f.
—-Kolonie 269 f.
Association, Intercollegiate Young Men's Christian 123.
Astrolabe-Bai 304. 408.
Atlay, Miss. 187.
Aurangabad, Missionsgemeinde 296.
Ausbildung der Miss. v. Berlin I 111 ff.
Australien 216 f.
Autenrieth, Miss. 161.

Babis, die, islamit. Sekte 583.
Babvendi, Bantustamm 379.
Badegama, Miss.-Station 281.
Bär, Miss. 245.
Baganda 540 ff.
Bagbag, Insel, Bbl. 56.
Bahr, Norweger 270.
Baldwin, Miss., Bbl. 43.
Balige, Miss.-Stat. 74, 199.
Bamasuta, Miss.-Station 553.
Bamler, Miss. 374 f. 407.
Banda-Meer 244.
Bantama, Ort in Asante, Bbl. 64.
Banza Manteke, Missions-Station 378.
Barbadoes, Insel 203.
Barisal, Miss.-Stat. 280.
Barkemeyer, Miss. 78. 411 f.
Barma 139.
Basarur, Miss.-Stat. 292.
Basetkundi, Missionsgemeinde 270.
Bassein, Miss.-Stat. 295.
Basundi, Bantustamm 379 ff.
Batäla, Miss.-Stat. 192.
Batsch, Miss. 225.
Baur, D. 493.
Bavendaland 119.
Baviaanskloof (Gnadenthal), Miss.-Stat. 212.
Baziya, Miss.-Stat. 214.
Beauchamp, M., Miss., Bbl. 79 ff.
Bebel, Abgeordneter 238.
Becker, Miss. (Berlin III) 421.
—, — (rhein.) 68.
Begoro, Miss.-Stat. 156.
Beisenherz, Miss. 261.
Belboni, Ort 223.
Bellon, Miss.-Kaufmann 243.
Benagaria, Dorf 226.
Benares, Missions-Stat. 280.

Digitized by Google

Benediktinerkloster von St. Ottilien 481.
Bengalen 139. 195. 280.
Bererika, Miss.-Stat. 106.
Berg, Norweger 270.
Bergdamra 17 f.
Berger, Missions-Direktor Bbl. 68.
Bergmann, Miss., 56 ff. 359. 363. 375 f. 408 ff.
Berhampur, Miss.-Stat. 280.
Berlin, Pastor 377 ff. 426 ff.
Berthieu, Jesuitenpater 442.
Besant, Frau 254.
Betafo, Miss.-Stat. 577. 583.
Betdjala, Miss.-Station (Jerusal.-Verein) 569.
Bethel (Bonaku), Miss.-Stat. (Kamerun) 158.
— —, -Miss.-Station (Berlin III) 424.
Bethesda, Findelhaus in Hongkong 572.
Bethlehem, Anscharidakonissenhaus 493.
—, Miss.-Stat. (Jerusalems-Verein) 568 f.
Betigeri, Miss.-Stat. 296.
Betsileo, Provinz von Madagaskar 273. 575.
Bewegungen, christenfeindliche, in China 21 ff.
Bhagulpur, Miss.-Station 222
Bibelfrauen in Indien 189.
Binder, Pfarrer 502.
Bing-jai, Miss.-Stat. Bbl. 77.
Binkley, Miss. Bbl. 40.
Birnie, Rev. 474
v. Bismarck, Fürst 52.
Bismarck-Archipel 302. 482.
Bistum, preuß.-engl. zu St. Jakob in Jerusalem 567.
Bizer, Miss. 243.
Blackledge, Miss. 554.
Blaue Berge 294.
Blindow, Frl. Elsbeth 573.
Blomstrand, Miss. 257.
Bluefields, Miss.-Station 204. 241.
Blutbad von Ku-tschheng 31 ff.
Boateng, Katechist Bbl. 64.
Bodding, Norweger 270.
Bögner, Direktor d. Paris. Miss.-Gesellschaft 456.
Börresen, H. P. Miss. 220 ff. 263 ff.
Börrisson, Miss. 434.
Bösch, Miss. 56. 363 f. 411 f.
Böttcher, Pastor 572.
Bogadjim, Miss.-Stat. 78. 304 Bbl. 55 ff. 367. 408 ff.
Bombay 281.
Bonaberi, Miss.-Stat. 158 160
Bonai, ind. Tributstaat 330.
Borbein, Frl. Lydia 573.
Borchgrevink, Dr., Miss.-Superint. 101. 103. 169. 179. 273. 275 f. 454. 576. 583.
Borneo 67 ff.
Botshabelo, Miss.-Station 118.
Boy, Miss. 316.
Braches, Miss. 70.
Brandt, Frl. Luise 573.
Bremen 492 ff.
Bresson, Dr. 274
Brewster, W. N., Baptistenmissionar Bbl. 157.
Bristol Bbl. 88.
Britisch-Indien 137 ff. 187 ff 217. 283 ff.
— —-Kaffernland, Konferenzkreis 115.
British College Christian Union 125.
Brown, Miss. 342.
Brown-Inseln 242.
Bruck, Prof 505. 557.
Brüdergemeine 61. 87 f.
Buchner, C., Miss.-Direkt. 12. 202 ff
Buddhismus 437
Buea, Bergdorf in Kamerun 158.
Büchsenschütz, Pastor 453. 517 f.
Buckholdt, Miss.-Arbeiter 263. 270.
Burdwan, Miss.-Stat. 280.
Burroughs, W. E., Rev. 130.
Burumana, Bergort in Kaiser Wilhelms-Land 410.
Buxar, Miss.-Stat. 322.
Byron, Frl. Bbl. 84.

„Cambridge-Schar" Bbl. 79 f.
Campbell, Sir George, Vizegouverneur 231.
Canada 208.
Carey, William Bbl. 45.
Carmichael, T., Rev. 195.
Carnarvon, Miss.-Station 12 f.
Cassels, W. W., Miss. 25. Bbl. 79 f. 81.
Cazet, Bisch. 452 f.
Chaibasa, Miss.-Station 307 f.
Chainpur (Büchselpur), Miss.-Stat. 313.
Chakradharpur, Missions-Station 307.
Chalkat, Dörfchen 310.
Changbhukar, ind. Tributstaat 330.
Chapra, Miss.-Stat. 322.
China 21 ff. 40 ff. 76 f. 88 ff. 94 f. 145 f. 152 ff. Bbl. 38 ff. 456 f. 465 ff. 521.
—, Arbeitsgebiet von Berlin I 120.
Chot, Außenstation 219.
Christaller, Joh. Gottlieb, Miss. 136 f.
Christenverfolgung i. China 43
Christiansborg, Missions-Station 155 f.
Christlieb, Max, Pfarrer Dr., Miss. 459. 461.
—, Frau Dr. 462. 464.
Chutia Nagpur, ostind. Land (Chutia-Nagpur-Division) 307. 330 ff.
Clarke, G., Frau Bbl. 82 f.
Clemen, Karl, Lic. Dr. 122 ff.
Codrington, Frl., Miss.-Schwester 33 f.
Coimbatore, Miss.-Stat. 256. 259.
Cokes, Dr. 282.

Digitized by Google

Coles, Miss. 274.
Combes, Oberst 442.
Cotta, Miss.-Stat. 281.
Cousins, G., Rev. 177.
—, W. E., Rev. 130.
Crouzet, Lazaristenbischof 454.
Culwa, Miss.-Stat. 280.

Dahle, Lars, Pastor 179.
Dakka, Miss.-Stat. 280.
Dakura, Miss.-Stat. 205.
Dalindyebo, König der Tembu 214.
Dallmann, Kapit. 302.
Dalton, Hermann 82 ff.
Dampier-Insel (Karkar), Miss.-Stat. 77 f. Bbl. 55 f. 364. 370. 373. 412.
Darbangha, Miss.-Stat. 322.
Dardschiling, Miss.-Stat. 89. 335.
Dar-es-Salaam 414 f.
Dassel, Miss. 78. 412.
Date, Außenstation 156.
Daud Birsa, ind. „falscher Messias" 310 f.
Daulat, junge Indierfrau Bbl. 17 ff.
Davis, D., Miss. 180 ff.
Deckert, Miss. 407.
Delalbre, Sergeant 578 ff.
Demerara 208.
Denninger, Miss. 68.
Deportation 504 ff. 557 ff.
Desgraz, Frl. Bbl. 70.
Deutsch-Ostafrika 214 f. 482.
— — —, Konferenzkreis 119 ff.
Deutsch-Südwestafrika 13 ff.
Dharwar, Stadt u. Miss.-Stat. 148. 150.
Diadia, Miss.-Stat. 378 f. 431. 433 ff.
Diakonissenverein, Rhein.-Westfäl. 567.
Dierks, Auguste, Missionarin 458.
Dietrich, Miss. Bbl. 16. 77. Bbl. 30 ff
Dinadschpur, Miss.-Stat. 280. 335.
Dindigal, Miss.-Stat. 257.
Djurong, Miss.-Stat. 68 f.
Döring, Miss. 424.
Doreh, Ort auf Neu-Guinea 301. 358
Dröhse, Miss. 222.
Dschalna, Miss.-Stat. 295.
Dschessor, Miss.-Stat. 280.
Duchesne, General 98. 100 ff. 106. 172. 273.
Dudhiani, Miss.-Sat 230. 233.
Dumont d'Urville, Admiral 304.
Duret de Brie, französ. Syndikat 443 f.
Duro, Dorf in Asante Bbl. 64.
Duta, Henry, eingeb. Geistlicher in Uganda 541.

Ebbell, Dr, Miss.-Arzt 575 f.
Ebenezer, Miss.-Stat. (Santhal) 226. 233.
Edea, Ort in Kamerun 161.
Egede, Pastor 211.
Egenäs, Miss. 106.
Eich, Miss. Bbl. 55. 373 408 f.
Eltz, Baron v., Stationsvorsteher von Langenburg 215 237 f.
Elwes, Archidiakon 290.
Emerson, O. P., Miss. 468. 474.
Endeavour Societies 91.
Engh, Kolonist 274.
—, Miss. 273. 275. 445. 576 ff.
Engwall, Miss. 378.
Ephrem, Miss.-Stat. 206.
Erhardt, John, Miss. 209.
Erima, Kolonial-Stat. 304.
Erode, Miss.-Stat. 256.
Erziehungswesen, christl., in Indien 150 f.
Escande, Miss. 454.
Eskimo 210.
Etembeni, Miss.-Stat. 213.
Evangelisationsbestrebungen in Indien 190.
Evans, F. H. 227 f.
Eyheland 498 ff.
Ewald, Ferdin. Christian 534.

Fabarius, E A. 504 ff. 557 ff.
Faber, Ernst, Miss. 94 f. 457. 465 f.
Fabricius, Miss. 353.
Fahawalos, madagass. Raubgesindel 441 ff.
Fakire, christliche 192.
Fandriana, Miss.-Stat. 446.
Fanompoana-System 165 f.
Faulding, Miß Bbl. 67. 69.
Fay, Miß Bbl. 83.
Feige, Miss. 69.
Felix, Jesuitenpater 274 f. 452.
Fenchel, Miss. 17.
Feng-tschau, Miss.-Platz 89.
Fianarantsoa, madagass. Stadt 446. 576.
Fjelsted, Peter, Miss. 224.
Finsch, Fr. 299. 302.
Finschhafen 302 f.
Fisher, Miss. 549. 552 f. 556.
Flierl, Miss. Bbl. 54. 363. 374 f. 406 f.
Floden, Miss. 434.
Focke, Dr., Generalkonsul 466.
Föreid, Marie, Diakonisse 576. 578 f. 582.
Fontanié, Pater 453.
Formosa, Insel 521 f.
Fournier, Sekretär 577. 580.
Fox, Rev., Direktor der Ch. M. Soc. 87.
François, H. v., Premierleutnant 19 f. 562.
Franklin-Bai 411.
Franson, Miss. 88 f.
Frauenmission 244. Bbl. 82 f.
— —, Berliner, für China 572 ff.
Freund, Dr., Regierungsrat 505.
Friedrich Wilhelm IV. 52.
Friedrich-Wilhelmshafen 305. 410.
Frobenius, Dr., Miss.-Arzt 360 f. 369. 409 ff.

Digitized by Google

Fuh-kien, Provinz 31. 92.
Fung-hua, Stadt u. Miss.-Stat. Bbl. 69. 76.
Fung Tschi-pao, chines. Christ Bbl. 74.
Futschukphai, Miss.-Stat. 152.

Gabelentz, v. d. 362.
Galliéni, General 449.
Gangpur, Tributstaat 330.
Garhwal, Miss.-Stat. 89.
Garrett, Ch., Vorsitzender der wesleyan. Konferenz 128.
Gaspa-Riko, Insel 242.
Gefängnis-Gesellschaft, Rhein.-Westfäl. 504 f.
Gehring, Miss. 261.
Geißler, Miss. 301. 358.
Genähr, Miss. Bbl. 38 ff.
Gensichen, Miss.-Direktor 110 ff.
Georgie, Dr. 35.
Gerbinis, Vicepresident 577 ff.
Gerdes, Diakon 420.
Gerike, Miss. (Hall.-Dän.) 282.
Gewerbeausstellung, Berliner 337.
Ghazipur, Miss.-Station 321.
Gibeon, Miss.-Stat. 17.
Gibson, Frl. Bbl. 83.
Gillison, Dr. 130.
Giris, Miss.-Filial 17.
Gleiß, Miss. 424.
Gnatong, Bbl. 12 ff.
Gobat, Bisch. 567.
Göttmann, Miss. 419.
Goldküste 145 f. 155 ff. 533.
Gollock, Frl. 191 f. 195.
Gorakpur, Miss.-Station 194 280.
Gordon, Frl., Missions-Schwester 31. 33 ff.
—, Miss. (Uganda) 552.
Goßner 536.
Gottschalk, Miss. 572 ff.
Go Uitik, chines. Lehrer 70.
Govindpur, Miss.-Station 312.
Gracias a Dios, Kap 205.
Grahamshall, Brüdergem. 208.
Grand, Ingenieur 44.
Grandidier, Reisender 450.
Graves, in madagassischen Diensten 164.
Gray, Frl. Bbl. 84 f.
Green, Miss., Bbl. 65.
Greene, Rev. D. 465.
Greiner, Miss. 417. 425.
Greuel, türkische, in Armenien 134 f.
Greve, Naturaliensammler 108.
Grönland 211 f.
Grotefend, Frl. Mathilde, Lehrerin 573.
Grundemann, D. 40 ff. 51. 64. 88 ff. 137 ff. 187 ff. 200. 247. 283 ff. 297 ff. Bbl 49 ff. 357 ff. 405 ff. 585.
Günther, Miss. 552.
Gützlaff, Dr., Miss. 217. Bbl. 38. 45.
Guinneß, Geraldine, Frl. Bbl. 86.
Guldbrandsen, Miss. 273. 576.
—, Frau 577.
Gundert 1.
Guti, Miss.-Stat. 285 f.
Guyana 512. 515.

Hackmann, Heinr., Licent. 467.
Hägert, Miss.-Arbeiter 233.
Hahn, Ferdinand, Miss. Bbl. 1 ff 329 ff.
—, Hugo, Dr., Miss. 136.
Haifa 571.
Haigh, methodist. Miss. 384 ff.
Hall, M. J., Rev. 191. 550.
Hamberg, Miss. 145. 152.
Hamburg 492 f.
Hamm, Reichsstaatsanwalt 505.
Hang-tschou Hauptstadt der Provinz Tsche'-kiang u. Miss.-Stat. Bbl. 65 ff.
Hanke, Miss.-Arbeiter (Tischler) 410.
Hanson, Katechist Bbl. 63.
Harms, L., 53.
Hartford, Frl., Miss.-Schwester 33.
Hartmann, F., P. 21 ff. Bbl. 65 ff. 81 ff. 573.
Hatzfeldhafen 304 f. 364. 408.
Haven, Jens 209.
Havstad, Diakonisse 578.
Hawaii-Inseln. 467 ff.
Hazaribahg, Distrikt 330. 332 ff.
Heber, Reginald, Bisch. 276 ff.
Hebich, Miss. 145.
Hebron, Miss.-Stat. (Jerus.-Verein). 569.
Hegner, Miss. 17.
Heidenpredigt i. China 152.
— — — i. Indien 148 f.
Heidenschulen, ind. 148.
Heiligungsbund von Orebo 89.
Heller, Miss.-Kaufm. 248.
Helmich, Miss. 78. 411 f.
Hendrich, Miss. 68.
Hereroland 13. 296
Heuman, Schwede 270.
Hey, Dr. 243.
—, Miss. 217.
Hilfskomitee, Pariser Luther. 456.
Hill, David, Miss. (Wesleyan.) Bbl. 77 f. 80.
Himalaya 89.
Hindu 385.
— —, Durchschnitts- 384 ff.
Hing-hua, chines. Gemeinde Bbl. 16.
Hinnen, Miss.-Stat. 152
Hiroi, japan. Kandidat 461. 463.
Hirth, Bisch. 556.
Ho, Miss.-Stat. 493 f. 500.
Hoachanas, Miss.-Stat. 17.
Hock-tschiang, Stadt 86.
Hoffenthal, Miss.-Stat. (Brüdergem.) 210.
Hoffman, Miss. (Rhein.) 409 f.
Hofmann, Miss. (Leipzig) 251.
Hoh, Miss. 407.
Hohenfriedberg, Miss.-Station 422 f.
Ho-kheo, Stadt Bbl. 84 f.
Hokkaido, Insel 527.
Hockschuha, Miss.-Stat. 152.
Holländisch-Guyana 206.
Holst, Pastor 416.
v. Holtzendorff 504.

Digitized by Google

Hongkong, Miss.-Stat. 45 f. 152.
Hongo (Stadtviertel v. Tokio)-Gemeinde 462.
Honor, Miss.-Stat. 147.
Honoré, Miss. 498.
Hoop, Miss.-Stat. 206.
Horden, Miss.-Bisch. 199.
Hoschuwau, Miss.-Stat. 152.
Hoste, D. E., Miss. Bbl. 79 f. 81.
Hova 171.
— -Armee 162.
Hßi, chines. Christ Bbl. 80 f.
Hua-ßang, (Ku-tschheng) Stadt 21.
Huang-jen, Stadt und Außenstat. Bbl. 71 f.
Hung Deh-ying, chines. Christ Bbl. 15 f.
Hung-thung, Stadt Bbl. 81.

Jackson, Miss.(engl.-kirchl.) 26 Bbl. 70.
Jacobi, v., Exzellenz 337.
Jadje, ostafrik. Dorf 421.
Jänicke, Miss. (hall.-dän.) 282.
Jaffa, 571.
Jala, Außenstat. 316 f.
Jalpaiguri, ind. Ort 335.
Jamaica 203 f.
James, Miss. (Ch. J. Miss.) Bbl. 77.
Jamtara, Miss.-Stat. 229 f.
Jang-kau, Miss.-Platz 89.
Janjanana, Hovafestung 170.
Japan 82. 136. 456 ff. 475 ff. 521 ff. 533.
Japans christl. Gemeinden 135.
Jaspur, ind. Tributstaat 330.
Ja-tschëu, Stadt 28.
Jensen, Miss. Bbl. 12 f.
Jercaud, Miss.-Stat. 256.
Jerusalem 217.
— s-Verein 566 ff.
Jesuiten in Ostindien 313 f.
Ihlefeld, Präpositus 216.
J'-jang, Stadt Bbl. 84.
Jimba, Miss.-Stat. 249 f. 533.
Ikianjasoa, Berg 446.
Ikutha, Miss.-Stat. 249 f.
Imerimandroso, Miss.-Stat. 176. 441.
Imerina, Prov. v. Madagaskar 273. 441 f.
Indianerreserve 208.
Indien 145 ff. 253 ff. 535.
Industrieschulen i. Indien 190.
Inter University Christian Union 125.
Johannesburg 118.
Johannsen, Miss. (China) Bbl. 39.
Johannssen, Miss. (Ostafr.) 422. 424.
John, Griffith, Dr., Miss. 29.
Johnson, Miss.-Arbeiter (Santhal) 223. 226 ff.
— —, W., Miss. (Madagaskar) 104 f.
Jombe, Kolonialstat. 304.
Jones, W, Miss. 194.
Josua, borneс. Christ 69.
Jpiana, Miss.-Stat. 215.
Irle, Miss. 72.
Irmer, Dr., Landeshauptmann 242.
Islam 437. 534. 567.
Israel. eingeb. madagass. Lehrer 581.
Itasy-See 445.
Ittameier, Miss. 251.
Ju, Dr. u. Hauptmann Bbl. 84.
Jubiläum der Goßnerschen Mission 197.
Judd, hawaiischer Oberrichter 468.
Judt, Miss. 17.
Jü'-schan, Stadt Bbl. 84.
Jvohimena, Hovafestung 170.

Kaddapa, Miss.-Stat. 285.
Kähler, Prof. D., 96. Bbl. 33 ff.
Kaffraria 213 f.
Kaiserin-Augustastrom 304 408.
Kaiser-Wilhelmsland 10. 78. 297 ff. Bbl. 49 ff. 357 ff. 405 ff.
Kalakaua, König v. Hawaii 470 f.
Kalal, Tami-Insel, Miss.-Ort 372 407.
Kalifornien 208.
Kalikut, Stadt u. Miss.-Station 143 ff.
Kalkar, Dr. 264.
Kamehameha III. 470.
— IV. 470.
— V. 470.
Kamerun 145 f.
—, apostol. Präfektur 482.
Kammerer, Miss 38.
Kamswaga, König v. Koki 556.
Kamur, Dorf 294.
Kandy, Miss.-Stat. 231.
Kaneaukai, hawaiischer Gott 470.
Kanton 45. 47. 152.
—, Bezirk 120 f.
Kapland 11 f.
—, Konferenzkreis 114 f.
Karenen 139.
Karkala, Miss.-Stat. 292.
Kaschgar, Stadt 89.
Kaschmir 193.
Kasergod, Miss.-Stat., 292.
Kassi, Aufstand von 432.
Kasten-Hindus 143.
Katholikenversammlung in Dortmund 480.
Katschhwa, Miss.-Stat. 194.
Kattika, Dorf in Kaiser-Wilhelmsland 406.
Kayenne 512.
Kayintschu, Miss.-Stat 152.
Keetmannshoop, Miss.-Stat. 17.
Keller, Miss. 243.
Kessel, Miss. 73.
Kestel-Cornish, Bisch. 178.
Keta, Miss.-Stat. 493 f.
Keti, Stadt 148. 294.
Kharsawan, ind. Tributstaat 330
Khervarer, Volksstamm 221.
Khiung-tschëu. Stadt 28.
Khutitoli, Miss.-Stat. 312.
Kiananva, Abeli, Evangelist 428. 434.
Kia-ting, Stadt 28.
Kibunsi, Miss.-Stat. 378 428 433 f.
Kiesel, Miss. 315.

Digitized by Google

Kikuchi, japan. Kandidat, 461.
Kilborn, Dr. 26 f.
Kilbuck, Miss. (Vollblutindianer) 209.
Kilema, Miss.-Stat. 251.
Kilimandscharo 251.
Kimueri d. Große, ostafrik. Häuptling 422. 424.
Kimueri II., Häuptling 424.
Kinakulja, Miss.-Stat. 553.
Kinderheiraten (in Indien) 188.
Kingdon, Abrah. 163.
Kiniassi, ostafrikan. Häuptling 425.
Kinzler, Lehrer am Baseler Missionshause 85.
Kipanga, ostafrik. Häuptling 425.
Kisserawe, Miss.-Stat. 418 f. 425.
Klaus, Miss. 412.
Koba, Michael, Erstling v. Berlin III 421.
Kodakal, Stadt u. Miss.-Stat. 148 ff. 293.
Kolombo 282.
Kolonialausstellung, Deutsche 337.
Kolonialgesellschaft, Deutsche 508.
Kolonialkalender, Deutscher 439.
Kolonialpolitik 235 f.
Kolonialverhältnisse 244.
Kolonialzeitung, Deutsche 79 f.
Kolonien, Deutsche 296.
Kols, Bbl. 1 ff. 329 ff.
Komai, japan. Kandidat 461.
Kome, Insel 546. 549.
Kondeland 214 ff.
Konferenzen, Missionars-, in Indien 190
Kongregation der Oblaten 481.
Kongregation der weißen Väter 481.
Konstantinhafen 304. Bbl. 56.
Korea 521 f.
Korea, ind. Tributstaat 330.
Kornelius, Bergdamarahäuptling 18.
Kornelius, Miss.-Arbeiter 229 f.
Kotapâd, Miss.-Stat. 198.
Koto, Kameruner Christ 159 f.
Krämer, Miss. 187. 420 f.
Kramer, Miss. 75.
Kranz, Paul, Pfarrer 465 ff.
Krapf, Dr. 420. 424 f.
Kremer, Miss. 17 ff.
Kreuzigung, chines. 180 ff.
Kreyer, Miss. Bbl. 65 f.
Kriele, Ed., P. 10 ff. 67 ff.
Krobo, Ländchen auf der Goldküste 156 f.
Kroboberg 157.
Krohne, Geheimrat 50 f.
Kropf, D., Miss.-Sup. 115.
Krüger, Prof. am Pariser Miss.-Seminar 173. 275. 452. 454 ff.
Kuang-Hsü, Kaiser v. China 21.
Kuang-tung, chines. Provinz 21. 37 f.
Kühne, Dr, Leiter des Rhein. Miss.-Hospitals 77
Kuei-hwa-tscheng, Miss.-Platz 89. Bbl. 82.
Kuli 317 f.
Kulobob, Dorf in Kaiser-Wilhelmsland 412.
Kumase, Miss.-Stat. Bbl. 62 ff. 533.
Kunze, Rhein. Miss. 78. Bbl. 55. 363 f. 366 f. 370. 375. 409 f. 412 f.
Kupeberg 159.
Kurgland 147. 292.
Kurze, G., 97 ff. 162 ff. 271 ff. 441 ff. 575 ff.
Kussaie, Insel 242 f.
Ku-tschheng, chines. Kreisstadt 32. 465.
Kwafo, Katechist, Bbl. 63 f.
Kwala-Kuron, Miss.-Stat. 69.
Kwang-ßin-Fluß Bbl. 83 ff.
Kwei-khi, Stadt Bbl. 84 f.
Kyebi, Königsstadt v Akem 156.
Kyelang, Miss.-Stat. 218.

Labrador 209 ff.
Lacroix, Bengali-Prediger 280.
Lagos, Stadt 65.
La Grange, Milizkommandeur 582.
Langheinrich, Miss. 424.
Laroche, H., Gen.-Resident 172. 271 f. 449. 453.
Lategahn, Miss. 69.
Lauga, Pastor bei der Pariser Evang. Miss.-Gesellschaft 173. 275. 452. 454.
Leakey, Miss. 556.
Lechler, Miss. 38. 145.
Legge, Dr. James Bbl. 48.
Leh, Miss.-Stat. 218.
Lehmann, Miss. (ind.) 243.
Le Myre de Vilers, Gen.-Resident 98. 455.
Lepsius 583 f.
Leutwein, Major 13 f. 17.
Ley, Dr., Miss.-Arzt 187.
Liang-jong, chines. Christ Bbl. 71.
Liberia 145.
Lieber, Dr., Abgeordneter 238 240.
Li Hung-tschang, Vizekönig 22. 24. 466.
Liliuokalani, Königin von Havaii 472.
Lilong, Miss.-Stat. 152.
Liu-Pin-tschang, Vizekönig 287.
Livingstone 351. 560.
Lloyd, Miss. 549.
Lobethal, Miss.-Stat. (Kamerun) 159 f.
Loharano, Miss.-Stat. 445. 577.
Lohardagga, Stadt, Miss.-Stat. u. Distrikt 2. 315. 330. 332 ff.
Lome, Küstenstadt u. geplante Miss.-Stat. 500.
Londe, Transportstation (Kongo) 431.
Louis, Frl., Miss.-Lehr. 70.
Lu-ngan, Stadt Bbl. 82.

Maaß, Miss. 419 f.
Mac Carthy Bbl. 67 f.
Mackay, Al, Miss. 544 ff.
Mackenzie, Colin, Generalmajor 264.
Mackintosch, Frl. Bbl. 84 ff.

Digitized by Google

Mac Mahon, Miss. 105 273.
Madagaskar 97 ff. 162 ff. 271 ff. 441 ff. 474 ff. 515 f. 533.
Madras 282.
— Präsidentschaft 139.
Madras-Distrikt 255 f.
Madschame, Miss.-Stat. 252.
Madura, Miss.-Stat. 257.
Maharero, Samuel, Herero-Oberhäuptling 15.
Majaveram, Miss.-Stat. 258.
Maier, jun., chines. Miss. 38.
Maison, Sergeant 578.
Majunga, Hafenstadt 98.
Makkovik-Bucht 210
Maklay, Miklucho, Naturforscher 408.
Malabar, ind. Distrikt 147 ff. 292 f.
Malala, Ort in Kaiser-Wilhelmsland 411.
Malmaison, Miss.-Stat. 213.
Malpas, Städtchen in Wales 276.
Mambe, Miss.-Stat. 252.
Mambhum, Distrikt 330. 332 ff.
Manalur, Miss.-Stat. 292.
Mananara, Fluß 442.
Manandona, madagass. Ort 443. 446.
Manarintsoa, madagass. Ort 444.
Mandheling, Landschaft 72.
Mandridrano, Miss.-Stat. 105. 177.
Maneromango, ostafrik. Dorf 419.
Mangalur, Stadt u. Miss.-Stat. 147 f. 150.
Mangamba, Miss.-Stat. 159.
Mangari, Miss.-Stat. 194.
Mangoro, Fluß 443.
Manjakandriana, madagass. Ort 443.
Maples, Miss.-Bisch. 187.
Mapoon, Miss.-Stat. 217.
Maraga, Kolonial-Stat. 304.
Marâtha- (Mahratta-) Gebiet 295 f.
Marienstift, Kinderhospital 567.
Marschall-Inseln 242.
Marshall, Frl., Miss.-Schwester 31. 33 f.
Maruyama, japan. Pred. 461. 463.
Maschonaland, Konferenzkreis 120.
Ma-tschëu, Stadt 28.
Matthes, Miss. 144.
Mbalu, ostafrik. Dorf 424.
Mbungu, Miss.-Stat. 249.
Mc Arthur, amerik Baptistenprediger 467.
Meadows, Miss. Bbl. 70.
Medjit, Insel 242
Medingen, Miss.-Stat. 119.
Meisenholl, Miss. 20.
Melrosapuram, christl. Kolonie 289.
Mengo, Hauptstadt von Uganda 538 ff.
Menken, Pastor 493.
Mercier, auf Madagaskar ermordeter Franzose 443.
Merensky, Miss.-Inspektor 49. 53. 60. 63 f. 337 ff.
Messih, Abdul, ind. Christ 281.
Meyer, E., Pastor bei der Paris. Miss.-Gesellschaft 454.
—, F. B., Rev. 130.
Michaud, Ingenieur 444.
Middleton, Bisch. 278.
Mien-tscheo, Miss.-Stat. 88.
Mien-tschuh, Miss.-Stat. 88.
Millar, Miss 552.
Miller, Dr. 255.
Minami, japan. Prediger 459. 461 f. 464.
Miokesen 303 f.
Mioko 303.
Miri, Fluß auf Borneo 69.
Mission, ärztliche, in China 89 ff.
—, —, — Indien 148.
—, amerikan 135.
—, Basler 145 ff. 200. 292 ff.
—, Bata- 71.
—, Buschland- 207 f.
—, chines., in Bandjermasin 69 f.
Mission, Frauen- 200.
—, Ganges- 321 f.
—, Goßnersche Bbl. 1. 307 ff.
—, (heil. Herzen) 482.
—, Herero- 296.
—, Hermannsburger 287. 490.
—, Himalaya- 584 f.
—, Indianer- 208.
—, Juden-, in Indien 191.
—, kathol, auf Madagaskar 451.
—, Koi- 286.
—, Kolonial- 858.
—, Kongo- 377 ff. 426 ff.
—, kongregationalistische 529 ff.
—, Leipziger 249 ff.
—, Madagaskar- 175 f
—, Missionary, to Men 87.
—, Mohammedaner- 71 f.
—, Neuendettelsauer, 305. 405 ff.
—, ostafrikan. 249.
—, Pionier-, Tibetische, Bbl. 12 ff.
—, Quäker- 88.
—, Rheinische 10 ff. 67 ff. 407 ff.
—, römische (deutsche Schutzgebiete) 480 ff.
—, Santhal-, skandinavische 220 ff. 262 ff.
—, Senana- 189.
—, Toba- 74.
—, Uganda- 537 ff
—, Wakamba- 249.
Missionare, chines. Bbl. 30 ff.
—, dänisch-hallische 61.
Missions-Anstalt, Basler 145.
Missionsatlas, Grundemanns 47 f.
Missionsausstellung 8 f.
Missionsbeiträge, großbritannische 86.
— —, nordamerik. 86.
Missionsbund, schwedischer 377 ff. 426 ff.
Missionsfeld v. Berlin I. 133 ff.
Missions-Frauenarbeit (Norddeutsche Mission) 494 ff.

Digitized by Google

„Missionsfreund", der 199.
Missionsgemeinde von Berlin I. 110 ff.
Missionsgesellschaft, allgem. evang.-protestant. Miss.-Verein 456 ff. 525.
—, American Board 88. 123. 135 f. 257. 281. 295. 474 ff. 529 ff.
—, American Reformed Presbyterian Mission 289 295.
—, Allianzmission, deutsche 89, Bbl 86.
—, Allianzmission, schwedische 88 ff.
—, anglikan. 178. 180.
—, Ausbreitungsgesellschaft (hochkirchl.) S. P. G. 287. 290 f. 296. 315 ff.
—, Baptisten, amerikan. 25. 197 f. 223. 227 ff. 283 f. 319. 377 f.
—, Baptisten, engl. 88. 195 f. 223. 263. 280.
—, Baseler 243 f.
—, Berliner (I.), 110 ff.
— —, (II.), s. Goßnersche.
— —, (III.) 414 ff. 490.
—, Brüdergemeine 193. 201 ff.
—, China-Inland-Mission 25. 88 f., Bbl. 65 ff. 81 ff.
—, engl.-kirchl. (Ch. M. Soc.) 31. 86 ff. 139. 192. 194 f. 222. 280 f. 286. 290 f. 295. 475.
— finnische (Freikirche v. Finnland), neue 89.
— Freikirche 196. 295.
—, Friends 177. 180.
—, Goßnersche 197.
—, Hova- 178. 180.
—, Indian Home Mission to the Santhals 220 ff. 226 f.
—, kanadisch-methodistische Mission 25. 88.
—, Königsberger 489.
—, Leipziger 62. 288 f.
—, Livingstone Inlandmission 377 f.
—, Londoner 88. 176. 180. 194. 196. 280 f. 285. 292. 301. 359.
Missionsgesellschaft, Lutheraner, amerikan. 287.
—, methodistisch-bischöfl. Mission 25. 88.
—, Neuendettelsau, Bbl. 54. 358 ff. 365.
—, norddeutsche 489 ff.
—, norwegische 179 f.
— —, neue 89.
—, norwegisch-luther. Amerikas 179 f.
—, ostfriesische 490.
—, Pariser evangel. 178 f. 275.
—, Rheinische 67 ff., Bbl. 55. 358. 360. 365. 490.
—, Schlesw.-Holst. 198. 490.
—, Schottische Freikirche (Free Church, F. C.) 289.
—, Schottische Staatskirche 335.
—, Universitäten-Mission 187.
—, Utrechter 301.
—, Wesleyan. Methodisten 287.
Missions-Handlungs- und Industrie-Gesellschaft, Basler 151.
Missionshaus, katholisches (Luxemburg) 481.
— — (Missionare v. h. Herzen) 481.
— — (Priester v. göttlichen Wort) 487.
— — (Pallotiner) 481.
— — (Väter v. heil. Geist) 481.
Missionskonferenz, allgem., in Allahabad 232.
—, studentische, in Liverpool 122.
Missionslehre, evangelische 535.
Missionsleistung, deutsche 5 f.
Missionssinn, Belebung desselben 86 f.
Missionsverein, allgem. evangel.-protestant. 82 ff.
Missionszensus v. Indien 137 ff
Mlalo, ostafrikan. Ort 423.
Mohammedanismus 534.
Mohn, Miss. 288 f.
Moi-lim, Miss.-Stat. 38. 44. 152 f.
Moltke, dänischer Graf 270.
Molyneux, auf Madagaskar ermordeter Franzose 443
Mongo Mbidi, Berg 378.
Moody, Mr., Evangelist 123.
Moore, Miss.-Bisch. 187.
Moschi, Miss.-Stat. 251.
Moskitoküste 204 ff. 241.
Muanga, König v. Uganda 544.
Müller, Chr, Miss. (indischer) 243.
—, Georg Bbl. 88 ff.
—, M., Oxforder Gelehrter 484 ff.
—, Major 14.
Muir, Sir William 263.
Mukimbungu, Miss.-Stat. 378 f. 429 f. 433 f.
Mulki, Miss.-Stat. 292.
Mundakayam 292.
Munthe-Kaas, Pastor 276.
Munzinger, Karl, Miss. 458. 461.
Muriaro, Außenstation 322.
Musa Jubaganda, abfäll. Christ in Uganda 539.
Muston, Schwede 270.
Muzafferpur, Miss.-Stat. 322.
Mwenzange, ostafrik. Dorf 420.
Mysore, Stadt 385.
—, Stadtbezirk 391.

Näther, Miss., 288 f.
Naidupett, Miss.-Station 287 f.
Nain, Miss.-Stat. (Brüdergemeine) 210.
Nalumozi, Miss.-Stat. 553.
Namaland 18.
Nanatonana, Festung 576.
Narowal, Miss.-Stat. 192.
Nasik, Miss.-Gem. 295.
Natal, Konferenzkreis 117.
Needham, Miß 72.
Nellur, Miss.-Stat. 281.
Nestorianer in Indien 283.
Neu-Guinea 76 f. 297 ff. 482.
—-Kompagnie 302.

Digitized by Google

Neu-Kaledonien 512 f. 515.
Newcombe, Frl., Missionsschwester 31. 33.
New Guinea Colonization Association 302.
Nganda, Miss.-Stat. 378. 428. 433.
Ngogwe, Miss.-Stat. 000.
Nias, Insel 75 f.
Nicaragua 205 f.
Nicoll, Frau Bbl. 82.
Niederländisch-Indien 67 ff.
Niedermeier, Miss. 251.
Njen-hang-li, Miss.-Stat. 37.
Nilgiri, Gebirge 147. 150.
Ninck, P. 493.
Ning, chines. Christ. Bbl. 75 f.
Ning-po, Stadt u. Miss.-Stat. 92 f. Bbl. 65.
Nord-Amerika 208 ff.
Nord-Kanara, ind. Distrikt 147. 292.
Nord-Queensland 216.
Nord-Transvaal, Konferenzkreis 118 f.
Nottrott, Dr. A., Miss. 307 ff.
Nsaba, Miss.-Stat. 157.
Nyasoso, Missions-Station 161.
Nyen-hang-li, Miss.-Stat. 44. 152.

Odumase, Miss.-Station 157.
Oehler, Miss.-Inspektor 85.
Oertzen-Insel 410.
Ogawa, japanischer Lehrer 462.
Okombahe, Miss.-Stat. 18.
Olpp, cand. min., Miss. 16.
—, Miss., 15.
Olsson, Emanuel, Vorst. des Heiligungsbundes v. Orebro 89.
—, Emil, Vorst. d. Heiligungsbundes v. Orebro 89.
Omupanda, Miss.-Station 20.
Onibe, Fluß 443 f.
Oniha, Miss.-Stat. 17.
Ongole, Miss.-Stat. 284.
Opiumhandel 45.
Oppermann, Adam 117.
Oranje-Freistaat, Konferenzkreis 115 ff.
Organisation von Berlin I 110 f.
Orissa (Ind) 198
Osaka, Stadt 463.
Ostafrika 187. 482.
„Ostasiatischer Lloyd", deutsche Zeitung Ostasiens 29 f.
Ostindien 61.
Ostwald, Miss. 421.
Otjimbingue, Miss.-Stat. 16.
Otjodzondjupa, Missions-Station 18.
Otjombuima, Miss.-Stat. 19.
Ott, P., Miss. 150. 243.
Ottow, Miss. 301. 358.
Oudri, General 444.
Ovambo-Land 10. 20.

Padang Bolak, die, auf Sumatra 72.
Päsler, Tamulenmiss. 251.
Paipannu, Bergdorf 363.
Palaman, Distrikt 330. 332 ff.
Palghat, Stadt u. Miss.-Stat. 149 f. 293.
Palmer, Miss.-Apotheker 429.
Palästina 566 ff.
Pandschâb 192.
Pangaloan, Miss.-Stat 72.
Panjur-na-pitu 73.
Pao-ning, Miss.-Stat. Bbl. 80.
Pao-teo, Miss.-Platz 89.
Pape I, Miss. 317.
Papua 78. 216 f. 299 ff. Bbl. 51 ff. 58 ff.
Paramaribo 206 f.
Parias 385.
Passarge, Dr. 79 f.
Paulus, Apostel 49, 58. 345 ff. 393 ff.
—, eingeb. Lehrer der Brüdergem. in Indien 193.
Peking, Stadt 92.
Perregaux, Miss. Bbl. 63.
Pest in China 45 f.
Peters, Dr. 236 ff.
—, Miss. 420.
Petersen, Miss. 106 f.
Pettersson, K. J., Miss. 378. 429.
Pfalzer, Miss. 407.
Philadelphian Society 123.
Philipp, Arthur, Kapitän 509.
Philips, Miss. 33.
Phing-jang Fu, Stadt Bbl. 77 f. 80.
Pierson, Dr., Baptist 128 f.
Pilgermission v St. Chrischona 567.
Pilkington, G. L., Rev. 129. 547. 552.
Pilkun, Miss. 412.
Plath, Prof., Miss.-Insp. 197.
Pniel, Miss.-Station (Berlin I) 117.
Polchil-Turner, A. T., Miss. Bbl. 79.
— —, C. H., Miss Bbl. 79.
Ponape, Insel 242.
Pontso, tibetan. Christ, Miß Taylors Begleiter Bbl. 12 f.
Pontvianne, apostol. Provikar 28.
Poo (Pu), Miss.-Stat. 193. 218.
Poreiar, Miss.-Stat. 257. 259 f.
Portal, Sir Gerald 587.
Prätorius, Miss.-Insp. 360.
Predigtreisen in Indien 190 ff.
Prinz Heinrich-Hafen 410.
Probst, Frl. Martha 573.
Protraro, Miss.-Stat. 208.
Puna, Miss.-Gem. 295.
Pursevalkum, Miss.-Gem. 256. 259.
Purulia, Miss.-Stat. 225. 319.

Queensland 302.

Rabanona, Gouverneur 577. 580.
Rabozaka, madagass. Renegat 441 f.

Digitized by Google

Radafy, madagaff. Offizier 576. 581. 583.
Ragetta, Insel 411.
Raharyaona, madagaff. Gouverneur 448.
Rajaona, Paftor 581.
Rajaonah, madagaff. Hofarzt 163.
Rajapuram, Miff.-Gem. 256.
Rainandro, madagaff. Gouverneur 443.
Rainibetfimifaraka, madagaff. Räuberhauptmann 443 f. 448. 576.
Rainijaonary, chriftlicher madagaff. Generalgouverneur 171. 273. 445. 448. 576 f. 580 ff.
Rainikioto, madagaff. Gouverneur 447.
Rainilaiarivony, Premierminifter a. D. v. Madagaskar 101 f. 273. 450.
Rainifoavahia, madagaff. Gouverneur 443.
Rainizafindrahafy, madagaff. Gouverneur 273.
Rajoelina, Sohn des magagaff. Premierminifters 163.
Rakotomana, Neffe u. Erbe der Königin v. Madagaskar 454 ff.
Ralaikizo, Adjutant des madag. Premierminifters 163.
Rama, Miff.-Stat. 210.
Ramainandro, Miff.-Stat. 273.
Ramapatam, Miff.-Stat. 284.
Ramgarh, Diftrikt 315.
Ramfeyer, Miff. 157. Bbl. 62 ff.
Ranavalona III., Königin 101 f. 447. 454.
Ranchi (Rantfchi), Stadt u. Miff.-Stat. Bbl. 1 f. 197. 322 f.
Ranke, Gefchichtsforfcher 346.
Rantfimbazafy, Premierminifter v. Madagaskar 102.
Raobelina, Gouverneur 577 f.
Rapanoela, eingeb. madagaff. Paftor 273.
Ratfimihaba, Paul, Palaftoffizier der Königin Ranavalona III.; 447.
Regierungs-Cenfus (oftind.) v. 1891 329 ff.
Reichelt 584.
Reid, Gilbert, Miff. 22.
Religionsverfchiedenheit 55.
Renken, Miff. 68 f.
Rhiem, Hanna, Frl. 244.
Richard, Rev., Miff. 466.
—, T., Miff. (Baptift) Bbl. 77.
Richter, P., 276 ff. 339. 537 f.
Rickard, Miff. 342.
Rieke, Miff. 573.
Riemenfchneider, Miff. 67.
Rifc, Dr., Miff. 243.
Rigoulette, Ort 210.
Riis, A., Miff. 145.
Roblet, Jefuitenpater 98.
Robfon, Miff. 105. 130.
Roehl, Miff. 424.
Röftvig, Miff 166.
Rofaas, Miff. 575 f.
Rofe, Kaiferl. Kommiffar 374.
Rudland, Miff. Bbl. 71 ff.
—, Miff.-Frau Bbl. 71.
Rüßel, E. Bachelor, Rev. 191.
Rungue, Miff.-Stat. 215.
Ruppert, Miff. 40 f.
Rutengenio, Miff.-Station 215.
Ryle, Dr, Bifchof 127.

Sachalin, Infel 513 f.
Säuberlich, Miff. 250.
Sakarihina, Miff. 446.
Salisbury, Lord 29.
Salomo-Infeln 365.
Samofir, Infel 74 f.
Santals (Santhal) 195. 221 ff. 315 f.
Santhaliftan 222 f.
Santhal-Pergunnahs, Landftrich 221.
Santigur, Miff.-Stat. 223.
„Sardarism", foziale Bewegung in Oftindien 311 f.
Saron, Miffions-Station Brüdergem.) 206.
Sattelberg. Miff.-Station Bbl. 55. 361. 406.
Saunders, Hefte, Miff.-Schweiter 31. 33.
Saunders, Topfie, Miff.-Schweiter 31. 33. 35
Schaar, Miff. 18.
Schäffer, Miff. 261.
Schall, Abgeordneter 239.
Schanfi (Schan-hi), Prov. 88 f. Bbl. 77 ff 82.
Schao-Hing, Stadt und Miff.-Stat. Bbl. 69. 73 f. 76 f.
Scharanpur, Miff.-Gem. 295.
Schaub, Miff. 39.
Scheidt, Miff. Bbl. 56 ff. 359. 363 f. 373. 408 ff.
Schenfi, Prov. 88 f.
Schialy, Städtchen 260.
Schiller, Emil, Pfarrer, Miff. 460 f. 468.
Sching-hien, Außenftation Bbl. 75.
Schinri, japan. Zeitfchrift 000.
Schintoismus 527.
Schlegel, B., Miff. 501.
v. Schleinitz, Landeshauptmann 359.
Schlicht, C., Paftor 566 ff.
Schmidt, Georg, Miff. 212.
Schmiedel, Otto, Miff. 458.
Schneebeli, Fräul. Anna, Lehrerin 573.
Schneider, Miff. (Brüdergemeinde) 95.
Schofield, Dr., Miff.-Arzt Bbl. 78 ff.
Schreiber, Dr., Miff.-Infp. 12. 75. 78.
Schröder, Miff. (Rhein.) 17.
Schuler, Miff. 159 f.
Schulze, Miff. (Schlesw.-Holft.) 198.
Schumann, „Apoftel der Arawakken" 206.
Schutzgebiet, deutfch. (Südfee) 297. 301.
Schwartz, Chriftian Friedr., Miff. 282. 353.
v. Schwartz, Miff.-Direktor 249 ff.
Schwingfefte 187 f.

Digitized by Google

Scudder (oder Skudder) Dr. J., Miss. 123. 282.
Seraikela, ind. Tributstaat 330.
Sesse-Inseln 549. 551 f.
settlers = Ansiedler, Mischlinge aus Europäern u. Eskimos 210.
de Scynes, Jules, Präsid. d. Pariser evang. Miss.-Gesellsch. 454.
Sewri, Miss.-Stat. 223.
Shanghai, Stadt 467.
Siar (Aly), Insel, Miss.-Stat. Bbl. 55. 373. 409 f.
Sibu, Santhaldichter und Pfarrer 270.
Siebe, Pastor, Miss. 16.
Siemsen, Dr. jur. 127.
Sigompulan, Miss.-Stat. 72.
Si Kiniassi, ostafrikan. Häuptling 422 f.
Sillindung 71 ff.
Sim, Miss. 187.
Simbang, Miss.-Stat. Bbl. 54. 359. 364 f. 368. 372. 406 f.
Simla, Miss.-Stat. 192.
Si-ngan, Miss.-Platz 89.
Singbhum, Distrikt 330, 332 ff.
Singhani, Miss.-Stat. 315.
Sinjoarivo, Landsitz der Königin Ranavalona III. 443.
Sin-tu, Miss.-Stat. 88.
Sjöholm, W., Miss 431.
Sipiongot, Miss.-Station 72.
Sipirok 71 f.
Sirabe, Bezirk und Miss.-Station 444 f. 447. 575 ff.
Sirampur, Miss.-Station 280.
Sirguja, ind. Tributstaat 330.
Skarp, Miss. 383 f. 433.
Sklaverei auf Madagaskar 168 f.
Skrefsrud, L. O., Miss. 220 ff. 262 ff.
Smith, Stanley P., Miss. Bbl. 79 f. 81.
Soli, Fritz, getaufter Papua 374.
Sonntag, Miss 119.
Sorabdschi Kharsedschi, ind. eingeb. Pastor 295.
Spiecker, Generalsekretär 504.
Spinner, Wilfried, Miss. 457.
Srinagar (Kaschmir), Christengem. 193.
Standing, Miss. 105.
Stanley-Pool 378.
St. Croix, Insel 203.
Stellenbosch, Miss.-Stat. 13
Stephansort, Kolonialstation 304. 409.
Stephanus, borneș. Christ 69.
Stevens, John L. 471.
Stevenson, Dr. 26. Bbl. 40.
—, J. W., Miss.-Direktor Bbl. 86.
—, Miss. Bbl. 73 ff.
Stewart, Miss. 31 ff.
—, Missionarsschwester, 31. 33 ff.
St. Jan, Insel 203.
St. Kitts, Insel 203.
Stock, E., Editorial Secretary der Ch. M. Soc. 86 f. 129 f. 132.
Stoll, Miss. 206.
Stolz, Miss. 159.
Stosch, Pastor 345 ff. 393 ff.
Strack, H. L., Prof. D. 440.
Strahlhut, Miss. 20.
Stremme, Miss. 12.
St. Thomas, Insel 203.
Studd. C. T., Miss. Bbl. 79 ff.
Student Volunteer Missionary Union 124.
Student Volunteer Movement for Foreign Mission 124.
Studenten-Bund f. Miss. 477 ff.
Studenten Englands, Missionsbewegung unter denselben 122 ff.
Studenten-Missionsbund, freiwilliger 131.
Students Foreign Missionary Union 124.
Stübel, Dr., Generalkonsul 466.
Suaheli, ostafrik. Völkerschaft 417.
Süd-Afrika 212 f.
Süd-Afrika-Ost 213.
Süd-Amerika 206 ff.
Südbetsileo, madagassische Prov. 450.
Süd-Kanara, ind. Distrikt 147 ff.
Süd-Mahratta, ind. Distrikt 147 ff. 292 ff. 296.
Süd-Transvaal, Konferenzkreis 118.
Südwestafrika 482. 508. 518.
Sumatra 70 ff.
Sundermann, Miss 76.
Suriname 206 f.
Szi-tschhuen, chines. Prov. 21. 24 f. 88. Bbl. 80.

Tabalong, Fluß a. Borneo 69.
Tai-Fu, Stadt 28.
Takarma, Miss.-Stat. 312.
Takeichi, christl., japan. Staatsmann 528.
Tamatave, Hafenstadt 108.
Tamiinseln Bbl. 55. 364 f. 372. 407.
Tamilgebiet 288 f.
Tanga in Deutsch-Ostafrika 415. 420 f.
Tanjore, Miss.-Stat. 258.
Tarsus 347.
Taveta, Miss.-Stat. 251.
Taylor, Annie, Miß Bbl. 12 ff.
—, Howard, Dr. Bbl. 86.
—, Hudson, Miss.-Direkt. Bbl. 47. Bbl. 65 ff. Bbl. 82 f. 86.
— —, Frau Bbl. 69.
—, James Brainerd, Miss. 123
—, W. 377.
Telugugebiet 283 ff.
„Tempelgesellschaft" 571.
Terada, japan. Ministerialrat 464.
Thai-juen Fu, Hauptstadt der Provinz Schan-si Bbl. 77 f. 80. 82.

Digitized by Google

Thai-tschou, Stadt u. Miss.-Stat. Bbl 69 ff.
Thal, Miss.-Kaufmann 243.
Thana, Miss.-Stat. 295.
The Koang Eng, chines. Gehilfe 70
Thomas, Miss. 76. Bbl. 55. 407 f.
Thompson, Wardlaw, Rev. 129 f.
Thorbjörnsen, Miss. 576.
Thwaites, E. R., Rev. 191.
Tibet Bbl. 12 ff.
Tien, chines. Christ 92.
Tillisch, Frl. v. 270.
Tinnevelly 290.
Toba 71. 73 f.
Tobago, Insel 203.
Togo, apostol. Präfektur 482.
—, Kolonie 65. 482.
Tokio, Stadt u. Miss.-Stat. 461 ff.
Tomioka, japan. Lehrerin 462.
Tomory, A., Rev. 142 f.
Torgerson, Miss. 209.
Totland, Diakonisse 578.
Tranquebar, Miss.-Stat. 257 ff. 282.
Travankor 291 f.
Tremel, Miss. 360.
Trichinopoly, Miss.-Stat. 258.
Trinidad, Insel 203 f.
Tschalascherie 293.
Tschandukutti, ind. christl. Lehrer 150.
Tschang-pa, Miss.-Stat. 88.
— -schan, Außenstation Bbl. 83.
— Siao-fung, Evangelist Bbl. 74.
— Szien-seng, Pastor, Bbl. 85.
— Tschi-tung, Vizekönig 22 ff.
Tsche'-kiang, Prov. 89. Bbl. 65 ff. 77.
Tschetti, R., rückfälliger, ind. Christ 143.
Tschheng-tu, Provinzialhauptstadt 25.
Tschhongtschun, Miss.-Stat. 152.
Tschhung-khing, Stadt 25. 88.
Tschingelpat-Distrikt 289.
Tschinsura, Miss.-Stat. 280.
Tschitral 192 f.
Tschittatakara 293.
Tschong-zhun, Miss.-Stat. 37. 44.
Tschot, Miss.-Stat. 193.
Tschu, chines. Evangelist Bbl. 71.
Tschunar, Miss.-Stat. 280.
Tucker, Bisch. 538. 540. 542 f.
Tullear, Miss.-Stat. 109.
Tulubewegung 150.
Turner, Miss. (Ch. J. Miss.) Bbl. 77 f.
Tuyu, Nathanael, eingeb. ostind. Pastor 309.

Udapi, Miss.-Stat. 150. 292.
Udaypur, ind. Tributstaat 330.
Uejuln, Ovambo-Oberhäuptling 20.
Uffmann, Miss. 319.
Uganda 537 ff.
Ulembo, Häuptling 419.
Ulfers, Miss. 369.
Umwandlung, innere, der Völker 121 f.
Urga, Missionsplatz 89.
Usambara, ostafrik. Landschaft 421.
Usoga, Landschaft 551. 555.
Utengule, Miss.-Stat. 215.

Vahl, J., Propst 220 ff. 262 ff.
Velinkar, R. G., indischer Christ, Prof. 143.
Verfolgung chines. Christen 36 f.
Vetter, Miss. 407.
Victor, D. 496.
Vig, Miss. 445. 577 f. 580.
Viktoria (Australien) 216.
—, Miss.-Stat. 158.
Völkerverschiedenheit 49 f.
Voromahery, madagass. Räuberrepublik 443.
Voskamp, Miss 120.
Voyron, General 449.

Wackernagel, Miss. 409.
Waisenhaus, syrisches 567.
Wakilindi, ostafrikanisches Fürstengeschlecht 422.
Walfridson, Dr., Miss.-Arzt, 429. 435.
—, Frau, 427.
Walker, Archidiakon 589 f.
Wallroth 48.
Wambugu, ostafrik. Volk 422.
Waniyakulam, Missions-Station 150.
Wan-tschou, Stadt und Miss.-Stat. Bbl. 69. 76 f.
Warneck, G., D. 1 ff. 40. 79 ff. 82 ff. 88. 96. 137. 236 ff. 244. 296. 339. 439. 468 ff. 488. 521 ff. 536.
—, Miss. 75.
Wasaramo, ostafrik. Volk 417 ff.
Waschambaa, ostafrik. Volk 422 f.
Webb, Frl. Bbl. 84 f.
Wedepohl, P. 572.
Weltchristianisierung 1 ff.
Wendt, Adolf, Predigtamtskandidat 461.
Westindien 203 f.
Westlind Nils, Miss. 378. 427 ff.
Wetterstad, Miss. 576.
Whiting, Miss. (amerikan.) Bbl. 77.
Wikholm, Miss. Bbl. 39.
Wilder, R., Rev. 124. 142.
Williams, Miss. (Univers.-Miss.) 187.
Wilson, Miss.-Arzt 105.
Windhoek, Miss.-Stat. 16.
Winkelmann, Miss.-Insp. 414 ff.
Wishard, L. D. 123.
Witbooi, Hendrik 14 f. 17.
Witwenverbrennung 188.
Wörlein, Superint. 287.
Wohlrab, Miss. 422 ff.
Wolf, Eugen, Zeitungskorrespondent 101.
Wonam, Insel, Miss.-Stat. 372. 406.
Wong-then kathol. Miss.-Stat. 38 44.
Worawora, Miss.-Station 157.

Digitized by Google

Worms, Miſſ. 418.
Würz, Miſſ.-Sekret. 145 ff.
Wuga, oſtafrik. Stadt u. Miſſ.-Stat. 424.
Wulfhorſt, Miſſ. 20.

Xaver, Franz Bbl. 47.

Yatong, tibet. Ort Bbl. 13 f.
Yau Sapong, König von Dwabeng Bbl. 63 f.
Yokohama 461.
Yotſuya, Stadtviertel Tokios 462.
Young, E., Rev. 129 f.

Zahn, D., Miſſ.-Inſp. 49 ff. 489 ff.
Zai-Li, chineſ. Vegetarier-Sekte 32.
Zeisberger, Miſſ. 208.
Ziegenbalg, Miſſ. 353.
Zoari, oſtafrik. Dorf 420.
Zöller, 297 f. 302. 406.

Druck von Thormann & Goetſch, Berlin SW., Beſſelſtr. 17.

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1896.

Die Wandlungen im Volke der Kols nach fünfzigjähriger Goßnerscher Missionsarbeit.

Ein Jubiläumsrückblick von Missionar Ferdinand Hahn.

Die Goßnersche Mission unter den Kols hat im vorigen Jahre ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert; am 2. November 1895 sind es 50 Jahre her, daß die ersten vier Goßnerschen Sendboten bei Ranchi, der Hauptstadt Chutia-Nagpurs in Bengalen, ihr Zelt aufschlugen, um unter den Kols die Arbeit der Mission zu beginnen. 50 Jahre hat nun die Mission unter den Kols durch Predigt und Seelsorge, durch Schulen und durch die Presse, wie auch durch Armen- und Krankenpflege gearbeitet. Welche Wandlungen hat diese 50jährige Arbeit unter den Kols bewirkt? Das ist gewiß eine interessante und wichtige Frage, die wir uns nach der materiellen, kulturellen, religiösen und sittlichen Beziehung beantworten wollen.

Wir fragen uns darum zunächst:

I.

Welche Wandlungen hat das Christentum unter den Kols in materieller Hinsicht bewirkt?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir einen kurzen Blick werfen auf die soziale Lage, in der die Kols vor 50 Jahren von den Missionaren angetroffen wurden. Diese Lage war eine höchst traurige, ja verzweifelte. Seine Freiheit, seine patriachalische Verfassung hatte das Volk längst eingebüßt; sein angestammtes Fürstenhaus hatte sich dem Hinduismus ergeben. Hindu-Priester-,Soldaten und Diener waren in das Land gezogen worden, die das Volk in jeder Weise auszubeuten suchten. Ländereien, welche die Kols unter Kultur gebracht und als pachtfreies Eigentum besessen hatten, wurden entweder durch List oder Gewalt gänzlich genommen oder in pachtzahlendes Land umgewandelt. Die Pacht für letzteres wurde fortwähreud willkürlich erhöht; die zu leistenden Frohndienste und andere ordentliche und außerordentliche Abgaben fort und fort gesteigert, und obenein wurde das Volk auch noch durch Wucher und allerlei Betrug ausgebeutet. Viele verarmten; große Scharen verließen ihre Heimat und errichteten neue Ansiedlungen in den noch unbebauten Landstrichen Chutia-Nagpurs oder suchten Arbeit in den größeren Städten Bengalens oder den Theeplantagen anderer Provinzen.

Die Annexion des Landes von seiten der britischen Regierung Ende des vorigen Jahrhunderts hatte den Kols wenig Gewinn gebracht, denn

Digitized by Google

die einheimischen Fürsten hatten die Gerichtsbarkeit behalten dürfen, und der nächste englische Beamte wohnte hunderte von Meilen entfernt, sodaß er nur selten kommen oder aufgesucht werden konnte.

1832 hatten sich die Kols zu einem blutigen Aufstand erhoben, der durch englisches Militär unterdrückt werden mußte. Nun wurde zwar in der Mitte des Landes, erst in der Stadt Lohardagga, dann in Ranchi ein englischer Gerichtshof, und hier und dort im Lande wurden Polizeistationen eingerichtet; aber auch das konnte den verarmten und unwissenden Kols gegenüber ihren wohlhabenden und intelligenten Unterdrückern wenig helfen, umsoweniger, als die Richter die Sprache der Kols nicht kannten, und die Polizisten ausschließlich der Nation ihrer Unterdrücker angehörten.

Wäre dieser Ausbeutungsprozeß in solcher Weise fortgegangen, so hätten die Kols ihren Landbesitz gänzlich verloren und wären nicht nur zu mittellosen Tagelöhnern und Hörigen herabgedrückt, sondern auch zum großen Teil gänzlich aus dem Lande getrieben worden.

Da schickte Gott nur 13 Jahre nach jenem Aufstande dem Volke der Kols eine Hilfe in den Missionaren und in dem von ihnen verbreiteten Christentum mit seiner Bildung. Hierin erblickten die Kols mit größerer oder geringerer Klarheit, aber gewiß mit Recht, den Weg zu ihrer sozialen Rettung. Und sie haben sich darin nicht getäuscht. Durch die Missionare und die Kolschriften wurde die Regierung wiederholt auf die sozialen Uebelstände, unter denen die Kols zu leiden hatten, aufmerksam gemacht und um Hilfe gebeten. Viel ist dadurch gewonnen worden. Durch die Gesetze, welche die Regierung gab, kam es dahin, daß die erb- und eigentümlichen Ländereien der Kols demarkiert und registriert wurden, und die Pacht und die Obliegenheiten für pachtpflichtigen Acker wurden nach billigen Regeln festgesetzt, Pachtzahlung u. s. w. geordnet. Vieles blieb ja allerdings noch immer zu ordnen übrig, aber durch das, was erreicht ist, können sich die Kols als freie Bauern oder Pächter ihren Lebensunterhalt verschaffen, und es giebt nicht wenige Christen, die auf Grund der geregelten Zustände und durch Fleiß und Gottes Segen es zum Wohlstande gebracht haben, so daß der materielle Fortschritt, den die Kols durch das Christentum gemacht haben, ein ganz bedeutender ist. Und an diesem Fortschritt haben die heidnischen Kols teilgenommen, sofern sie von den durch die Agitation der Christen neugeschaffenen Ordnungen Gebrauch gemacht haben. —

Wir fragen

II.

Welche Wandlungen hat das Christentum unter den Kols in kultureller Beziehung hervorgerufen?

Als die Goßnersche Mission vor nun 50 Jahren ihre Arbeit unter den Kols begann, gab es schwerlich unter ihnen auch nur einen einzigen Mann, der lesen oder schreiben konnte, geschweige denn eine Frau. Eine Litteratur in den Kolssprachen existierte überhaupt nicht. Ihre Unter-

Digitized by Google

drücker, die Hindus, hielten sie für viel zu dumm, um bildungsfähig zu sein, und zu niedrig, um einen Anspruch auf Bildung erheben zu können. Ich habe mehr als einmal Hindus gehört, wie sie in verächtlicher Weise von den Kols sagten: „Yoh log to pashuhai" — diese Leute sind ja nur Tiere —. Zwar waren sie als Ackerbauern, Arbeiter und Lastträger sehr gesucht; aber in den Reihen der Handwerker, Kaufleute und des Beamtenstandes fehlten sie gänzlich. Dementsprechend war auch ihre Kleidung und Lebensart. In allen diesen Stücken hat das Christentum die Kols auf eine höhere Stufe gehoben. Die Missionare haben ihre Sprache erlernt, ihnen den Katechismus, die biblische Geschichte, Gesangbücher, Agende und das neue Testament oder wenigstens Teile der heiligen Schrift in ihren Sprachen, Mundari, Urau und Santhal gegeben. Dank den Missionsschulen giebt es heute fast 5000 Kolschriften der Goßnerschen Mission, die lesen können, und darunter etwa 1500 Frauen! Die Mission bedarf der eingeborenen Helfer, und so giebt es gegenwärtig ca. 300 Männer in Verbindung mit der Goßnerschen Mission, die eine gute Elementar-Bildung und ca. 132, die eine Mittel- und Hochschulbildung empfangen haben. Wir haben 18 eingeborene Pastoren, 30 Kandidaten, welche den Seminarkursus durchgemacht haben. Einer der letzteren hat die vier Evangelien aus dem Griechischen in seine Muttersprache, das Urau, übersetzt, welche gegenwärtig auf der Presse der Oxforder Universität auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt werden. 73 Männer aber, die ganz oder teilweise ihre Bildung in unsren Missionsschulen empfangen haben, stehen nun als Polizeidiener oder Polizeisubinspektoren, als Gerichtsdiener, Schreiber, Feldmesser und Lehrer im Dienste der englischen Regierung oder arbeiten am Gericht als Advokaten. Einmal besuchte ich auf meinen Reisen eine Mittelschule, in welcher hauptsächlich Söhne von Hindu-Gutsbesitzern, diesen Feinden der Kols, unterrichtet, wurden, und wer waren die beiden ersten Lehrer der Schule? Es waren Kolschriften. Durch das Beispiel der christlichen Kols haben sich auch die heidnischen antreiben lassen, ihre Kinder teils in die Missionsschulen, teils in die Regierungsschulen zu schicken. Und selbst unter den Frauen haben wir über 30, die durch die Bildung, welche sie sich angeeignet haben, als Bibelfrauen und Lehrerinnen dem Werke der Mission behilflich sind. Auch giebt es bereits eine beträchtliche Anzahl von Kols, über 80, die als Handwerker arbeiten, besonders als Tischler, Schmiede und Maurer. Als Diener und Dienerinnen sind die Kolschriften selbst von den englischen Beamten und ihren Frauen begehrt, wie denn die Missionare fast ausschließlich Kolschriften beschäftigen. Mit der Bildung sind denn auch die Ansprüche der Kols an ihre Kleidung und an ihre äußerlichen Bedürfnisse gewachsen. Gebildete Kolschriften und sogar heidnische Kols sieht man nicht mehr unbekleidet, wie das sonst üblich war, sie kleiden sich wie die besser situierten Hindus, und selbst Schuhe und Strümpfe, Taschentücher und Schirme sind nichts seltenes.

Digitized by Google

Ebenso ist es mit der Einrichtung ihrer Wohnungen. Da finden sich bereits nicht nur Bettstellen, sondern auch hier und da Tische und Stühle und Petroleumlampen. Auch die Seife findet jetzt schon Anwendung unter den Kols, und das Essen des Fleisches von gefallenem Vieh hat bei unsern Christen gänzlich aufgehört. Verwundert über den Erfolg der Mission in dieser Hinsicht sagte mir einmal ein gebildeter Hindu: „Die Missionare haben Menschen aus den Kols gemacht." Wahrlich, ein bezeichnendes Urteil!

Wir kommen nun zu dem

III. Punkte und fragen:

Welche Wandlungen hat die 50jährige Missionsarbeit unter den Kols in religiöser Beziehung bewirkt?

Daß die Religion der Kols in der Furcht vor bösen Geistern, und ihre Bethätigung darin besteht, diese Dämonen durch blutige Opfer zu besänftigen, ist ja bekannt; ebenso, daß die Kols an Zauberei glauben und die vermeintlichen Hexen verfolgen. Die Opfertiere sind Hühner, Ziegen, Schweine, Ochsen und Büffel, deren Fleisch bei der Opfermahlzeit vom Priester, den Opfernden und ihren Freunden verzehrt wird. Hierbei spielt der Reisbranntwein jedesmal eine große Rolle. Durch diese vielen Opfer und kostspieligen Opfermahlzeiten kommt es, daß eine Kolsfamilie durchschnittlich im Jahre nicht weniger als ungefähr fünf Rupies (bei vielen von ihnen also den zehnten Teil ihres sämtlichen Einkommens) für Kultuszwecke gebraucht. Und welche Opfer fordert der Hexenaberglaube! Nicht nur geächtet werden die als Hexen von den Zauberern bezeichneten Personen, sondern es wird ihnen Geld und Gut, Haus und Hof, zuweilen auch das Leben genommen. —

Der Aberglaube der Kols äußert sich auch in Zeichendeuterei und allerlei Zauberkünsten zum Schutz gegen Krankheiten und Gefahren. Diese Zeichendeuterei bringt ihnen aber selbst oft den größten Schaden. Wenn z. B. einem Manne auf dem Wege zum Abschluß eines Handels oder Geschäfts ein Weib begegnet, das Asche wegwirft, so muß er umkehren, und wenn das Geschäft, das er abschließen wollte, noch so verheißungsvoll gewesen wäre.

Ein drittes, worin die Kolsreligion ihren Ausdruck findet, sind die religiösen Feste, welche sie feiern. Die Festzeiten sind zwar Tage der wildesten Ausgelassenheit, da Trinkgelage, wüstes Tanzen und Singen mit einander abwechseln; aber auch der Bann des finsteren Dämonendienstes haftet ihnen an, denn es müssen dabei den Dämonen, sowie den Geistern der Verstorbenen, der Erde und der Sonne nicht nur Opfer gebracht werden, beim Karmfeste müssen Jünglinge sich sogar wie Wahnsinnige und Besessene geberden. Wahrhaft viehische Rohheiten und die gröbsten Ausschweifungen sind stets im Gefolge dieser heidnischen Feste.

Außer in den Opfern, der Zauberei und Zeichendeuterei und den

Digitized by Google

Dämonenfesten treten die religiösen Anschauungen der Kols endlich noch in ihrer Totenbestattung zu Tage. Die Idee der Fortdauer der Seele nach dem Tode ist ihnen nicht unbekannt. Sie denken sich die abgeschiedenen Geister teils als ruhelos umherwandernd, teils als in der dunklen Unterwelt ein Traumleben führend. Die Leichen werden verbrannt; man giebt ihnen Reis und Geld mit, damit sie niemanden beunruhigen; ebenso den Leichen, die vorläufig begraben werden. Zu diesen gehören diejenigen der an der Cholera Gestorbenen oder derer, die in der Regenzeit sterben, wenn oft das nötige trockene Holz zum Verbrennen fehlt. Menschen, die vom Tiger zerrissen werden, Frauen, die im Kindbett sterben, werden Dämonen. Ihre Leichen werden begraben, und auf ihren Gräbern müssen Opfer gebracht werden, damit sie sich ruhig verhalten und nicht umhergehen, Unheil anzurichten. Die Leichen, welche begraben werden, werden nach der Ernte wieder ausgegraben und verbrannt, was natürlich nur möglich ist, indem sich die Beteiligten sinnlos betrinken, um gegen den entsetzlichen Geruch und Anblick abgestumpft zu sein. Die übrig gebliebenen Knochen werden jedesmal in einer Urne im Stammdorfe beigesetzt, damit der Abgeschiedene zur Ruhe komme.

Kann man sich etwas Trostloseres, etwas Grauenhafteres denken als diese Religion, diese Geisterfurcht mit ihren Opfern, Hexenverfolgungen, diese wüsten Ausschweifungen und diese absolute Hoffnungslosigkeit?! Es ist daher wohl zu begreifen, daß die Kols selbst diese Religion wie eine schwere Last empfinden und wie einen finstern Bann, der auf ihnen liegt. Es ist auch ferner nicht zu verwundern, daß, ehe das Evangelium zu ihnen kam, viele sich dem Hinduismus und manche auch dem Mohammedanismus zuwandten, nicht bloß, weil sie dadurch eine Stufe höher in der sozialen Skala stiegen, sondern auch besonders deshalb, weil sie hierin eine weniger finstere, weniger kostspielige Religion fanden. Thatsache ist es, daß in Chutia-Nagpur über eine halbe Million Ureinwohner im Lauf der Jahrhunderte hinduisiert worden sind, und dieser Hinduisierungsprozeß wird fortfahren, wenn die Missionsarbeit ihnen nicht andere Bahnen weist.

Besonders sind es zwei Formen des Hinduismus, die von den Ureinwohnern, auch denjenigen, mit denen es die Goßnersche Mission besonders zu thun hat, angenommen wird. Die Bhagats oder Frommen geben den Trunk und die Fleischspeise auf und verehren die Göttin Kali anstatt der vielen Dämonen, und die Kabirpanthis geben jedes Opfer auf und folgen den monotheistischen Lehren des Kabir, eines Hindureformators, der zur Zeit Luthers lebte. Charakteristisch ist die Thatsache, daß die vier Erstlinge unter den Kols, welche 1851 getauft wurden, teils Bhagats, teils Kabirpanthis waren. Es ist dies ein Beweis dafür, daß die Kols sich bereits in einer gewissen religiösen Gärung befanden, als das Evangelium zu ihnen kam, und zum anderen dafür, daß es nicht das Verlangen nach sozialer Hilfe allein ist, was

Digitized by Google

sie zur Annahme des Christentums treibt, sondern auch die Sehnsucht nach einer besseren Religion, nach Licht, nach Trost, nach geistiger Hilfe und Rettung. — Welche Wandlungen hat nun die 50jährige Missionsarbeit in religiöser Beziehung unter den Kols bewirkt? Die Goßnersche Mission hat gegenwärtig ca. 40 000 Christen in ihrer Pflege; (von den ca. 15 000 Christen der anglikanischen Mission, wie von den 35 000 der Jesuiten-Mission wollen wir schon aus dem Grunde nicht sprechen, weil wir es mit der Arbeit der Goßnerschen Mission zu thun haben, anderer Gründe zu geschweigen.)

Von diesen unseren 40 000 Christen darf ich nun mit Dank gegen Gottes Gnade sagen, daß sie den Dämonendienst, den Hexenglauben, insbesondere die Hexenverfolgungen, die Zauberei und die Zeichendeutung, die heidnischen Feste, die Leichenverbrennung und die Opfer für die Abgeschiedenen aufgegeben haben. Es kommen allerdings Fälle vor, wo in Krankheiten einzelne Christen den Dämonen wieder opfern, weil sie sich vor Zauberei fürchten oder wohl gar an der Verfolgung von Hexen sich beteiligen. Es kommen auch Fälle vor, in denen selbst getaufte Christen noch auf Zeichen achten, die heidnischen Feste besuchen oder mitmachen, die heidnischen Vorstellungen in bezug auf die Abgeschiedenen noch teilen und sogar den Versuch machen, den Leichen Sachen mit ins Grab zu geben; aber alle diese Fälle sind doch Ausnahmen, werden unter Kirchenzucht gestellt, oder sind von der Christengemeinde als solcher streng verpönt. In der Regel kommen solche Fälle da vor, wo aus Mangel an Mitteln die Christen nicht gehörig mit Gottes Wort versorgt werden konnten, also in Unwissenheit geblieben waren. Und dann ist bei solchen traurigen Vorkommnissen doch nicht außer Acht zu lassen, daß die Durchdringung eines Volkes mit der Kraft des Evangeliums ein langsamer Prozeß ist und nicht wie im Handumdrehen bewirkt werden kann. Im großen und ganzen aber darf ich sagen, daß nicht nur die Götzenopfer bei den christlichen Kols abgeschafft sind, sondern daß auch die Dämonenfurcht gewichen ist. Wie könnten sonst die Christen wohl ihre heiligen Haine abhauen, die den Dämonen geweihten Ländereien unter Kultur bringen?! Ich habe sogar schon viele Heiden gefunden, die den ganzen Dämonendienst als Unsinn verlachen und keine Opfer mehr bringen. Die als Hexen verfolgten Personen wenden sich in der Regel an die Christengemeinde um Aufnahme, weil sie so Schutz vor ihren Verfolgern finden, und in der Gemeinschaft der Christen aufgenommen, sind diese Personen selbst in den Augen der Heiden keine Hexen mehr, sondern durch die Macht des Christentums unschädlich gemacht. Ja selbst unter den Heiden ist der Glaube an Zauberei erschüttert worden, und gar oft ist derselbe ihnen nur noch ein Vorwand dafür, sich zu bereichern oder mißliebige Personen aus dem Dorfe zu entfernen. Die heidnischen Feste aber sind so mit dem Dämonendienst und offenbaren Sünden verwoben, daß nur solche Christen daran teilnehmen können, die eben noch in der Unwissenheit leben, abgefallen sind oder abfallen wollen. Das Achten auf Zeichen

Digitized by Google

kommt besonders bei der Brautsuche unter den Mundaris wohl noch öfter, bei den Uraus äußerst selten vor. Eine große Wandlung zum Besseren liegt darin, daß die Toten bei den Christen begraben, und selbst Frauen, die im Wochenbett sterben, in der Reihe der übrigen begraben werden. Noch nie habe ich bei den Christen von einem Opfer auf Gräbern gehört, oder daß Asche im Hause gestreut worden wäre, um zu sehen, ob die abgeschiedene Seele nicht vielleicht noch im Hause weile, wie die Heiden zu thun pflegen.

Ist eben die Wandlung, welche das Christentum nach der negativen Seite hin in bezug auf die Religion hervorgerufen hat, schon ganz bedeutend, so ist sie es noch viel mehr in positiver Hinsicht. Die Christen haben es gelernt, daß Krankheiten und Tod eine natürliche Ursache haben und nicht, wie die Heiden annehmen, der direkten Wirkung böser Geister zuzuschreiben sind, daß alle Uebel Folgen unserer sündhaften Natur, Zulassungen oder Heimsuchungen Gottes sind, dazu geschickt, daß wir geheiligt werden. Darum kann man unter Christen oft die Redewendung hören: »Prabhu ne Ankhdiyá,« oder »Prabhu ne utha liya« — „der Herr hat das Leid geschickt, der Herr hat ihn zu sich genommen." Darum nehmen auch die Christen gerne ärztliche Hilfe in Anspruch und beten um Hilfe und Rettung aus der Not. Daß die Heiden ihnen hierin folgen, zeigen die Listen der Hilfesuchenden in unsern Apotheken und Hospitälern, wie denn auch nicht selten die Heiden unsere Christen zur Fürbitte auffordern. Und es ist gerade in der kindlichen Zuversicht, mit der die neuen Kolschristen beten, daß man oft sagen möchte: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden"; und nur ungern versagen wir uns, Beispiele von wunderbaren Gebetserhörungen und Krankheitsheilungen hier anzuführen. Und wie sich die Kols den finsteren Dämonendienst etwas kosten ließen, so geben sie auch nicht wenig für kirchliche Zwecke und für die Erziehung ihrer Kinder.

Für ersteren Zweck bringen sie durchschnittlich im Jahre ca. 5000 Rupies (Gemeinde- und Prabhupriti-Einnahmen zusammengenommen) auf, ungerechnet die Hilfeleistungen bei Kapellenbauten und Reparaturen; für Schulkinder bezahlen sie jährlich etwa 1600 Rupies Schulgeld und tragen außerdem noch die Kosten für Bücher und Kleider 2c., welche die Schulkinder nötig haben. Dazu schaffen die Christen sich selber Bibel und Gesangbuch oder andere Bücher und Schriften an und lassen sich das Weihnachtsfest, die Missionsfeste (Pracharmelas) etwas kosten, so daß wir wohl nicht zu hoch greifen, wenn wir sagen, daß die ca. 8000 Familienväter unter unseren Kols jährlich für kirchliche und erziehliche Zwecke ca. 10000 Rupies aufbringen. Das macht allerdings nur auf den Kopf eines einzelnen *christlichen* Familienvaters etwa nur ein Drittel von dem, was ein *heidnischer* Familienvater für seinen Dämonendienst und was damit zusammenhängt, ausgiebt; aber wir müssen bei Beurteilung dieser Gaben doch das Motiv des Gebens in

Digitized by Google

betracht ziehen: der Heide giebt aus Furcht vor den Göttern, der Christ aus Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und die Missionare, seine Seelsorger. Auch müssen wir ein zweites Moment hier beachten, nämlich dies, daß viele um ihres Christwerdens willen außer Verachtung auch materiellen Verlust zu erleiden haben. Allen Respekt vor solchen Christen, die lieber ihre Ochsen oder den Besitz eines Ackers drangeben, als daß sie solches unter der Bedingung behalten, dem Teufel weitere Opfer zu bringen. Man muß wissen, wie sehr sonst der Kolbauer an seinem Eigentum festhält, um solch ein Opfer, für die christliche Religion gebracht, recht würdigen zu können.

Und welch ein Wandel hat stattgefunden in betreff der Festfeiern! An Stelle der heidnischen sind die christlichen Feste, ist der Sonntag getreten! Besonders das Weihnachtsfest und das Erntedankfest sind unter den Kolschristen sehr populär geworden. Und was nun die Heilighaltung des Sonntags betrifft, so könnten die neuen Kolschristen-Gemeinden den alten Gemeinden hier in Deutschland geradezu als Muster dienen; denn Sonntagsarbeit kommt fast gar nicht vor, und der Besuch des Gottesdienstes ist im allgemeinen entschieden besser, als ich ihn hier gesehen habe. Welch ein Wandel auch im Sterben findet nun bei den Kolschristen statt! Wie oft dürfen wir Missionare an Siech- und Sterbebetten stehen, die zu Siegesbetten werden! Es ist ein wahres Wunder der Gnade Gottes, wenn eine Wöchnerin angesichts des Todes mit ihrem Mann und Eltern und Geschwistern das heilige Abendmahl nimmt und dann die Weinenden tröstet: „Ich gehe zum Herrn, und bald sind wir wieder vereinigt." Solch eine Sterbende würde als Heidin von dem Gedanken gefoltert worden sein, nun bald als böser Geist herumzuirren, und ihre Verwandten würden mit Entsetzen beim Anblick ihres Sterbens zum Hause hinausgelaufen sein. Es ist ein wahres Wunder, sagen wir, wenn solch eine Frau, die mit ihren Verwandten vor noch nicht langer Zeit im Bann des finstersten Aberglaubens steckte, nun im festen Glauben an das ewige Leben, gestärkt von der Fürbitte ihrer Lieben, sterben kann.

IV. aber fragen wir:

Welche Wandlung die 50jährige Missionsarbeit unter den Kols in sittlicher Beziehung hervorgebracht habe.

Wir werden von vornherein zugeben müssen, daß wir hier am wenigsten erwarten dürfen, das christliche Ideal erfüllt zu sehen, und daß wir in diesem Stücke ganz besonders im Auge behalten müssen, daß der Umwandlungsprozeß, den das Christentum in einem Volke hervorbringt, ein successiver ist. Dennoch dürfen wir aber auch in dieser Beziehung von Wandlungen reden, die ganz bedeutend sind. Fassen wir zunächst dabei ins Auge dasjenige, was die Christen an heidnischem Wesen und heidnischen Sitten aufgegeben haben. Da ist vor allem der Besuch der Akia, des Tanzplatzes, auf welchem die Jugend sich jeden Abend bei Mondschein versammelt und ihre heidnischen,

Digitized by Google

teils harmlosen, teils obscönen Lieder singt. Da dabei auch dem Branntwein zugesprochen wird, so kann man sich denken, zu welchen Ausschweifungen diese nächtlichen Tanzvergnügen führen. Ebenso ist es mit den Jatra-Meles, den Nationaltanzversammlungen, die jährlich an verschiedenen Orten abgehalten werden. Der Besuch aller dieser Tanzversammlungen ist bei den Christen einfach verpönt und wird als eine Schande angesehen, ja, als ein Abfall vom Christentum. Dasselbe gilt für die Dhunkuria der heidnischen Uraus, ein Haus, in dem die Jünglinge des Orts alle zusammen ihr ständiges Nachtquartier haben. Die Dhunkuria ist eine wahre Brutstätte unsittlicher Handlungen, und selbst heidnische Eltern fangen an, solches einzusehen und ihre Söhne fernzuhalten, wenn sie können; von unseren Christen aber habe ich noch nie gehört, daß einer in die Dhunkuria gegangen wäre, es sei denn, daß es ein Abgefallener gewesen wäre. Der Besuch der Dhunkuria würde ohne weiteres die Exkommunikation aus der Christengemeinde zur Folge haben.

Auch beteiligen sich unsere Christen nicht an den öffentlichen heidnischen Spielen, dem Jangi oder Kriegsspiel, bei welchem die Frauen und Mädchen des Dorfes wie Männer bei der Arbeit, also nur mit einem Hüftentuch bekleidet, mit Streitaxt und Knitteln bewaffnet, wie eine wilde Jagd im Dorfe umherziehen und alle freiumherlaufenden Schweine und Hühner töten und hernach gemeinschaftlich verzehren dürfen. Zum anderen gilt es bei unseren Christen für unsittlich, an den Hahnenkämpfen teilzunehmen, die an Wochen- und Jahrmärkten zum Ergötzen der Zuschauer und zur Bereicherung der Beteiligten veranstaltet werden. Desgleichen ist es für die Christen ausgeschlossen, am Joharei oder Hirtenfeste an der Tierquälerei teilzunehmen, die stattfindet, wenn, wie üblich, an jenem Feste die Kuhhirten einige Schweine zum besten geben, die sie von den Kühen mit den Hörnern durchbohren lassen.

An die Stelle der Tanzversammlungen sind bei unseren jungen Christen, wo es angeht, die Abendschulen und die Predigtversammlungen oder Missionsfeste getreten, bei welchen Gelegenheiten auch die nationale Musik und der nationale Gesang zu ihrem Rechte kommen.

Nahe verwandt mit den unsittlichen Vergnügungen ist das übermäßige Trinken von berauschenden Getränken, die bei keiner heidnischen Festlichkeit fehlen dürfen. Ich kann nicht sagen, daß unter unseren Christen kein Trinker mehr gefunden wird, im Gegenteil muß ich konstatieren, daß das Gelegenheitstrinken unter ihnen zugenommen hat. Früher galt es ihnen als selbstverständlich, daß Enthaltsamkeit und Christentum zusammengehörten, weil die Missionare in der Ueberzeugung, daß nur die Enthaltsamkeit den Trinker retten könne, darauf gedrungen hatten; aber seit die Katechisten der römischen Mission es oft wie ein Evangelium verkündigt haben, daß Trinken ja doch keine Sünde und selbst in Gottes Wort erlaubt sei, seit die englische Mission gegen Säufer nur eine laxe Kirchenzucht übt, und seit die Regierung, um

Digitized by Google

ihre Koffer zu füllen, überall, auch wo kein Bedürfnis vorliegt, die Lizenz zum Landsbranntweinverkauf giebt, hat das Trinken auch unter unseren Christen zugenommen. Dennoch giebt es eigentliche Säufer unter unseren 40000 Christen nur etwa 250; außer ihnen etwa 2500, die als „Gelegenheitstrinker" in unserem Gemeinde-Census aufgeführt sind. Danach giebt es von 100 erwachsenen Kolschristen unserer Gemeinde immer 85, die sich des Genusses von Spirituosen gänzlich enthalten. Und welch ein Wandel ist dies gegenüber dem Heidentum, wo Männer und Frauen fast ausnahmslos trinken, und die meisten Männer Säufer sind! Eine große Wandlung hat das Christentum unter den christlichen Kols auch in Hinsicht auf das eheliche Leben bewirkt. An Stelle der heidnischen Trauung und Hochzeit mit ihren unsittlichen Anhängseln ist die kirchliche Verlobung und Trauung mit einfachem Hochzeitsmahl getreten, ohne Tanz und Trinkgelage. Die Vielweiberei ist einfach nicht gestattet. Nur Abgefallene leben in Bigamie und während unter den Heiden es keine Braut giebt, die den Kranz verdient, und die Ehe eine Seltenheit ist, die nicht gebrochen wird, so kann man wohl von unseren Christen sagen, das gerade Gegenteil sei die Regel. Die Behandlung der Frau läßt allerdings auch bei unseren Christen noch viel zu wünschen übrig; aber manches, was uns anstößig ist, wie wenn die Frau dem Manne die Füße wäscht und nicht mit, sondern nach ihm speist, nicht neben, sondern hinter ihm hergeht, muß doch vom Standpunkt der Landessitte aus beurteilt werden, deren Aenderung naturgemäß mehr Zeit erfordert. Kriminalfälle kommen unter unseren Christen äußerst selten vor, und wenn von 40000 jährlich nur etwa 11 ins Gefängnis kommen, und von dieser Zahl etwa 10 nur wegen Vergehen in Feldstreitigkeiten, so ist der Prozentsatz so klein, wie er schwerlich sonst wo in einem christlichen Lande angetroffen wird. Dagegen kommt das Zerstören keimenden Menschenlebens wohl noch öfter vor; ebenso Veruntreuungen und Unwahrhaftigkeiten. Das sind Sünden, von denen das Volksgewissen gar kein Bewußtsein hat. Andere Vergehen werden noch als unziemend erkannt; aber diese gelten als ebenso erlaubt, wie hierzulande von manchen die Notlüge und Höflichkeitsunwahrhaftigkeiten für erlaubt gehalten werden. Dahingegen sind uns unter unsern Kols Fälle bekannt, die den Schluß rechtfertigen, daß auch in diesen Beziehungen das Gewissen geschärft worden ist, und ich kenne eine Anzahl christlicher Ehen, in denen der Kindersegen nicht nur das halbe, sondern auch das ganze Dutzend übersteigt. Mir haben Christen das Geld wiedergebracht, das ich aus Versehen ihnen zu viel gegeben hatte, und Meineidige habe ich kennen gelernt, die in ihrer Gewissensangst von selber ihre Sünden bekannt haben.

Und das führt mich zu dem wichtigsten Punkte in unserer Untersuchung, nämlich der Frage:

Giebt es wirklich Christen unter den Kols, die im biblischen, im idealsten Sinne des Wortes bekehrt sind?

Digitized by Google

Ich beantworte diese Frage mit einem entschiedenen „Ja.“ Zwar giebt es noch viele schwache Christen in der Kolsmission, schwach in Hinsicht auf Erkenntnis und sittliche Energie. Auch haben wir bei unsern Christen mit viel Selbstgerechtigkeit zu kämpfen, gerade, weil sie viel um des Glaubens willen aufgegeben haben und im großen und ganzen sehr kirchliche Leute sind, aber es fehlt durchaus nicht an Zeichen selbständigen, lebendigen Christentums.

Bei dem Unterrichte der Seminaristen im Predigerseminar und dem jährlichen Unterrichtskursus der Katechisten, Kandidaten und Pastoren habe ich oft Gelegenheit gehabt, Fragen oder Antworten zuzuhören, die zweifellos auf vorhandenes inneres Leben schließen ließen. Ich habe Kolprediger nicht nur mit großem Eifer, sondern auch mit großem Ernst und tiefer Gemütsbewegung predigen hören und mich oft an ihren Predigten erbaut. Desgleichen habe ich im Unterricht der Katechumenen und Konfirmanden häufig inniges Heilsverlangen erblicken dürfen und in der Seelsorge eine Sünden- und Heilserkenntnis, wie man sie nur bei lebendigen Christen erwarten kann. Ich habe mit Christen zu thun gehabt, und es waren unbescholtene Charraktere, die in die tiefste Seelennot geraten waren, und zwar wegen ihres inneren Verderbens, ihrer Untreue im Dienste des Herrn und ihrer Selbstgerechtigkeit. Die Gnadenmittel werden von vielen treulich angewendet im Trachten nach dem ewigen Leben. Mit einem Wort, man wird vielen unserer Christen das Zeugnis nicht verweigern können, daß sie aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen sind. Und auch die heidnische öffentliche Meinung ist durch das Christentum stark beeinflußt worden. Es tritt uns oft entgegen, wie das Gewissen der Heiden in bezug auf den Götzendienst, die Vielweiberei, die Trunksucht u. s. w. geweckt worden ist, und man trifft Heiden an, welche den Trunk aufgegeben haben, am Götzenopfer sich nicht mehr direkt beteiligen, den Sonntag als einen Feiertag beobachten und ihrer Würdigung der christlichen Religion dadurch Ausdruck geben, daß sie ein Erntedankopfer einsenden oder sonstwie die Sache des Christentums unterstützen und fördern.

Es ist ein Gnadenwerk Gottes, das wir in der Kolsmission vor uns haben. Das Evangelium hat unter diesem Volke seine alte erneuernde und umwandelnde Kraft erwiesen. Es hat in materieller, kultureller und religiös-sittlicher Beziehung eine große Veränderung in diesem Volke hervorgebracht. Es giebt allerdings wohl kaum ein anderes Volk auf der Erde, das so vorbereitet ist, das Evangelium auzunehmen und sich von ihm durchdringen zu lassen: seine soziale Not, sein finsterer Dämonendienst treibt es, seine Naturwüchsigkeit, sein kindlicher Charakter befähigt es dazu. O, daß doch mehr noch für die Mission geschähe! Daß doch noch mehr gearbeitet würde, die neuen Christen zu pflegen, die Heiden zu gewinnen! Wir haben zum 50jährigen Jubiläum viel Ursach zu danken, denn „der Herr hat großes an uns gethan;“ aber auch viel Ursach zur Herzensbeugung wegen der unserm Werk noch anhaftenden Mängel, wie zu ernstem Gebet: „Herr, hilf, Herr, laß wohl gelingen.“

Digitized by Google

Neuste Nachrichten über Miß Taylors Tibetische Pionier-Mission.*)

Ueber den bisherigen Verlauf der von Miß Annie Taylor ins Werk gesetzten sogenannten Tibetischen Pionier-Mission sind die Leser der Allgemeinen Missionszeitschrift ziemlich unterrichtet; es genügt daher kurz daran zu erinnern, daß die früh für die Evangelisierung Tibets begeisterte Engländerin schon in den achtziger Jahren bei der China-Inland-Mission thätig war, und bei dem längeren Aufenthalt in Tautschau, südöstlich vom Kokonor, auch viel mit Tibetern in Berührung kam und deren Sprache zu lernen anfing, nachdem sie sich das Chinesische schon angeeignet hatte. Um noch besser Tibetisch zu lernen, und auch um zu missionieren, ging sie 1888 nach Dardschiling und durch Sikkim bis an die tibetische Grenze, wo sie über ein Jahr nur unter Eingebornen lebte, Kranke pflegte und zu missionieren suchte. Einen lange gepflegten und geheilten Kranken, Namens Pontso, gewann sie fürs Christentum, und er wurde ihr treuer Diener und Begleiter. 1891 ging sie mit demselben nach China, verweilte, auf günstige Reisegelegenheit wartend, ein Jahr in Tautschau und trat im Herbst 1892 eine große Rekognoszierungsreise nach Tibet an, von der sie nach sieben Monaten im April 1893 zurückkehrte, ohne Lhasa betreten zu haben.

In demselben Jahr ging sie mit Pontso nach England und Schottland, sprach und warb in vielen Meetings für Tibet (wobei auch Pontso auftrat, gewöhnlich einige Worte tibetisch sprach und einen sehr guten Eindruck machte), gründete die Tibetan Pioneer Mission und ging im Februar 1894 mit 12 Missionaren (Engländern, Schotten und Skandinaviern), unter denen auch ein verheirateter Mann war, nach Dardschiling, uud dann durch Sikkim nach Gnatong, 15 km von der Grenze Tibets.

Die Umstände hatten es so mit sich gebracht, daß Miß Taylor die Leitung der so schnell gegründeten Mission übernehmen mußte, und sie besaß dazu auch die nötigen Gaben. Aber es war doch ein unnatürliches Verhältnis, daß die junge Dame 12 angehende Missionare kommandieren und eine erst im Werden begriffene Missionsunternehmung organisieren und leiten sollte, und dieses Verhältnis löste sich denn auch — zum Glück, muß man sagen — sehr bald auf, indem sämtliche Missionare, mit Ausnahme des Dänen Jensen, nach 14 Tagen Gnatong und ihre hochbegabte Führerin verließen und nach Kalimpong zurückgingen. Sie zahlte ihnen soviel sie konnte (über 3000 M.) aus der gemeinsamen Kasse aus, repräsentierte nun mit Pontso und Jensen allein die Tibetische Pionier-Mission, und fing alsbald mit Freudigkeit und Eifer ihre Wirksamkeit an.**)

*) Wir verweisen auf unsre Besprechung des Missionsunternehmens des Fräulein Taylor im Jahrgang 1894, 121. D. H.

**) Wie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, hatte Miß Taylor den

Digitized by Google

Im äußeren hatten es die drei dürftig genug und wohnten in einer gar ärmlichen Hütte; aber der treue Jensen, ein gelernter Schreiner, suchte bald eine bessere Wohnung herzustellen, und die schöne Thätigkeit, welche sich in Gnatong aufthat, entschädigte für viele Entbehrungen.

In einem kleinen Fort bei Gnatong steht nämlich eine halbe Kompagnie englische Infanterie und langweilt sich auf diesem weltverlassenen Posten. Unter diesen Soldaten fing nun Miß Taylor alsbald eine geistliche Thätigkeit an, las ihnen abends vor aus der Bibel oder guten Schriften, erklärte und sprach über Schriftabschnitte oder leitete geistliche Gesänge. Diese Arbeit war auch nicht ohne Frucht, und es wurden mehrere zu geistlichem Leben erweckt, und als Missionar Jensen an einem typhösen Fieber erkrankte und auch heimging, war die Teilnahme und bereitwillige Hilfsleistung der Soldaten überraschend groß.

Gnatong liegt aber auch an einer stark benutzten Handelsstraße zwischen Tibet und Indien, und eben deshalb hatte jedenfalls die in dieser Gegend von früher her gut bekannte Missionarin diesen Ort für den ersten Aufenthalt gewählt. Zahlreiche Wollkarawanen passieren hier durch, und jeden Abend konnte Miß Taylor beim Lagerfeuer an die tibetischen Begleitmannschaften Evangelien und Spruchkarten verteilen und darüber reden. Auch viele Sikkimer Hirten sind in den Sommermonaten mit ihren Viehherden auf den Alpenweiden bei Gnatong, welches 12 300 Fuß hoch liegt, und auch ihrer nahm sich die unermüdliche Missionarin an. Endlich wurden allerlei Kranke zu ihr gebracht, oder sie zu ihnen gerufen, kurz, der Arbeit war mehr, als sie bestreiten konnte, und sie fing an sich recht nach einer Gehilfin zu sehnen.

Dieses Verlangen nach einer Mitarbeiterin ist dann noch gestiegen, seit sie im Juni dieses Jahres von den chinesischen und indischen Behörden die Erlaubnis erhielt, sich in dem nächsten 25 km von Gnatong und 10 km jenseits der Grenze gelegenen tibetischen Ort Yatong niederzulassen, Medizinen zu verkaufen oder zu verschenken, Kranke zu behandeln und andere Missionsthätigkeit zu entfalten.

Von dieser unerwartet schnell erteilten Erlaubnis hat sie dann mit Freuden Gebrauch gemacht, ist nun schon seit einigen Monaten in

---

Missionar der China-Inland-Mission, Polhill-Turner, gebeten, an ihrer Statt die Leitung der Tibetischen Mission zu übernehmen. Das ist seitdem auch geschehen. In „Chinas Millions“ (1895, 169 f.) erstattet derselbe einen interessanten Bericht über die augenblickliche Sachlage. Nach einer lehrreichen geographischen und sonstigen allgemeinen Orientierung teilt er mit, daß die von Miß Taylor getrennte Arbeiterschar zu Kalimpong in dem Britischen Bhutandistrikt Darjschiling, wo bereits eine schottische Mission besteht, sich aufhalte und dort, mit Sprachstudien beschäftigt, geduldig warte, ob Gott in nächster Zeit eine Thür nach Tibet aufthun werde. Fast scheint es, als ob Herr Polhill-Turner nicht allzu hoffnungsvoll sei, denn er ist derweilen nach England zurückgekehrt und spricht davon, in den Dienst der China-Inland-Mission zurückzutreten, wenn im Laufe eines Jahres der Weg nach Lhasa nicht offen sei. D. H.

Digitized by Google

Yatong installiert, wenn auch noch ohne eine ordentliche eigene Wohnung, und hat mehr zu thun, als sie leisten kann, zumal sie auch noch öfters nach Gnatong geht, nach dem ihr Häuschen bewachenden Pontso sieht und den Soldaten, Viehhirten und Karawanenleuten Gottesdienst hält.

Aus einem am 13. September von Miß Taylor in Yatong geschriebenen und schon am 14. Oktober angelangten Briefe teilen wir einige Einzelheiten mit, welche gewiß die Missionsfreunde interessieren werden.

„Yatong, schreibt sie, ist kein großer Ort, und es wohnen in demselben fast ebenso viele Chinesen wie Tibeter, weil es in diesem Handelsort an der Grenze viele chinesische Zoll- und andere Beamte giebt. Auf dem Zollamt ist auch ein Europäer angestellt, der einzige, den es außer mir hier giebt. Einige Meilen weiter unten, im Tschumbi-Thal, wohnen aber noch viel Leute, und die Wollkarawanen passieren hier gerade so gut durch wie in Gnatong, so daß ich mit vielen Tibetern in Berührung kommen kann. Ich habe auch viele Kranke zu behandeln und möchte meine Apotheke schon in Ordnung und Medizinen zur Hand haben, aber ich kann gar nichts gebaut und hergestellt bekommen, weil es hier keine Zimmerleute giebt, sondern nur Holzhauer, die nichts zu bauen verstehen. Auch wenn ich nach Gnatong komme, möchte ich viele Kranke beraten und besorgen, und ich wünsche manchmal, daß ein tüchtiger Missionsarzt herkäme, weil ich nicht alles allein thun kann.

Für die Missionsarbeit hoffe ich übrigens nach einiger Zeit Hilfe zu bekommen, denn eine schottische Dame, die ich in New-York traf, bereitet sich jetzt für den Missionsdienst vor und will dann zu mir kommen; und ein Unteroffizier in Gnatong, der erweckt worden ist, will durchaus, wenn seine Dienstzeit vorbei ist, nach England gehen, eine Missionsschule durchmachen und dann in oder für Tibet wirksam sein.

Ich glaube übrigens, daß, wer sich nicht bestimmt vom Herrn für die Arbeit in Tibet berufen fühlt, es in den Gebirgswüsten Tibets und unter dem hiesigen Volk nicht lange aushalten wird, denn das Leben ist hier gar rauh und hart; die niedrigsten Arbeiten muß man selbst verrichten, und von Komfort und Bequemlichkeit des Lebens, die in Indien im Ueberfluß zu haben sind, ist hier, wenige Meilen von der Grenze, keine Spur.

Als ich meinen ersten Besuch hier machte, ließ ich meine Sachen bei einem zuverlässigen Mann hierselbst stehen und glaubte sie in guter Verwahrung. Aber zwei seiner Knechte erbrachen eine Kiste während meiner Abwesenheit, leerten sie aus und machten sich mit meinen Sachen aus dem Staube. Sie wurden aber in Schigatse ergriffen, hierher zurück transportiert und erhielten unterwegs schon jeder 300 Stockprügel. Vor einer Woche nun brachten mehrere chinesische Beamte die armen Menschen zu mir mit einem Teil des gestohlenen Gutes, und hier sollten nun die Gefangenen wahrscheinlich ganz zu Tode geprügelt werden; ein Bündel dicker Stöcke, die zum Teil voller Dornen waren, lag schon zu diesem Zwecke bereit. Da hatte ich nun einen harten Kampf mit den Chinesen. Ich sagte ihnen, die schon so grausam Gemißhandelten seien mehr als genug bestraft und müßten jetzt durchaus entlassen werden. Lange wollten die gefühllosen Menschen, die wahrscheinlich schon manchen Verbrecher zu Tode gemartert hatten, nicht nachgeben; aber ich ließ nicht locker und erlangte endlich nach langem Verhandeln die Zustimmung zu sofortiger unbedingter Freilassung. Die Dankbarkeit der zwei von Marter und vielleicht vom Tode Erlösten kann man sich denken. Sie wurden zu mir gebracht, wahre Jammergestalten, verbeugten sich, bis sie mit dem Kopf die Erde berührten, und drückten ihre Dankbarkeit auf alle mögliche Art aus. Ich war so froh, daß ich das erlangt hatte! Ich wollte aber diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen. Es waren allmählich viele Leute zusammengekommen, um die Exekution mit anzusehen, und mein langes Bitten und Kämpfen für die Diebe hatte doch vielleicht auf einige einen Eindruck gemacht. Da hielt

Digitized by Google

ich nun auf chinesisch und tibetisch eine längere Ansprache an die versammelte Menge, sagte, daß nur die Jünger Christi ihre Mitmenschen recht lieben könnten, und legte ihnen den Weg des Heils dar."

Am Schluß des Briefes heißt es: „Im äußeren hat mir der Herr bisher immer reichlich alles dargereicht, was ich nötig hatte, und ich bin gewiß, daß er dies auch künftig thun wird. Ich hoffe und glaube, daß Tibet bald ganz geöffnet werden wird, und daß ich bald werde weiter vorwärts gehen können."

Das sind also die neusten Nachrichten über Miß Taylors tibetische Mission, und man muß sagen, daß dieselben günstig lauten. Wer hätte gedacht, daß ihr doch mit einiger Unbesonnenheit und Ueberstürzung begonnenes Missionsunternehmen so bald in aussichtsvolle Bahnen kommen würde? Jedenfalls ist die beschränkte Arbeit, die sie jetzt in Yatong gefunden, nicht hoffnungslos. Ob freilich die zuversichtliche Erwartung bald weiter in Tibet vordringen zu können, sich erfüllen wird, ist sehr zweifelhaft. Th. R.

Eine Evangelisationsarbeit durch einen Laien in Fukien (China).

Unter dieser Ueberschrift erzählt der englische Baptistenmissionar W. R. Brewster folgende Geschichte:*)

„Durch die Verfolgung, in der Stephanus den Märtyrertod erlitt," wird uns erzählt, „wurde die Gemeinde zerstreut in alle Länder, und die Zerstreuten gingen um und predigten das Wort." Stets ist es so gewesen, daß durch Verfolgungen die Gemeinde Christi nicht ausgerottet wurde, vielmehr mußten dieselben dazu beitragen, daß das heilige Feuer weiter verbreitet wurde.

Ein neues Kapitel dieses Inhalts ist in neuester Zeit durch einen geringen und ungelehrten chinesischen Handelsmann in Hung-hua im Fu-tschau-Distrikt dem Apg. 8 erzählten hinzugefügt worden. Dieser Jünger des Herrn, Namens Hung Deh-ying, hörte vor ungefähr 6 Jahren zum ersten Male das Evangelium und glaubte sofort. Aber als Heide hatte er schon lange die Wahrheit gesucht; er wurde Vegetarianer und Leiter einer religiösen Verbindung, dazu war er ein Mann von seltener Reinheit des Wandels und edlen Charakters, ein wahrer Kornelius.

Nachdem er durch einen Kolporteur aus Amoy von Christo gehört und von der Wahrheit ergriffen worden war, ging er nach Fu-tschau und bat die dortigen Missionare dringend, einen eingeborenen Prediger in sein Heimatdorf zu senden. Ein Schüler des dortigen Predigerseminars war aus der Gegend von Hing-tschau und verstand somit den dort gesprochenen Dialekt. Dieser wurde während der Sommerferien hingesandt, aber das Werk wuchs so in der kurzen Zeit, daß er dasselbe nach Ablauf der Ferien nicht verlassen konnte, um in die Schule zurückzukehren.

Länger als ein Jahr durfte sich die kleine Gemeinde ungestört entwickeln, dann aber erhob sich eine Verfolgung, die in erster Linie gegen Hung Deh-ying gerichtet war. Wiederholt wurde er geschlagen, dann von Haus und Hof vertrieben, und Monate lang durfte er nicht wagen zurückzukehren. Zwei seiner Kinder starben, und er durfte nicht kommen, um sie zu begraben. Sein redlich betriebenes Geschäft hatte stets guten Erfolg gehabt, so daß er ein fast wohlhabender Mann geworden war, aber der größte Teil seines Vermögens wurde ihm während der Verfolgungszeit entrissen. Von seiten der Missionare wurden zwar große Anstrengungen gemacht, um dem Manne die Rückkehr in seine Heimat zu ermöglichen und die Rückerstattung des geraubten Vermögens zu erwirken, aber mit nur ganz geringem Erfolg. Endlich nach mehr als Jahres-

*) Chinese Recorder Nr. 6, 1895.

Digitized by Google

frist wurde ihm die Rückkehr zu den Seinen erlaubt, aber von Wiedererstattung des geraubten Vermögens war keine Rede. In all diesen Feuerproben erwies er sich standhaft in seinem Glauben und „erduldete mit Freuden den Raub seiner Güter."

Nicht lange nach Hung Deh-yings Rückkehr in seine Heimat begann es sich in den verschiedenen Dörfern der Umgegend zu regen, und die Missionare hörten, daß überall eine Anzahl Leute bereit seien, das Evangelium anzunehmen und zum Christentum überzutreten. Ich — Missionar Brewster — untersuchte die Bewegung und fand zu meiner großen Befriedigung eine ungewöhnliche Lauterkeit der Veranlassung. Anfangs kam ich gar nicht auf den Gedanken, diese Bewegung mit unserem unbekannten Evangelisten Hung Deh-ying in Verbindung zu bringen, aber nach einigen Wochen kam der wahre Sachverhalt ans Licht. Hung Deh-ying hatte sich nämlich während seiner Verbannung häufig in diesen Dörfern aufgehalten und sowohl seinen alten Bekannten, Geschäftsfreunden wie jedem Unbekannten, mit dem er in Berührung kam, Christum verkündigt. Sein tadelloser Wandel, den er schon als Heide geführt, war ein starkes Zeugnis für die Wahrheit seiner Botschaft. Auch nach seiner Rückkehr in sein Heimatdorf widmete er der Verkündigung des Evangeliums so viel Zeit, daß sein Geschäft darunter anfing zu leiden und nicht wieder zu der früheren Blüte gedeihen wollte. Dazu war er durch den erlittenen Verlust in äußere Not gekommen, darum ließ ich ihm durch den eingeborenen Pastor eine kleine Unterstützung als Beitrag zu seinen Reiseunkosten übermitteln. Nach etlichen Wochen gab er das Geld zurück mit der Bemerkung: „Wenn ich unter die Leute gehe, das Evangelium zu verkündigen, so werde ich oft gefragt: wieviel Geld bekommst du von den Fremden dafür, daß du dies thust? Es ist aber von der größten Bedeutung für den Eindruck, den die Verkündigung macht, wenn ich sagen kann, ich bekomme nicht die geringste Bezahlung dafür, ich predige euch das Evangelium von Erlösung durch Christum allein aus Liebe zu Jesu."

Es ist begreiflich, daß auf einer so selbstlosen Arbeit der Segen des Herrn in besonderer Weise ruht. Eine Frucht derselben war, daß in weniger als zwei Jahren vorzugsweise durch die Wirksamkeit dieses Mannes zehn neue Plätze eröffnet wurden, an denen wir heute wachsende Gemeinden haben; dieselben leisten für den Unterhalt des sie bedienenden Predigers Beiträge, halten den Sonntag und bringen in anderer Weise Früchte der Gerechtigkeit. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß Hung Deh-ying keine Gelegenheit unbenützt läßt, um von Christo zu zeugen und die Leute zu ermahnen, das in Christo geoffenbarte Heil zu ergreifen und ihm zu folgen. Ob er sich auf der Straße, in der Herberge, im Laden oder in der Wohnung aufhält, überall findet er ungesucht Gelegenheit, von Christo zu zeugen. Er ist „eine Harfe von tausend Saiten". Seine gründliche innere Vorbereitung, sein Taktgefühl und gesunder Menschenverstand befähigen ihn, unter der Erleuchtung des heiligen Geistes, auf alle zu wirken, ohne selbst Schaden zu nehmen.

Die zehn Plätze, die durch seine Wirksamkeit geöffnet wurden, bilden nur einen und vielleicht nur den geringeren Teil seiner segensreichen Arbeit. Sein Vorbild wirkt auf andere, sein Exempel ist ansteckend, er ist ein Feuerbrand in der Gemeinde; die Laien, durch ihn angesteckt, fangen Feuer. Alle Missionare wissen, daß eine der größten Schwierigkeiten in der chinesischen Mission die ist, unangestellte und unbezahlte Christen zu gewinnen, die, dem inneren Trieb folgend, mithelfen am Werk des Herrn. Dieses Mannes heiliger Eifer hat bewirkt, daß heute eine große Zahl Laien bei der Evangelisationsarbeit mithelfen. Und die Frucht davon ist, daß unsere Gemeinde in Hing-hua im letzten Jahre über 900 Glieder oder 40 pCt. zugenommen hat. Es ist noch zu früh, den ganzen Erfolg des letzten Jahres berechnen zu wollen, aber alle Anzeichen deuten auf ein größeres Wachstum hin, und dabei ist die Vertiefung fast mehr bemerkbar, als die Ausdehnung." Missionar Dietrich.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1896.

Daulat.

Ein Bild aus der indischen Senana.

Von einer deutschen Senanalehrerin.

Daulat lag in dem großen, buntbemalten Schaukelbett, welches das Hauptschmuckstück der Senana bildete; außer demselben befanden sich nur einige flache Bettstellen und ein zerbrochener Stuhl in demselben. Indem sie mit einem Fuß von Zeit zu Zeit gegen die Erde stieß, erhielt sie dasselbe in Bewegung und fächelte sich zu derselben Zeit mit einem kleinen, grünen Bambusfächer Kühlung zu; denn die Hitze war erdrückend. Die Senana war ein großer Raum, aus Lehm gebaut, mit 3 Mauern, während sie nach der Hofseite zu offen war, nur mit 2 leichten Bambusvorhängen versehen, die man nach Belieben zurückschlagen konnte. Der Hof war etwa 12 Fuß im Quadrat; in einer Ecke desselben war die heilige Tulehpflanze, die eine Art Hausgottheit der Hindus ist und den Hauptgegenstand der religiösen Verehrung der Frauen bildet. Ein heißer Luftzug kam vom Dach, in welchem eine viereckige Oeffnung war, um der Luft Zugang zu verschaffen; aber die Luft war schwer und drückend und glutgeschwängert von der beinahe im Zenith stehenden Sonne. Die arme Daulat! Sie war erst 15 Jahre alt, aber schon bedrückten die Sorgen und Leiden einer zu frühzeitigen Ehe ihren kindlichen Geist. Sie hatte keinen Sohn, nicht einmal eine Tochter und hatte Bulchaud, ihrem 17jährigen Ehemanne, keine beträchtliche Mitgift mitgebracht. Er war zwar auf seine Weise freundlich, aber von einem Schulknaben kann man nicht viel Rücksichtnahme und Zartheit erwarten, besonders, wenn er in häuslicher Beziehung unbedingt geknechtet wird von seiner Mutter und diese Mutter seine kleine Frau mit Gleichgiltigkeit und Verächtlichkeit behandelt.

Sampi war indische Schwiegermutter von „echtem Schrot und Korn." Ihre 5 Söhne hatten nacheinander geheiratet und ihre Frauen unter das väterliche Dach gebracht, und sie war die unbedingte Herrscherin über alle; jede fühlte den Druck ihrer Herrschaft; doch

Digitized by Google

waren es alles reiche Mädchen gewesen, und Sampi wagte nicht, zu hart aufzutreten. Aber Daulat, die mittellose, das Kind einer Witwe, war immer diejenige, welche die bösesten Launen und härtesten Worte der Schwiegermutter zu ertragen hatte. Als Daulat mit Bulchaud verlobt wurde, war ihr Vater ein verhältnismäßig bemittelter Mann gewesen; aber das war 10 Jahre her; seitdem hatte die englische Regierung die Gehalte vieler Beamten verringert und eine ganze Anzahl abgesetzt. Unter den letzteren war auch Daulats Vater; aber es gelang ihm, den Glauben zu erhalten, daß er Privatmittel besitze. Als nun der Nasenring mit 2 Perlen und einem Rubin, 12 goldene Ohrringe und die elfenbeinernen Armringe für Daulat angeschafft waren, und die Hochzeit stattfand, da hatte der Vater sein möglichstes gethan, um die Familienehre zu retten; alles rückständige Geld blieb unbezahlt, und es ging immer mehr bergab. Als Daulat heiratete, war sie 12 Jahre alt; ihre Mutter ahnte, welchem Schicksal ihre Tochter entgegen ging. Sie kannte auch den bitterbösen Charakter Sampis; aber schließlich mußte man ja dankbar sein, sie noch untergebracht zu haben, und so vertauschte Daulat die Heimat im elterlichen Hause mit derjenigen bei ihren Schwiegereltern in einem anderen Teile der Stadt Nanakpur.

Sie fand bald heraus, daß sie das schwarze Schaf und der Packesel der ganzen Familie war, jedes Winks und Rufes ihrer Schwiegermutter und Schwägerinnen gewärtig und lautlos jedem Befehle gehorchend, wenn sie überhaupt ein erträgliches Dasein führen wollte. Wenn eins der vielen Kinder schrie, mußte Daulat es beruhigen, — war es unartig oder widerspenstig, empfing sie die von dem kleinen Sünder verdiente Strafe; war etwas zerbrochen oder verloren, so wurde Daulat dafür verantwortlich gemacht. Nur selten konnte Daulat ihre Mutter besuchen; das mußte jedesmal mit einem Geschenk an Sampi erkauft werden, und die Mutter bemerkte mit Thränen den vergrämten, verschüchterten Ausdruck auf den hübschen Zügen ihres Kindes und den traurigen Ausdruck der großen, schwarzen Augen. Auch jetzt würde Daulat keine Ruhe gehabt haben, wenn nicht das kleine Mädchen an ihrer Seite und der Säugling in ihrem Schoß, die Kinder ihrer Schwägerin Rami, von ihr zur Ruhe geschaukelt und gefächelt worden wären. Rami selbst saß mit einer Nachbarin auf einer Bettstelle, die Wasserpfeife rauchend, während sie mit derselben eine vertrauliche Unterhaltung führte. Im ganzen Hause herrschte die

Digitized by Google

dumpfe, schwüle Stille der Mittagstunde; der einzige Laut, der die Stille unterbrach, war das Summen der zahllosen Fliegen, und in der Ferne hörte man das Rufen der Verkäufer im Basaar, das Rasseln der Ochsenwagen und das Bellen der Pariahhunde. — Die Stunde des Tages und die Schwüle machten sich bei allen Bewohnern der Senana geltend, und auch Daulat überließ sich der Schläfrigkeit und vergaß in ihren Träumen ihre Sehnsucht nach ihrer Mutter und der armseligen Senana, in der sie geboren und aufgewachsen war.

Plötzlich öffnete sich die Hausthür. Bulchaud kam aus der Schule zurück; müde, erhitzt und verstimmt. Er ging geradeswegs auf Sampi zu, deren besonderer Liebling er war, und verlangte in lauter, herrischer Stimme nach „pani“ (Wasser). Daulat, erschreckt aufwachend, gewahrte ihren Eheherrn, und, schnell ihr Gesicht mit ihrem Muslinschleier verhüllend, sprang sie auf, um ihm einen Trunk Wasser aus dem großen porösen Thonkrug zu holen, der in einer Ecke stand. Sie langte eine flache Metallschale von dem Eckbrett und ergriff den Hals des Kruges, um ihn zu neigen, wurde aber dabei des Skorpions nicht gewahr, der dort hingekrochen war und sich des kühlen Fleckchens freute. Ein scharfer, brennender Schmerz zuckte plötzlich durch ihren Arm, und mit einem Angstschrei ließ sie den Thonkrug fahren, der herabfiel und in 1000 Stücke zerbrach, so daß der eiskalte Inhalt sich durch den ganzen Hof ergoß, den durstigen Einwohnern des Hauses für immer verloren. Arme Daulat! Wenig war der Teilnahme, aber viele der harten, scharfen Worte, welche sie von Schwiegermutter und Schwägerinnen über ihre Ungeschicklichkeit zu hören bekam, bis Bulchaud sah, daß sie vor Schmerz einer Ohnmacht nahe war, und gerührt, durch den Anblick ihres Leidens, seine Mutter bat, ihm zu erlauben, sie zu der Missionarin zu bringen, deren dispensary (Poliklinik) jetzt offen war, welche etwas thun würde, um den Schmerz zu lindern.

Zuerst erhob Sampi Einwürfe: „Wir Alten haben unsre Schmerzen und Leiden zu tragen gehabt, warum sollten nicht die Jungen dasselbe thun?“ Aber Bulchaud, der selbst den Schmerz kannte, redete zu und erhielt Erlaubnis.

„Geh, Tochter einer Hündin,“ war die höfliche Erlaubnis, die sie dem schluchzenden, zitternden Frauchen erteilte, „und sieh zu, daß Du nicht noch mehr Unheil über dies Haus bringst.“

Daulat erwiderte kein Wort, da es nicht Sitte ist, in Gegenwart

Digitized by Google

des Mannes zu sprechen oder das Gesicht zu entschleiern; sie schlüpfte mit ihren Zehen in die gestickten Lederpantoffeln, welche nur mit Mühe an den Füßen gehalten werden können, und schlürfte hinter Bulchaud zur Thür hinaus mit einem kleinen, vor Dankbarkeit glühenden Herzen für seine Güte und seine Fürsprache.

Seit kurzer Zeit hatten die Missionarinnen in Ninakpur eine dispensary eröffnet, wohin die Frauen scharenweise kamen, um sich von ihren größeren und kleineren Leiden heilen zu lassen. Die ungesunde Lebensweise, das häufige Fasten und vieles andere schwächt die Gesundheit der indischen Frau, und unter hundert findet sich kaum eine gesunde. Die erfolgreichen Kuren erregten bald das Aufsehen, und teils Neugier, teils Not trieb jeden Tag zwischen 3 und 7 Uhr viele Frauen dorthin. Die Behandlung war umsonst, und außerdem konnte man dort so bequem in dem offenen Hofraum unter den grünen Bäumen sitzen und hörte während der Wartezeit dem Singen und Lesen der Bibelfrau zu. Das Gebäude war von Lehm, mit weit vorspringender Veranda.

Bulchaud begleitete seine Frau bis zur Thür und verließ sie mit dem Bemerken, daß sie mit andern Frauen zusammen zurückkommen könne, und schlenderte dann davon, im höchsten Grade zufrieden mit sich und überzeugt, daß seine großmütige That ein sehr verdienstvolles Werk sei; denn irgend welcher Dienst an Schwachen oder Kranken wird hoch angerechnet.

Daulat öffnete nervös die Thür und blieb zögernd in derselben stehen; ihre zarte, kleine Gestalt erbebte in konvulsischem Schluchzen, während sie den schmerzenden Arm krampfhaft in ihre chadar wickelte und mit der andern Hand hielt.

„Komm hierher, Mai!“ riefen einige Stimmen, und Daulat gehorchte langsam der Aufforderung und ließ ihre Pantoffeln an der Thüre, als sie sich einer Gruppe unter dem schattigen Nim-Baum näherte. Die rechte Hand an die Stirn legend, begrüßte sie die Bibelfrau, Mai Susanna, mit einem verlegenen Salaam. Diese erriet sogleich ihr Leiden und führte das arme Kind quer über den Hof in das Wartezimmer, wo jede Frau eine Eintrittskarte erhielt. Daulats Schluchzen verstummte; der Schmerz wurde von Neugier überwältigt. Was für ein schöner, heller Raum mit prächtigen, bunten Bildern, Glasfenstern und geweißten Wänden. Daulats Augen hefteten sich auf das eine Bild, auf welchem Christus, mit der Samariterin

Digitized by Google

sprechend, abgebildet war. Aber schon wieder änderte sich die Szene; eine andere Frau in weißer chadar, ohne Nasen- oder Arm-Ringe, nahm sie bei der Hand und sagte freundlich: „Hier herein! Mai!“ Sie befand sich in einem mittelgroßen Zimmer, in dessen Mitte sich ein mit grünem Tuch bezogener Tisch befand, mit Papieren bedeckt, an dem, o Wunder! eine weiße Frau saß. Daulat hatte von weißen Frauen gehört, aber nie eine gesehen. Als dieselbe sie nun freundlich lächelnd anredete, starrte sie sie nur mit Erstaunen an. Sie sah vor sich eine Dame mit schlichtem, dunkelm Haar, blauen Augen, die sie herzgewinnend anschauten, in einem schlichten, weißen Kleid. „Nun, Mai,“ sagte die Dame, „was ist Dir?“ Daulats Schmerz kam ihr sofort wieder zum Bewußtsein; mit thränenden Augen zeigte sie ihre Hand und erzählte ihre Geschichte, zugleich sagend, daß die ganze Brust schmerzte. „Vischiu,“ rief die Aerztin, „bring die Ammoniaflasche und die Salbe für Skorpionstich!“ Eine vornehm aussehende Hindufrau kam aus einem andern Zimmer, das Gewünschte in der Hand tragend. Sie that etwas von der Salbe auf die Stelle, wo der Stich ursprünglich war, und verband es sorgfältig, während die Aerztin den Kork aus der Flasche zog und sie Daulat hinhielt, indem sie sagte: „Rieche hieran, Mai, atme ordentlich.“ Daulat, voller Neugier, was die Flasche enthielt, zog dieselbe näher und holte tief und stark Atem, schnellte dann aber entsetzt zurück und dachte, sie würde die Besinnung verlieren. Thränen stürzten aus ihren Augen; sie konnte kaum atmen und dachte, sie sei vergiftet und daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Aber nach ein paar Augenblicken kam sie wieder zu sich, und der Schmerz, der sie vorhin zu lähmen schien, war fast verschwunden; nur in dem Finger stach und hämmerte es noch, und der kühlende Umschlag linderte das beträchtlich. Sie dachte, die weiße Dame müsse ein Zaubermittel besitzen. „Arre, Miß Sahib,“ rief sie, „Dein Wasser ist voll Wunderkraft!“ Die Missionarin lächelte und sagte: „Bleibe noch ein wenig hier, Mai, und ruhe Dich aus, wenn Du Zeit hast, und Du sollst ein schönes Lied hören von einem wunderbaren Wasser.“ Daulat dachte, ein paar Minuten mehr oder weniger machten nichts aus; so ging sie wieder in das Wartezimmer und stand einige Augenblicke vor dem Bilde von Christus und der Samariterin in Anschauen verloren. „Sieh,“ sagte Mai Amba, dieselbe, die sie vorhin hereingeführt hatte, „diese Frau war sehr durstig; aber vor allem war ihr Herz durstig nach Gott und seiner Liebe; und dieses ist Issa Masssih,

Digitized by Google

er verspricht ihr, Wasser für ihr Herz zu geben." — In Daulats kleinem, umnachtetem Gehirn mischte sich die Idee von dem Wunderwasser, dessen Wirkung sie soeben verspürt hatte, mit dem, das Christus dem Herzen giebt. „Nimmt das Wasser alle Schmerzen?" fragte sie, Amba erwartungsvoll anschauend. „Ja, alle Schmerzen, die in uns brennen," erwiderte Amba, „und es wäscht die Sünde hinweg." Das letztere konnte Daulat nicht verstehen; aber sie ging und setzte sich unter die andern Frauen in den Schatten des Nim-Baumes, nicht weit von der Bibelfrau; und da hörte sie ein Lied von dem Wunderwasser:

Jesus giebt das Lebenswasser, umsonst, umsonst!
O, komm zu der Quelle und schöpfe es jetzt, umsonst, umsonst!
Den Durst Deines Herzens, o lösche ihn hier,
O, nimm das Wasser, umsonst!

Daulat lauschte den süßen Tönen und hörte die Erklärung des Liedes, und so viel konnte sie verstehen, daß es Einen gab, der uns so liebt, daß er alle Schmerzen und alle Sünde von uns nimmt. „Das ist ihre Religion," dachte Daulat, „ihr Guru ist gewiß freundlicher als der unsrige." — „Mai, soll ich einmal zu Dir kommen und Dich besuchen?" fragte die Bibelfrau, als sie Daulats Augen mit einem verlangenden, hungernden Ausdruck auf sich gerichtet sah. Daulats Augen leuchteten vor Vergnügen. „Oh, komm doch ja," rief sie, „und bringe Dein Buch mit! Und ich möchte auch lesen lernen," fügte sie ganz ängstlich hinzu; „Mori, meine Kousine, kann lesen, und sie sagt, man kann es lernen." Kaum hatte Daulat ausgeredet, als ihr der Gedanke an Sampi, ihre Schwiegermutter, schwer aufs Herz fiel; was würde sie sagen? „Komme lieber nicht," flüsterte sie der Bibelfrau zu, „meine Schwiegermutter wird mich schlagen." „Dann komme doch alle Tage hierher," war die ebenfalls geflüsterte Antwort. Daulat schüttelte traurig den Kopf; sie wußte, wie unmöglich das war.

Eben kam eine Frau, die zu ihrer Straße gehörte, heraus, mit einer gefüllten Flasche in der Hand. „Komm, Mai, wir wollen zusammen gehen," sagte sie nicht unfreundlich, denn sie wußte, daß Daulats Los ein hartes war. Daulat erhob sich und entfernte sich mit einem ehrerbietigen Salaam. „Vergiß nicht das Wort von Jesu und dem Lebenswasser," sagte die Bibelfrau. „O nein, gewiß nicht," antwortete das arme Kind, als sich ihre Augen mit Thränen füllten. Noch nie hatte sie einen so schönen Nachmittag verlebt, und sie fühlte

Digitized by Google

das heiße Verlangen, oft hierher kommen zu können. Fast hätte sie wünschen können, daß ein Skorpion sie bald wieder beißen möchte. „Sie hat eine böse Schwiegermutter," flüsterte die Nachbarin der Bibelfrau zu; „es würde ihr gerade recht sein, wenn sie im Fluß baden ginge und nicht wieder käme."

Als die Missionarin sich von ihren Gehilfinnen den Tagesbericht geben ließ, erwähnte die Bibelfrau Daulat und erzählte die kleine Episode mit großer Genauigkeit. Die Aerztin schrieb Namen und Adresse auf in der Liste derjenigen, die besucht werden sollen. Indes hatten die beiden sich entfernt und bogen, mit ganz verhüllten Gesichtern, in die kleine Seitenstraße ein. Die Abendbriese, welche Nanakpur zu einem so angenehmen Aufenthaltsort machte, spielte mit ihren leichten Gewändern und kühlte die erhitzten Glieder. Mori stand viele Male unterwegs still, um mit einer Bekannten zu sprechen, und die kleine, kindische Daulat dachte mit Neid, daß Mori doch eine sehr glückliche Frau sein müsse. Sie passierten eine lebhafte Gruppe an einer den ganzen Tag laufenden Wasserleitungspumpe. Kinder und Erwachsene setzten sich flach auf den Boden und ließen sich von dem kalten Strom bespülen; andere wuschen ihre Gewänder; einige Wasserträger, mit ihren Ochsenhäuten auf dem Rücken, standen träge dabei und warteten auf den günstigen Augenblick, um dieselben füllen zu können. Ein Verkäufer von Süßigkeiten saß dabei und pries seine Schätze an, während er mit einem Wedel von langen, trockenen Grashalmen die Fliegen verscheuchte. Eine Schar Kinder stand um ihn her, mit oder ohne Kupfermünzen, und um jede Kleinigkeit entspann sich ein heftiger Wortwechsel mit viel Geschrei und Gestikulationen. Mori, welche Daulats Gedanken erriet, steckte ihr gutmütig einige pais (Kupfermünzen) zu und sagte: „Kaufe Dir, was Du magst, Mai Daulat, Du bekommst nicht viel Gutes bei Mai Sampi." Die junge Frau entschied sich nach langer, gewichtiger Unterhandlung für einige Stücke Kandiszucker, von denen sie aber nur einen winzigen Teil in den Mund steckte, während sie das übrige sorgfältig in den Zipfel ihrer chadar knotete; sie kannte Bulchauds Liebhaberei und wollte ihm doch beweisen, wie dankbar sie ihm für seine Güte an diesem Nachmittag war. Mori raffte jetzt mit entschiedener Geberde ihr Gewand auf und sagte: „Nun, Mai Daulat, Du stehst auch immer still; jetzt komm." Schweigend eilten sie durch die letzten Straßen, schon voll vom Geruch der Abendmahlzeit, Reis und currie mit ghi

Digitized by Google

(geklärter Butter) gekocht. Daulats Haus war einige Schritte weiter entfernt als Moris. Scheu klopfte sie mit dem schweren Eisenklopfer an die rohe Holzthür und fürchtete schon einen Strom von Scheltworten, als sie plötzlich Moris Stimme wieder hinter sich hörte. Mitleid war dieselbe angewandelt, als sie an Daulats Empfang dachte; aber sie sagte nur: „Hier ist ein Muster für Sampi, das ich ihr versprochen habe; so will ich mit hinein kommen und Salaam sagen." — Ein Stein fiel von Daulats Herzen; wie gut war Mori! Während die Thür geöffnet wurde, und man die reiche Mori mit vielen schönen Worten begrüßte, schlüpfte Daulat ungesehen hinein. Sie trat leise in ein kleines Hinterzimmer, wo Bulchaud über seine Bücher gebeugt saß. Daulat schüttete ihren kleinen Vorrat von Kandiszucker vor ihm auf den Tisch, und er begann, ohne ein Wort des Dankes, ihn zu verzehren, während Daulat, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war, ihr Gesicht entschleierte und ihm mit Lebhaftigkeit die Erlebnisse dieses Nachmittags erzählte. Ein kluger Instinkt lehrte sie jedoch, nichts von „Issa Massih" und dem Lebenswasser zu sagen. Bulchaud hörte einige Minuten großmütig zu, dann erhob er seine Hand und sagte: „Bass (genug), ich habe die Arbeit eines Mannes zu thun und kann nicht auf Frauengeschwätz hören!" — Daulat stieß einen kleinen Seufzer aus; wie gern hätte sie etwas von dieser „Mannes-Arbeit" gewußt, aber dann dachte sie an ihre Unterhaltung mit Mai Susanna, der Bibelfrau, und lächelte hoffnungsvoll. Sampi war in wunderbar guter Laune; ihr Mann hatte sie heut nachmittag mit neuen, goldenen Ohrringen beschenkt; wie stolz war sie. Nun hatte sie in einem Ohr 7, im andern 6, und nur 4 davon waren silbern. Es war ihr besonders wichtig, Mori dies mitzuteilen; denn es lag ihr daran, der reichen Advokatenfrau den Eindruck zu geben, daß auch sie die Frau eines reichen Mannes war.

Endlich erhob sich Mori, um zu gehen, und rief noch im Fortgehen: „O, Daulat Mai, willst du mitkommen, wenn ich übermorgen wieder zur Miß Sahib gehe?" Daulat schaute ängstlich auf ihre Schwiegermutter; diese aber erwiderte barsch: „Die Dirne möchte am liebsten den ganzen Tag spazieren gehen und nichts thun. Was will die Tochter einer Hündin bei der Miß Sahib?" Das heiße Blut der Scham und des Zornes stieg in Daulats Wangen, aber sie wandte sich schweigend ab, während die andern laut lachten.

Aber ihr nächster Besuch war doch nicht so fern, als sie gedacht

Digitized by Google

hatte. Ihre Schwägerin Warau, die Tochter Pesumals, hatte einen außergewöhnlich großen, schweren Nasenring im linken Nasenflügel; und obwohl sie denselben mit einigen starken Seidenfäden, die im Kopfhaar befestigt waren, zu halten suchte, erwiesen sich diese Träger als nicht hinreichend. Das Loch wurde immer größer, der Nasenflügel wurde immer länger hinuntergezogen und fing an zu schwellen, bis endlich die zarten Sehnen vollends rissen, und der Ring, den Warau eben reinigte, blieb in ihrer Hand. Wer beschreibt ihr Entsetzen, gegen das der Schmerz ganz verschwand!

Jedermann würde sie nun eine „Witwe" hänseln, und außerdem war ihr hübsches Gesicht ganz entstellt. Das durfte nicht so fortgehen; viele Nachbarinnen wurden zu Rate gezogen, und zwei oder drei behaupteten, daß sie gesehen hätten, wie die „Doktriane" (Aerztin) Löcher zunähte. „Sie muß mir auch ein neues bohren für den Ring," klagte Warau. „Nein, das thut sie nicht," behauptete die Ratgeberin; „sie sagt, es ist thöricht und unrecht, Löcher zu bohren, und daß wir uns das von unseren »dhais« müssen machen lassen." „Thöricht und unrecht!" rief Warau entsetzt, „hat sie denn keine Nasenringe?" „Nein," lautete die Antwort, „weder Nasen- noch Ohrringe, wie ein Mann." „Das muß ich sehen," rief Warau entzückt, „Daulat, laß die Näharbeit, du mußt gleich mit mir gehen und mir zeigen, wo das »ispital« (Hospital) ist." Mai Sampi knurrte und schalt, hatte aber schließlich nichts dagegen einzuwenden, als die beiden gingen, Daulat mit geheimer Wonne, Warau voller Neugier. Damals war Daulat gleich vorgelassen, weil ein Skorpionstich augenblickliche Behandlung fordert; aber heute mußten sie lange warten, und Daulat war es zufrieden.

Mai Susanna begrüßte sie sehr freundschaftlich und sagte gleich: „O, Daulat Mai, wir hätten dich gern schon besucht; aber wir haben zu viel zu thun; täglich sind wir bis Dunkelwerden beschäftigt; aber es ist schön, daß du kommen konntest; und siehst du," fügte sie flüsternd hinzu, „weil du gern von Issa Masaih hörst, darum hat er es auch so eingerichtet, daß du wiederkommen durftest."

Das war Daulat ein ganz neuer Gedanke. „Kommt er hier manchmal her?" fragte sie; „er ist wohl der Mann von der Doktriana; denn diese ist gut und stillt Schmerzen."

Die Bibelfrau suchte eiligst diese falschen Ideen zu berichtigen; aber sie fand, daß die arme Daulat auch nicht den einfachsten Gedanken von Gott und göttlichen Dingen zu fassen vermochte. Sie hörte jedoch

Digitized by Google

mit augenscheinlicher Freude zu, und als die Geschichte vom verlorenen Sohn gelesen und erklärt wurde, vertiefte sie sich so hinein, daß ihr laute Ausrufe des Mitleids und schließlich der Freude entfuhren; und als die praktische Anwendung gemacht wurde, nickte sie mit dem Kopfe und sagte gedankenvoll: „Ja, ich bin eine verlorene Tochter und möchte zu meinem Vater gehen.“ Warau hatte unterdessen mit andern Frauen geplaudert und mit großer Neugier alles betrachtet.

Jetzt waren die beiden an der Reihe, und mit noch zwei anderen betraten sie das Innere. „Aha,“ lachte die Miß Sahib, als sie Warau erblickte, „ihr Frauen werdet stets mit zerrissenen Nasen und geschwollenen Armen hierherkommen, bis ihr euch entschließt, Nasen- und Armringe abzulegen. Ich denke nur Ochsen und Kamele haben Ringe in den Nasen, weil sie so widerspenstig sind.“

Die Frauen lachten und gingen auf den kleinen Scherz ein; aber der armen Warau war nicht zum Lachen zu Mute, als sie die scharfe, gebogene Nadel und den Seidenfaden sah. Unter vielen Anrufungen von Ram und „Arren Waguru“-Geschrei wurde die kleine Operation beendet, und als die arme Patientin dann ihr Gesicht im Spiegel sah, war sie ganz befriedigt. „Daulat Mai,“ sagte die Missionarin, als ihre Schwägerin schon hinaus war, „Mai Susanna hat mir von dir erzählt; ich kenne deine Schwiegermutter Sampi und werde zu ihr kommen und sie bitten, daß sie dich lesen lernen läßt, und dann soll eine Miß Sahib jede Woche zu dir kommen.“ Daulat war entzückt. „Oh, komm bald,“ flehte sie, „und lehre mich die Geschichten von eurem Guru Jesu, der Name ist meinem Herzen sehr süß.“ „Ja, sobald wir können,“ versicherte die Missionarin, indem sie sich überlegte, wie ihre Mitarbeiterin, die die Frauen in ihren Häusern besuchte, all diesen Ansprüchen gerecht werden könne. Sie machten sich nun auf den Rückweg; gerade, als sie quer durch den Basaar eilen wollten, um zu ihrer Straße zu gelangen, passierten eine Menge Kamele, das vordere mit einem Strick um den Schwanz, welcher in dem Nasenloch des nächstfolgenden befestigt war, so daß die Kette ununterbrochen war. Langsam und schwerfällig zogen sie an den beiden Wartenden vorbei, und Daulat däuchte jede Sekunde eine Ewigkeit, so fürchtete sie die Scheltworte der Schwiegermutter, denn es war bereits spät.

Sie hatte sich auch nicht geirrt, der Sturm brach los; aber Warau stand an Zungenfertigkeit ihrer Schwiegermutter nicht nach und

Digitized by Google

bezahlte sie mit gleicher Münze. Darum entlud sich das Hauptungewitter über Daulats Haupt.

„Faules Ding," schalt Sampi, „denkst du, daß du für deine 500 Rupien ein Leben des Nichtsthuns führen darfst? Nie wieder lasse ich dich zur Miß Sahib gehen. Jetzt zünde die Lampe an und setze sie auf das Brett über der Tulehpflanze, wie sich's in einem Hinduhause gehört."

Daulat nahm schweigend ein Stück Watte und rollte es so lange zwischen den beiden Handflächen, bis es ein langer, dünner, runder Docht war. Dann goß sie aus einem Krug Oel in die flache, runde Schale, welche die Lampe bildet, und legte den Docht hinein. „Was, noch nicht fertig?" zeterte Sampi wieder dazwischen, „gehe jetzt eilends." Daulat zündete die Lampe an und trug sie vorsichtig über den Hof; allein ein starker Luftzug löschte sie augenblicklich aus, so daß sie wieder umkehren mußte. Sampi stieß ungeduldig und heftig mit dem Fuß nach ihr, und ihre schildförmigen, scharfen Zehenringe ritzten Daulats Haut, so daß sie hätte schreien mögen. Diesmal versuchte sie das schwache Flämmchen vor dem Wind zu schützen, indem sie ihre chadar davor hielt. Aber o weh, der dünne Muslin wehte mitten in die Flamme, und in einem Augenblick war das arme Kind in eine Flamme eingehüllt. Mit einem wilden Angstschrei warf sie die Lampe von sich und rannte in dem engen Hof auf und ab. Aber das Oel hatte sich über ihren faltenreichen Rock ergossen und vermehrte die Glut. Die unglückselige Daulat schrie wie eine Wahnsinnige und wälzte sich auf der Erde, während die Frauen um sie her kreischten und weinten, aber keine wagte, sich ihr zu nähern. Da stürzte der alte Giduwani, ihr Schwiegervater, herein, der das Geschrei im Otak (Männerwohnung) gehört hatte. Er riß einen Teppich von einer Bettstelle, warf ihn über Daulat und rollte sie in demselben hin und her; in wenigen Augenblicken war das Feuer erstickt, und Giduwani hob die nun bewußtlose und schrecklich entstellte Daulat in den Teppich gewickelt auf und legte sie auf das Bett. Eine ganze Schar Neugieriger drängte sich hinzu, aber Giduwani trieb sie hinaus und sandte nur ein Kind, um Daulats Mutter zu holen, während Bulchaud, der starr vor Schrecken stand, eiligst lief, um die Aerztin zu holen, die aber jetzt nicht in der dispensary weilte, sondern zu ihrem Hause zurückgekehrt war.

„O, Daulat, Daulat," stöhnte er einmal über das andere, während er dahinlief; das schreckliche Bild stand ihm noch immer vor

Digitized by Google

Augen und das wilde Schmerzensgeschrei gellte in seinen Ohren.

„O, Gott, Gott, rette sie!“ das war Bulchaud's erstes wirkliches Gebet. Bulchaud war, wie so viele indische Jünglinge, weder ein Götzendiener noch ein Gottesanbeter. Europäische Bildung hatte ihn längst aufgeklärt; er war abgestumpft gegen den Schrei seines Herzens nach einem lebendigen Gott; aber jetzt wachte all das schlummernde Gute in ihm auf. Er wußte, wie sanft und zart Daulat war, ewig liebebedürftig, und sein Gewissen klagte ihn an, kalt und gleichgiltig, ja manchmal roh gewesen zu sein. Er langte vor dem Missionshaus ganz außer Atem an. Durch das Gitterwerk blickte er in das Innere des Hauses, wo die Damen an dem gedeckten Tisch saßen, über dem sich langsam der Pankah bewegte, während Ali Bakeh, der Tischdiener, aufwartete.

Er rief den Pankahwaller (den pankahziehenden Diener) an, der in der Veranda saß, und begehrte, die Miß Sahib zu sprechen. „Warten,“ sagte der träge Sahib Dad, indem er mit dem Daumen nach dem Eßtisch wies. „Ich muß die Doktriane sehen,“ rief Bulchaud leidenschaftlich und suchte sich durch die Thür zu drängen. „Ali Bakeh, geh' und sieh', wer da ist,“ sagte die Aerztin, und er kehrte gleich darauf mit Bulchauds Botschaft zurück.

Die Missionarin erhob sich sofort, ihr Essen im Stich lassend, und die nötigsten Verbandsachen in ihre schwarze Tasche thuend, eilte sie davon. Sie suchte mit dem aufgeregten Knaben unterwegs zu reden aber er war fassungslos. Als die Missionarin eintrat, machten alle Frauen Platz; Sampi saß in einer Ecke, auf die Gruppe hinstarrend. Daulats Mutter kniete vor dem Bett, die arme verbrannte Gestalt in den Armen haltend, und jammernde Klagelaute abwechselnd mit zärtlichen Schmeichelnamen in ihr Ohr rufend. Das liebliche Gesicht war schwarz und geschwollen, der arme Leib entsetzlich verbrannt.

Daulat stöhnte laut und zuweilen entfuhren halbverständliche Worte ihren Lippen: „Das Wunderwasser, o, gieb mir Wunderwasser! Issa Massih, ich brenne, ich brenne!“ Die Aerztin suchte ihre Qualen zu lindern und sagte dann leise, aber deutlich zu den jetzt schweigend umherherstehenden Frauen: „Es ist zu spät; sie liegt im Sterben!“

Und zum Glück war es so; Daulat wurden die schlimmsten Qualen erspart; der Schreck hatte ihr Nervensystem derartig erschüttert, daß es sich nicht erholen konnte, und langsam floh das Leben. Die Missionarin beugte sich nieder und flüsterte Worte in ihr Ohr von

Digitized by Google

dem guten Hirten, der das verlorene Schaf heimbringen will. Ob Daulat das verstand? Wer weiß! Ihr einfaches, kindliches Gemüt hatte sich gesehnt nach dem Heiland, und er erfüllte ihr Sehnen auf andere und viel herrlichere Weise, als es hätte geschehen können, wäre sie in ihrem unglücklichen, irdischen Heim geblieben. Indes wünschte man, die Missionarin zu entfernen; kein Andersgläubiger darf zugegen sein, wenn ein Hindu stirbt. Die Aerztin wußte das; sie legte noch einmal ihre Hand auf Daulats armes Haupt in stillem Gebet und erhob sich dann. Giduwani nahm die Sterbende in seine Arme und legte sie auf die Erde, und während Bulchaud einen Krug heiligen Induswassers über sie goß, entfloh ihre Seele, — wie wir hoffen und glauben dahin, wo die „vielen Wohnungen" sind.

Der arme Leib wurde bei Sonnenaufgang hinausgetragen und verbrannt; einige der Verwandten trauerten um sie nachmittags von 3 bis 6 eine kurze Spanne Zeit; aber bald war sie vergessen außer von ihrer Mutter und Bulchaud; und noch eine war, die aufrichtig trauerte über die Nachricht, das war Mai Susanna, die Bibelfrau. „Wären wir doch gleich gegangen, sie zu besuchen, so wie sie bat," sagte sie sich oft. Aber eine Missionarin kann nicht die Arbeit von zweien thun; wie viele von Indiens Frauen sterben innerhalb des Bereichs der Missionarinnen und doch ohne die Botschaft von der Erlösung gehört zu haben. Denn die Ernte ist zu groß und der Arbeiter zu wenig.

Eine kurze Zeit vermißte man Daulat, die immer willige Bürdenträgerin, und ihr Mann Bulchaud trauerte.

„Tröste dich, mein Sohn," sagte Sampi, „Daulat ist gewesen und ist nicht mehr; was war Daulat? Tröste dich, du sollst eine Frau haben, schöner und reicher als Daulat, wenn dieser Monat zu Ende ist. Sie wird dir dienen und für dich sorgen, besser, als Daulat es that." — Und so geschah es; Bulchaud heiratete eine andere Frau, die ihm viel Geld brachte; und im Laufe der Zeit wurde der erste Sohn geboren. Aber mitten in dem Freudentumult ging Bulchaud in die kleine Stube, wo Daulat ihn vor 12 Monaten mit Zuckerkandis beschenkt hatte. „Du warst doch mein Liebling, Daulat," murmelte er, „ob du wohl bei dem guten Hirten bist, von dem die Miß Sahib sprach?"

Digitized by Google

Die Beschuldigung der chinesischen Missionare als Kindermörder.

Von Missionar Dietrich.

Bei den wiederholten Ausbrüchen des Fremdenhasses in China wurden die Ausländer beschuldigt, unmündige Kinder heimlich hingemordet zu haben, um in den Besitz von Augen und Herzen derselben zum Zwecke chemischer Präparate zu gelangen. Auf Seiten der Europäer hielt man diese schändliche Verläumdung nur dazu berechnet, den unwissenden und abergläubischen Pöbel gegen die Ausländer zu hetzen, glaubte aber annehmen zu dürfen, daß die wirklich gebildeten Litteraten und hohen Beamten denselben keinen Glauben schenkten. Letzteres war leider ein Irrtum, denn wie diese Schauergeschichten selbst in den höchsten Kreisen geglaubt und sogar von Amts wegen als Thatsache berichtet werden, darüber bringt Missionar Gilbert Reid in Peking einen frappanten Beweis. Derselbe schreibt an den Redakteur des »Chinese Recorder« unter dem 29. August Folgendes:

„Ein hoher Beamter von großem Einfluß, Mitglied des Zensoren-Kollegiums, stellte neulich eine eigentümliche Bitte an mich. Derselbe glaubt nämlich bestimmt, daß in den christlichen Gemeinden, besonders in der katholischen Kirche, die Praxis bestehe, kleinen Kindern Augen und Herzen auszuschneiden. Er ist zwar bereit, zuzugeben, daß von Europäern persönlich diese Schandthat nicht begangen werde, fürchtet aber, daß boshafte Eingeborene, die sich im Besitz magischer Kräfte befinden, sich in die Gemeinden einzuschleichen wissen und unter dem Schutz derselben im geheimen diese entsetzliche Handlung begehen. Aus diesem Grunde bittet er mich, alle Missionare ernstlich warnen zu wollen vor Unvorsichtigkeit bei Aufnahme solcher Menschen in die Gemeinden, und wenn solche als bereits vorhanden entdeckt würden, dieselben doch sofort durch Ausschluß zu entfernen. Ich gab ihm zur Antwort, ich könne dafür garantieren, daß in den protestantischen Missionen nirgends solche Leute vorhanden wären, aber ich wolle dennoch seinem Wunsche nachkommen und alle Missionare bitten, bei Aufnahme von neuen Gemeindegliedern recht vorsichtig zu sein, damit keine

Digitized by Google

verdächtigen und unzuverlässigen Personen zugelassen werden. Dies soll hiermit geschehen sein.

„Ich schreibe diese Zeilen in vollem Ernst, denn dieser hohe Beamte ist einer meiner besten Freunde. Er ist ein Mann von bewährtem Charakter und ist aufrichtig darüber bekümmert, daß solche Schandthaten an unmündigen Kindern begangen werden. Ich habe mich redlich bemüht, seine Befürchtungen und seinen Argwohn zu zerstreuen und zu entkräften, allein ich muß fürchten, daß meine Ueberredungskunst dazu nicht ausreicht. Während der Aufstände von 1890 und 91 im Yangtsethal hat der Präfekt von Ching Kiang, ein Mann im Besitz hoher litterarischer Auszeichnungen und allgemein als wahrhaftiger Charakter bekannt, bezeugt, daß er mit eigenen Augen 70 derartig verstümmelte Kinderleichen in einer katholischen Mission gesehen habe. Er sah sich veranlaßt, diese Thatsache an den Vizekönig in Nangking, sowie an das Ministerium in Peking und in einem eigenen Memorandum an den Kaiser selbst zu berichten. Mein Freund glaubt nun fest, daß dies Zeugnis des hohen Beamten unzweifelhaft richtig ist, und mir fehlen die Beweise, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Wird er meinen Vernunftgründen mehr Glauben schenken als dem Augenzeugnis des gelehrten Chinesen?"

Soweit Missionar Reid, und wir müssen seine Schlußfrage so beantworten, das wird nicht der Fall sein, sondern Missionar Reid muß auch bei seinem hochgestellten und gelehrten Freund die für jeden Missionar so schmerzliche und entmutigende Erfahrung machen, daß ein Chinese, wes Standes er auch sei, ob Kuli oder Reichskanzler, immer bereit ist, dem krassesten Unsinn, von seinen eigenen Genossen gegen Europäer vorgebracht, mehr Glauben zu schenken als den klarsten und vernünftigsten Gründen eines Europäers, selbst wenn er einen solchen oder besser, wenn ein solcher ihn seinen Freund nennt.

Was ist aber von dem Augenzeugnis jenes Präfekten zu halten? Es wäre ja möglich, daß boshafte Chinesen eine Anzahl derartig verstümmelter Kinderleichen in eine der zerstörten katholischen Missionsstationen gebracht hätten, um ihren Verläumdungen den Schein der Wahrheit zu geben; dies hätte sogar auf Anordnung oder doch unter Mitwissen der chinesischen Behörden geschehen können, wie es bei dem letzten Aufstand in Sze Tschuen der Fall war. Ganz unwahrscheinlich wird aber die von dem hohen Beamten bezeugte Thatsache dadurch, daß die Anzahl der Kinderleichen auf 70 angegeben wird. In solchem

Digitized by Google

Maße stehen die Kinderleichen in China doch nicht zur Verfügung; sieben wäre glaubhafter gewesen. Selbst dann, wenn die betreffende Station ein Findelhaus enthalten hätte, so wäre es kaum glaublich, daß alle Insassen desselben von den Aufrührern hingemordet worden wären. Bekanntlich werden nur Mädchen in China ausgesetzt und in Findelhäuser untergebracht. Diese, besonders die dem Säuglingsalter schon entwachsen waren, hätten die Räuber leicht verkaufen können, und sie würden sich diese Gelegenheit zu einem bequemen Gelderwerb nicht haben entgehen lassen. Daß aber der katholischen Mission in erster Linie diese Schandthat angehängt wird, hat offenbar seinen Grund mit in deren Praxis, wonach sie mit Vorliebe kranke und bereits sterbende Kinder aufnehmen, um dieselben schnell durch die Taufe zu Mitgliedern der Kirche zu machen. Diese Art der Missionspraxis muß auch den Heiden auffällig und rätselhaft erscheinen.

Könnte aber die von jenem Präfekten bezeugte Angelegenheit näher untersucht werden, so würde sich dieselbe in jedem Falle als ein schmählicher Betrug nachweisen lassen, sei es nun, daß der gelehrte Präfekt hinters Licht geführt wurde, sodaß er bei seiner Berichterstattung in gutem Glauben handelte, oder sei es — und dies will uns nach den neuesten Erfahrungen fast als das Wahrscheinlichere erscheinen — daß der „ehrenhafte" Beamte den Vizekönig, das Ministerium und selbst den Thron in seinem Memorandum belogen und betrogen hat. Dies Urteil klingt zwar hart, aber nach den an den Tag gekommenen schändlichen Wühlereien hoher chinesischer Beamten zur Verhetzung gegen die Europäer ist dasselbe vollkommen gerechtfertigt. Es ist nämlich heute erwiesene Thatsache, daß alles, was man bisher dem „dummen Pöbel" in die Schuhe zu schieben beliebte, in Wirklichkeit von hohen chinesischen Beamten ausging und auf Staatskosten ins Werk gesetzt wurde.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1896.

Rechtstitel und Kraft der Mission.

Biblische Ansprache von Prof. D. Kähler.

Komm heiliger Geist, Herre Gott! erfüll mit Deiner Gnaden Gut Deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn, dein brünstig Lieb entzünd in ihn! O Herr, durch Deines Lichtes Glanz zu dem Glauben versammlet hast. Dein Volk aus aller Welt Zungen, das sei Dir Herr zu Lob gesungen. Halleluja! Halleluja!

Wir glauben, daß Gott uns seinen Geist giebt in und mit dem Wort; darum sammeln wir uns jetzt um ein Wort heiliger Schrift. Es steht geschrieben Apostelgeschichte 22, 17—21. Der Apostel steht vor seinem Volke; er hat seine Bekehrung berichtet; dann fährt er fort:

„Es geschah aber, da ich wieder gen Jerusalem kam, und betete im Tempel, daß ich entzücket ward und sahe ihn. Da sprach er zu mir: eile und mache dich behende von Jerusalem hinaus, denn sie werden nicht aufnehmen dein Zeugnis von mir. Und ich sprach: Herr, sie wissen selbst, daß ich gefangen legte und stäupte die, so an dich glaubten, in den Schulen hin und wieder; und da das Blut Stephanus, Deines Zeugen vergossen ward, stund ich auch daneben und hatte Wohlgefallen an seinem Tode und verwahrete denen die Kleider, die ihn töteten. Und er sprach: Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden herausenden."

Wir suchen Zurechtweisung, Ermunterung und Stärkung für unsere Arbeit an der Mission. Hier stehen wir an ihrer Wurzel und sehen sie wachsen. Wohl sind noch andere Boten unter die Heiden gegangen; aber nach Gottes Willen ist doch Saul von Tarsus der gewesen, aus dessen Arbeit die große Mission erwachsen ist, welche die Menschheit umspannt. So lernen wir denn an ihren Anfängen: ihr Rechtstitel ist der Befehl unseres Herrn und ihre Kraft der blinde Gehorsam seiner Knechte.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege". Das alte Gotteswort aus Prophetenmund wird dem Apostel in dieser Stunde tief eingeprägt; er erfährt es, daß auch die Gesichte nicht immer Wonnen mit sich bringen. Was ist doch damals durch seine Seele gegangen! Zum ersten Male wieder steht er in den Vorhöfen Jehovahs, von denen er auszog, dräuend und schnaubend, die

Digitized by Google

Bekenner Jesu zu verfolgen. Und nun hat er wieder den vor sich, dem er vor Damaskus begegnete. Wenn man sonst meinen mag, Gesichte seien Spiegelungen dessen, was sich in unsrer Seele regt, dieses Gesicht ist gewiß nicht der Art; denn zu allem dem, was durch Pauli Herz zog, sagt der Herr sein ruhiges, majestätisches: Nein. Ein Nein; freilich doch unverkennbar eine Antwort auf das, was als Wunsch und Sehnen in ihm lebte, und was er als Bitte vor ihn brachte. Paulus kommt von Damaskus; tief hat sich ihm der Anlaß eingeprägt, der ihn von dort trieb; als tiefe Demütigung empfand er es, daß er vor Aretas fliehen mußte, 2. Kor. 11, 32, daß er gehemmt wurde in dem siegreichen Streite für den Messias unter seinen Volksgenossen, Apostelg. 9, 20 f. Nun ist er in der heiligen Stadt. Alle edelsten Regungen seines Gemütes treiben ihn zu ihren Bürgern. Hat er sie doch mit starker Liebe geliebt, so lange er lebte, die Söhne seines Volkes, sie, deren die Väter sind und die Bündnisse und die Herrlichkeit! Röm. 9, 1—5. Hat er doch ihnen zuerst und zumeist das Aergernis gegeben, da er meinte dem Namen Jesu das Aeußerste anthun zu müssen. Die Schuld möchte er abtragen. Des Herzens bester und tiefster Drang ist's, daß er's doch gut machen möchte. Und darauf von seinem Herrn das Nein. Er kann sich nicht gleich ergeben. Für des Herzens Drang tritt er noch einmal ein mit der Berechnung des klaren praktischen Verstandes. Er will seinen Meister überreden. Er führt ihm vor, wie er keinen wirksameren Zeugen in Jerusalem haben könne. Er ist der allen bekannte erbitterte Feind. Ist er überwunden, welch' ein Zeugnis für die Ueberwindermacht des Siegers! Er ist der Renegat; wenn er nicht scheu im Winkel sich birgt, wenn er bekennend zu den ehemaligen Genossen kommt, welch' ein Beweis für die Kraft, die ihn umgewandelt hat! Der Herr läßt sich nicht einmal herbei, die Begründung seines Nein zu wiederholen. Unabänderlich, nur noch bestimmter vernimmt Paulus seinen Befehl. Gehe fort! Nicht Jerusalem bloß ist ausgeschlossen; auch die Juden überhaupt. Zu den Heiden und zwar heraus in die unbekannte Ferne!

Ungehorsam war die Sache des Saulus nicht. Hat er, der Pharisäer aus den Pharisäern, sich doch bis aufs Blut geplagt, den Willen, das Gesetz seines Gottes zu erfüllen; das ist die Schule Gottes auf Christum hin, Gal. 3, 23 f.; das hat Paulus aus Erfahrung besser gewußt als die, welche heute nichts von Nutzen des Gesetzes wissen wollen. Vor dem König Agrippa konnte er von dem Erlebnis bei

Digitized by Google

Damaskus berichten: „Da ward ich nicht ungehorsam dem himmlischen Gesichte"; so ist's auch in dieser Stunde gewesen. Wir lesen, wie er fernerhin von sich hielt: „Paulus, Knecht — das heißt: Sklav — Jesu Christi, ein berufener Missionar, ausgesondert für das Evangelium Gottes, aufzurichten den Gehorsam des Glaubens unter den Heiden", Römer 1, 1—5. Den Gehorsam des Glaubens aufrichten kann niemand, der nicht in ihm steht. Und wie Paulus in diesen Gehorsam hineinkam und in ihm stand, bezeugt er Gal. 2, 19, 20: „ich bin mit Christo gekreuzigt. So lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir". Des Paulus Wille lebt nicht mehr, will nicht mehr. Sein Wille ist der seines Herrn — „Sklave Jesu Christi".

Dahin hat Jesus ihn gebracht; und ein leichter Weg war das nicht. Davon berichtet die Sexagesimä-Epistel 2. Kor. 11, 23—12, 10.*) Leicht gemacht hat der Meister ihm den Gehorsam auch in jener Stunde nicht. Die Ueberlegungen des Jüngers leuchten doch auch uns recht sehr ein. Kann denn ein Zeuge an die Juden geeigneter sein als dieser, der ihnen im Judentum überlegen war, Gal. 1, 14? Kann gerade für Heiden ein Bote ungeeigneter sein, als dieser Mann von der genauesten, engherzigsten, hoffärtigsten Sorte der Juden? Apostelgesch. 26, 5. Sagen uns doch die Gelehrten, er habe mit seinem alttestamentlichen Denken Jesu Evangelium mindestens so viel verdunkelt als vertreten. Mußte es ihm selbst nicht so scheinen? Der Herr widerlegt ihn nicht. Er sagt ihm nicht, daß um jene Juden eine brünstigere Liebe geworben hat als die des Saul, die Liebe der Henne zu ihren Küchlein. Er sagt ihm nicht, daß ein gewaltigeres Wort sie gerufen, das Wort dessen, der in Vollmacht redete wie niemand vor und nach ihm. Das mochte Paulus hinterher in tiefer Beschämung sich selbst sagen. Jetzt hat er nur zu vernehmen: sie werden dein Zeugnis nicht annehmen. Aber der Herr verspricht ihm auch gar nicht Erfolge unter den Heiden. Er giebt ihm keinen Grund an als den, der in seiner königlichen Vollmacht liegt; und die hatte Paulus bereits empfunden. Jesus giebt nur seinen Befehl und fordert blinden Gehorsam.

Weil er gehorchte, hat der Bote Zeit und Gelegenheit gefunden, seines Herrn Befehl auch zu verstehen. Er hat es einsehen gelernt, daß Weisheit und Kraft sei, was den Juden Aergernis und den Heiden Thorheit. Der Arbeitstag hat die Zweckmäßigkeit der göttlichen Fügung

*) Die sächsische Prov.-Miss.-Konf. findet immer Montag und Dienstag nach Sexagesimä statt. D. H.

Digitized by Google

erwiesen. Nicht der griechisch gebildete Apollos, vielen Korinthern so genehm, war das auserwählte Rüstzeug; der echteste und treueste Israeliter ist nach Gottes Willen der rechte Zeuge des Davidsohnes unter den Heiden. Und gegen das Ende dieses Arbeitslebens vermag Paulus zu Rom vor den Juden zu bezeugen: „So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes, und sie werden's hören!" Apostelg. 28, 28. Der nicht verheißene Erfolg ist da und ist ihm zur Bürgschaft geworden für das Ziel. Und auch sein edler, aber unzeitiger Liebeseifer hat sich dann geklärt. Darum lobt er seinen Dienst an den Heiden, weil er hoffen darf, ihr Eintritt in Gottes Reich werde endlich auch die Juden eifersüchtig machen und zum Mittel ihrer Bekehrung werden. Römer 11, 12. 13.

Blinder Gehorsam gegen den Befehl des Herrn, der ihm das Ziel steckt. „Fern zu den Heiden", darin ist der Befehl unerschütterlich und unbedingt. Aber für den berechnenden klaren Verstand blieb aller Spielraum darin, wie unter seines Herrn Leitung, und wo in der Ferne der Knecht den Befehl ausrichten wolle und werde. Und was echt war an seines Herzens Drang, das durfte unter der Zucht des Gehorsams sich klären, zu der Liebe, die alles hofft.

* * *

Darf ich nun auf unsre Arbeit anwenden, was dem ersten vorbildlichen Heidenboten gegolten hat? Er selbst schreibt von Abraham Römer 4, 23: „Das ist nicht allein um seinetwillen geschrieben", daß er im Gedächtnis fortlebe, „sondern um unsertwillen." Was ihm das Alte Testament war, wird so viel mehr uns das Neue sein dürfen. „Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben," Röm. 15, 4. Und noch mehr. Der Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Heiden," Matth. 28, 19. Mark. 16, 15 ist an alle seine Jünger gerichtet; es ist nur eine Anwendung dieses allgemeinen Gebotes, was wir bisher mit einander betrachtet haben.

Muß ich das noch erst auf uns anwenden? Es ist doch förderlich, nicht allzu rasch an den großen Gedanken aus Gottes Wort vorüberzugehen; man muß verweilen, damit sie anwachsen.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken." Auch an der Christenheit, auch an den lebendigen Christen wird es in dieser Sache immer wieder erfahren; es bedarf des Rechtstitels in seinem Befehl. Gar zu fern ab liegt uns immer wieder die Ferne mit ihren Heiden. Die Evangelischen haben doch Ernst mit dem Wort des Herrn gemacht,

Digitized by Google

welche sich von Rom schieden; und doch hat es anderthalb Jahrhunderte gedauert, bis sie ein Ohr für diesen Befehl bekamen; und er stand doch im Taufbefehl! Immer wieder gewinnt die hemmende Ueberlegung Einfluß: warum willst du weiter schweifen, sieh! das Elend liegt so nah! Wir haben alle Hände voll zu thun. Muß nicht erst das Heidentum vor unsern Augen überwunden sein? Unser Volk ist doch unser „Nächster". Hier können wir helfen, hier uns verständigen; die Kräfte sind besser verwandt, wo erreichbare Ziele deutlich vor uns liegen. — Jesu Befehl lautet: in die Ferne zu den Heiden heraus! Und wenn wir ein wenig still halten, hinaus schauen und vergleichen: wo fährt das Wort leichter und wirksamer? Wo zeigt sich etwas, das man Israels Verstockung vergleichen mag? Schon manchem unter uns wird die Heidenmission den Glauben gestärkt haben gegenüber dem wüsten Abfall in den christianisierten Völkern und Volkskirchen. Und ist die Hoffnung falsch, daß die im Glauben jugendfrischen Heidenkirchen noch einmal den Wetteifer der alternden Christenheit entflammen sollen?

Aber der Segen ruht doch auf dem blinden Gehorsam! Als nun vor etwa hundert Jahren die protestantische Mission in regeren Betrieb kam, wo war damals Berechnung, Aussicht auf Erfolg und Rühmen von Erfolgen! Heut schneiden wir die Saaten; einer säet, der andre erntet. Joh. 4, 37. Wir sollen und wollen es uns einprägen in unseren erfolgtrunkenen Zeiten. Erfolge ringsum; abgerungen der Natur, täglich neu und staunenswerter; gepflückt von der Gunst der geschichtlichen Lage, oft nicht minder bewundernswürdig und herzerfreuend. Und doch: rings Unzufriedenheit und Angst. Die Erfolgtrunkenen sind nicht erfolgsatt. Der Erfolg ist kein Quell, aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt; o nein! Der Trunkene wird nur immer durstiger. — Auch auf dem Missionsgebiete sind weithin sichtbare Erfolge nicht immer Förderungen; dann kommt die Eifersucht der Konfessionen; die Kräfte kreuzen und schwächen sich. — Wo diese Erfolge eintreten, entsprechen sie nicht den Absichten; die Erscheinung ist armselig und unlauter. Sie beirren leichtlich im Glauben an den guten Samen. Und darum ists wohl gut, daß der Herr uns nicht hinausweist mit der Verheißung auf Erfolge; daß er uns nichts giebt, als den einfachen Befehl für den blinden Gehorsam.

Ein Befehl — aber darum nicht ein lastendes und knechtendes Gesetz. Sein Joch ist sanft. Sein Befehl bezeichnet ja nur die Aufgabe, welche die andre Seite der empfangenen Gabe ist. Wer zu

Digitized by Google

ihm mit dem Apostel sagen darf „Herr", der weiß auch, was er empfangen hat und besitzt; gewiß nicht einen toten Schatz für das Schweißtuch. Wer so zu ihm sagen darf, der kennt ihn ein wenig und der empfindet es, daß sein Geheiß eine Verheißung in sich schließt; die überwindende Bürgschaft in dem königlichen: Ich will dich heraussenden.

Der Gehorsam des Glaubens ist blind — blind für alle irdischen Hemmungen über dem aufgeschlagenen Blicke, der an dem Herrn haftet. Der aber steht hinter ihm mit seinem Weitblick, der mehr umfaßt als unsre Welt. Und er macht den blinden Gehorsam weitsichtig, ohne daß er übersichtig wird. Ueber dem Lernen verliert er nicht das Nächste, über dem Großen nicht die Kleinen aus dem Auge. Gehorsam in der rastlosen Arbeit, der Sendung in die Ferne zu gehorchen, hat Paulus das eine Geschäft und das eine Ziel: wir vermahnen jeden Menschen und lehren jeden Menschen, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen in Christo. Kol. 1, 28. Das ist die Wunderkraft der Liebe aus Gott. Amen.

Die gegenwärtigen Aussichten für das Christentum in China.*)

Von Missionar Genähr.

Als Gützlaff vor bald fünfzig Jahren proklamierte, China sei offen für die Predigt des Evangeliums, da lag hierin eine verzeihliche Ueberschätzung des damals Geschehenen. Aber heute, wo die Aussichten für Ausbreitung des Christentums in China so günstig sind, wie nie zuvor, können wir sagen: jenes Wort Gützlaffs ist den Ereignissen prophetisch vorausgeeilt. Wie die Reiche dieser Welt in den früheren Kriegen, in welche China durch seine unerträgliche Anmaßung mit dem Ausland verwickelt wurde, der Ausbreitung des Reiches Gottes jedesmal haben Vorspanndienste leisten müssen, indem dadurch die lange ängstlich verriegelten Thore des Reiches aufgethan wurden, so hat auch der letzte Krieg Chinas mit Japan weitere Thüröffnungen für die chinesische Mission im Gefolge gehabt. Freilich dürfen wir uns dabei nicht verhehlen: kriegerische und diplomatische Siege sind noch keine Siege des Evangeliums. Da-

*) Vortrag auf der studentischen Missionsversammlung in Halle am 12. Februar d. J.

Digitized by Google

mit, daß der Weg ins Land frei geworden ist, ist noch nicht der Weg zu dem Herzen des Volkes gefunden. Die alte Grenzsperre ist gebrochen, aber ungebrochen ist noch die verknöcherte Selbstüberschätzung der Chinesen, der alte Fremdenhaß, diese zweite chinesische Mauer. Das beweisen neben tausend kleineren Erfahrungen des Alltagslebens, Ereignisse wie das Kutschenger Blutbad im August v. J., sowie die Ermordung der beiden norwegischen Missionare Wikholm und Johannsen vor 3 Jahren.

„Was bedürfen wir weiter Zeugnis?" hören wir da die Kritiker und Zweifler sagen, „China verschließt sich nach wie vor gegen das Evangelium. Die Stunde für die Evangelisation Chinas ist noch nicht gekommen. Die Missionsarbeit ist, zur Zeit wenigstens, aussichtslos." Ja, vereinzelte Stimmen haben, anläßlich der jüngsten Greuelthaten allen Ernstes die Frage aufgeworfen, ob es nicht besser wäre, China als Feld für christliche Missionsthätigkeit ganz aufzugeben!

Alle diese Einreden streichen in die Luft, denn sie zeugen von großer Unkenntnis und beweisen, daß es der Mission nie an weisen Aerzten fehlt, die ihr zeigen, wo sie der Schuh nicht drückt. Nein, die Missionsarbeit in China ist fürwahr nicht aussichtslos. Steht auch die Mauer des Fremdenhasses noch aufrecht, und fehlts auch in China so wenig als in Deutschland an hartgetretenem, steinigtem und dornigtem Boden, so mangelt doch auch Gottlob nicht das gute Land, wo der Same des Wortes Gottes Wurzel schlägt und Frucht bringt.

Als im Jahre 1843 die wenigen damals in China arbeitenden Missionare zu einer Konferenz zusammentraten, da ergab es sich, daß bis dahin im ganzen 6 Chinesen zum evangelischen Christentum bekehrt waren, so trübe schienen damals die Aussichten für protestantisches Christentum in China. Gegenwärtig giebt es dort über 500 organisierte Gemeinden mit ca. 60000 Kommunikanten. Die Gesamtzahl der Getauften ist natürlich entsprechend größer. Man schätzt sie auf 90—100000. Jene 60000 Abendmahlsberechtigten bringen jährlich ca. 180000 Mk. Beiträge für Kirche und Schule auf. Unter ihnen sind ca. 250 ordinierte Prediger, 1300 Predigtgehilfen, 200 Bibelfrauen, und beinahe ebensoviele Kolporteure der britischen, schottischen und amerikanischen Bibel- und Traktatgesellschaften, lauter Kinder des Reiches der Mitte. Diese Zahlen beweisen, daß die chinesischen Christen einer regen Opferlust für Zwecke des Reiches Gottes wohl fähig sind, und daß es ihnen auch nicht an Trieb fehlt, für die Sache des Herrn

Digitized by Google

zu werben. Nicht mit Unrecht wird ihnen auch Treue im Bekenntnis und Standhaftigkeit unter Verfolgungen nachgerühmt. Während der Unruhen und Drangsale, die das letzte Jahr in so reichem Maße über die Christengemeinden Chinas gebracht hat, haben nicht wenige um ihres Glaubens willen Mißhandlung und Beraubung ihrer Güter erduldet, ohne wankend zu werden.

Welches Maß von Vorurteil, Haß und Unkenntnis muß doch dazu gehören, wenn man angesichts dieser Thatsachen sich zu der Verleumdung hinreißen läßt, das Resultat der protestantischen Missionsthätigkeit in China sei „die Bekehrung einer handvoll von Strolchen, Reischristen und Dieben, die nur darauf ausgehen, die Missionare bei der ersten Gelegenheit zu bestehlen und sich dann aus dem Staube zu machen!" Und diese unbewiesene Behauptung eines oberflächlichen Reisenden ist von dem Weltblatt am Rhein, der Schlesischen Zeitung und dem ganzen Schwarm liberaler und ultramontaner Zeitungen urteilslos und schadenfroh nachgedruckt worden! Wie ganz anders lautet das Urteil Fleming Stevensons, der im Jahre 1878 von einer Missionsinspektionsreise um die Welt zurückgekehrt, sich getraute zu sagen: „Ich habe nirgends in Christenlanden Männer und Frauen von einem höheren Charaktergepräge, von einer geläuterteren christlichen Erfahrung, von einem edleren, geistlichen Leben gefunden als in China!" Nun muß ich freilich bekennen, daß ich mich außer stande sehe, dieses Urteil in seinem ganzen Umfang anzuerkennen, da es hinsichtlich der chinesischen Christen Aussagen macht, die über die wirklich in China vorhandenen Zustände — wenigstens so weit ich sie zu überschauen und zu beurteilen vermag — hinauszugehen scheinen. Es dünkt mich aber auch eine unbillige Forderung, zu verlangen, daß mitten in der heidnischen Finsternis in wenigen Jahrzehnten Gemeinden entstehen sollen, die reiner und vollkommener wären als heimatliche Gemeinden, die doch auf eine jahrhundertelange Entwickelung zurückschauen. Aber das muß den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Schmähungen gegenüber immer wieder mit Nachdruck ausgesprochen werden, daß auch unter unseren chinesischen Christen solche sind, die jeder Christengemeinde in Deutschland zur Zierde gereichen würden. Sie sind zum Teil durch Leiden und Anfechtungen hindurchgegangen, von denen wir uns gar keine rechte Vorstellung machen können, und von denen ich keineswegs gewiß bin, daß wir sie mit Ehren bestanden haben würden.

Als Missionar Binkley im Jahre 1863 eines Tages in seiner Kapelle zu

Digitized by Google

Ato, der südlichen Vorstadt von Futschau predigte, trat ein Mann von ungefähr 40 Jahren von Neugierde getrieben in die offenstehende Kapelle und setzte sich unaufgefordert zu den andern hin. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt zu und näherte sich, als der Gottesdienst zu Ende war und die Zuhörer sich zerstreuten, dem Missionar mit den Worten: „Sagten Sie nicht, daß Jesus mich retten kann von allen meinen Sünden?" „Ja," lautete die Antwort, „genau so habe ich gesagt". „Aber," fuhr der Chinese fort, „Sie kannten mich doch nicht, als Sie das sagten; Sie wußten auch nicht, daß ich seit vielen Jahren ein Spieler und Zauberer gewesen; Sie wußten nicht, daß ich ein liederliches Leben geführt, seit 20 Jahren schon dem Opium ergeben bin und jedermann weiß, daß einer, der so lange diesem Laster gefröhnt hat, nicht wieder davon loskommen kann. Wenn Sie das alles gewußt hätten, würden Sie wohl nicht gesagt haben, daß Jesus mich von allen meinen Sünden befreien kann — oder doch?" „Ja," gab der Missionar zur Antwort, „ich würde genau dasselbe gesagt haben, und ich sage es Ihnen jetzt wieder, daß Jesus Sie retten kann von allen Ihren Sünden."

Der arme, sündenbeladene Mensch stand verblüfft da. Was ihm da gesagt wurde, schien ihm unglaublich. Aber der Gedanke an einen Heiland, der ihn von allen seinen Sünden frei machen konnte, ließ ihn nicht los. In Gedanken versunken ging er von dannen. Am folgenden Tag suchte er den Missionar in seiner Wohnung auf, um mehr von ihm über diesen wunderbaren Heiland zu hören, und das wiederholte sich mehrere Tage hintereinander. Immer wichtiger wurden ihm die Wahrheiten des Evangeliums, und immer hinfälliger die anfänglich gehegten Zweifel. Eines Tages trat er in das Arbeitszimmer des Missionars mit einem vor Freude strahlenden Gesicht und stieß erregt die Worte aus: „Ich weiß es! ich weiß es! ich weiß, daß Jesus mich von meinen Sünden befreien kann, denn er hat es gethan!" Es kostetete ihn keinen geringen Kampf, von seiner bösen Gewohnheit los zu werden, aber da er Hilfe suchte bei seinem neugewonnenen Herrn, gelang es ihm doch bald Herr über seine Leidenschaft zu werden. Sein Entschluß stand fest: „Fortan werde ich kein Opium mehr rauchen und meinem alten Lasterleben entsagen. Dafür will ich nach Hok-Tschiang gehen, und den Leuten sagen, daß Jesus sie von ihren Sünden frei machen kann." Als seine Freunde davon hörten, suchten sie ihn davon abzubringen, indem sie ihm sagten: „Geh' doch nicht dort hin! Die Leute von Hok-Tschiang leben ja immer in Fehde mit den umliegenden Ortschaften; es wird Dich Dein Leben kosten, und das wird Deinem Predigen bald ein Ende machen. Wenn Du die „fremde Lehre" verkündigen willst, kannst Du's ja hier in Futschau thun, wo Du Dein Leben keiner Gefahr auszusetzen brauchst." Er gab aber zur Antwort: „Nein, ich muß nach Hok-Tschiang gehen. Die Leute haben auch das Evangelium nötig, und es sind meine Leute. Ich kam von dort, und ich muß wieder hin und ihnen von Jesus sagen."

Mit dem Worte Gottes in der Hand und der Erfahrung der Liebe Christi in seinem Herzen zog er seine Straße. Und überall, wo er hinkam, lautete seine Botschaft ganz einfach: „Jesus ist ein Retter von allen Sünden; er kann auch dich befreien von deiner Sündenlast; ich weiß es, denn er hat mich von der meinigen befreit". Verfolgungen aller Art brachen nun über Ling Tsching Ting (so hieß der Mann) aus. In einem Dorf wurde er gesteinigt, in einem andern mit Schmutz beworfen, und wieder in einem andern blutig geschlagen. Aber da er bereit war, auch sein Leben hinzugeben für den Namen des Herrn Jesu, so ließ er sich durch keinerlei Leiden abschrecken. Im Gegenteil, sie dienten nur dazu, ihn desto eifriger zu machen die frohe Botschaft in immer weitere Kreise zu tragen. Und viele von denen, die seine einfache aber herzandringende Predigt vernommen hatten, wurden gläubig und ließen sich taufen.

Da regte sich die Feindschaft unter den Heiden und man trachtete dem eifrigen Prediger gar ernstlich nach dem Leben. Feindlich gesinnte Leute in

Digitized by Google

Hok-Tschiang legten Hand an ihn und überlieferten ihn dem Magistrat der Stadt, wo man falsche Anklagen gegen ihn vorbrachte und falsche Zeugen gegen ihn aufstellte. Der heidnische Richter, der die Christen haßte, verurteilte ihn zu 200 Stockschlägen. Dieses grausame Urteil wurde mit dem Bambu an dem nackten Rücken des Gefangenen vollzogen. Missionar Baldwin, dem ich diese Geschichte nacherzähle, sagt: „Ich weiß mich noch gut des Tages zu entsinnen, da man uns den armen Tsching Ting halbtot auf die Station brachte. Nie werde ich das traurige Gesicht unseres guten schottischen Arztes vergessen, als er aus dem Zimmer trat, nachdem er den Patienten untersucht hatte und sagte: „Ich fürchte, wir können sein Leben nicht mehr retten; noch nie in meinem Leben habe ich einen so übel zugerichteten Menschen gesehen. Sein zerschlagener Rücken gleicht einer gallertartigen Masse. Wir wollen aber unser möglichstes thun, ihn zu retten." „Ich erinnere mich noch," fährt Missionar Baldwin in seiner Erzählung fort, „wie ich mich auf einige Trostsprüche besann, als ich mich dem Zimmer näherte, in dem der Aermste lag, um ihn in seiner Not aufzurichten. Ich erinnere mich auch noch des Lächelns, mit welchem er mich grüßte, und wie er, noch ehe ich Gelegenheit fand etwas zu reden, sagte: „Lehrer, dieser arme Leib leidet augenblicklich große Pein, aber mein Herz da drinnen hat großen Frieden. Jesus ist mir nahe und ich denke, er will mich zu sich in den Himmel nehmen, und ich freue mich so, daß ich bald zu ihm darf." Und dann konnte man das alte Feuer in seinen Augen wieder auflodern sehen, als er mit Aufbietung aller seiner Kräfte sich ein wenig von seinem Lager erhob und sagte: „Aber nicht wahr, wenn ich wieder aufkommen sollte, lassen Sie mich doch wieder nach Hok-Tschiang gehen?"

Eine zeitlang schwebte sein Leben in augenscheinlicher Gefahr. Aber der treuen Fürsorge des Arztes gelang es mit Gottes Hilfe den Kranken über die Krisis hinüber zu bringen. Kaum war es aber besser mit ihm geworden, da war er auch schon wieder auf dem Wege nach Hok-Tschiang, noch ehe man ihm die Erlaubnis gegeben hatte, das Krankenhaus zu verlassen. Sein Wiedererscheinen und sein furchtloses Auftreten erregte großes Aufsehen in der Stadt. Jedermann wollte den kühnen Prediger sehen. Aber auch die Gerichtsdiener waren wieder zur Stelle, um zum zweiten Male Hand an ihn zu legen. Als Tsching Ting sich den Leuten zeigte, hatte er wie gewöhnlich seine Bibel in der Hand. Nachdem er einige Worte gesprochen, begann er zu lesen. Der Pöbel antwortete mit Steinwürfen und faulen Eiern. Da griffen die Gerichtsdiener zu und schleppten ihn mitten durch die aufgeregte Menge zum Gefängnis. Hinter diesem befand sich ein sanft aufsteigender Hügel, der sich bald mit Zuschauern füllte. Gleich ersah sich Tsching Ting seine Gelegenheit. Das Gitterfenster, hinter welchem er sich befand, lag auf der Seite des Hügels. Noch hatte seine Hand die Bibel nicht losgelassen. Er trat ans Fenster und las mit seiner etwas heiseren Stimme die Worte: „Aber ich achte alles dessen nicht, und halte auch mein Leben nicht teuer für mich selbst, so daß ich meinen Beruf mit Freuden vollende und den Dienst, den ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, zu bezeugen das Evangelium der Gnade Gottes." Er hatte nicht lange gesprochen (aber so laut, daß man ihn in und außer dem Gefängnis hatte verstehen können), da hieß ihn der Magistrat befreien mit den Worten: „Lasset den Mann gehen, er schadet uns hier drinnen mehr als draußen!" Freigelassen predigte er mit aller Freimütigkeit ungehindert und mit solchem Erfolg, daß viele sich bekehrten und sich der dortigen Gemeinde anschlossen.

Vierzehn Jahre lang hat Tsching Ting mit viel Energie und Erfolg den Beruf eines Evangelisten ausgeübt. Im Jahre 1869 war er von dem englischen Missionsbischof Kingsley zum Prediger ordiniert worden. Sieben Jahr später (1876) sehen wir ihn das Amt eines Pastors in Teng Tiong verwalten, das er aber infolge zunehmender Kränklichkeit niederlegen mußte. Er begab sich nach Lam Yit, einer Insel nahe an der Küste, wo er geboren war, und wo die meisten seiner Stammesgenossen wohnten. Hier kam er unter ärztlicher Pflege. Zugleich hoffte er das beste von der stärkenden Seeluft. Als ihm

Digitized by Google

aber nach einigen Wochen vom Arzte gesagt wurde, daß seine Lage hoffnungslos sei, und daß er nur noch einige Wochen zu leben haben werde, sagte er: „Dann muß ich zurück nach Teng Tiong, denn ich kam hierher nur in der Hoffnung Genesung zu finden, um meinen Beruf wieder aufnehmen zu können. Wenn keine Hoffnung vorhanden ist, daß ich wieder gesund werde, dann will ich auch wieder da hingehen, wo ich hingehöre, und auf meinem Posten sterben." In großer Schwachheit kehrte er zurück nach Teng Tiong, und versuchte wieder zu arbeiten. Und als ihm die Kraft versagte, stehend zu predigen, versammelte er die Christen in sitzender Stellung um sich, und redete zu ihnen von der Liebe Jesu und seiner Macht, Sünder selig zu machen.

Als er am 19. Mai 1877 sein letztes Stündlein herannahen sah, nahm er zärtlichen Abschied von seiner Familie und den christlichen Brüdern, die sein Lager umstanden. Nachdem er einige Mahn- und Trostworte zu den Anwesenden gesprochen hatte, entschlief er sanft und schmerzlos im festen Glauben an seinen Erlöser, Hunderte von Christen zurücklassend, die er zu Christo hatte führen dürfen. In der Umgegend von Hol-Tschiang zählen heute die Christen schon nach Tausenden.

Auf einem Hügel des Kreises, von dem aus man die Kreisstadt Hol-Tschiang überschauen kann, hat dieser treue Zeuge seine letzte Ruhestätte gefunden. Dieselben Heiden, die ihn ehedem mit Steinwürfen traktiert und blutig geschlagen hatten, ließen es sich nicht nehmen, für Tsching Ting den schönsten, und nach den Regeln der Geomantie günstigst gelegenen Begräbnisplatz auszusuchen und ihn der Gemeinde zu schenken. Das ist eine der höchsten, wenn nicht gar die höchste Ehre, die einem in China wiederfahren kann. Sie zeugt von dem Ansehen, in welchem Tsching Ting auch bei den Heiden gestanden.

Es versteht sich von selbst, daß diesem Lichtbild aus der chinesischen Mission mit Leichtigkeit entmutigende Schattenbilder gegenüber gestellt werden könnten. Wenn es aber der protestantischen Mission gelungen ist, solche Christen hervorzubringen, wie Leng Tsching Ting u. a., dann kann man wohl wie Paulus, als er „Brüder" aus Rom sah, Gott danken und Zuversicht gewinnen (Act. 28, 15).

Und was jene „unlauteren" Elemente in den christl. Gemeinden anbelangt, so ist da doch auch ein beachtenswerter Unterschied zu machen. Offenbare Heuchler hat es zu allen Zeiten in der christlichen Gemeinde gegeben. Man würde aber vielen von unsern Christen, die sich haben taufen lassen, weil sie dadurch irgend welchen materiellen Nutzen zu ziehen hofften, Unrecht thun, sie um einer solchen Gemütsverfassung willen einfach zu „Heuchlern" stempeln zu wollen. Denn sie scheuen sich nicht, bei ihrer äußerlichen Auffassung vom Christwerden verhältnismäßig große Opfer für den Eintritt in die Gemeinde zu bringen und verhältnißmäßig große Beschwerden zu übernehmen. Ich bin fest davon überzeugt, daß viele Kranke, die zu Jesu kamen, auch noch keine Ahnung gehabt haben von der besten Gabe, die sie bei ihm finden konnten.

Anstatt nun über „Reischristen", „Heuchler" u. dgl. vornehm die Nase zu rümpfen, und die ohnehin nicht leichte Arbeit der Mission in

Digitized by Google

China zu verdächtigen, sollten unsere Gegner lieber anfangen, bei sich und anderen das Wesen des natürlichen Menschen zu studieren und erkennen, daß er sich zunächst kaum auf eine andere Weise bekehren kann. Denn im Verlauf der Jahrhunderte und Jahrtausende der Gottentfremdung sind aus dem Gedankenkreise der heidnischen Völker die geistigen Bedürfnisse verschwunden. Darum kann es gar nicht fehlen, daß da, wo das Christentum in die Völkerwelt eingeht, Frömmigkeit und Sittlichkeit lange Zeit hindurch sich noch nicht decken, ja daß Oberflächlichkeit und Stumpfheit, ja selbst Heuchelei einzelner Individuen gar manchmal die Reinheit der christlichen Idee trüben und verdunkeln, bis dieselbe endlich siegreich und in voller Klarheit hinter den Wolken hervorbricht. Ebenso wenig wie das Christentum es fertig gebracht hat, einen rohen germanischen Bärenhäuter im Handumdrehen in ein Muster aller Tugenden umzuwandeln, wird ihm dieses Experiment bei einem im chinesischen Heidentum Aufgewachsenen alsbald gelingen.

Auch durch eine tendenziöse Rechenkunst, der es ein Geringes dünkt, daß nach fünfzigjähriger Aufwendung von Arbeit und Geld von den 400 Millionen Chinas erst 100 000 Seelen gewonnen sind, darf man sich nicht irre machen lassen. Diese Rechenkunst, welche durch Division der in einem Jahre Bekehrten in die Missionsausgaben immer wieder zu berechnen sucht, wie viel ein Bekehrter kostet, ist in der That, wie einer treffend gesagt hat, eines Vorschülers würdig. Unser Meister ist der Herr, der uns gelehrt hat, daß man den Wert einer Menschenseele überhaupt nicht nach Geld taxieren kann, und der einst dem Gleichnis vom ver-lornen Schaf das Wort hinzugefügt hat: „Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder der Buße thut", der ferner dort beim Jakobsbrunnen, als er ein Häuflein lernbegieriger Sychariten herzukommen sah, im Geiste frohlockend die Worte sprach: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte".

100 000 Seelen in 50 Jahren, wahrlich, das ist ein köstlicher Ertrag der Vergangenheit und ein herrliches Pfand für die Zukunft. Die römische Kirche in China rühmt sich freilich eines Besitzstandes von über einer halben Million Christen. Das ist aber das Ergebnis einer jahrhundertlangen Arbeit. Gäbe Gott Gnade, daß das evangelische Missionswerk in derselben Proportion fortschritte wie in den letzten Jahrzehnten, wo sich die Zahl der Christen von fünf zu fünf Jahren beinahe verdoppelt hat, dann würde in weniger als 100 Jahren das Heidentum in China überwunden und das 400 Millionenvolk Chinas,

Digitized by Google

äußerlich wenigstens, ein christliches Volk geworden sein. Ich sehe nicht ein, warum wir nicht, in aller Demut, dem Herrn auch große Dinge zutrauen sollten. Warum sollen wir nicht in der Geschichte des Reiches Gottes erwarten, daß die Sache auch einmal einen ordentlichen Ruck vorwärts thue? Wenn an Japan auf politischem Gebiet die alte Prophezeiung, „daß eine Nation in einem Tage geboren werden soll", vor unseren Augen in überraschender Weise sich erfüllt hat, dürfen wir da auf religiösem Gebiet nicht auch einmal ähnliches erwarten? „Euch geschehe nach eurem Glauben." Geschieht uns nicht oft genug nach unserem Kleinglauben, auch in der Mission? Was uns vor allem not thut, ist eine Belebung unseres Glaubens.

Es ist bekannt, welche Belebung der englische Missionssinn, und welchen Impuls der englische Missionstrieb erhielt durch die berühmt gewordene Predigt William Careys, die er im Jahre 1792 in Nottingham hielt, und welche nach Jes. 54, 2 die beiden Teile behandelte: „Erwarte große Dinge von Gott, und unternimm große Dinge für Gott". Wenn doch etwas von diesem Unternehmungsgeist der Engländer über uns Deutsche und besonders auch über unsere jungen Theologen und Aerzte käme! . . .

Im Jahre 1846 schrieb Gützlaff von China aus an den seligen Dr. Barth: „Unsere deutschen Missionare sollten an der Spitze stehen mit Gebet, Liebe, Demut und Unternehmungsgeist, denn wir betrachten das ganze chinesische Reich als unsern Wirkungskreis, und so lange es noch eine Stadt oder ein Dorf giebt, ohne die Kenntnis des Heilandes können wir nicht ruhen. Ob wir auch gegenwärtig uns verhalten wie ein Tropfen zum Ozean, so trauen wir doch der Allmacht des Erlösers und glauben, daß derselbe Arm, der einst das römische Reich seinem Szepter unterwarf, auch China zum Gehorsam seines Wortes bringen kann."

Seit Gützlaff diese Worte geschrieben, sind 50 Jahre verstrichen, aber noch immer verhalten wir uns wie ein Tropfen zum Ozean. Von den 980 Kreisstädten Chinas, die eine Unzahl von kleineren Städten repräsentieren, sind kaum 80 von der evangelischen Mission wirklich in Angriff genommen und bearbeitet worden. Und wie gering ist der Prozentsatz gerade der deutschen Missionsleistung in China. Wie wenig entspricht er sowohl „der numerischen Stärke als auch der geistigen Bedeutung der deutschen evangelischen Christenheit", entfallen doch von den ca. 700 Missionsarbeitern in China kaum 40 auf Deutschland. Im vorigen Jahre hielt ein auf einer Inspektionsreise befindlicher Sekretär der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft in Honkong einen

Digitized by Google

Vortrag über die Missionspflicht der Christenheit. Nachdem er die Not der Heiden und die ungeheure Größe des Missionsgebietes geschildert hatte, sagte er: „England und Amerika müsse die von Christo befohlene Arbeit der Weltmission thun, denn, fügte er hinzu: „what can we expect from Germany?“ („Was können wir von Deutschland erwarten?“) Bringen wir in Abrechnung, was von insularer Beschränktheit und nationaler Selbstgenügsamkeit dieser Aeußerung zu Grunde liegt, so bleibt immerhin noch ein berechtigter Stachel zurück, der uns zu der Frage treiben sollte: sind wir Deutsche nach dem Maß unserer Kraft und Begabung dem Missionsbefehl des Herrn auch wirklich nachgekommen? Wie die Engländer und Amerikaner Gründlichkeit und Nüchternheit von uns lernen können, so können auch wir von ihnen lernen, große Dinge für Gott zu unternehmen, mit andern Worten, wir könnten von dem Enthusiasmus und Unternehmungsgeist unserer Vettern jenseits des Kanals und des Ozeans etwas mehr brauchen . . .

Nun sehen sich ja freilich die Dinge gegenwärtig nicht so an, als ob der Herr in China Großes vorhätte. Der unglückliche Krieg mit Japan hat anscheinend den Boden für das Evangelium nicht sonderlich aufgelockert, im Gegenteil, er hat dem Haß der Chinesen gegen das Ausland und gegen die Mission, wie es scheint, neue Nahrung zugeführt. Die für uns entscheidende Hauptsache ist aber, daß dieses mächtige Reich durch Gottes starke Hand nun ein für alle mal geöffnet ist. Sie sehen in meiner Hand eine kaiserliche Proklamation aus dem Jahre 1893, in welcher der junge Kaiser die Fremdlinge und insbesondere die Missionare der Achtung seiner Unterthanen empfiehlt. Wer hätte das vor 50 Jahren zu hoffen gewagt, daß der Kaiser von China öffentlich in einer Proklamation die „fremden Teufel“ in Schutz nehmen würde? Muß man das dem jungen Kaiser nicht hoch anrechnen, auch wenn seine Macht nicht ausreicht, seinem kaiserlichen Willen immer und überall den nötigen Nachdruck zu verleihen? Der Fremdenhaß glimmt ja in China im Verborgenen fort und macht sich trotz Kaiserlicher Proklamationen zuweilen in entsetzlichen Greuelthaten Luft. Hinter diesen ist aber nicht das eigentliche Volk, welches nicht fremdenfeindlich ist, zu suchen, sondern die Mandarine, die uns aus begreiflichen Ursachen hassen. Wie harmlos, ja fremdenfreundlich das eigentliche Volk ist, geht zur Genüge aus den Berichten der Missionare hervor, die China nach allen Richtungen hin predigend bereist haben, und die große Willigkeit des Volkes, namentlich im Innern des Landes, christliche Bücher und Traktate anzunehmen, bezeugen.

Digitized by Google

Da berichtet ein englischer Missionar: „Das Volk im Innern ist bereit, das Evangelium zu hören. Auf einem Weg von 3000 Meilen in China war ich nicht einmal genötigt, auch nur meinen Paß zu zeigen, noch veranlaßt, eine Obrigkeit um Hilfe und Schutz zu bitten. In jeder Stadt, in jedem Dorf, durch das ich kam, konnte ich das Evangelium großen Scharen predigen." Ein anderer schreibt: „Ich bin hinsichtlich der Bekehrung der Chinesen zum christlichen Glauben voll guter Zuversicht. Ich möchte fast glauben, daß ich selbst noch eine große Hinwendung der Chinesen zum Christentum erleben werde. Erst von der letzten Reise bin ich mit fröhlicher Hoffnung zurückgekehrt. Ueberall waren wir willkommene Gäste und Freunde und fanden fast immer eine große und aufmerksame Zuhörerschaft."

Als Franz Xaver, dieser thatenreiche und in so vielen Stücken ausgezeichnete Jesuitenmissionar, vor 340 Jahren vor dem verschlossenen China stand, und die Macht seiner felsenfesten Abgeschlossenheit und stolzen Selbstgenügsamkeit sich ihm wie ein Alpdruck auf die Seele legte, da rief er aus: „O Fels, Fels, wann wirst du dich meinem Meister öffnen?" Könnte dieser Mann heute sehen, wie der Fels sich seinem Meister, wenn auch widerwillig, geöffnet hat, und dann weiter sehen, wie langsam und unschlüssig sich die Kirche Christi anschickt die goldene Gelegenheit auszukaufen, er würde sich zur Kirche selber wenden und wieder den Ruf erheben: „O Fels, Fels, wann willst du dich meinem Meister öffnen?"

Ich stehe im begriff, wieder nach China zurückzukehren, wo ich länger als ein Jahrzehnt habe arbeiten dürfen. Da wird man es mir verzeihen, wenn meine Teilnahme ganz besonders diesem Lande zugewendet ist, und wenn ich dafür halte, daß kein Missionsgebiet gleiche Ansprüche an die Christenheit hat wie China. Finden wir doch von den 800 Millionen Heiden der Gegenwart fast die Hälfte allein in China zusammengedrängt. In ungeahnter Weise hat sich das Riesenreich jetzt vor uns aufgethan. Die uralte Mauer der Absonderung ist zusammengestürzt, die Bresche ist sozusagen einnehmbar, die Festung kann erstürmt werden. Haben wir ein Recht, zu erwarten, daß Gott die Welt auf eine wunderbare Weise bekehre, da doch sein Befehl ausdrücklich lautet: „Gehet hin und prediget!" Der bekannte Hudson Taylor ließ in einer Missionsversammlung Bischof Hebers Lied: „From Greenlands icy mountains" singen. Nachdem er die beiden ersten Zeilen des 4. Verses: „Ihr Wasser sollt es tragen, Ihr Winde führt es hin," vorgesagt hatte, hielt er inne und sagte: „es ist nicht schwer, diese Worte zu singen; aber das Singen allein thut's nicht. Die Wasser können die Kunde von Jesu nicht zu den Heiden hintragen,

Digitized by Google

noch die Winde es hinführen. Das kann nur durch die Lippen selbstloser Männer und Frauen und durch die geweihten Gaben der Kirche Christi geschehen."

Es ist nicht meine Gewohnheit, junge Leute daraufhin anzureden, sich dem Missionsdienst zu weihen, denn mir graut vor Missionaren, die sich haben von Menschen überreden lassen. Aber ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen, meine jungen Freunde! zu sagen, daß ich Gott danke, aufrichtig und von Herzen danke, daß ich ein Missionar geworden bin. Ich habe diesen Schritt, den ich vor Jahren gethan habe, nie bereut, und hoffe zu Gott, daß es mir vergönnt sein wird, den Rest meines Lebens als Missionar unter den Chinesen zu wirken. Denn der Beruf eines Missionars ist in meinen Augen ein unvergleichlich herrlicher, so herrlich, daß ich mit keinem Menschen in der Welt tauschen möchte. Und wie erhaben ist das Ziel! Handelt es sich doch um nichts geringeres als um die Eroberung der Welt für Christus. Ein Veteran der chinesischen Mission, der auch als Sprachgelehrter hochangesehene Dr. James Legge in Oxford, sagt: „Giebt es auch nicht leicht ein beschwerlicheres Leben als das Leben eines Chinesenmissionars, so auch kein befriedigenderes, keins, das so geeignet wäre, den Ehrgeiz der höchstgebildeten und nach den höchsten Zielen strebenden Jünglinge der Christenheit zu reizen." Wenn Gott Ihnen zu verstehen giebt: Geh'!, so fassen Sie zu und besprechen Sie sich nicht mit Fleisch und Blut. Der Beruf eines Missionars ist freilich keine Sinekure. Ich lade Sie darum nicht ein zu einem gemächlichen und behaglichen Dasein, vielmehr zu einem Leben voll Entsagung und Selbstverleugnung, voll harter Arbeit und geduldigen Ausharrens. Nichtsdestoweniger kann ich Ihnen in dieser Arbeit eine Freude in Aussicht stellen, die Sie in den Stand setzen wird, zu verstehen, was der Herr meinte, als er zu seinen Jüngern sagte: „Meinen Frieden gebe ich euch", und „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!"*)

---

*) Der Schluß, der in Anknüpfung an die große Missionsbewegung unter den amerikanischen und englischen Studenten noch einen kräftigen Appell an die deutschen Studenten richtet, muß aus Raummangel leider fortbleiben, wie aus eben diesem Grunde auch in dem Vortrage selbst manche Kürzungen haben vorgenommen werden müssen. D. H.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1896.

Bilder aus Kaiser-Wilhelmsland.*)

Von R. Grundemann.

1. Allgemeines.

Das Dampfschiff nähert sich der Küste. Ein anmutiges Bild tritt immer deutlicher vor unsere Augen. Von dem Felsenufer, an dem sich die schäumenden Wellen brechen, steigt das hügelige Land bald hinauf zu einer langen Bergkette. Bei der klaren Luft erkennen wir genau den Kamm mit seinen Gipfeln. Dahinter aber türmt sich ein Gebirgszug über den andern, in bläulichen Duft gehüllt. Von den fernsten Gipfeln schimmern weißliche Streifen herüber. In der That, das sind Schneeberge! Wie mächtig müssen hier in der Nähe des Aequators diese Bergriesen sein! Doch nicht immer ist dieser weite Ausblick offen. Meist sind die entfernteren Gebirge in dichten Nebel gehüllt.

Was wir vom Lande übersehen können, ist mit dichtem, hellgrünem Laubwald bekleidet. Welch eine Ueppigkeit würden wir finden, wenn wir dort eintreten könnten! Im Verhältnis zu der Hitze, die in dieser Gegend jahraus jahrein herrscht, umfängt uns im Schatten des Waldes eine auffallend kühle, feuchte Luft. Aber es ist schwer, vorwärts zu kommen. Dichtes Strauchwerk und üppige Blattpflanzen wuchern zwischen den hohen Bäumen. Am Boden liegen alte, vermoderte Stämme, die schon wieder mit jungem Pflanzenwuchs überdeckt sind. Dazu ziehen sich mächtige Ranken kreuz und quer hinüber und herüber. Sollten wir wirklich eine weitere Strecke durch den Wald wandern, so würden wir oft genug das lange Hackbeil zu Hilfe nehmen müssen, um uns durch das Dickicht den Pfad zu bahnen.

Der Wald ist belebt von mancherlei Vögeln. Bunte Papageien machen sich durch ihre häßliche, kreischende Stimme bemerklich. Lieblicher klingt das Girren der Tauben, von denen sich hier eine besonders große Art, die Krontaube, findet. Auch ist hier der schönste aller Vögel zu Hause, der Paradiesvogel mit seinem farbenprächtigen Gefieder. — Doch wir wollen froh sein, wenn wir nicht zu lange im Walde zu bleiben brauchen. Hier herrscht nämlich das Fieber, das schon so vielen

*) Die folgenden Schilderungen sollen im Anschluß an den Artikel im Hauptblatte der praktischen Behandlung des Gegenstandes in Missionsstunden und Berichten dienen. Das dort über die Lage und Größe von K. W. L. gesagte ist hier nicht wiederholt, dürfte aber bei praktischer Verwendung zu berücksichtigen sein. D. B.

Digitized by Google

unserer Landsleute in Kaiser-Wilhelmsland gefährlich geworden ist. Der Wald muß weichen, wo der Mensch wohnen will. Das ist bis jetzt nur zu einem verschwindend kleinen Teile geschehen, und selbst zu den kleinen bewohnten Strecken sendet der nahe Wald noch immer seinen Pesthauch.

Aber man kann lange an der Küste entlangfahren, ohne zu bemerken, wo die Bewohner des Landes sich finden. Dort breitet sich ein Rauchwölkchen über die Baumkronen aus. Auch bemerken wir zwischen den letzteren die großen Blattwedel der Kokospalme, die hier nur von Menschen gepflanzt sich findet. Da also müssen wir die Eingeborenen suchen. Streckenweis ist der Wald ausgerodet und durch Pflanzungen ersetzt, die zum Schutz gegen wilde Schweine ganz ordentlich mit dichten Zäunen umgeben sind. Dort zeigt sich auch eines der Dörfer, die meist nur aus wenigen Häusern bestehen, denn das Land ist nur sehr schwach bevölkert. Wo die Weißen noch unbekannt sind, kommt es auch jetzt noch vor, daß die erschrockenen Eingeborenen vor den Fremdlingen in den Wald fliehen. So kann es kommen, daß wir die Wohnstätten leer finden und alles ungestört betrachten können.

Alle Häuser sind auf Pfählen gebaut. Die Wände sind von Flechtwerk gebildet, das nur an einem Lattengerüst befestigt ist. Aber es ist sauber gearbeitet, wie man es bei Wilden garnicht erwarten sollte. Weniger ordentlich sieht das Dach aus. Es ist aus Palmblättern hergestellt. Eine sehr unvollkommene Stiege führt zu der niedrigen Hausthür, der einzigen Oeffnung des Hauses; Fenster sucht man vergeblich. Klettert man mit einiger Mühe hinan und schlüpft gebückt ins Innere, so muß man sich zuerst an das Halbdunkel des Raumes gewöhnen, der, wenn in der Ecke das Feuer noch nicht erloschen, mit dichtem Rauche erfüllt ist. Aufrechtstehen könnten wir höchstens gerade unter dem Dachfirst. Der Fußboden besteht aus Latten, die so weit gestellt sind, daß man nur darüber hinkriechen, aber nicht sicher auftreten kann. Wir finden nur wenig Geräte im Hause: geflochtene Matten und Körbe, Thontöpfe, die von ziemlicher Kunstfertigkeit zeugen, ein Beil, das nur aus einem mühsam geschliffenen Steine besteht, der sorgfältig an dem Stiele befestigt ist, Fischreusen und jedenfalls auch die langen Wassergefäße, die aus den untersten, weitesten Abschnitten des Bambusrohrs gemacht sind. Nirgends ist ein eisernes Gerät. Da leben die Menschen noch wie einst unsere Vorfahren vor mehr als 2000 Jahren in der sogenannten Steinzeit.

Eine etwas kleinere Hütte wird uns wahrscheinlich im Dorfe auffallen. Weißgebleichte Schädel von Tieren in langen Reihen dienen ihr zum Schmuck. Aber mit Schrecken bemerken wir, daß auch Menschenschädel dabei sind. Dies ist die Zauberhütte, in der wir vielleicht allerlei sonderbare und unerklärliche Dinge finden würden. Vielleicht noch mehr würden wir entsetzt sein, wenn wir in einer Hütte einen menschlichen Leichnam fänden, aus dem, die Luft verpestend, die Verwesungsflüssigkeit herabtropft. Ein Haufe trockenen Laubes schwelt

Digitized by Google

daneben, um ihn durch Räuchern auszutrocknen und zur Mumie zu machen. Man trifft auch wohl im Dorfe ein Haus an, in denen eine ganze Anzahl solcher getrockneter Leichen an den Dachsparren aufgehängt sind. Daneben hängen Jamsknollen, die den Seelen der Verstorbenen als Nahrung dienen sollen.

Es müssen sonderbare Leute sein, die hier ihr Wesen treiben. Wir würden keine Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen, wo sie nicht schon durch den Verkehr mit Europäern zutraulicher geworden sind. Aber bei den Ansiedelungen unserer deutschen Landsleute können wir die Papua (Papûa) in Muße beobachten. Früher hat man von ihnen oft erzählt, sie ständen auf der allerniedrigsten Stufe des menschlichen Lebens. Dabei verwechselte man sie mit den Eingeborenen Australiens. Jetzt weiß man, daß dies nicht stimmt. Ihre Gerätschaften und ihre Pflanzungen zeigen ja, daß sie auf einer ziemlich geförderten Kulturstufe stehen. Auch traf es nicht zu, wenn man sie früher, wie die Bewohner der Bismarck-Inseln, für Menschenfresser hielt. In Kaiser-Wilhelmsland hat man bis jetzt diese gräßliche Gewohnheit nicht gefunden.

Doch sieh! Da kommen ja die schwarzen Männer einher. Genau genommen dürften wir sie nur schwarzbraun nennen, denn ihre Hautfarbe ist nicht dunkler als gebrannte Kaffeebohnen. Die mittelgroßen Leute sind zwar nicht breitschultrig und fleischig, aber doch wohlgestaltet und gesund aussehend. Der Gesichtsausdruck ist nicht abschreckend, es finden sich sogar hübsche, freundliche Gesichter. Die Bekleidung ist freilich recht notdürftig. Nur ein Streifen rot und gelb gefärbten Zeuges ist um die Hüfte geschlungen. Das ist aber kein gewebtes Zeug, sondern wird aus Baumrinde durch klopfen bereitet. Mehr als die Kleidung gilt ihnen der Schmuck, mit dem sie vor allen ihre krausen Haare versehen, nach denen sie ihren Namen Papua, d. h. kraushaarige, erhalten haben. Ein Teil des Kopfes wird geschoren; das übrige Haar aber verschiedentlich geformt z. B. als ob der Kopf von einer Scheibe umgeben wäre. Darin tragen sie oft bunte Federn. Meist aber haben sie die mittlere Nasenwand durchbohrt und einen bunten Holzpflock quer durchgesteckt. Auch die Ohren sind durchbohrt und mit Ringen geschmückt. Um den Hals tragen wohl alle Perlketten — aber die Stelle der Perlen vertreten die hochgeschätzten Zähne ihrer Haustiere. Am Oberarm sieht man oft künstlich aus Muscheln gearbeitete Ringe. Endlich dürfen wir als Schmuck des Mannes nicht den Speer vergessen, ohne den er nie ausgeht. Als Waffe; im Falle des Kampfes wird ein langer Bogen mit Pfeilen gebraucht. Aber man muß es den Leuten nachrühmen: soviel Krieg und Kriegsgeschrei wie in manchen anderen Heidenländern, besonders auf den benachbarten Bismarck-Inseln, kommt in Kaiser-Wilhelmsland nicht vor.

Nun aber möchten wir auch die Frauen kennen lernen. Daß dies nicht ganz leicht ist, muß ihnen zum Ruhm nachgesagt werden. Manche Heidenweiber sind frech. Hier aber sind sie sehr scheu und zurück-

Digitized by Google

haltend. Ihre Männer sorgen auch dafür, daß sie den weißen Leuten nicht zu nahe kommen. Sie sind ein gut Teil vollständiger als die Männer bekleidet. Sie tragen wenigstens ein ordentliches Röckchen, das freilich nicht viel über die Kniee hinabreicht. Aber es ist nicht aus Zeug gemacht, sondern aus unzähligen getrockneten Grashalmen, die an einem Faden befestigt sind. Dieser ist straff um den Leib gezogen. Schmuck haben sie viel weniger als die Männer. Oft tragen sie nur ein fest um den Oberarm gespanntes Band, das ins Fleisch einschneidet.

In manchen Stücken werden die Frauen nicht so schlecht behandelt wie bei anderen Heiden. Aber auch hier fällt ihnen die schwerste Arbeit zu. Wie wir sahen, leben die Papua vom Ackerbau. Alle dazu gehörigen Verrichtungen sind Frauenarbeit, bis auf das Ausroden des Waldes, welches die Männer besorgen. Man sollte nicht glauben, daß dies soviel nötig wäre, wenn sie einmal urbar gemachte Felder haben. Aber sie verstehen nicht die Kunst den Acker zu düngen. Nach wenigen Jahren ist der sonst sehr fruchtbare Boden ausgesogen, und sie fangen wieder an, neue Stellen auszuroden. Die alten Felder sind bei dem überaus üppigen Wuchs schon im nächsten Jahre wieder eine Wildnis, als hätten dort niemals Menschenhände gewaltet. Die Männer gehen mit ihren Steinäxten (die übrigens nun allmählich durch deutsche eiserne Aexte verdrängt werden) daran, die starken Stämme zu fällen — was eine unsägliche Mühe macht. Ist es endlich dahin gekommen, daß der Baum krachend niederstürzt, so freuen sie sich darüber wie die Kinder. Das abgehauene Holz wird verbrannt. Die Asche giebt dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Nun kommen die Frauen mit ihren unvollkommenen Werkzeugen und lockern den Boden zwischen den verkohlten Baumstümpfen und pflanzen ihre Jams, eine Schlingpflanze, an der mächtige, nahrhafte Knollen, bis 40 Pfund schwer, wachsen, oder Taro, das ist eine mannshohe Staude, die mit unserer Zimmerpflanze, der Kalla, verwandt ist und ebenfalls große mehlreiche Wurzeln liefert. Auch pflanzen sie die bekannten Bananen, die Stauden mit ihren Riesenblättern und den köstlichen Früchten. Genug haben die Frauen zu thun, um die Pflanzungen von Unkraut frei zu halten, und man muß es ihnen lassen, daß sie das mit großer Sorgfalt thun. Daß bei den Ansiedlungen Kokospalmen angepflanzt sind, wurde schon erwähnt. Die großen Nüsse liefern im unreifen Zustande den erquickenden Trank, im reifen den fetthaltigen Kern.

Neu-Guinea ist sehr arm an vierfüßigen Tieren; doch finden sich Hunde und Schweine, und beide sind gezähmt. Namentlich die letzteren genießen einer besonderen Pflege. Obgleich die kleinen, schwarzen, dickköpfigen Tiere nichts weniger als schön sind, kann man oft sehen, wie eine Frau solch ein Ferkelchen liebkosend auf ihrem Schoß hat. Weniger freundlich scheinen die Hunde behandelt zu werden. Sie sehen recht verkommen aus. Bellen können sie nicht; sie heulen nur. Bei den Festen müssen sie ebenso wie die Schweine den Festbraten liefern und werden in großer Zahl geschlachtet.

Digitized by Google

Nur in geringem Maße liefert die Fischerei den Lebensunterhalt; noch viel weniger wird die Jagd ausgeübt. Dagegen giebt es einige kleine Inseln an der Küste, deren Bewohner ihren Unterhalt großenteils als Handwerker erwerben. Die Leute von Billibilli verfertigen Töpfe und treiben damit einen ausgedehnten Handel; die von den Tamiinseln thun dasselbe mit ihren Holzschnitzereien. Im ganzen aber haben die Eingeborenen von Kaiser-Wilhelmsland keine Freude an der Arbeit; ihr ganzes Leben macht den Eindruck der Trägheit und Gleichgiltigkeit. Dabei sind sie sehr mißtrauisch, und überall hört man von ihren Diebsgelüsten.

Ihrer heidnischen Religion ist man noch immer nicht recht auf den Grund gekommen. Tempel mit Götzenbildern haben sie nicht. Wohl findet man hier und da große aus Holz geschnitzte Figuren; aber das sind Bilder berühmter Vorfahren. Ihre Seelen sollen im Walde leben. Daß den Verstorbenen Lebensmittel geopfert werden, steht fest. Es scheint also auch hier, wie bei manchen anderen Naturvölkern, eine Verehrung der abgeschiedenen Geister zu herrschen, und die ganze Religion kommt wohl auf die trostlose Gespensterfurcht hinaus.

Jährlich feiern sie mit vielem Aufwand ihre Feste, bei denen viel geheimnisvoller Kram vorkommt. Es wird im Dorfe eine große Hütte gebaut, in der bei Tag und Nacht getrommelt und großer Lärm gemacht wird. Da soll denn ein Geist seine Stimme vernehmen lassen, wobei von den Zauberern die plumpsten Betrügereien verübt werden. Die Frauen müssen sich in dieser Zeit in den Häusern versteckt halten. Im ganzen Dorfe aber werden Schmausereien veranstaltet und das vorhandene Vieh bis auf die nötigste Anzahl von Zuchttieren abgeschlachtet und verzehrt. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich recht deutlich das armselige, trostlose Heidentum.

Als Uebergang zur Besprechung der Mission dürften hier einige Mitteilungen über die deutsche Besitzergreifung des Landes am Platze sein. Deutsche Handelsniederlassungen bestanden seit längerer Zeit auf den gegenüberliegenden Bismarckinseln. Gefährdet durch die wilden Eingeborenen; Ermordung vorgekommen. Schutz wird nachgesucht. Die Inseln kommen unter deutsche Herrschaft. Ebenso wird die gegenüberliegende Küste von Neu-Guinea in Besitz genommen, um der deutschen Macht in diesem Gebiete die erforderliche Sicherung gegen das Eindringen andrer europäischer Mächte zu geben. Dazu der Gedanke, daß dies üppig fruchtbare Land, das jetzt so wenig bevölkert ist, noch vielen Deutschen ein geeignetes Arbeitsfeld bieten werde. In diesem Sinne bildet sich die deutsche Neu-Guinea-Kompagnie, der die Verwaltung des Landes übertragen wird. Andre Gesellschaften fangen an, Ansiedlungen zu gründen und Plantagen anzulegen. Schweres Lehrgeld. Krankheitsgefahren. Schwierigkeiten, Arbeiter zu finden. Allmähliche Entwicklung eines gewinnbringenden Tabakbaus, der weiteres Gedeihen für die Kolonie verspricht. Es finden sich immer mehr von unsern Landsleuten, die trotz aller Gefahren nach Kaiser Wilhelmsland gehen, um dort irdische Güter zu erwerben.

Die Missionsfreunde durften nicht zurück bleiben. Deutsche Christen mußten sich verpflichtet fühlen, den Schwarzen, die Unterthanen unsres Kaisers geworden sind, das Beste zu bringen, das Evangelium von

Digitized by Google

Christo, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Die Zeit war nun für Kaiser Wilhelmsland angebrochen. (Hier vielleicht ein Seitenblick auf die von Deutschen angefangene schwere Arbeit in Holländisch-Neu-Guinea und die bereits recht erfolgreiche der Londoner Mission im englischen Gebiet an der Südküste.) An der jetzt deutschen Nordküste hatte noch keiner versucht, das Christentum zu pflanzen.

Der erste deutsche Missionar kam 1886 dorthin, Flierl, der bereits unter den Eingeborenen Australiens längere Zeit gearbeitet hatte — im Auftrage deutscher lutherischer Gemeinden in Australien. Nun aber wurde er von der Missionsgesellschaft zu Neuendettelsau in Bayern, wo er seine Ausbildnng erhalten hatte, beauftragt, in Kaiser-Wilhelmsland die Mission anzufangen. Er hat mit großer Mühe die Station bei Simbang angelegt und mit den Gefährten, die ihm nachgesandt waren, unter vielen Krankheitsnöten und Gefahren treu gearbeitet. Wie schwer es ist, eine Mission anzufangen, davon können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Da muß vor allem die Sprache erlernt werden. Wenn man dazu ein Lehrbuch hätte, so wäre es nicht zu schwer. Nun aber muß man selbst erst jedes Wort aus dem Munde der Eingebornen auffangen und es hält oft sehr schwer, ehe man richtig dahinter kommt, was es bedeutet. Und nun stellte sich weiter heraus, daß in Kaiser-Wilhelmsland nicht etwa eine Sprache gesprochen wird. Die Papua dort sind in viele kleine Stämme zersplittert, deren einige nur wenige Dörfer umfassen. Fast jeder dieser Stämme hat seine besondere Sprache. So viel man bis jetzt weiß, giebt es im Lande nicht weniger als 18 verschiedene Sprachen. Auch ist die Zersplitterung dadurch so schlimm, daß sie fast gar keinen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen zuläßt. Wollen die Missionare auch bei dem Nachbarstamme etwas thun, so regt sich sogleich Mißtrauen und Mißgunst. Simbang liegt im Gebiete des Jabim-Stammes. Bei diesem haben die Missionare ziemlich viel Vertrauen gewonnen. Es ist ihnen gelungen, junge Leute in Dienst zu nehmen. Sie brauchen sie, um den Garten zu bebauen, aus dem sie hauptsächlich ihren Lebensunterhalt nehmen müssen, und ihr Vieh hüten zu lassen. Aber sie haben noch andre Absichten dabei. Diese 15—20 oder mehr jungen Burschen kommen unter den Einfluß eines christlichen Familienlebens. Sie sehen auch den Missionar und seine Frau wie Vater und Mutter an und sie erhalten regelmäßigen Schulunterricht. Schon ist es gelungen, den Katechismus und einige Schriftabschnitte in die Jabimsprache zu übersetzen. Es werden sogar schon christliche Lieder gesungen. Sonntags kommen ziemlich viel Menschen zusammen, denen auf das einfachste das Evangelium verkündigt wird. Mehrere von den Schülern haben bereits schreiben gelernt, auch dämmert bei manchen schon etwas von dem Einem, das not thut. Aber es ist doch noch keiner soweit gekommen, daß er hätte getauft werden können. So geht die schwere Geduldsarbeit weiter, die oft durch viele Krankheitsnöte der Missionare unterbrochen wird.

Digitized by Google

Um ihnen Hilfe zu schaffen und den Kranken in gesunder Luft die Genesung zu erleichtern, ist eine zweite Station auf dem hohen Sattelberge angelegt worden, 8 Stunden von Simbang. Dieser Berg liegt im Gebiete eines andern Stammes und da giebt es Mißtrauen und Streitigkeiten, in denen selbst das Leben der Missionare bedroht worden ist. Gott hat sie behütet. Obwohl alles dort oben noch in den Anfängen steht, hoffen wir geduldig, daß Gottes Wort auch dort schon seine verborgenen Wurzeln zu schlagen anfängt. Ebenso auf einer dritten Station, auf einer der kleinen „Tamiinseln", die Simbang grade gegenüber liegen. Dort wohnt, wie schon erwähnt, die gewerbtreibende Bevölkerung, die mit ihren Booten ihre Waren weithin ausführt. Wenn es gelänge, sie für das Christentum zu gewinnen, so würden sie auf ihren Reisen wahrscheinlich manches Samenkorn desselben auch an andre Orte bringen. Aber bis jetzt muß man auch dort noch geduldig darauf warten, daß sich der erste Heide bekehre.

Noch schwieriger als dort hat sich die Missionsarbeit weiter nordwestlich an der Küste gestaltet, wo die rheinische Missionsgesellschaft ihre Stationen hat. Sie sandte ihre ersten beiden Missionare, Thomas und Eich, 1887 nach Kaiser-Wilhelmsland. Nach längerem Suchen fanden sie an der großen Astrolabe-Bucht einen geeigneten Platz bei dem Dorfe Bogadjim,*) das ungewöhnlich stark bewohnt ist. Jetzt ist ganz nahe bei der Missionsstation die Niederlassung Stephansort mit ihren ausgedehnten Tabakspflanzungen erstanden. Fünf Meilen weiter nördlich, nicht weit von Friedrich-Wilhelmshafen, dem Haupt- und Verwaltungsorte von Kaiser-Wilhelmsland, liegt die zweite rheinische Missionsstation auf der kleinen Insel Siàr, dicht bei der Küste. Endlich wurde auch die große Dampier-Insel, 7 Meilen weiter nördlich, besetzt, auf der 5 Jahre lang mit viel Hingebung und unter großen Opfern gearbeitet wurde, besonders von Missionar Kunze. Aber 1895 mußte dieses Arbeitsfeld, auf dem schon hier und da die Saat keimte, verlassen werden. Ein feuerspeiender Berg auf der Insel hat große Verwüstungen angerichtet. Dazu herrschte eine ansteckende Krankheit. Die Missionare selbst waren krank und litten schwer unter der völligen Abgeschlossenheit. Es ist immer eine gefährliche Fahrt über das oft stürmische Meer, und oft fehlte es ihnen an den notwendigsten Sachen. Vorläufig steht dies Feld leer. Eine vierte Station sollte im Lande auf einem Berge angelegt werden, um ein Zufluchts- und Erholungsort für die Kranken zu werden. Missionar Arff und seine Frau hatten bereits die beschwerliche Reise gemacht, um da oben ein Haus zu bauen. Da starb der Gatte nach kurzer, heftiger Krankheit. Nur mit großer Mühe konnte die Witwe seinen Leichnam nach Bogadjim bringen lassen, wo er neben andern Geschwistern ruht.

Der Tod hat grade unter den rheinischen Missionaren in Kaiser-Wilhelmsland eine große Ernte gehalten. Während bei den

*) Spr. Bogadschim.

Digitized by Google

Neuendettelsauern erst zwei gestorben sind, hat hier die Mission schon zehn Menschenleben gekostet. Zwei davon, Scheidt und Bösch, sind ermordet worden, als sie dabei waren, an der Franklin-Bai eine neue Station anzulegen. Zwei andre sind durch Unfall ums Leben gekommen, die übrigen von dem tötlichen Fieber dahingerafft.

Das alles klingt sehr traurig. Manche Leute möchten wohl denken, es ist unrecht, weitere Missionare in ein so gefährliches Gebiet zu senden. Aber wenn sich immer wieder Kolonialbeamte und Pflanzer finden, die um irdischen Erwerbes willen in dies Land ziehen, sollten sich nicht Christen finden, die in barmherziger Liebe ihr Leben aufs Spiel setzen, um den schwarzen Brüdern das Heil in Christo zu bringen? Es fehlt auch nie an solchen mutigen Missionaren und Missionsfrauen, die die Lücken der Hingeschiedenen auszufüllen bereit sind. Und das um so mehr, als auch hier deutliche Spuren von der Wirksamkeit des Evangeliums sich zeigen.

* * *

2. Bogadjim.*)

a. Anfänge.

Seit einigen Monaten war das Häuschen fertig, das erste ordentliche Obdach für rheinische Missionare in Kaiser-Wilhelmsland. Nun war auch der Anstrich beendet. Schmuck schaute es hinaus auf die weite, immer bewegte Wasserfläche der Astrolabe-Bai. Dort nach rechts hinüber siehst du mit guten Augen die Gebäude von Konstantinhafen, obwohl sie vier Stunden Ruderns entfernt sind. Weiter nach links schweift der Blick hinaus über den unabsehbaren Ozean, aus dem wie von bläulichem Dufte übergossen die Berge der Insel Bagbag und die noch höheren von Dampier auftauchen. Weiter überschaut man das flache Uferland zur Westseite der Bai mit seinen Palmenhainen und dem dichten Urwalde. Bei weiterer Wendung liegen die welligen, dichtbewaldeten Bergketten vor dem Beschauer. Im Vordergrunde siehst du das stattliche Papua-Dorf Bogadjim mit seinen 170 Häusern in 3 Abteilungen, überragt von den mächtigen Wedeln der Kokospalmen. Die auf Pfählen stehenden Häuser sind in leidlichem Stande. Auch die ganze Umgebung sieht trotz der vielen frei umherlaufenden Schweine ziemlich ordentlich aus. Und dort nicht weit vom Missionshause ist ein Garten angelegt, in dem schon allerlei Pflanzen üppig gedeihen. Noch wird er öfters von den Schweinen und Hunden beschädigt. Aber schon ist starker Stacheldraht unterwegs, der die ungebetenen Gäste abhalten wird. Auch der Hof mit der vorläufigen Notwohnung, die nun als Wirtschaftsgebäude dient, wird solchen Schutz haben müssen. Denn leider sind wieder die jungen Ziegen und die Hühner von den widerlich heulenden Hunden tot gebissen.

Dort unten an dem weißen Strande, wo die schäumende Brandung

*) Man wird mir verzeihen, wenn ich zur Vervollständigung des Bildes auch einige Züge verwende, die chronologisch ein wenig getrennt liegen.

Digitized by Google

in regelmäßigem Takte donnernd heranrollt, lag das zerschellte Segelboot, das neulich der Sturm zertrümmerte. Es war kein Luxusstück, sondern gehörte mit zu dem täglichen Brot für die Missionare. Es war das Mittel, um sie an dieser abgelegenen Stätte im Heidenlande mit der Welt in Verbindung zu halten. Auch ein Blick in das Innere des Hauses, in die Vorratskammer mußte die Herzen betrübt machen. Ihre Lebensmittel waren nahezu erschöpft. Wer die Verhältnisse nicht näher kennt, wird es kaum begreifen, wie ein Europäer in solch einem fruchtbaren Lande geradezu verhungern kann. Wohl konnten unsere Freunde Bergmann und Schmidt allerlei Nahrungsmittel von den Schwarzen für Tabak, Perlen und Eisenzeug eintauschen. Aber unser einer kann in solchem Klima nicht leben von Jamsknollen oder Tarobrei, und das Fleisch der Schweine (von Hunden ganz zu geschweigen), würde uns geradezu krank machen, besonders wenn uns das Fieber schon mehrmals gepackt hätte.

Es ist so schön, ein Obdach, ein freundliches Heim zu haben. Wenn wir es mit durchgemacht hätten, wie die Missionare zuerst im Burschenhause des Dorfes kampieren mußten, würden wir nun die Freude noch besser verstehen. Damals mußten sie auf der Matte zwischen den schwarzen Burschen liegen, deren allzugroß Nähe an sich schon nicht gerade erwünscht ist. Wenn aber vollends so ein nackter junger Papua im Schlafe zudringlich sich dem Lehrer an die Seite wälzte und mit einiger Anstrengung fortgerollt werden mußte, so war das recht unangenehm. Auch die Zeit, wo sie in der engen Notwohnung sich behelfen mußten, war nicht angenehm. Nun aber ein Haus mit hellen, luftigen Zimmern zu haben und eine gesunde Lagerstatt, auch eine schattige Veranda, die tags das grelle Sonnenlicht dämpft — ach, das war doch schön. Zum Schmucke waren vor dem Hause schöne Blattpflanzen angepflanzt, die bereits ihre farbenprächtigen Blätter trieben. An der Veranda sollten bald schöne Schlingpflanzen emporranken.

b. Trübsalszeit.

„Gustav, es schmeckt Dir nicht; du bist nicht wohl. Ich fürchte, Du hast Dich in den letzten Tagen bei der Arbeit wieder zu sehr angestrengt!“ So sagte Scheidt mit teilnahmsvollem Blicke zu Bruder Bergmann, der ihm gegenüber an dem einfachen, reinlich gedeckten Tische saß und nur langsam seine Gabel zum Munde führte. Scheidt hatte die Woche. Mit schwerem Herzen hatte er eine der wenigen noch übrigen Konservebüchsen zur Bereitung der Mahlzeit verwendet. Nun kam ihm der bange Gedanke: „Wenn jetzt Krankheit bei uns ausbricht, wo wir nicht einmal die nötigsten Vorräte im Hause haben!“

„Laß gut sein,“ erwiderte der Gefährte beschwichtigend, „ich habe nicht mehr gearbeitet als Du. Bei der Aufrichtung des Hauses*) ging

*) Das sämtliche Material zum Hause war zugerichtet aus dem australischen Hafenort Cooktown gebracht worden, über welchen damals die freilich nur seltene regelmäßige Schiffsverbindung nach Neu-Guinea ging. Auch die bloße Arbeit des Aufstellens hatte den Missionaren fast übermäßige Anstrengung auferlegt.

Digitized by Google

es ja noch viel härter her als jetzt beim Anstreichen. Ich hoffe, der Herr läßt es in Gnaden vorübergehen." — Wirklich konnte er seiner gewohnten Thätigkeit nachgehen. Er schrieb die in den letzten Tagen aus dem Munde der Papuas gesammelten Worte ins Reine und suchte sie nach Wortklassen zu ordnen und in den Bau der Sprache einzudringen. Er versuchte, für einen kurzen Bibelspruch eine einigermaßen zutreffende Uebersetzung zu finden, eine unglaublich schwierige Arbeit. Oft fehlte, wenn alles andere schon stimmte, noch ein Wort — und es war zweifelhaft, ob das überhaupt bei den Papua vorhanden sei. Solch Sprachenlernen ist eine große Geduldsprobe.

Scheidt war inzwischen in den Garten gegangen, wo eine Reihe von Dorfbewohnern arbeitete. Das war ein großer Fortschritt. Als die ersten Missionare ankamen, konnten sie niemand von den Eingeborenen zur Arbeit mieten. So begehrlich die schwarzen Männer auch nach den Tauschartikeln: Tabak, Perlen, Bandeisen, Nägel nnd gar Messer oder Beile ausschauten, so gern sie jeden unbewachten Moment benutzten, um etwas der Art bei Seite zu schaffen, so wenig waren sie bereit, es sich durch ehrliche Arbeit zu verdienen. Vor allen aber waren die Frauen sehr scheu und gingen den weißen Männern überall weit aus dem Wege. Jetzt aber kamen sie morgens schon ganz zutraulich mit ihren Männern und forderten die Hacken oder Spaten zur Arbeit, bei der sich die Frauen sogar am geschicktesten anstellten. Dort sehen wir denn auch ihrer mehrere in ihren Grasröckchen, das jüngste Kind in einem über die Schulter gehängten sackartigen Behältnis. Natürlich fehlen auch die Lieblingsferkel nicht, die ihre Herrinnen auf Schritt und Tritt begleiten. Die Männer tragen anstatt der schmalen Binde zum Teil schon ein größeres europäisches Hüftentuch.

Scheidt mustert die Arbeit. Er kann zufrieden sein. Zugleich probiert er seine geringen Sprachkenntnisse. Es ist nicht viel mehr als ein unvollkommenes Lallen. „Ach, daß das Band der Zunge erst gelöst wäre," seufzt er, „wie gern redete ich zu ihnen von der Liebe Jesu!" Doch die Unterhaltung muß sich noch um lauter äußere Dinge drehen. Gern hätte Scheidt einige Raritäten von den Leuten gekauft, um sie nach Barmen ins Museum zu schicken, damit die Freunde in der Heimat sich eine Vorstellung von den Verhältnissen der Papua machen könnten. So eine Halskette von Hundezähnen hätte er längst gern gekauft. Er versucht es wieder einmal. Er bietet soviel Perlen, wie für eine ganze Tagesarbeit, und noch mehr, aber immer nur kommt die Antwort: „Nein Scheidt, gebe nicht." Um einen Grasrock hat er noch garnicht gehandelt. Einen getragenen wenigstens würde er wegen des darin vorhandenen Ungeziefers doch nicht einpacken können. Wenn sich die Leute doch dazu verstehen wollten, sich ab und zu zu waschen! Der Missionar versucht wieder einmal eine der Arbeiterinnen zu überreden. „Siehe, wie schmutzig ist dein Kind! Du mußt es waschen, sonst wird es wund und krank." Sie antwortet: „Ja Vater Scheidt, du und Bergmann, ihr wascht euch jeden Tag. Ihr habt

Digitized by Google

nicht Erde und Sand auf dem Fleisch. Aber ihr habt Kleider, darum seid ihr so rein, und ihr habt auch Seife. Wir haben weder Kleider noch Seife und sitzen auf der Erde und im Schmutze." Die Frau hat recht, denkt Scheidt; wir werden wohl noch Seifensieder werden müssen. Manches Stückchen Seife haben sie uns bereits heimlich abgeborgt.

Es ist Abend geworden. Alle Arbeiter sind vor dem Hause versammelt und erhalten ihre Bezahlung in Tauschartikeln nach Wahl. Scheidt hat es dabei sehr eilig, denn er hört wie drinnen sein Kamerad zu stöhnen beginnt. Jetzt sind die letzten abgefertigt. Er eilt in die Stube. Bleich liegt Bergmann auf seinem Bette. Das Fieber ist wirklich zum Ausbruch gekommen und zwar ein Gallenfieber schlimmster Art. Sanft streichelt der Bruder dem Kranken die matte Hand und sagt ihm einen Trostspruch. Dann aber macht er sich eilig daran, ihm die nötigen Dienste zu leisten. — Als alles besorgt war, las er den 62. Psalm: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Dann kniete er vor dem Bette nieder und betete herzlich. Stumm saß er noch lange hernach, während draußen in angenehmer Abendkühle ein vielstimmiger Chor von Insekten summte und zirpte, als wollte er die Brandung übertönen. Doch die Fenster müssen geschlossen werden, damit die Abendluft nicht neue Massen von Fieberkeimen einführt. Endlich fand der Kranke Schlaf. Matt und müde suchte auch Scheidt sein Lager auf.

In den nächsten Tagen war das Missionshaus zu Bogadjim ein richtiges Lazarett geworden, denn auch den Bruder Scheidt hatte das Fieber ergriffen. Bei ihm waren die Anfälle weniger stark. Er konnte inzwischen aufstehen und allerlei Geschäfte verrichten, während Bergmann das Bette hüten mußte. Sein Gesicht und das Weiße seiner Augen färbten sich stark gelb, ein Zeichen des richtigen Gallenfiebers. Aber eines Tages hatte auch Scheidt einen heftigeren Anfall. „Ich muß doch hinaus, um dem armen Bruder zu helfen," spricht Bergmann bei sich selber. Er versucht es. Aber kaum steht er vor dem Bette, als sich alles vor seinen Augen zu drehen scheint. Die Kniee wanken ihm; er bricht zusammen und beschädigt sich beim Fallen an der scharfen Kante einer Kiste. Ich weiß nicht, wie lange er von seinem Schmerze gelähmt am Boden gelegen hat — bis er endlich mit vieler Mühe wieder in sein Bett kam. „Nur gut", dachte er, „daß der arme Bruder nichts davon gemerkt hat." Der phantasierte von den Festgästen — und vom Posaunenchor. „Ach so; er ist auf einem Missionsfest seiner Ravensberger Heimat". — — —

Am andern Tage versuchte es Bergmann nochmals aufzustehen; aber er brach wieder zusammen. Scheidt war fieberfrei, aber sehr matt. Ihm gelang es denn, sich mit Hilfe eines Stockes fortzuschleppen. Mit großer Anstrengung konnte er ein wenig Speise bereiten.

Die Engel Gottes waren nicht fern, die stillen Frieden in die Herzen brachten. Draußen hört man Stimmen von Frauen. Das

Digitized by Google

klingt ja wie Weinen und Schluchzen. Man versteht: Bergmann mairo! Scheidt mairo! Mairo heißt krank. Heiden sind gekommen, ihre herzliche Teilnahme den leidenden Missionaren zu bezeugen. Da rinnt eine Thräne über Bergmanns Wangen. „Hörst du, Wilhelm?“ sagt er zu seinem Kameraden; „wenn uns auch der Herr jetzt abruft, wir sind nicht vergeblich hier gewesen.“

---

c. Die Hilfe.

Die Macht des Fiebers hatte ausgetobt. Der Todesengel war an dem Häuschen zu Bogadjim vorüber gegangen. Aber noch waren beide Brüder außerordentlich schwach. „Es wäre wohl die höchste Zeit, daß wir nach Hause schrieben“ — sagt Bergmann langsam und mit schwacher Stimme. „Der Brief wird kaum den Dampfer in Finschhafen erreichen. Aber ich kann nicht!“ setzt er nach einer Pause hinzu. „Ich auch nicht,“ antwortet Scheidt eintönig. — Dann ging er langsam hinaus, ohne Stock, aber doch recht matt. Er wollte das Mittagessen bereiten. „Ach so, die letzte Konservebüchse haben wir gestern verbraucht; nun, dann müssen wir uns mit einem Gericht von Jamswurzel begnügen.“

Da erschallt ein lebhafter Ruf vor der Hausthür: „Europäisches Boot!“ Als wären sie plötzlich von neuer Kraft durchdrungen, eilen die Brüder hinaus. Wirklich da kommt von Konstantinhafen ein Boot herübergerudert. Es ist garnicht mehr so weit. Aber eine halbe Stunde wird es noch zu rudern haben. — Das war eine Zeit gespannter Erwartung. Lange standen die Brüder zum Empfange der Gäste am Strande bereit. Endlich naht sich das Bot den mit weißem Schaum gekrönten, hochaufspritzenden Brandungswogen. Jetzt schießt es hindurch, die vier Matrosen haben die Ruder eingezogen. Als der erste springt ein deutscher Herr heraus, der sich scherzend das Salzwasser vom Rock schüttelt. „Ohne ein gelindes Bad kann man Ihnen keinen Besuch machen! Wie geht's Ihnen, meine Herren?“ fragt er freundlich teilnehmend; „ich höre, daß Sie beide krank sind. Aber es scheint Ihnen ja besser zu gehen.“ „Ich glaube, die Freude, einen deutschen Landsmann zu begrüßen,“ sagt Bergmann, „hat uns schon halb gesund gemacht.“

„Und Sie leiden Hungersnot! Nun ich bringe Ihnen ein paar Kisten mit Lebensmitteln.“ Dann stellte er sich vor als den Schiffsarzt der Ysabel (?), die gestern auf außergewöhnlicher Fahrt in Konstantinhafen eingetroffen sei. Sie habe die von Missionar Eich in Finschhafen bestellten Lebensmittel mitgebracht. Da er nun gehört habe, daß die Herren krank seien, hätte er es für seine Pflicht gehalten, ihnen einen Besuch zu machen. Der Kapitän habe ihm gern das Boot bewilligt, und da bringe er denn auch gleich ihre Kisten mit.

Während die Matrosen die letzteren ins Haus brachten und auf Befehl des Doktors öffneten, auspackten und alles an gehöriger Stelle aufstellten, saß der Gast mit den Missionaren vertraulich plaudernd.

Digitized by Google

Er wußte eine freundliche Unterhaltung, die er mit manchem harmlosen Scherze mischte, als erste Medizin seinen Patienten zu verabreichen.

„Nun aber muß ich Sie doch untersuchen," sagte er ernster. Er that es denn auch recht gründlich. Das Ergebnis war schließlich, daß bei beiden Patienten alles noch ziemlich in Ordnung sei. Bei Scheidt sei die Milz etwas geschwollen und der Magen schwach. Das sei aber nicht gerade schlimm. „Sie müssen nur recht viel frisches Fleisch essen, Wein und Bier trinken, auch wohl mal ein Gläschen Cognac." Die beiden Brüder konnten sich nicht des Lachens enthalten. „Aber Herr Doktor, wo sollen wir denn das hier herkriegen? Unsere Zicklein, die, wie wir hofften, die Stammeltern einer großen Herde werden sollten, haben uns die Hunde der Papua totgebissen; auch unsere Hühner teilten ein gleiches Schicksal. Sonst könnten wir jetzt wenigstens Eier und dann und wann ein Hühnchen im Topf haben."

„Nun dann sorgen Sie aber dafür, daß Sie möglichst bald Ihre Oekonomie in guten Gang bekommen. Ihre Kollegen in Simbang sind darin schon weiter. Die haben sogar schon Kühe und frische Milch in Fülle."

Auf die Bemerkung, daß die Station hier noch nicht ein Jahr alt sei, erwiderte der Doktor: „Ja freilich, aller Anfang ist schwer. Aber behalten Sie es nur im Auge: unter solchen Verhältnissen ist die Oekonomie die Grundlage der Mission. Denken Sie nicht, daß Sie bei mangelhafter körperlicher Ernährung geistliche Arbeit thun können. Und die — — — ich hätte bald was gesagt — — — die Konservebüchsen sollten nur als dringendster Notbehelf gebraucht werden."

Einer von den Missionaren hatte so dazwischengeworfen: „Das eine thun und das andere nicht lassen." „Nun ja," schloß der Doktor, „behalten Sie im Auge: möglichst viel frische animalische Nahrung."

Als er im Verlauf der Unterhaltung hörte, daß Bergmann schon zum 22. mal, seitdem er im Lande sei, das Fieber gehabt hätte, riet er ihm, lieber sogleich mit auf das Schiff zu kommen.

Das wurde aber als unmöglich abgelehnt. Der Missionar Eich, welcher mit der Leitung dieser Station betraut war, hatte ja bereits zur nötigsten Erholung die Reise nach Australien antreten müssen. Jetzt, sagte Bergmann, könne er doch nicht den jüngeren Bruder Scheidt allein hier zurücklassen. „Unser Leben steht in Gottes Hand. Wir müssen auf dem Posten aushalten."

Der Doktor verabschiedete sich, den Dank der gerührten Brüder freundlich ablehnend, mit den besten Wünschen. Als das Boot durch die Brandung schoß, standen beide Brüder und eine große Schar von Papua am Strande. Die schwarzen Männer aber mit ihren Speeren begleiteten die Brüder zum Hause zurück. „Bergmann gesund, Scheidt gesund! Weiße Männer brachten viel cash (Tabak) und viel kulleloi (Perlen)," so klang es vergnügt in der schwarzen Gesellschaft.

Digitized by Google

Als nach einigen Wochen Missionar Eich von seiner Erholungsreise zurückkehrte (von der er übrigens auch ein neues Boot mitbrachte), fand er die Brüder ziemlich gesund und fleißig an der Arbeit. Auch von den Papua wurde er mit Freuden begrüßt. Immer wieder klang es in Bogadjim: „Unser Vater Eich ist wieder da."

Nachschrift.

Ich muß es für diesmal leider bei diesen Proben der Bilder aus Kaiser-Wilhelmsland bewenden lassen. Der hier zur Verfügung stehende Raum würde bei weitem nicht ausreichen, wollte ich auch nur das über die Station Bogadjim vorhandene Material in der vorliegenden Weise behandeln. Es würden die Abschnitte folgen müssen: d. Erste Schulanfänge. e. Die koloniale Nachbarschaft. f. Die Missionsfrau und ihr Heimgang. g. Der Gottesdienst. h. Neue Nöte. i. Die Wiederaufnahme der Schule u. s. w. Die ganze Serie würde eine Darstellung der sehr allmählichen Wirkungen der Mission in Bogadjim geben. Eine ähnliche Anzahl von Bildern ließe sich auch von den andern Stationen zeichnen. Mir kommt es hier besonders darauf an, durch ein Beispiel zu zeigen, wie das oft geringschätzig betrachtete Material der Missionsblätter bei einer geschickten Verwendung mit einigen Kombinationen, unter Mitwirkung einer durch möglichste Sachkenntnis regierten Phantasie, sich zu interessanten Bildern verarbeiten läßt. Es versteht sich, daß ich diese Proben nicht behufs direkter Benutzung und mechanischer Reproduktion gezeichnet habe. Wie ich in der Vorrede zu meinen Missionsstunden (Warneck, M. St. IIb) bemerkt habe, wird die Form durch die Rücksicht auf die jeweilige Zuhörerschaft bestimmt sein müssen. Alle eigene Arbeit kann nun einmal den Amtsbrüdern nicht abgenommen werden. Aber ich hoffe, daß die hier gegebenen Proben manchem die Arbeit zu einigen anschaulichen Missionsvorträgen erleichtern werden. Noch lieber wäre es mir, wenn diese Proben einigen Amtsbrüdern Veranlassung geben möchten, aus dem Originalmaterial selbst, nachdem sie durch den betreffenden Artikel im Hauptblatte sich orientiert haben, ähnliche Darstellungen zu arbeiten. Dazu gehört allerdings, daß man die Missionsblätter ad hoc, und nicht bloß von einem Jahre, mit aller Treue im Kleinen lesen lernt.

Wieder in Kumase!*)

Brief von Missionar Ramseyer, 10. 2. 1896.

Es ist kein Traum mehr; ich bin wieder in Kumase und darf sagen: Kumase ist nun Basler Missionsstation! Der Herr hat die Gebete seiner Kinder

*) Heidenbote. 1896, 35. — Aus den Zeitungen ist unsern Lesern bekannt, daß die Engländer durch einen unblutigen Feldzug zum zweiten Male Kumase, die Hauptstadt des greuelvollen Asantereiches, in Besitz genommen und dieses Mal durch Annexion an ihre Goldküstenkolonie der Selbständigkeit dieses Reiches definitiv ein Ende gemacht haben. Diese englische Besitzergreifung hat nun die Baseler Mission, die schon seit Jahren bereit stand, ihre Arbeit nach Kumase auszudehnen, bewogen, diesen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Es ist eine besondere göttliche Fügung, daß das nun durch den Mann geschieht, der samt seinem Weibe und einem Kollegen (Missionar Kühne) vier Jahre als Gefangener in dieser Mörderstadt zugebracht hat (von 1869—1873). Er ist der Schreiber dieses Briefes, und die Leser werden die große innere Bewegung verstehen, in der er ihn geschrieben hat. Wir benutzen diese Gelegenheit, um die von Gundert bearbeiteten und unter dem Titel: „Vier Jahre in Asante" herausgegebenen Tagebücher der gefangenen Missionare (Basel 1875) in empfehlende Erinnerung zu bringen. D. H.

Digitized by Google

erhört, und hier stehen wir, Br. Perregaux und ich, als freie Missionare, und ganz Asante offen vor uns! Und dies ist nicht nur der Ausdruck unserer Hoffnungen, nein, sondern thatsächlich stehen als offene Thüren alle Hauptortschaften von Asante vor uns; im Norden und Nordosten von Kumase Agona, Mampong, Kumawu bis nach Nkoransa. Und von einigen dieser Städte kommen Bitten, wir möchten uns bei ihnen niederlassen.

In Asante ist eine Umwälzung der Dinge zustande gekommen, wie ich sie nie geahnt hätte Kumase ist in der That ein Bild von dem, was in ganz Asante geschieht. Wie ein Träumender stehe ich auf der Straße. Wo früher ganze Komplexe von Häusern und Straßen standen, ist alles rasiert und geebnet, und eine Menge von Arbeitern ist damit beschäftigt, die Wurzeln der abgehauenen Fetischbäume, unter welchen so viele Menschen geschlachtet wurden, wegzuschaffen, während andere die Felsen sprengen.

Der Schädelplatz hart am Marktplatz ist gelichtet, nur eine schöne Anzahl prächtiger Bäume stehen noch. Aber am Fuß von diesen liegen, obschon man, wie die Offiziere erzählten, tagelang Menschengebeine in Unzahl verbrannt hat, noch ganze Haufen von Menschenknochen. Dieser Greuel! Und es sind Stimmen laut geworden, die meinen, es sei Unrecht, gegen die Asanter einzuschreiten! Nur ein Blick auf diese Schädelstätte, den „Apete Seni" (d. h. den Ort der Aasgeier), würde sie zum Schweigen bringen.

In meinem letzten Brief sandte ich auch eine Abschrift des Briefes, den der Gouverneur uns nach Abetifi schrieb. Aus demselben haben Sie erfahren, daß der König und die meisten Häuptlinge von Kumase nach der Küste geführt wurden. Es bleiben nur noch einige nicht sehr bedeutende Häuptlinge, denen die Oberaufsicht über die Stadt anvertraut ist. Gestern rief sie der Gouverneur und lud auch uns ein, dabei zu sein. Unter anderem hatte der Gouverneur die große Güte, zu bemerken, daß das ganze Land, wie Kumase, der Missionsarbeit offen, und daß wir gekommen seien, um gleich unsere Arbeit in Angriff zu nehmen. Er nannte meinen Namen. Sie wiederholten: „Ramsa, Ramsa", wie wenn sie nicht wüßten, was daraus machen; sie sahen mich nämlich nicht, weil es abends in der Dämmerung war. Ich sagte dann: „‚Süße'; kennt ihr den ‚Süße' nicht?" „Freilich, freilich kennen wir den ‚Süße';" und sie lachten und sagten fröhlich: „So ist es recht!" *)

Heute Nachmittag hatte der Gouverneur wieder große Versammlung von auswärtigen Häuptlingen, die gekommen waren, um ihren Vertrag als Unterthanen der englischen Regierung zu unterschreiben. Auch hier erwähnte der Gouverneur die Missionsarbeit, als er mit dem Häuptling von Mampong redete, und erklärte wieder, das ganze Land sei dem Handel und der Mission offen. Diese Erwähnung unserer Missions- und Schularbeit rechnen wir dem Gouverneur groß an. Es ist eine große Freundlichkeit, und für uns ist es von Wert, daß die Leute sehen und wissen, unsere Arbeit habe die Zustimmung des Gouverneurs. Wir wollen uns zwar nicht auf Fürsten stützen; aber dankbar dürfen wir sein, daß die Regierung unser Werk anerkennt.

Wegen eines Stückes Land sprachen wir auch mit dem Gouverneur, und morgen werden wir wieder die Angelegenheit vor ihn bringen, ehe er abreist. Er will nämlich morgen Mittag fort. Ich hoffe, es gelingt uns, Land zu bekommen, und dann kann unser Katechist Kwafo gleich anfangen.

Hier muß ich nachholen, daß wir auf den Brief des Gouverneurs am 4. Februar in Begleitung von Katechist Hanson von Abetifi abgereist sind. Am zweiten Tag erreichten wir Bompata, am dritten Odumase, wo unser Katechist Kwafo arbeitet. Hier wie in Ahyiaem wurden wir wie Erretter angesehen und empfangen, denn Yau Sapong (König von Dwabeng, früher Vasall von Asante), der nach Kumase berufen war, war samt seinen Leuten in größter Angst und überzeugt, daß man ihn nach Kumase rufe, um ihn

*) In Asante hat man dem Br. R. der äußeren Aehnlichkeit wegen in der Gefangenschaft den Namen des früheren Missionars Süße in Akem beigelegt.

Digitized by Google

gefangen zu nehmen. Mehrere Tage weigerte er sich zu gehen; besonders seine Häuptlinge wollten es nicht zugeben. Endlich, auf unser Drängen und die Versicherung, daß ihm nichts geschehen werde, wie auch auf den Rat unserer Katechisten Boateng und Kwafo, hatte er sich auf den Weg gemacht, und wir überholten ihn eine Tagreise vor Kumase. Als wir nun durch Ahyiaem kamen, wollten die Bitten nicht aufhören, wir sollten den Gouverneur recht für Yau Sapong bitten, daß er zurückkommen dürfe. Seine Mutter sagte mir beim Abschied: „Meinen Sohn lege ich in deine Hand." Und Yau Sapong selber mußten wir, als wir ihn überholten, noch recht ermutigen; denn er war furchtbar erschrocken. Heute hat er nun nebst andern Häuptlingen den Bündnisvertrag unterschrieben und vom Gouverneur freundlichen Händedruck erhalten, und so ist die Angst verschwunden und sein Gesicht strahlt.

Daß die Leute uns so als ihre Beschützer ansehen, wird uns auch zu gute kommen. Auch hierin erfahren wir, daß den Kindern Gottes alles zum besten dient. Selbst unsere Gefangenschaft wird noch ihre Früchte tragen, ja sie trägt sie schon; denn weit entfernt, daß die Leute mich scheel ansehen, freut sich jedermann, daß ich in Kumase bin. Jetzt nennen sie mich nicht mehr „Boamang" („Völkerzerstörer"), wie früher; nein, unterwegs sagte sogar eine Stimme: „Städteerretter!"

Heute Morgen gingen wir in das Dorf Duro, in dessen Nähe sich einst unsere Hütten „Ebenezer" befanden. Das war eine Freude bei den Leuten. „Das ist der Europäer Süße! Kommt, Süße ist da!" und alle freuten sich herzlich, als ich ihnen erzählte, die Missionare würden nun in Kumase bleiben und nun komme die Zeit des Friedens. — Sie sprachen es auch aus, wie man sich im Lande freue, daß nun die Engländer gekommen seien. Alle wünschten es, aber niemand durfte es sagen.

Der Gouverneur war, wie schon oben erwähnt, sehr freundlich und erzählte uns einiges von seinen Erfahrungen auf der Reise. Er ging nämlich bis Mampong, Nsuta und Agona. In einer Stadt, wo er übernachtete, ließ er die Militärmusik spielen und sah, wie eine Frau nicht widerstehen konnte und vor den Haussa-Soldaten zu tanzen und zu singen anfing. Er schickte heimlich, um zu hören, was sie sang. Da erfuhr er, daß jede Strophe schloß: „Kein Messer mehr! Kein Messer mehr!" Der Gouverneur ließ sich nämlich in allen größeren Städten die Henkermesser ausliefern und erklärte, wie er die Messer zu sich nehme, so bedeute die Uebernahme des Landes durch die Europäer die Abschaffung aller Menschenopfer und aller bisherigen Greuel.

Wie wir es aus des Gouverneurs Mund selber hörten, wird es nun kein Königreich Asante mehr geben, sondern nur einen König von Kumase, der nur über die zur Stadt Kumase gehörenden Ortschaften regieren wird. Sonst wird jede größere Stadt, Bekwae, Kokofu im Süden, Dwabeng, Kumawu, Mampong, Agona, Efiso, Nkoransa 2c., für sich stehen, nicht mehr unter dem König von Kumase, und direkt mit der Regierung verkehren. Jeder dieser Häuptlinge hat seine englische Fahne erhalten und einen Vertrag unterschrieben. Es ist dies, glaube ich, ein recht weises Verfahren.

In der That, die Herrschaft von Asante ist nun zu Ende. Heute morgen waren wir in Bantama, dem Ort, wo das Mausoleum der verstorbenen Könige war und so viele arme Menschen geschlachtet wurden. Das Mausoleum selber ist verbrannt worden. An den Trümmern sieht man noch etwas von den Zellen, wo die Skelette der Könige aufbewahrt waren und für sie jeden Tag gekocht wurde. Auf der andern Seite der Straße standen die Reste des Baumes, wo die armen Schlachtopfer — 12 bis 15 — auf das Zeichen warteten, um vor dem Mausoleum enthauptet zu werden. Dies geschah zweimal des Jahres; aber auch sonst kostete jede Ausbesserung an dieser Greuelstätte einige Menschenleben. Nun ist dies alles vorbei, Gott sei gepriesen! Der Gouverneur hat da tüchtig aufgeräumt.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1896.

Die China-Inland-Mission.*)

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

B. Einzelzüge aus der Arbeit.

1) In Tsche'-kiang.

a. In Hang-tschou.

Die Anfangszeit der China-Inland-M., als die Arbeit noch auf die eine Provinz Tsche'-kiang beschränkt war, ist nicht die am wenigsten anziehende und gesegnete.

Als die Reisegesellschaft des „Lammermuir" am 30. September 1866 in China landete, hatte die Mission eine Chinesengemeinde von 64 erwachsenen Mitgliedern in Ning-po und noch einige Nebenstationen, wo eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen war. Das Ziel der genannten Reisenden aber, als sie Ende Oktober, 20 an der Zahl einschließlich dreier Kinder, in Booten von Schang-hai aufbrachen, war die große Hauptstadt der Provinz Tsche'-kiang: Hang-tschou.

Ende November kamen sie in der Nähe der Stadt an und konnten mit ihren großen Booten nicht weiter. Taylor begab sich allein in die Stadt, um ein Unterkommen zu suchen. Da alle Bemühungen auf der langen Bootsreise, für etliche aus der Reisegesellschaft in einer der berührten Städte einen Ort zu finden, um dort zu bleiben, fehlgeschlagen waren, so war es keine geringe Sorge, die aber auf den Herrn geworfen wurde und von ihm schon versorgt war. Ein Missionar Kreyer, den sie gar nicht kannten, war auf der Hochzeitsreise und hatte dem Taylor bekannten Missionar Green den Auftrag gegeben, falls die Ch. I.-Reisenden in seiner Abwesenheit ankämen, ihnen seine Wohnung einstweilen zur Verfügung zu stellen. Das war willkommene Nachricht, die er seinen Freunden bringen konnte. In flachen Booten, die in die seichten Kanäle der Stadt eindringen konnten, passierten sie eines der Wasserthore und befanden sich nun zwar innerhalb der Stadtmauern, aber in einem Teile, der während der Thai-phing-Rebellion so verwüstet war, daß er jetzt als Feld bebaut wurde. Als sie im Halbdunkel den dichter bevölkerten Stadtteilen sich näherten, wurden die mit Matten überdachten Boote dicht verhangen, und als sie schließlich in voller Dunkelheit nicht mehr fern von Kreyers Wohnung ans Land stiegen, gelang es ihnen, unbeobachtet durch ein oder zwei stille

*) Vergl. A. M. Z. 1894 u. 1895.

Digitized by Google

Straßen, wo die Läden schon geschlossen waren, zu dem Hause vorzudringen. So zahlreich sie auch waren, so fanden sie doch Raum, ihre chinesischen Betten auseinanderzurollen und sich für die Nacht einzurichten, die Männer in einem Teil des Hauses, die Frauen und Kinder in einem andern, wie die chinesische Etikette das vorschreibt.

Am nächsten Morgen machte sich Taylor auf, um ein Haus zu mieten. Es war Sonnabend und am Mittwoch wurde Missionar Kreyer mit seiner Frau zurückerwartet. Das allererste Haus, welches besichtigt wurde, ein geräumiges Anwesen von mehr als 30 Zimmern, das ehemals von einem Mandarin bewohnt gewesen sein mußte, jetzt freilich in sehr argem Verfall war, schien sehr passend. Die Unterhandlungen durch den unvermeidlichen Mittelmann wurden alsbald eröffnet, aber natürlich ein unerschwinglich hoher Preis gefordert. Da Taylor sich bis Dienstagmorgen noch nicht wieder nach dem Hause umgesehen hatte, so wurden ihm die Vermittler wieder zugeschickt um die abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen mit dem Erfolg, daß am Abend der Mietsvertrag zu billigem Preise unterzeichnet werden und Mittwoch in aller Frühe, ehe die schlafende Stadt erwacht war, in aller Eile und Stille der Umzug bewerkstelligt werden konnte. Es war eine gütige Fügung Gottes, daß sie dieses Quartier in der Szin-khai-Lung-Straße, das sie lange innegehabt haben, so ohne Auflauf und Unruhen, ja ohne auch nur bemerkt zu sein, hatten beziehen können.

Wochen vergingen über der Instandsetzung des Hauses und auch dann hielten sich alle am Sprachstudium und ließen sich anfänglich möglichst wenig sehen. So geschah es, daß, als die Ankömmlinge genügende Sprachkenntnisse erlangt hatten, um direkte Missionsarbeit zu beginnen, es eine bekannte Thatsache war, daß schon vor längerer Zeit eine große Schar Ausländer sich dort niedergelassen hatte, ohne daß dadurch eine Unannehmlichkeit oder ein Unglück entstanden war. So ließ man sich ihre Wirksamkeit denn auch gefallen. Uebrigens dauerte es längere Zeit, bis sie in den Besitz des ganzen Hauses kamen, denn es hatten sich da eine ganze Anzahl chinesische Familien einquartiert, von denen fünf oder sechs noch wochenlang blieben, nachdem das Haus schon vermietet war. Unter diesen wurde die erste Missionsarbeit begonnen, um dadurch die zeitweilige Unbequemlichkeit in einen dauernden Segen zu verwandeln. Sie lebten so offen vor ihren Augen, wie möglich, stets zugänglich, sich selbst verleugnend, nur darauf bedacht, das Vertrauen zu gewinnen und sich einen Weg für geistlichen Segen zu bahnen.

Sie kleideten sich in chinesische Kleidung, sowohl Männer als Frauen, die ja auch mindestens eben so schön, würdig und zweckmäßig ist, wie die europäische. Auch den unschönen und lästigen Zopf ließen sich die Männer gefallen. Dagegen nahmen die Frauen die chinesische Haartracht, welche für Kinder, Jungfrauen und verheiratete Frauen — auch für unehrbare Weiber — verschieden ist, nicht an, wiewohl sie sich auch darin der chinesischen Sitte fügten, daß sie ohne Kopfbedeckung ausgingen. Beim Essen bedienten sie sich anstatt der Teller, Messer

Digitized by Google

und Gabeln nur der chinesischen Schüsselchen und Eßstäbchen, mit denen etwas zu fassen ihnen erst unmöglich schien, die sie aber bald recht geschickt handhaben lernten. Auch aßen sie hauptsächlich Reis, wie die Chinesen, dazu wohl auch chinesische „Zukost" d. i. Fleisch und Gemüse, aber durchaus keine europäische Zuthat. Alle diese Stücke, durch die sie den Chinesen wie Chinesen werden wollten, sind in der Ch. J. M. zur allgemeinen Regel, wenn nicht zum Gesetz geworden. Geistige Getränke werden weder chinesische noch europäische Genossen. Auf einen Besucher des Hauses in Szin-khai Lung machte der innige Gebetsgeist seiner Einwohner einen ergreifenden Eindruck und er fühlte, daß bei so viel ernstem Gebet der Segen der Mission nicht fehlen könne.

Auf die Frauen der Familien, die längere Zeit mit ihnen unter einem Dache wohnten, machte das Neue Testament, das Miß Faulding (seit 1871 die zweite Gemahlin Hudson Taylors) ihnen täglich vorlas, verbunden mit dem Kommentar, welchen das Leben dieser Christen dazu gab, einen tiefen Eindruck. Sie führten Miß Faulding in die Häuser ihrer Verwandten und Freunde in den benachbarten Straßen ein, und eine der Frauen, welche bei ihnen wohnten, gab sich von ganzem Herzen dem Heiland hin, sodaß sie von Anfang an eine sehr geschätzte Gehilfin in der Mission wurde.

Ende Januar 1867 wurde eine Kapelle eröffnet, um täglich dort zu predigen. Um ihnen dabei zu helfen kam der chinesische Evangelist Ziu Szien-ßeng (Szien-ßeng ist der chinesische Ausdruck für Herr, Lehrer, wörtlich: der früher Geborne) von Ning-po herüber nach Hangtschou. Große Scharen strömten herbei und hörten aufmerksam zu. Bald aber regte sich der Widerspruch, es gab Unruhen; ein aufgeregter, angetrunkener Mandarin stürzte in die Versammlung, ließ dem eingeborenen Prediger 700 Schläge aufzählen und befahl, daß die Missionare sofort die Stadt verlassen sollten. Sie mußten wirklich für eine Zeit lang weichen, konnten aber später zurückkehren.

Die Eröffnung einer Armen-Apotheke und die Erteilung ärztlichen Rates erwies sich als ein wertvolles Mittel, das Vertrauen der Leute zu erwerben. Nicht wenige, die Heilung für ihren Leib suchten, fanden auch Heil für ihre Seele. Wohl 200 Leute kamen täglich zur Heilung.

Eines Sonnabend Nachmittags (23. Febr. 1867) als die Kapelle gedrängt voll war und der Gottesdienst für die Kranken gehalten wurde, erschienen neu angekommene Missionare. Taylor war so eifrig beschäftigt, daß er kaum Zeit hatte, sie recht zu begrüßen. Einer derselben Mc. Carthy stellte sich sofort an Taylor's Seite und half ihm

Digitized by Google

aufs beste Arznei zurecht machen und überhaupt nach den Kranken zu sehen. Er schrieb an den Missionsdirektor Berger:

„Ich zweifle nicht, daß es Sie keineswegs unliebsam berühren würde, wenn Sie eines guten Tages hier hereinkommen würden und in derselben Weise behandelt würden, besonders wenn Sie sähen, wie eine große Schar umnachteter Heiden aufmerksam der Geschichte vom Kreuze lauscht, und wie ein armes Wesen ein frohes Lächeln auf dem Gesichte hat, welches merkt, daß es allmählich das Augenlicht wieder gewinnt, oder wie ein gelähmter Mann sich freut, der seine Kräfte wiederkehren fühlt."

Von einer Sonntags-Versammlung macht derselbe folgende Beschreibung:

Die Kapelle war morgens und nachmittags gedrängt voll, und die Leute waren nicht nur still und aufmerksam, sondern anscheinend ganz ergriffen. Am Morgen predigte Herr Taylor über: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden." Nach dem Gottesdienste kam ein Mann zu ihm und sagte: er glaube und wünsche getauft zu werden. Dieses und das von einigen der Kranken bekundete Interesse machte Herrn Taylor so froh und glücklich, daß er ganz über die Wolken der mancherlei Mühsale hinweggehoben zu sein schien.

Eine arme Frau fragte, während er ihre körperliche Krankheit untersuchte, wie sie beten solle, in einem Tone, der eine verwickelte und schwierige Anweisung zu erwarten schien. Aber als Herr Taylor ihr erklärte, wie einem Kinde, wenn sie des Morgens erwache, dann solle sie die Hände falten, so (er machte es ihr vor), und ihre Augen schließen und dem Herrn Jesus danken, daß er sie die Nacht behütet habe, und ihn bitten, sie vor Schaden und vor Unrechtthun den ganzen Tag zu bewahren, und wenn sie Sorgen und Kümmernisse hätte, dann sollte sie es ihm sagen, überzeugt, daß es ihm zu Herzen gehen würde; ehe sie ihre Mahlzeit genieße, solle sie, wenn dieselbe bereit sei, eben ihre Eßstäbchen über die Schüssel legen, ihre Augen schließen, ihre Hände falten und ihm danken, daß er ihr die Nahrung gäbe und gekommen sei, für ihre Sünde zu sterben, — da wurde ihr Gesicht mehr und mehr strahlend, und sie sagte: „O, das ist so leicht!" „Aber," fügte sie mit einem ängstlichen Ausdruck hinzu, „wird er mich hören?" „Ja." „Nun, dann will ich nach Hause gehen und sofort beten."

Es waren an dem Tage sehr viele Patienten da, obwohl es nur die Sonntags-Auslese von der großen Mannigfaltigkeit der Wochentags-Leidenden war. Herr Taylor sagt, daß viele dieser Krankheiten von der Rebellion herstammen. Manche von ihnen haben so schmerzlich rührende Geschichten. Eine arme blinde Frau mit dem Staar auf beiden Augen sagt, sie habe es von vielem Weinen bekommen. Denn ihr Mann wurde vor ihren Augen enthauptet und ihr Sohn weggeschleppt, um Soldat zu werden, sodaß sie ganz trostlos zurückblieb. In unserm Hospital ist ein wassersüchtiger Mann, der fast sterbend hereingebracht wurde von der Straße, wo man ihn hatte sterben lassen wollen. Er war aus dem Hause geworfen, damit sein Geist die anderen Einwohner

Digitized by Google

nicht beläſtige, wenn er in demſelben ſtürbe. Ach, wenn ſie doch wüßten, daß Gott ſie liebt, wenn auch ſonſt niemand auf der Welt!

Im Mai hatte die Arbeiterſchar in Szin-khai Lung die Freude, ſechs Bekehrte taufen zu dürfen.

Auf die Frauen der Stadt Hang-tſchou war von Anfang an ein ganz beſonderes Augenmerk gerichtet worden. Im Frühling 1867 begann Frau Hudſon Taylor eine tägliche Nähſchule, die eine größere Zahl von Frauen unter ſtetigen chriſtlichen Einfluß brachte. Auch machten die Miſſionarinnen regelmäßige Beſuche in der Stadt von Haus zu Haus. Ueber die Art und Weiſe, das Evangelium den Herzen der Leute nahe zu bringen, giebt folgender Bericht von Miß Faulding eine Vorſtellung:

... Am Sonnabend bekam ich Zutritt zu einem Nonnenkloſter und hatte eine lange Unterhaltung mit der vorſtehenden Nonne, da die andern alle aus waren. Es war die reinſte Wohnung, die ich in China geſehen habe, und in ſchöner Ordnung. Aber dort auf einem Tiſche in der Mitte des Zimmers waren die Götzen, fünf an der Zahl, mit brennendem Weihrauch und einem Lichte davor. Vor dem Tiſche waren Fußbänke, auf welchen vermutlich hunderte von Frauen vor jenen hölzernen Bildern gekniet haben. Die Nonne ſelbſt fürchtete ſich nicht vor mir, wie überhaupt niemand. Aber ſie dachte augenſcheinlich, daß meine Nähe bei dem Tiſche gefährlich ſei. Vielleicht fürchtete ſie, ich möchte verſuchen (was ich in der That ſie gern hätte thun ſehen), ſie alle zu Boden zu werfen.

Für die Chineſen ſchließt das Chriſtwerden einige ſehr praktiſche Fragen ein; z. B. ſagte dieſe Nonne, nachdem ſie mir eine zeitlang zugehört hatte: „Aber ich eſſe den Reis der Götzen.“ Sie war erſtaunt und erfreut, die Frau, welche ich bei mir hatte, ſagen zu hören: „Ja, und ich eſſe Gottes Reis. Gott giebt mir alles, was ich habe.“

Die Gemeinden, welche zu Hang-tſchou gehören, unterhalten ſich ſeit Anfang 1893 völlig ſelbſt, während es früher ſchon teilweiſe der Fall war.

b. Morgenrot in Thai-tſchou.

Ning-po und Hang-tſchou wurden bald die Ausgangspunkte für weitere Unternehmungen. Die Stationen Fung-hua, Schao-Hing, Thai-tſchou und Wan-tſchou in derſelben Provinz Tſch'e-kiang können nicht nur von mutigem Vordringen in die dichte heidniſche Finſternis hinein und vom Hineinwerfen einiger Fünklein in das Dunkel erzählen, ſondern auch von geduldiger Arbeit, die dazu führte, daß Hunderte von Männern und Frauen, die früher keine Hoffnung hatten und ohne Gott in der Welt waren, langſam und nacheinander erleuchtet wurden durch das Licht des Lebens.

Digitized by Google

Im Sommer 1867 machten die Missionare Meadows und Jackson eine Reise von Ning-po aus südwärts und erreichten nach einer Wanderung von etwa 160 km die schön gelegene und blühende Stadt Thai-tschou mit mehr als einer Million Einwohnern. Im Jahre 1870 folgten ihnen Miss. Rudland mit seiner Frau, die eine Hoffnung gebende kleine Gemeinde von sechs oder sieben erwachsenen Mitgliedern und einigen Aufnahmesuchenden vorfanden. Einer der chinesischen*) Gehilfen Ziang a Liang, dem das Evangelium eine wahre Herzenssache war, erwies sich als ein besonders tüchtiger Mitarbeiter.

Seine Bekehrungsgeschichte.

Er hatte eine finstere Vergangenheit. Sein Leben war wüst und schlimm genug gewesen in ganz heidnischer Umgebung, war aber noch ärger geworden, als er auf einem französischen Kriegsschiffe zu seinen eigenen bösen Wegen die Kenntnis der Schlechtigkeiten von Ausländern hinzufügte, und in der um ihn herum gesprochenen Sprache Gott lästern lernte.

In Hang-tschou außer Stellung, bat er Frau Hudson Taylor um Arbeit und wurde zum Waschen angestellt. Die Ausländer, unter denen er sich jetzt befand, waren merkwürdig verschieden von denen, die er früher gekannt hatte. A Liang wußte längere Zeit garnicht, was er davon denken sollte. Sie trugen chinesische Tracht, aßen mit Stäbchen und lebten von chinesischer Kost. Dazu hatten sie eine merkwürdig zähe Art, mit jedem über gewisse, nie gehörte, religiöse Dinge zu reden, die ihnen soviel Befriedigung und Seelenfrieden zu gewähren schienen . . . Sollte vielleicht etwas Wahres an diesen Ueberzeugungen sein, die die Leute veranlassen, sich so um uns zu bemühen? — Unter der großen Familie in Szin-khai Lung war eine Dame aus der französischen Schweiz, Fräulein Desgraz, die mehrmals sehr erschrocken war, im Missionsgehöft in ihrer eigenen Sprache fürchterlich fluchen zu hören. A Liang meinte, niemand verstehe seine wütende Rede; aber wie war er nun seinerseits erstaunt, als Frl. Desgraz eines Tages, als sie gemerkt hatte, wer der Missethäter war, ihn ernstlich über seine Reden tadelte, die im Missionshause nicht geduldet werden könnten. „Es muß solche und solche Ausländer geben," dachte er bei sich selbst. „Diese Leute sind wahrlich ganz anders, als die ich früher kennen gelernt habe." Indem der Geist Gottes an seiner Seele arbeitete, fing er allmählich an, bei den Morgen- und Abendandachten und bei den Gottesdiensten aufmerksamer zuzuhören. Man merkte an seinem Leben und Charakter daß sich eine Aenderung vollzog. Schließlich bekannte sich der einst fluchende Wäscher als Nachfolger Jesu Christi. Er wurde getauft, und ein gottesfürchtiger Wandel die übrigen Jahre seines Lebens hindurch bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Herzensänderung.

Sehr bald nach seiner eigenen Bekehrung fing a Liang an, um das Seelenheil seines jüngeren Bruders sich zu kümmern. Er überredete ihn, nach Hang-tschou zu kommen, wo er ihm eine Stelle in der Missions-Druckerei verschaffte. Der junge Mann verließ seine Heimat auf dem Lande mit den stärksten Versicherungen an seine Verwandten und Bekannten, daß er niemals

*) Dies ist, beiläufig bemerkt, die Uebersetzung von native. Das Wort „Eingeborener" habe ich von deutschen Missionaren in China nie gehört.

Digitized by Google

es machen würde wie sein Bruder, der die Verehrung seiner Vorfahren und die Götter seiner Heimat verlassen habe. Aber es dauerte nicht lange, da nahm der Geist des einen wahren Gottes auch von seinem Herzen Besitz, und Liang-iong galt dem Kreise seiner erzürnten Verwandten als ein Verlorener, er war aber vom guten Hirten gefunden. Beide Brüder erwiesen sich als ernste Christen. Der jüngere war der erste, welcher von dem Missionsverein der chinesischen Christen in Hang-tschou ausgesandt wurde. Er steht bis auf diesen Tag in treuer Arbeit in Verbindung mit der Inland-Mission. A Liang hat seinen Lauf mit Freuden vollendet und ist in Jesu entschlafen. „Er war einer meiner besten Gehilfen in den ersten Zeiten der Arbeit in Thai-tschou," schrieb Missionar Rudland. „Ich liebte ihn wie einen Bruder."

Macht der Freundlichkeit.

Die erste Außenstation von Thai-tschou wurde in der gewerbreichen, wachsenden Stadt Huang-jen etwa 30 Kilometer weit seewärts, jenseits des Thai-tschou-Flusses angelegt. Lange konnte man keine passende Wohnung bekommen, bis endlich der Mission eine Freundin erweckt wurde in der Person einer alten Frau, durch welche der Evangelist Tschu Szien-ßeng auf seine eigenen Kosten Anfang 1869 ein Haus mietete. Die Geschichte ist insofern interessant, als sie zeigt, wie wichtig die ersten Eindrücke sein können, die auf diejenigen gemacht werden, welche der Missionar für Christum gewinnen möchte.

Wie die meisten Leute in ihrer Stadt, hatte diese alte Dame die Ausländer noch nie gesehen, aber viel gegen sie gehört. Als sie aber eines schönen Sommertages ihre Tochter in Thai-tschou besuchte, da erzählten ihr einige Leute, sie hätten Frau Rudland besucht und seien freundlich aufgenommen. Da trieb die Neugier die alte Frau, ihre Furcht zu überwinden und auch einmal hinzugehen. Ein freundlicher Empfang wurde den Besuchern seitens der Missionarin zu teil, die sich weder durch ihre Arbeit noch durch ihre Müdigkeit abhalten ließ, ihnen das ganze Haus zu zeigen, sodaß sie sich selbst überzeugen konnten, daß da nichts war, wovor sie sich hätten zu fürchten brauchen. Eine Tasse Thee folgte, mit einer freundlichen Unterhaltung über ihre eigenen Angelegenheiten und über den wahren Weg, zum Glück zu gelangen. Ohne es zu wissen, hatte Frau Rudland einen warmen Platz im Herzen der alten Frau von Huang-jen gefunden.

Nicht lange danach kam der Evangelist Tschu Szien-ßeng durch die belebten Straßen von Huang-jen und verkaufte Bücher und Traktate.

Sein Herz war schwer. Alle Bemühungen, in jener Stadt einen Eingang für das Evangelium zu gewinnen, schienen vergeblich. Niemand wollte etwas davon hören, den „fremden Teufeln" ein Haus zu vermieten.

„Guten Tag, Tschu Szien-ßeng!" Mit strahlendem Gesichte stand unsere alte Freundin vor ihm. „Zhing lai ljhjüo' dzo! Bitte komm, trink Thee!" In wenigen Minuten saßen sie zusammen im Gastzimmer, und die Wirtin erzählte in anschaulicher Weise von der Höflichkeit der Frau Rudland.

„Ach," sagte der Evangelist, „die Lehrer wünschen dringend, in Ihrem

Digitized by Google

geehrten Wohnorte ein Haus zu mieten; aber ich habe zweimal versucht, eines zu bekommen, doch vergeblich. Ich weiß jetzt nicht, wohin ich mich wenden soll." Wie erstaunt und dankbar war er, als sie sagte, dann wäre es gut, daß sie sich getroffen hätten, sie würde ihm helfen können.

Am Abend, als ihr Sohn nach Hause kam, erzählte ihm die alte Frau, um was es sich handele, und er war gern bereit, seine Dienste anzubieten, denn er war auch bei dem Besuch in der Kapelle zu Thai-tschou gewesen und hatte angenehme Eindrücke empfangen. Den nächsten Tag ging der junge Mann zu einem seiner Bekannten, einem Silberschmied, und drängte ihn, den Missionaren eines seiner Häuser zu vermieten, und bot sich selbst als Vermittler bei der Verhandlung an. Der Vertrag war bald abgeschlossen. Am fünfzehnten des ersten Monats konnte das Haus in Besitz genommen werden, und die Nachbarn waren ganz freundlich.

Rudland schrieb: „Ich brachte den ganzen Tag unter ihnen zu und unterhielt mich über das Evangelium, bis ich ganz müde war. Ich hoffe, es wird ein Segen auf dem Orte ruhen. Er wächst schnell, und die Leute kommen und gehen von vielen andern Verkehrsmittelpunkten."

Wie die Thüren eines Gefängnisses sich aufthaten.

Bald nachdem die Kapelle in Huang-jen eröffnet war, kam eine arme Frau von ihrem etwa 13 km entfernten Dorfe nach der Stadt. Ihr Mann war Polizeidiener und sie hatten einen vielgeliebten Sohn.

Als fromme Buddhistin hatte sie alle Mittel versucht, die sie kannte, um Frieden des Herzens zu finden, aber vergeblich. Sie hatte manche weite Wallfahrt zu berühmten Bildern gemacht, sie hatte manchen Rosenkranz abgebetet und auf andere Weise sich Verdienste zu erwerben gesucht; aber immer noch lechzte ihr Herz nach etwas Unbekanntem, was ihren Seelenhunger stillen könnte.

Einst hatte sie ihren Weg nach der römisch-katholischen Kapelle gefunden. Das hatte ihr etwas versprechender geklungen. Da sollte zwar auch noch durch eignes Thun das Heil ausgewirkt werden, aber doch nicht durch eignes Thun allein. Die arme beladene Seele dachte, sich ihnen anzuschließen. Aber an diesem Markttage kam sie zur Stadt, wo die Leute von der Kapelle der „Jesuslehre" redeten. Sie ging dahin und hörte zum ersten Mal in ihrem Leben mit verwunderter Freude die neue Mär: „Nicht unser Thun kann uns helfen; alles, was wir bedürfen, ist für uns gethan. Gute Werke können uns nicht zu Gott bringen, wir müssen auf das für uns vollbrachte Werk Christi vertrauen."

Bald danach geriet diese Frau in große Nöte. In dem Kreise, für welchen ihr Mann verantwortlich war, wurde ein Mord begangen und der Thäter entkam. Da der Polizist den Schuldigen nicht finden konnte, verfiel er selbst der Strafe. Aber er war nur ein alter Mann, dessen Leben keinen Wert hatte. „Laßt ihn laufen, damit er den Mörder suchen kann," sagte der erzürnte Mandarin, „steckt seinen Sohn statt seiner ins Gefängnis." So wurde der einzige Sohn des armen, alten Paares, ein vielversprechender junger Mensch von gutem Charakter, ins Gefängnis gesteckt unter Androhung der Hinrichtung, wenn der wirkliche Thäter nicht bald zur Stelle geschafft würde.

Digitized by Google

Mit fast brechendem Herzen machte sich die Mutter auf den Weg nach Huang-jen, um die Hilfe des Evangelisten zu erbitten. Tschu Szien-seng war nicht da, aber ein anderer Prediger, der ihn vertrat, sagte der bekümmerten Mutter, politischen Einfluß könnten sie für den jungen Mann nicht geltend machen, aber sie sollte für ihn zu Gott beten, der die Herzen der Menschen in seiner allmächtigen Hand hätte.

„Ach," sagte sie traurig, „ich weiß nicht, wie ich beten soll."

Da betete der Evangelist mit ihr für sie alle in ihrer großen Bedrängnis, daß der Sinn des Mandarinen geändert, daß der junge Mensch befreit und daß er samt seiner Mutter ewig gerettet und zum Segen für viele gemacht werden möchte.

„Jetzt haben wir die Sache Gott anheimgestellt," sagte er, „gehen Sie nun in Frieden nach Hause Lao Nai-nai; ihr Sohn wird bald freigelassen werden."

Ganz getröstet ging die arme Mutter nach Hause in einfältigem Glauben und erzählte ihren Nachbarn die gute Kunde: „Es ist alles in Ordnung, mein Sohn wird bald zurückkommmen."

Sie glaubten ihr natürlich nicht. Aber als bald darauf der Mandarin den jungen Mann, nachdem er fast zu Tode geprügelt war, freiließ, waren sie über alle Maßen erstaunt. Die dankbare Mutter hieß ihn inmitten ihrer verdutzten Bekannten niederknien, kniete selbst neben ihm und dankte Gott öffentlich für diese wunderbare Gebetserhörung. Die Nachbarn wünschten nun auch einen Lehrer zu haben und mehr von dieser merkwürdigen Lehre zu hören. So breitete der Segen sich aus.

c. Geschichten von Schao-hing.

Am 23. Mai 1866 kam der Missionar Stevenson, ein junger Schotte (von dessen späterer Reise nach Ober-Barma im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist), zum erstenmal nach der an der Mündung des Zhien-thang Kiang, Hang-tschou gegenüber, gelegenen großen Stadt Schao-hing. Die Millionen von Heiden in der Stadt und der umgebenden Ebene fielen ihm wie eine Last aufs Herz. Er mietete ein chinesisches Haus an einer der belebtesten Straßen. Drei winzige Zimmer oben bildeten seine Wohnung. Der Laden unten, der als Kapelle oder Je-su-Thang, Jesus-Halle, diente, war Besuchern den ganzen Tag geöffnet. Es bedurfte jahrelangen, mühsamen Arbeitens, ehe die Anfangsschwierigkeiten überwunden waren und das Evangelium in Herzen und Häusern Eingang gefunden hatte.

Die Leute ließen sich manchmal in lebhafte Erörterungen ein. „Woher kam das Böse? Wie kam die Sünde in die Welt?" fragten sie. „Hat das Beten einen Zweck? Kann es etwas nützen?"

Die Leute disputierten gern und oft mit sehr scheinbaren Gründen, sodaß es oft nicht leicht war, ihre Fragen zu beantworten. Einer der

Digitized by Google

ersten Bekehrten war ein Mann, der später Pastor an der Gemeinde in Schao-hing wurde und in großem Segen unter seinen Landsleuten gewirkt hat, Tschang Siao-sung mit Namen. Als Stevenson ihn kennen lernte, war er ein Schiffer in jener Stadt der Kanäle, dem „Venedig Chinas", später nahm er ihn als Diener an. Aber nach seiner Bekehrung entwickelte er bemerkenswerte Gaben als Evangelist, sodaß Stevenson fand, daß er für diesen Beruf geschaffen sei. Er wurde sein geschätztester Gehilfe, der nach mehr als fünfundzwanzig Jahren noch in treuem Dienste steht.

Das mutige Auftreten eines alten Ladenbesitzers im Halten des Sonntags war das erste öffentliche Zeugnis für Christus in Schao-hing. Er war ein Bäcker und sein Haus lag an einer der belebtesten Straßen der Stadt. Als er sich zum Christentum bekannte, schloß er nicht nur regelmäßig am Sonntag seinen Laden, sondern hängte auch ein Schild mit großen Zeichen aus, auf welchem er seine Gründe dafür angab. Dieser auffallende Vorgang wurde weit bekannt und bildete eine Zeit lang das Stadtgespräch. Aber der alte Bäcker ließ sich nicht irre machen in seinem Zeugnis, bis er zwei Jahre später in Frieden heimging. Auch die Frauen und Kinder dieser Männer bekehrten sich, sodaß man große Freude an ihnen haben konnte.

Ein dritter, der zu den Erstlingen in Schao-hing gehörte, war der Schuhmacher Fung Tschi-pao. Als er eines Tages in seiner Thür stand, sah er den fremden Lehrer mit einem chinesischen Predigtgehilfen an einem der Tische vor einem benachbarten Theehause sitzen und sich mit den Gästen und Vorübergehenden über die neue Lehre unterhalten. Er hörte zu und fand, daß sie von einem Gott sprachen, dessen Anbetung sie verlangten.

Es interessierte ihn und er gesellte sich zu ihnen.

„Könnte ich wohl erfahren, was das für eine Lehre ist, die der fremde Herr verkündet?"

„Unsere Botschaft," war die Antwort, „betrifft den einen wahren Gott, der Himmel, Erde und alle Dinge gemacht hat."

Dieser Gedanke war ihm neu und auffallend. Er konnte ihn nicht vergessen. Er hatte sich die Götter immer als unsterblich gewordene Menschen vorgestellt und die Schöpfung als einen mythischen Entwickelungsprozeß, wie intelligente Chinesen gern davon reden. (Siehe u. a. A. M. Z. 1880, S. 16 ff.) Diese höhere Auffassung eines höchsten Wesens, dessen Macht alle Dinge geschaffen hat, empfahl sich ihm so, daß er sich genauer danach erkundigte und eingeladen wurde, am Sonntag zur Kapelle zu kommen und mehr zu hören. Da er einen Bekannten hatte, der hinzugehen pflegte, so fing er an, ihn zu begleiten. Aber bald vertiefte sich Fung Tschi-paos Interesse. Er kam von selbst und wurde bald ein aufrichtiger und ernster Christ. In dem Maße als die Wahrheit Besitz von seinem Geiste nahm, wurde er innerlich beunruhigt über seine Götzen und Ahnentafeln. Erst dachte er, er wollte den letzteren, die er solange verehrt hatte, ein ehrenvolles Begräbnis bereiten. Dann aber

Digitized by Google

überlegte er doch, daß er nicht soviel daraus machen dürfe, und benutzte daher eine Abwesenheit seiner Frau, sie kurzer Hand ins Feuer zu werfen. Ein anderes Mal war er gerade damit beschäftigt, seinen „Gott des Reichtums" zu zerstören, und hatte ihn schon in zwei Teile gespalten, als einer der Predigtgehilfen, der dazu kam, ihn sich für Herrn Stevenson ausbat als Trophäe der Macht des Evangeliums.

Von Schao-hing aus drang das Wort Gottes in die benachbarten Städte. In den Jahren 1869 und 70 entstanden zwei wichtige Außenstationen in einer lieblichen Gebirgsgegend südlich von der großen Ebene. In der ersten dieser Außenstationen Sching-hien, etwas über 100 Kilometer von Schao-hing, kam im Sommer 1872 eine bemerkenswerte Bekehrung vor, welche die Missionare sehr ermutigte, da sie zeigte, daß Gott auch wohl einen stolzen Konfuzianer von der Wahrheit des Evangeliums überzeugen kann.

Wie ein Sziu-zhai Christ wurde.

Ning Szien-tzeng war ein vornehmer, angesehener und einflußreicher Herr in Sching-hien. Er hatte den akademischen Grad eines Sziu-zhai oder Licentiaten, wie man gewöhnlich übersetzt, erreicht. Durch Uebersetzungen war er mit europäischen wissenschaftlichen Werken bekannt geworden, hatte auch etwas von christlicher Litteratur gesehen. Aber da er die heilige Schrift langweilig und unverständlich fand, hatte er es aufgegeben, sie zu lesen. Ohne Interesse und skeptisch gegen geistliche Dinge hielt er das Gebet für Unsinn. Er dachte, wenn überhaupt ein Gott wäre, was ihm mehr als zweifelhaft war, dann müßte er natürlich ein viel zu großes Wesen sein und von Menschen zu weit entfernt, um sich um die kleinen Dinge ihres täglichen Lebens zu kümmern.

An einem Sommertage traf er Missionar Stevenson, der sich nach einer langen, inhaltsschweren Unterhaltung sehr zu dem Manne hingezogen fühlte, und doch über seinen offenen Unglauben tief betrübt war.

„Lassen Sie es mich offen bekennen," schloß Ning Szien-tzeng, „ich glaube nicht an die Lehren, die Sie Ausländer lehren." Mit einem Ernst, der den Konfuzianer in Erstaunen setzte, antwortete der Missionar: „Ich werde beständig zu dem wahren und lebendigen Gott für Sie beten."

Ning Szien-tzeng ging fort, aber konnte den Satz nicht vergessen. Er sagte sich: „Hier ist ein Ausländer, ein mir gänzlich Unbekannter, und doch so besorgt um meine Seele, daß er für mich beten will; und ich bete nicht einmal für mich selbst!" Der nächste Gedanke lag nicht fern: „Wie, wenn ich damit einen Anfang machte?" Aber solches Gebet, von dem der Missionar gesprochen, schien dem stolzen Konfuzianer unmöglich. „Und doch," dachte er, „es ist der Mühe wert, es zu versuchen." So stieg zweifelnd und doch dringend aus dem heidnischen Herzen ein Schrei auf zu dem Unbekannten: „O Gott, wenn es einen Gott giebt, gieb mir Licht, wenn Licht für mich vorhanden ist."

Er wandte sich wieder der Bibel zu und diesmal schien es eine ganz

Digitized by Google

neue Offenbarung. Gleichzeitig bemerkte der Gelehrte auch in sich eine Veränderung, die er sich nicht erklären konnte. Das Buch interessierte ihn so, daß er fortlas bis in die Nacht. Das Studium des Wortes wurde seine große Freude. Er wurde zum Glauben an seine Wahrheiten, zum Vertrauen auf den Herrn Jesus als seinen persönlichen Heiland geführt.

„Das Gebet hat mich gerettet, könnte es nicht auch meine Verwandten retten?" begann Ning Szien-ßeng zu fragen. Seine Frau war, wie er selbst, eine strenge Konfuzianerin gewesen und er fürchtete sich sehr, ihr seinen neuen Glauben zu bekennen. Zuletzt faßte er den Mut, sie eines Abends, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, in sein Studierzimmer zu rufen, und machte sich auf eine lebhafte Szene gefaßt. Sie saß ihm gegenüber an der andern Seite des Zimmers, wie es sich für chinesische Ehefrauen schickt, und wartete schweigend. Aber er konnte den Mut nicht finden, zu sprechen. Endlich bemerkte seine Frau: „Du hattest mir etwas zu sagen." So mußte es denn heraus: „Frau, ich habe gefunden, daß ein Vater im Himmel ist." Der Ex-Konfuzianer konnte nicht mehr erstaunt sein als durch ihre prompte Antwort: „Wie mich das freut!" Sie war auch eine suchende Seele gewesen. Ohne daß ihr Mann es wußte, hatte sie sich nach Licht gesehnt und fügte ihr Bekenntnis zu seinem eignen: „Jahre lang habe ich gefühlt, daß unsere Lehren und Götzen nichts seien. Als die Rebellen kamen, plünderten sie die Tempel und nahmen die Götzen weg. Da wußte ich, daß sie mich nicht retten könnten, da sie sich selbst nicht einmal retten konnten. Als die Soldaten in unser Haus kamen, versteckte ich mich in den Kleiderschrank in schrecklicher Furcht und dort betete ich. Ich dachte, es möchte irgendwo ein wahrer Gott sein und ich schrie zu ihm: „Ehrwürdiger, himmlischer Großvater, bewahre mich!" Er hat mich bewahrt, denn die Rebellen kamen in das Zimmer, plünderten alles, aber öffneten nicht den Kleiderschrank, wo ich versteckt war. Ich habe seitdem immer gedacht, daß es einen großen Geist geben muß, den wir nicht kennen. Hast du ihn nun wirklich gefunden?" Wenige Monate nach Ning Szien-ßeng wurde auch sein Sohn getauft.

Nachdem Stevenson sieben Jahre in Schao-hing gewirkt hatte, waren dort 50 Seelen gewonnen und in den Außenstationen Gemeinden, die sich selbst ausbreiteten und die bis auf den heutigen Tag im Segen gewachsen sind.

Anziehende Geschichten ließen sich noch erzählen aus Fung-hua, einer Stadt, die Crombie im Jahre 1866 beschreibt, als toll auf den Götzendienst versessen, während Selbstmorde fast täglich vorkamen und Kindermord in gräßlichem Maße von Reichen und Armen gleicherweise geübt wurde, und von Wan-tschou, Geschichten von Leuten, die Sonntags nicht arbeiten wollten, die keine Weihrauchbehälter machen wollten, von bekehrten Wahrsagern und Buddhisten-Priestern, von Schuljungen, die für Christum wirken, aber auch von bösen Gerüchten und Verfolgungen. Doch es mag genug sein von solchen Einzelheiten.

Digitized by Google

Das Werk der Mission hat sich in der Provinz stetig fortentwickelt. Am 1. Januar 1895 hatte die Ch. J. M. in Tsche'-kiang 17 Stationen, 52 Außenstationen, 67 Kapellen, 51 Missionare bezw. Missionarsfrauen einschließlich der „Angeschlossenen", ferner an chinesischen Mitarbeitern 6 ordinierte Pastoren, 50 Hilfsprediger, 5 Schullehrer, 20 Kolporteure, 15 Bibelfrauen, dazu eine ganze Anzahl ohne Bezahlung wirkende Aelteste und Diakonen, 1981 Abendmahlsgenossen. Getauft waren seit 1857 3146, darunter im Jahre 1894 282. Auffallenderweise sind unter den 17 Stationen nur drei, die Schulen haben, nämlich Schao-hing eine Kostschule mit 24 Mädchen, Wan-tschou eine Kostschule mit 26 Mädchen und 4 Knaben und eine Tagschule mit 14 Knaben und 3 Mädchen, Bing-jai eine Tagschule mit 7 Knaben. Außerdem sind in der Provinz drei Armenapotheken und ein Opiumasyl.

2. In Schan-ßi.

a. Oeffnung der Thüren durch eine Hungersnot.

Eine Hungersnot, welche in dem Jahre 1877 bis 1879 in China und vor allem in der Provinz Schan-ßi wütete, wurde der Anlaß, die Thüren für das Evangelium in dieser Provinz weit aufzuthun. Zur Linderung der Not wurde in England ein Ausschuß unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury gebildet, welcher über 30 000 Lstr. (600 000 Mark) sammelte. Außerdem wurden von den Missionsgesellschaften 11 000 Lstr. (220 000 M.) für denselben Zweck gesammelt, darunter mehr als die Hälfte von der China Inland Mission. Die Hungersnotausschüsse in Schang-hai und Thien-zin verteilten das Geld bezw. die dafür beschaffenen Lebensmittel meist durch Hilfe der Missionare. Zu den bekanntesten derselben gehören T. Richard von der Baptistischen, David Hill von der Wesleyanischen, James und Turner von der Ch. J. Mission. Entsetzlich sind die Beschreibungen des Elends, das die Missionare ansehen mußten. Schon vor dem Sommer 1878 waren nach einer sorgfältig gemachten Schätzung 5 Millionen Menschen umgekommen. Ein amerikanischer Missionar Whiting, der 3 Wochen in der Provinz-Hauptstadt Thai-juen Fu mit Austeilung von Hilfe beschäftigt gewesen war, wurde vom Hungertyphus angesteckt und starb im April 1878.

Die Missionare wurden mit dankbarer Freude überall aufgenommen, nicht allein von denen, welche die Empfänger ihrer Gaben waren, sondern auch von den Beamten und Reichen, die dieselben nicht bedurften. Noch heute steht im Stadttempel in Phing-jang Fu, eine steinerne Tafel zu Ehren von Missionar

Digitized by Google

Hill und Turner, deren unermüdete Dienste auch von vielen, die damals gelernt haben, den Herrn zu lieben und ihm zu vertrauen, noch unvergessen sind. Vielfach baten damals die Bewohner von Schan-ßi um Lehrer, damit dieselben ihnen die Lehre der Ausländer, die sie noch nicht ganz verständen, verkündigen möchten.

b. Ein Missionsarzt.

Die Ch. J. M. war nicht lässig, in die geöffneten Thüren einzutreten. Im Jahre 1880 hatte sie 7 Missionare in Thai-juen Fu und Phing-jang Fu und im Herbst dieses Jahres kam noch ein Missions-Arzt Dr. Schofield mit seiner Frau hinzu.

Derselbe war von angesehener Familie, hatte seine Studien in England mit großer Auszeichnung absolviert, dann noch in Wien und Prag studiert, während des türkischen Krieges seine Dienste der Gesellschaft vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellt und das Hospital in Belgrad geleitet, und war danach Arzt eines Londoner Hospitals geworden. So schien eine glänzende Laufbahn voll Auszeichnung, Ruhm und Reichtum vor ihm zu liegen, als er, der von Jugend auf ein innig frommer Christ gewesen war, in die Ch. J. M. eintrat und 29jährig nach China fuhr. Im Juni 1880 landete er mit seiner Frau in Schang-hai. Nach einigen Monaten des Sprachstudiums in Tschi-fu reisten sie nach Westen nach der großen Provinz Schan-ßi, deren Hauptstadt die für ihn bestimmte Station war.

Sobald es bekannt geworden, daß ein ausländischer Arzt angekommen war, strömten die Patienten nach dem Krankenhause. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, gleichzeitig die Sprache zu studieren, zu heilen und zu predigen. Aber da er ein bedeutendes Sprachtalent und ein großes Verlangen hatte, von Jesu zu erzählen, so wurde er bald mit der Sprache vertraut. Obwohl er ein begeisterter Arzt war, so behielt er doch immer die direkte geistliche Thätigkeit im Auge und hielt nicht nur selbst die Morgenandachten mit den Kranken, sondern freute sich auch, in den Sonntags-Gottesdiensten, in der Kapelle an der Straße, in den Theehäusern oder volkreichen Hauptstraßen die frohe Botschaft von des Heilands Liebe zu verkündigen.

In seinem ersten Jahre (1881) behandelte er etwa 50 Kranke im Hospital und 1500 in der Arzneiverteilungsstelle. 1882 verdoppelten sich diese Zahlen. Er fühlte sehr das Bedürfnis nach Verstärkung der Missionskräfte und war einer von denen, die täglich um die „Siebenzig" beteten, nachdem er gehört hatte, daß der Beschluß gefaßt war. Er bedauerte sehr, daß man den Geheilten, die dankbar in ihre Dörfer zurückkehrten, nicht mit dem Evangelium folgen konnte. Häufig durfte er Staar-Blinden das Gesicht wiedergeben, bei Selbstmordversuchen durch Opiumgenuß das Leben wiederherstellen u. dgl. „Ein armer Mann," schrieb er, „von 55 Jahren, mit dem Staar auf beiden Augen, so gut wie blind, tastete und bettelte sich durch nach dem Krankenhause, einen Weg von 80 Kilometer, für den er etwa 14 Tage gebrauchte. Er erlangte auf beiden Augen gute Sehkraft wieder und freute sich sehr, in zwei oder drei Tagen zurückwandern zu können. Eine Frau von 74 Jahren,

Digitized by Google

die in derselben Weise blind war, wurde aus ihrer Stellung entlassen. In ihrer Verzweiflung versuchte sie zweimal, sich das Leben zu nehmen, indem sie einmal in einen Fluß, ein anderes Mal in einen Brunnen sprang; aber beide Mal wurde sie gerettet. Ein Bekannter brachte sie zu uns. Beide Augen wurden mit Erfolg operiert. Sie kann nun nähen und Hausarbeit verrichten, und wird wahrscheinlich bei uns bleiben, um die weiblichen Kranken zu pflegen."

Mitten aus einer segensreichen Thätigkeit heraus wurde Dr. Schofield abgerufen, indem er von einem Kranken, den er der argen Ansteckung wegen nicht im Hospital behalten zu können erklärte, der sich aber doch wieder eingeschlichen hatte und über Nacht gestorben war, angesteckt wurde und nach vier Tagen am Typhusfieber starb, August 1883.

Nicht lange vor seinem Tode hörte seine Frau ihn in seinem Studierzimmer beten, daß Gott der Herr Männer von tüchtiger Bildung und hohen geistigen und geistlichen Gaben nach China und nach Thai-juen senden möchte. Man sieht in dem Ausziehen der „Cambridgeschar" und besonders des Stanley Smith, der sich noch in demselben Jahre zum Eintritt in die Mission meldete, eine Erhörung dieses Gebets.

c. Die Cambridge-Schar.

Wir können uns in Deutschland kaum eine Vorstellung machen von der Berühmtheit, welche in England die Auszeichnung beim Rudern, Cricketspielen ꝛc. nicht minder als bei Erlangung von akademischen Graden einem Studenten giebt, eine Berühmtheit, die, durch alle größeren Zeitungen und illustrierten Blätter getragen, an die der Sieger in den olympischen Spielen erinnert. Fünf solcher Berühmtheiten der Universität Cambridge und zwei Offiziere wurden von einer — trotz strömenden Regens schon lange vor der festgesetzten Stunde überfüllten — Versammlung in der ungeheuren Exeterhalle in London als China Inland Missionare verabschiedet und landeten am 18. März 1885 in Schang-hai. Drei derselben C. T. Studd, A. T. Polhill-Turner B. A.*) und C. H. Polhill-Turner reisten über Han-kau nach Schen-ßi, vier, nämlich Stanley P. Smith B. A., W. W. Cassels B. A., M. Beauchamp B. A. und D. E. Hoste gingen über Pe'-king nach Schan-ßi.**) Im

*) d. i. Baccalaureus Artium.

**) Außer Studd, dem aus einer durch Cricket-Spiel berühmten Familie stammenden und selbst als Cricketer berühmten Millionär, sind alle Genannten noch in der Ch. I. M. thätig. Dieser ist nicht mehr mit derselben verbunden, arbeitet aber, wenn wir nicht irren, noch in Schan-ßi. Ob es vielleicht dem Einkommen der Mission schädlich war, daß man wußte, daß er die Einkünfte seines Vermögens der Mission zur Verfügung stellte? Cassels, der schon vor seiner Aussendung Geistlicher der Kirche von England gewesen war, sein Schulfreund Beauchamp, die beiden Polhill-Turners, und alle der Kirche von

Digitized by Google

Mai erreichten sie die Hauptstadt der Provinz Thai-juen, wo Dr. H. Schofield fast zwei Jahre vorher von seiner Arbeit abberufen war.

Alle vier wandten sich von da südwärts nach Phing-jang Fu. Dort war eine Christengemeinde von 50 getauften und erprobten Mitgliedern und außerdem eine große Schar von Taufbewerbern, welche ihre Götzen fortgeworfen hatten und regelmäßig zusammenkamen, den lebendigen Gott anzubeten, in Phing-jang Fu mit acht Außenstationen etwa 300.

Ein Aeltester der Gemeinde, namens Hßi, war früher ein stolzer Konfuzianer gewesen und ein großer Gegner der Ausländer. Ein Mann von hervorragenden Gaben und guter Familie war Herr Hßi, durch Studium ein Gelehrter und durch Erbschaft — ein Arzt! Er besaß ein kleines Landgut in der Nähe von Phing-jang und war in der ganzen Gegend ein bekannter und angesehener Mann. Die schweren Zeiten der Hungersnot hatten ihn, wie alle, arm gemacht, und dadurch kam er unter den Einfluß der Missionare. Im Jahre 1880 setzte Herr Hill den Gelehrten der Stadt einen Preis aus für den besten Aufsatz über christliche Lehren, zu dem er ihnen die Bücher lieferte. Hßis Arbeit gewann den Preis. Er wurde Herrn Hill vorgestellt und gewann eine große Hochachtung und Liebe für ihn. Allmählich, aber entschieden, bekehrte er sich und wurde ein ernster, geistlich gesinnter Christ. Freiwillig widmete er seine Zeit der Ausbreitung des Evangeliums. Selbst ein geretteter Opiumraucher, fühlte er das tiefste Mitleid mit anderen, die von dem Laster umstrickt waren, und diesem Werke galten hauptsächlich seine Bemühungen. An vielen Orten eröffnete er Opium-Asyle und verkaufte von ihm selbst gefertigte Opiumpillen, predigte aber auch zugleich das volle Heil in Christo.

In dieses zur Ernte weiße Feld traten die vier von der „Cambridge-Schar" ein, und Studd kam bald auch noch hinzu. Mit großem Eifer, zum Teil mit mehr Eifer als Weisheit, gingen sie an die Arbeit. Noch ehe sie sprechen konnten, gingen einige von ihnen aus, suchten durch Fahnen oder sonst auffällige Sachen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den Leuten die Traktate aufzudrängen. Studd freute sich, daß sie in solcher Weise „Thoren für Christum" würden. Doch wurden auch schnelle Fortschritte mit der Sprache gemacht.

(Schluß folgt.)

England Angehörigen, begaben sich später nach Szi-tschhuen. Sie befolgen naturgemäß eine nüchternere Missionsmethode. Cassels z. B. hatte früher auf seiner Station Pao-ning zwei Schulen, eine mit 20 Knaben und eine mit 14 Mädchen. Seit Oktober 1895 ist er Bischof von Westchina. Als solchem sind ihm nicht nur die Missionare der Ch. J. M., sondern auch die der Church Missionary Society in Westchina unterstellt.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1896.

Die China-Inland-Mission.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

(Schluß.)

Stanley Smith durchzog eine Stadt (ich glaube es war Lu-ngan) mit heilsarmeemäßigem Klimbim, mit Fahnen, Schlagen von Gongen ꝛc., machte dann alle zweihundert Schritt Halt, kniete auf der Straße nieder und betete und redete zu den Leuten. Es freut mich, hinzufügen zu können, daß er später das Verkehrte dieser Art eingesehen hat, wie er bei einer Jahresversammlung in London erklärte.

In acht Monaten wurden vier neue Stationen im Süden der Provinz errichtet. Studd ging nach Khü'-wu, Beauchamp nach Szi'-tschou, Cassels nach Ta-ning, Smith nach Hung-thung. Hoste blieb in Phing-jang Fu. In den folgenden Jahren wurde eine reiche Ernte gehalten. An einem Tage, dem 23. April 1887, wurden in Hung-thung 216 Personen auf einmal getauft, wenn ich nicht irre von Stanley Smith. Die Begeisterung der Versammlungen bei dieser Gelegenheit war unbeschreiblich. Pastor Hßi sprach mit gewaltiger Kraft, und einzelne Gemeindeglieder legten eindrucksvolle Zeugnisse ab.

Von vielen wurde es doch bezweifelt, ob es weise wäre, 216 Leute an einem Tage zu taufen. Es wurde die Frage erwogen, ob Personen getauft werden sollten auf die bloße Erklärung hin, daß sie an Christum gläubig seien, oder ob erst genügende Probezeit gefordert werden sollte, damit sie zeigen könnten, ob auch Herz und Leben sich geändert habe. Dieser letztere Grundsatz wurde doch mehr gebilligt. Von den 216 Getauften haben manche nachher Ursache zum Kummer gegeben. Aber bemerkenswert ist es doch, daß Missionar Hoste, als er 6 Jahre später die Kirchenliste in Hung-thung genau prüfte, fand, daß noch 135 von den 216 zu den ordentlichen Gemeindegliedern gehörten, 7 waren in andere Gemeinden übergegangen, 4 gestorben, 20 aus den Augen verloren, von 50 aber wußte man, daß sie abgefallen waren; die meisten derselben waren zum Opiumrauchen zurückgekehrt, nur sehr wenige zum Götzendienst. Allmählich lenkte die Mission in dieser Provinz in ruhigere Bahnen ein, und doch ging die Zunahme der Gemeinden stetig fort.

Digitized by Google

Nächst Tsche'-kiang hat Schan-ßi die größten Zahlen aufzuweisen. Es waren in der Provinz am 1. Januar 1895 19 Stationen mit 31 Außenstationen und 49 Kapellen, 71 Missionare bezw. Missionarsfrauen, an chinesischen Mitarbeitern 2 ordinierte Pastoren, 19 Hilfsprediger, 11 Schullehrer, 22 Kolporteure und 5 Bibelfrauen, außerdem eine Anzahl Aelteste und Diakonen, die ohne Bezahlung in der Arbeit halfen. Abendmahlsgenossen gab es 934, getauft waren seit 1876 1385 Personen, darunter im Jahre 1894 158. An Schulen gab es 6 Kostschulen mit zusammen 54, 6 Tagschulen mit zusammen 55 Schülern. Besonders viele Opiumasyle hat, wie bemerkt, die Provinz, nämlich 32, außerdem in Thai-juen ein Krankenhaus und eine Armenapotheke und je eine Armenapotheke in Kuei-hua-tschheng und Lu-ngan.

3. Frauenarbeit in der Mission.

a. Allgemeines.

Vom Beginn der evangelischen Mission in China an haben tapfere Missionarsfrauen ihre Männer begleitet und in Selbstverleugnung und Segen gewirkt. Schon vor der Mitte des Jahrhunderts waren nicht weniger als sieben derselben in chinesischen Gräbern zur Ruhe gebettet. Auch in der Ch. J. M. haben verheiratete Frauen wahre Heldenthaten vollbracht. Als während der Hungersnot in Schan-ßi hunderte von Waisenkindern aus Mangel an Pflege starben oder zu einem Leben der Schande nach dem Süden verkauft wurden, da drängte sich dem damals in London befindlichen Hudson Taylor die Notwendigkeit christlicher Schulen für solche unter weiblicher Leitung auf, und er überraschte eines Tages seine Frau mit der Frage: „Könntest du nicht nach Schan-ßi gehen?" — nota bene mit Zurücklassung von Mann und Kindern in England. „Unmöglich," war ihre erste Antwort, doch — sie ging. So weit ins Innere war damals noch keine europäische Frau gedrungen. Wir wollen ihr nicht folgen, auch nicht der bald darauf noch viel weitere Reisen mit ihren Männern machenden Frau Nicoll, die Anfang 1880 im fernen Tschhung-khing in Szi-tschhuen von früh bis spät unter den Frauen wirkte und von ihnen überlaufen wurde, auch wenn sie schließlich vor Erschöpfung einmal über das andere ohnmächtig wurde, oder der von Tschhung-khing aus mit ihrem Manne noch Monate lang weiterreisenden Frau G. Clarke (aus der französischen Schweiz gebürtig), die erst in Kuei-jang, der Hauptstadt von Kuei-tschou, ähnlich wie ihre Freundin Frau Nicoll, über-

Digitized by Google

arbeitet wurde und später in Ta-li Fu in Jün-nan den Kummer erlebte, daß keine Frau ihr nahe kommen wollte, auch nicht einmal um einige Dienste zu thun, bis sie dort in weitester Ferne, wo ein Brief aus der Heimat sie manchmal erst nach elf Monaten erreichte, als ein Samenkorn in die chinesische Erde gesenkt wurde, oder der Frau King, die das erste Missionsgrab in Schan-ßi füllte. Wir wollen nun noch ein wenig von der Arbeit unverheirateter Frauen berichten.

In Anbetracht dessen, daß die erste Schwester des Berliner Findelhauses auf Hong-kong eine verheiratete Frau (Frau Neumann) war, muß der Ruhm, die erste unverheiratete evangelische Missionsarbeiterin nach China gesandt zu haben, der amerikanisch-bischöflichen Mission zugesprochen werden, welche in demselben Jahre 1850 eine Miß Fay nach Schang-hai sandte. In der Ch. J. Mission aber haben unverheiratete Damen noch in ganz neuer Weise — in einer Weise, gegen die wir Deutschen nun einmal ein unüberwindliches Vorurteil haben, die uns auch unbiblisch zu sein scheint — großartig gewirkt, gepredigt, selbst Pionierdienste gethan. Sie haben Stationen eröffnet an Orten, wo Männer keinen Eingang finden konnten.

b. Einzelzüge aus der Mission am Kwang-ßin-Fluß.

Das Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Zhien-thang- und Kwang-ßin-Flusse bildet, ist auch die Grenze zwischen den Provinzen Tsche'-kiang und Kiang-ßi.

Ein Fräulein Gibson, welche in jener Gegend auf einer Außenstation Tschhang-schan sich von Ueberarbeitung beim Sprachstudium erholen wollte, fand dort statt der gesuchten Ruhe unerwartete Arbeit. Die dortigen Christen waren alle Männer, welche von ihren dem Evangelium sehr feindlich gesinnten Müttern, Frauen 2c. viel Verfolgung zu erdulden hatten. Frl. Gibson befreundete sich mit den letzteren und erzählte ihnen von Jesus. Viele bekamen einen tiefen Eindruck und baten sie, zu bleiben. Die Männer brachten die für ihre Verhältnisse bedeutende Summe von 10 Dollar zusammen, um das Missionshaus in Ordnung zu bringen, sodaß Missionsdamen kommen und dort wohnen und wirken könnten.

Dadurch wurde Hudson Taylors Ueberzeugung, daß die Frauenarbeit in China sehr entwickelt werden könnte, bestärkt. Er hielt es für möglich, daß Schwestern in aller Sicherheit unter chinesischen Christen leben könnten, wo sonst keine Europäer wohnten, so wie Fräulein Gibson in Tschang-schan gethan hatte, Und er glaubte die Außenstationen am Kwang-ßin-Fluß, den er vom Zhien-thang-Thal her bis zum Po-jang-See hinab zu bereisen im Begriff stand, würden einen

Digitized by Google

guten Anfang machen. Es begleiteten ihn eine Reihe von jungen Missionarinnen.

In Jü'-schan fanden sie eine kleine Schar von Christen, die durch einen früheren buddhistischen Missionar (!), Doktor und Hauptmann a. D. Ju, von höchst interessanter Lebensgeschichte, der 1875 zur Bekehrung gekommen, nun aber schon lange gestorben war, gesammelt waren. Die kleine Gemeinde war im Verfall begriffen. Der weitere Bericht folge meist wörtlich nach Guinnes: „Story of the Ch. I. M." „In Ho-kheo waren noch keine Taufen vorgekommen und für die Frauen war nichts gethan. Weiter flußabwärts kamen sie durch die Stadt J'-jang und beteten, daß Gott daselbst eine Station eröffnen wolle, denn die Menge, welche durch ihre Ankunft herbeigezogen wurde, schien besonders roh und ungefüge. Noch weiter in Kwei-khi wohnten sie der ersten Taufe bei, fanden aber natürlich keine Arbeit unter den Frauen. Sie kamen noch durch viele Städte, in deren keiner ein Missionar war. Täglich beteten sie aufs ernstlichste, daß Gott für weibliche Evangelistinnen in dieser Gegend den Weg ebnen möchte. Hier waren die bekehrten Chinesen — Schafe ohne Hirten. Hier waren tausende unerreichter Heiden, um die sich nie jemand bekümmert hatte. Und hier waren liebende Arbeiterinnen, welche Gott in der Heimat schon gebraucht hatte, manche Verlorenen zu suchen und zu finden. Könnten sie die Arbeit nicht thun und die Lücke ausfüllen? Zwar sie waren nicht Männer, nein nur Frauen! Aber wenn die Verlorenen nur gefunden und in den Schutz der Hürde gebracht werden, macht es dann viel aus, wer sie findet, Hirt oder Hirtin? Diese Missionarinnen dachten, es käme doch nur darauf an, daß das Evangelium jetzt in Kiang-ßi aller Kreatur gepredigt würde. Es waren nur Frauen da, die Arbeit zu thun. Aber würde der, welcher von dem samaritischen Weibe als Messias verkündigt wurde, er, der eine Frau beauftragt hatte, die Kunde von seiner Auferstehung zu bringen, er, der Priscilla berief, Apollos in Glauben zu unterrichten, und dessen Geist die Frauen, welche Pauli Mitarbeiterinnen waren, und die vier Töchter des Philippus mit der Gabe der Weissagung erfüllte, würde er die Frauen nicht gebrauchen wollen, die hier waren, in gleicher Weise willig, in gleicher Weise gläubig, in gleicher Weise sein Eigentum?

Sie dachten so und sie irrten sich nicht. Nach reiflicher, betender Ueberlegung wurde beschlossen, daß Fräulein Webb und Gray am unteren Flusse die Arbeit beginnen sollten, Fräulein Mackintosch in Jü'-schan und Fräulein Byron in Tschhang-schan.

Auf der Rückreise vom Po-jang-See aus brachen die vier zusammen auf mit nur chinesischen Begleitern. Unbekannte Erfahrungen warteten auf sie, sicherlich viele Schwierigkeiten, Strapazen, Einsamkeit, Verantwortlichkeit. Sie waren jung und mit der Arbeit unbekannt, sie mußten sich unter den chinesischen Christen und Heiden erst einen Weg bahnen und sich niederlassen, wie der Herr sie führen möchte. Es war ein tapferer Versuch.

Im Juni 1886 brachen sie auf, reisten und verkündigten das Evangelium bis zum Herbst, indem sie, je nach Möglichkeit, an verschiedenen Punkten längere oder kürzere Zeit blieben. Nach den ersten Wochen war die Thunlichkeit des

Digitized by Google

Planes erwiesen, und seit jener Zeit ist die Frauenarbeit in Kiang-szi stetig fortgegangen.

Frl. Webb und Frl. Gray machten Ho-kheo und Kwei-khi am unteren Lauf zu ihrem Hauptquartier, lebten viel in Booten und reisten weit umher. Es war erst sehr schwierig, da ausländische Frauen in jener Gegend bis dahin wenig gesehen waren und die Aufregung bei ihrer Erscheinung sehr groß war. Oft hörten sie die Frage: „Sind es wirklich Frauen?"

Stumm vor Schrecken verschwand eine Dorfbewohnerin bei ihrem Anblick im Hause und kehrte mit einer alten Frau zurück, die Augen weit aufgerissen, eine Harke in der Hand, um jedem möglichen Angriff zu begegnen. Auf dem Flusse drängten sich die Gäste dutzendweise in ihr kleines Hausboot. Am Lande führten freundliche Frauen sie aus freien Stücken durch die Dorfschaften, riefen ihr Alter, ihren Beruf und ein gut Teil der Evangeliums-Verkündigung vor ihnen her, wie sie von Haus zu Haus gingen, und wenn sie zu neuen Gruppen kamen, so drängten sie: „Erzählt es ihnen auch! erzählt es ihnen auch!"

* * *

Inzwischen war Frl. Mackintosh in Jü'-schan angekommen, und nachdem sie den Sommer damit zugebracht hatte, die Christen kennen zu lernen, indem sie die Dörfer besuchte und dabei den Weg in viele Herzen und Häuser gefunden hatte, ließ sie sich im Januar 1887 in der Stadt nieder und übernahm die regelmäßige Stationsarbeit mit Tschang Szien-zeng als Pastor. Dort in dem alten Hause auf der belebten Straße — unten Kapelle, oben kleine vollgepfropfte Zimmer — lebte sie allein mit diesem guten Mann und seiner Familie. Im Glauben und Gebet machten sie mit einander die ersten Schwierigkeiten durch. Schrecken, Volksgedränge, böse Gerüchte, Unfreundlichkeit und Argwohn umgaben die ausländische Dame. Keine Häuser außer denen der Christen standen ihr offen und unter diesen war viel Kälte, Eifersucht und Mangel an Verständnis und Liebe. Aber geduldig gingen sie durch die dunkeln und schwierigen Zeiten hindurch, lernten einander und die Leute verstehen und durch den Glauben überwinden. Sehr geschickt und weise faßte Frl. Mackintosh ihre Aufgabe, mit dem chinesischen Pastor zusammen zu arbeiten, ins Auge: in Wirklichkeit zu leiten und doch sich im Hintergrunde zu halten, so daß er zu leiten schien. Und durch Gottes Gnade löste sie die Aufgabe mit bemerkenswertem Erfolg.

Sie sagte von ihm: „Tschang Szien-zeng ist ein ernster, ruhiger, warmherziger Mann; einfach und aufrichtig wie ein Kind, aber mit viel Weisheit und Erfahrung. Die Leute haben ihn lieb und seine liebe Frau und seine Kinder halfen alle bei der Arbeit. Ich thue nichts, ohne ihn um Rat zu fragen, und die Folge ist, daß er ebenso offen mit mir ist und wir alle Lasten zusammen tragen. Die Leute wissen dies. Sie wissen, daß er mir alles sagt, und daß ich immer seinen Rat suche, was auch immer die Sache sein möge. Sie wissen, daß wir über alles vollständig übereinstimmen, und das ist von Nutzen für die Gemeinde."

Nach und nach wichen die Schwierigkeiten. Der freundliche, liebreiche Geist der ausländischen Dame machte sich geltend; Frauen aller Klassen sammelten sich um sie, die Häuser öffneten sich ihr auf allen Seiten, eine Kollegin, Fräulein

Digitized by Google

Tapscott, kam ihr zu Hilfe, und 6 Monate nach jenem Anfang im Januar waren 32 Taufbewerber da, von denen 18 in die Gemeinde aufgenommen wurden.

Seit jener Zeit ist die Arbeit am Kwang-ßin-Fluß stetig gewachsen und ist vielleicht jetzt die erfolgreichste in ganz China. Auf 17 Stationen und Außenstationen arbeiten 34 Damen. Die Zahl der Christen war Anfang 1894 nahezu 400,*) und die Segensaussichten nehmen überall zu.

5. Gegenwärtiger Stand der Mission.

Es würde diesen Bericht zu ungebührlich verlängern, wollten wir die Einzelarbeit durch alle Provinzen verfolgen.

Werfen wir nur zum Schluß noch einen kurzen Ueberblick über die Mission. Alle die 671 männlichen und weiblichen Missionare stehen unter der Leitung von J. Hudson Taylor, auch die von dem amerikanischen, australischen, skandinavischen Zweig, welche alle zahlreich sind, wenig zahlreich wohl die deutsche Allianz-Mission. Da aber Taylor selten in Schang-hai anwesend, sondern meist entweder in den verschiedenen chinesischen Provinzen oder in Europa, Amerika, Australien für die Mission thätig ist, so ist in der Person von J. W. Stevenson noch ein zweiter Direktor für China da, der die Korrespondenz mit den Stationen führt, Geld ins Innere besorgt, die ankommenden Missionare in Empfang nimmt und in Taylors Abwesenheit von Schang-hai in allen wichtigen Fragen ohne Verzug handeln kann. Den beiden Direktoren in China steht ein Rat von 10 Missions-Superintendenten, je für eine Provinz, zur Seite. Die Autorität Taylors, der sich jedermann gern und willig zu beugen scheint, verbunden mit seiner unermüdlichen Zähigkeit, ist für die Mission unschätzbar.

Ende April 1894 hatte sein Sohn, Dr. Howard Taylor, Hochzeit gehabt mit Frl. Geraldine Guinneß, der Verfasserin der „Geschichte der Ch. J. M." 2c. Das junge Paar machte eine Hochzeitsreise nach den verschiedenen Missions-Stationen in Tsche'-kiang. Nach drei Wochen kehrten sie nach Schang-hai zurück, um einige Wochen mit ihren Eltern zusammenzusein, die, obwohl erst kürzlich via Amerika von Europa gekommen, bald dahin zurückkehren wollten. Wie erstaunten sie aber, als sie fanden, daß dieselben plötzlich sich genötigt gesehen hatten, zu einer drei Monate beanspruchenden Reise nach Schan-ßi aufzubrechen, um mit den skandinavischen Brüdern sich zu besprechen, die in der Ebene von Szi-ngan Fu arbeiten. Die Reise ging von Han-kau mit Schieb-

*) Hier konnte die neueste Zahl nicht festgestellt werden.

Digitized by Google

karren bis nach Ho-nam hinein und von da mit Wagen. Nach den Konferenzen in Szi-ngan fanden solche in Phing-jang in Schan-ßi statt, und auch nachdem Taylor zur Küste zurückgekehrt von der heißen Sommerreise, hat er noch schwierige Winterreisen gemacht. Es läßt sich denken, wie durch solche persönliche Anwesenheit des Direktors Schwierigkeiten alsbald verschwinden, die schriftlich vielleicht kaum zu beseitigen wären.

Außer an den in den vorigen Kapiteln erwähnten Plätzen ist die Arbeit besonders in Szi-tschhuen um Pao-ning und Tschhen-tu in letzter Zeit erfreulich gewachsen. Die Verfolgungen im vorigen Jahre haben hier nur eine kurze Unterbrechung hervorgerufen. In Wan-tschou (Tsche'-kiang), wo ebenfalls im Juni 1895 Verfolgungen ausbrachen, haben dieselben noch nicht aufgehört. Auch hat die Cholera hier manche Missionare und chinesische Christen hinweggerafft.

Für verwundete Krieger haben die Ch. J. Missionare während des japanischen Krieges in Tschi-fu und während der mohammedanischen Rebellion namentlich bei der Belagerung von Szi-ming in Kan-ßu' viel gethan. Hier haben sie 11 000 Verwundete und 900 Diphteritis-Kranke gepflegt. Nach den letzten Nachrichten vom Januar 1896 war die Belagerung, welche die Missionare sechs Monate lang von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten hatte, erst teilweise aufgehoben. Es herrschte in Kan-ßu' auch Hungersnot und Typhus, welcher Epidemie auch ein Missionar in Lan-tschou erlegen war. Vielleicht trägt die Hilfe, welche die Missionare in den Kriegsnöten leisten konnten, dazu bei, daß sich Kan-ßu', welches nebst Jün-nan sonst zu den schwierigsten und dürrsten Gebieten der Ch. J. M. gehörte, sich dem Evangelium mehr aufthut.

Am 1. Januar 1896 stellte sich die Gesamt-Statistik wie folgt:

Stationen 135, Außenstationen 126, Kapellen 204, Missionare 641 (nach den letzten Berichten 671), chinesische Helfer: bezahlte 342, unbezahlte 119, Abendmahlsgenossen 5208. Seit Anfang Getaufte 8015 (nach den Berichten bis zur August-Nummer 1896 von Chinas Millions: 8475), organisierte Gemeinden 155, Kostschulen 11 mit 133 Schülern, Tagschulen 29 mit 416 Schülern, Krankenhäuser 5, Opium-Asyle 44 Arzneiverteilungsstellen 12.

Ein sehr bekannter chinesischer Pastor Jen Jung-king, zur amerikanischen protestantisch-episkopalen Mission gehörig, äußerte bei der vorletzten Jahresversammlung der Ch. J. M. in London, die Inland-Mission sei

Digitized by Google

von den 41 in China arbeitenden Gesellschaften an 23. Stelle gegründet, stehe mit der Zahl der chinesischen Christen in fünfter, mit den Geldbeiträgen von Chinesen an zwölfter Stelle. Er lobte an ihren Missionaren dreierlei: erstens, daß sie bis zu den fernsten Teilen Chinas vorgedrungen seien, zweitens, daß sie sich in Wohnung, Kleidung und Kost mit den Chinesen identifizierten, und drittens, daß sie sich nie an die fremden Konsulen hilfesuchend oder beschwerdeführend wendeten, sondern nur an die chinesischen Beamten.

Georg Müller, der Patriarch und Prophet von Bristol.*)

Selbst Bristol wird wohl selten oder nie einen großartigeren Anblick gesehen oder einen ergreifenderen Vortrag gehört haben, als da der ehrwürdige, fast 91jährige, aber noch in voller Geisteskraft stehende Georg Müller am Abende des 25. März im dichtgedrängten Saale des Jünglingsvereins seine ungeheure Zuhörermenge 50 Minuten lang in atemloser Spannung hielt, indem er ihnen von den wunderbaren Gebetserhörungen erzählte, die er wie kaum ein anderer Knecht Gottes je und je in seinem langen Leben erfahren durfte. Nachdem ich 30 Jahre lang Gelegenheit hatte, großen Missionsversammlungen aller Art beizuwohnen, und die berühmtesten Vertreter der Missionssache über Gegenstände von hinreißendem Interesse reden hörte, kann ich unumwunden sagen, daß, was einfältige, anspruchslose Beredsamkeit betrifft — die Beredsamkeit einer sich über 70 Jahre erstreckenden Erfahrung nämlich — jener Vortrag alles, was ich je gehört habe, bei weitem übertroffen hat.

Schon die Gelegenheit samt allem, was darum und daran hing, war einzigartig. Es war der Schlußabend meiner sog. „Mission" in Bristol, und die viertägigen Gottesdienste, in welchen Themata wie die Autorität, die Inspiration und die Unfehlbarkeit der heiligen Schrift, das Geheimnis des Sieges über die Sünde und so weiter fortlaufend behandelt wurden, hatten den Weg für die Betrachtung der Missionen gebahnt. Es geschah auf meine eigene Veranlassung, daß Herr Müller sprach, und zwar ziemlich ungern, da es ihm widerstrebte, eine Zeit in Anspruch zu nehmen, welche mir, als einem die Stadt besuchenden

*) Miss. Rev. 1896, 561.

Digitized by Google

Fremden, zur Verfügung gestellt worden war. Aber es lag mir daran, meinen Zuhörern das Missionswerk nicht nur vom rein kirchlichen und philanthropischen Standpunkte zu beleuchten, sondern es ihnen im göttlichen Lichte zu zeigen und ihnen auf das Nachdrücklichste zu beweisen, daß es ein göttliches Unternehmen ist, und daß sein Erfolg daher hauptsächlich von dem Gebete des Glaubens abhängt, welches den Menschen in Gemeinschaft mit Gott bringt und ihn in dieser Gemeinschaft erhält, ja erst so recht eigentlich zu Gottes Mitarbeiter macht. Im Laufe der Jahre hat sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß hier das Geheimnis allen früheren Mißlingens und zukünftigen Erfolges zu suchen ist; wir haben die Kraft, welche im Gebete des Glaubens liegt, nicht benützt*), und Gott fordert uns auf, ihn durch treuen, gläubigen Gebrauch unseres Privilegiums, im Namen Jesu zu beten, auf die Probe zu stellen. Ich aber kannte niemanden weit und breit, der besser dazu angethan wäre, diesen Gedanken ins rechte Licht zu stellen und eindringlich zu machen, als Georg Müller, meinen geliebten Freund und Vater in Christo.

Und er füllte seinen Platz aus. Hochaufgerichteten Hauptes, kräftig, und doch wieder in kindlich einfältiger Weise, glaubensstark, aber demütigen Geistes und Gott allein die Ehre gebend, legte er mit lauter, vernehmlicher Stimme Zeugnis ab von dem lebendigen, allgegenwärtigen, Gebete erhörenden Gott. Wiedergeben kann man diesen Vortrag nicht, wenn auch noch so getreue Berichte darüber vorlägen. Georg Müllers ganze Persönlichkeit, wie sie in Mienenspiel und Geberde, Stimme und Wesen Ausdruck fand, vor allem aber seine auf eine 70 Jahre lange Erfahrung von Gottes Treue und Wahrhaftigkeit gegründete Autorität kann unmöglich gedruckt werden. Es liegt in der Gegenwart einer solchen Persönlichkeit etwas ungemein Zartes, nicht Greifbares, was sich dem mechanischen Wirken der Menschen entzieht, wie der ätherische Duft einer Blume, das Aroma der zartesten Naturprodukte. Aber wer jenen meisterhaften Vortrag hörte, wird ihn nie mehr vergessen; nicht, weil Georg Müller ihn hielt, sondern weil der Gott des Gebetes in und durch denselben sprach. Es kam die auf Sinai geoffenbarte Majestät Gottes und die von Golgatha strömende Liebe des Heilandes darin zum Ausdruck; man hätte meinen können,

*) Diese Behauptung in solcher Allgemeinheit ist eine unwahre Uebertreibung. D. H.

Digitized by Google

man höre einen der alten Propheten die großen Thaten Gottes verkünden.

Uebrigens, wenn wir auch die Scene nicht wiederzugeben vermögen, wie sie wirklich war, wollen wir wenigstens die nackten Thatsachen aufzählen, wenn auch ohne den Lichtglanz, der ihnen soviel heiligen Reiz verlieh.

Herr Müller erzählte uns kurz von seiner Bekehrung im Jahre 1825, als er im Alter von 20 Jahren allen verführerischen Vergnügungen der Welt, wie Kartenspiel, Tanz, Billard u. s. w. den Rücken kehrte, um fortan in Gott allein Genüge zu finden, und wie er vier Jahre später, im Jahre 1829 sich Gott rückhaltslos auslieferte, damit er ihm in Zukunft „alles in allem" sei; mit einem Worte: Weltliebe, Geldliebe, Eigenliebe, Ehrsucht, Vergnügungssucht, und wie die Dinge alle heißen, für die Liebe Gottes hingab.*) Alsbald regte sich in seiner Seele ein Sehnen und Verlangen, als Missionar in die Heidenwelt zu gehen, und zwar zog es ihn besonders nach Indien. Fünfmal nacheinander bot er sich Gott zu diesem Dienste an; aber zu seiner nicht geringen Enttäuschung und Verwunderung nahm Gott ihn aus irgend einem, damals unverständlichen Grunde nicht für die Arbeit auf diesem Felde der Thätigkeit an. Doch erlaubte er ihm statt dessen, anderen, welche in die Mission eintraten, auf verschiedenste Weise zu helfen, nnd dies in so reichem Maße, daß er über hundert Brüdern die pekuniären Mittel gab, ins Heidenland zu ziehen.

Von der Gemeinde, die er sammelte, und welcher er solange das Brot des Lebens brach, sind später 60 Glieder in die verschiedenen Teile des Missionsgebietes gesandt worden, und auch in diesen letzteren Jahren noch ist es ihm vergönnt gewesen, Hunderten von anderen Missionen durch Glauben und Gebet den Weg zu bahnen und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Noch wunderbarer ist es, daß Gott Georg Müller erlaubte, Missionsreisen in 42 verschiedenen Ländern zu unternehmen, in allen Ländern Europas, ausgenommen Spanien, Portugal, Schweden und Norwegen, zu predigen, zu lehren und zu zeugen; dreimal in den Mittelpunkten der amerikanischen Bevölkerung; zweimal in den Hauptstädten und Marktflecken Kanadas; zweimal in Indien; in

*) Schade, daß über das Wo und Wie Herr Pierson nichts erzählt. Irren wir nicht, hat die Bekehrung nicht in England, sondern in Deutschland, und zwar in Halle, stattgefunden. D. H.

Digitized by Google

der Meerenge von Malakka, in China, Japan, Neu-Süd-Wales, Viktoria, Tasmanien und Neuseeland. 17 Jahre lang reiste er auf diese Weise mit seiner geliebten, nun heimgegangenen Gattin umher; und zwar erstreckten sich diese Reisen im ganzen über mehr als 200000 (englische) Meilen. Er selbst beherrscht drei Sprachen — englisch, französisch und deutsch —, im übrigen verständigte er sich durch Dolmetscher. Was hat also Gott dem Manne, der in seiner Jugend nicht begreifen konnte, warum er nicht zum Missionsdienste in der Heidenwelt angenommen wurde, für vielfache wunderbare Gelegenheiten gegeben, für ihn zu zeugen! In Rußland sprach er 11 Wochen lang im Palaste einer Fürstin in ungeheuren Salons zu den höchsten Würdenträgern und Staatsmännern des Reiches. So legte er vor hoch und niedrig Zeugnis ab von dem Gebete erhörenden Gott, und zeigte, wie gern Gott Leute zu seinem Dienste braucht, die sich ihm völlig ausgeliefert haben und nichts sein wollen als Werkzeuge in seiner Hand, damit er allein die Ehre habe.

Bei diesem Punkte seines herrlichen Vortrages blieb Herr Müller eine Weile stehen, um ausdrücklich zu betonen, daß das Gebet die Hauptwaffe sei, deren man sich bedienen muß, will man den Kampf gegen die Mächte der Finsternis siegreich führen; besonders schärfte er seinen Zuhörern ein, daß Gott allein Männer und Frauen zum Missionsdienste tüchtig machen, berufen und aussenden kann. Daher das Gebot des Heilandes Matth. 9, 38: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Zweitens gab er ihnen zu bedenken, daß das gläubige Gebet zu dem Vertrauen berechtige, daß Gott die Arbeit segnen werde. „Wo vereintes, gläubiges Flehen zu Gott emporsteigt, daß er die Arbeit zur Rettung, Heiligung und Erbauung der Seelen gereichen lassen möge, dürfen wir unbedingt den Segen Gottes erwarten", sagte er. Drittens müsse das Gebet die Mittel für alle nötigen zeitlichen Bedürfnisse herbeischaffen. Es stehen den Kindern Gottes zehn-, zwanzig-, ja fünfzigmal mehr Mittel zu Gebote, als sie bis jetzt hergegeben und verwendet haben; und wenn sie mehr Freigebigkeit an den Tag legen sollen, müsse Gott auf das Gebet des Glaubens hin die Seinen dazu bewegen, sich und ihr Eigentum ihm völliger auszuliefern.

Hierauf nahm der ehrwürdige Gründer der Waisenhäuser in Bristol seine mächtige, aus persönlicher Erfahrung der Wege Gottes geschöpfte Beweisführung wieder auf, und aufs neue wurden seine Zuhörer hin-

Digitized by Google

gerissen von dem wunderbaren, herrlichen Zeugnisse von einem Gott, der Gebete erhört. Zunächst gab er einen Ueberblick von den Erfolgen seiner Arbeit. Die Totalsumme des von ihm eingenommenen und ausgegebenen Geldes beträgt 27 896 000 M., und zwar, wie er ausdrücklich betonte, erhielt er jeden Pfennig dieses Geldes von Gott als Antwort auf seine Bitte, ohne je direkt oder indirekt Menschen um Beiträge zu ersuchen. Herr Müller forderte jedermann, sei es in der ungeheuren Zuhörermenge oder sonstwo, feierlich auf, ihm auch nur einen einzigen Fall zu nennen, in welchem er bei Menschen Hilfe gesucht habe. Selbst in den größten Schwierigkeiten habe er dies sorgfältig vermieden, weil es ihm darum zu thun gewesen sei, einer ungläubigen Welt und einer halbgläubigen Kirche zu beweisen, daß man sich auf Gott verlassen könne, und daß er auf das Gebet des Glaubens herbeischaffe, was dem Menschen not thut, sei es auf zeitlichem oder geistlichem Gebiete.

Was die Art und Weise betrifft, in welcher diese ungeheure Geldsumme ausgegeben wurde, sagte Herr Müller:

1. Vollkommen abgesehen von den Waisenhäusern sind für 123 000 Schüler in verschiedenen Ländern Großbritanniens, Europas und Asiens Schulen gegründet und durch diese Schulen viele Tausende zu Gott bekehrt worden.

2. Ist die heilige Schrift in vielen verschiedenen Sprachen weithin verbreitet worden. Sobald zum Beispiel Spanien und Italien der Verkündigung des Wortes Gottes offen standen, kehrte er dort mit derselben ein. Bis jetzt sind (in diesen beiden Ländern) 270 000 Bibeln, 1 426 500 neue Testamente, 218 000 Teile der Bibel, Evangelien u. s. w. und 21 000 Psalter verteilt worden.

3. Speziell auf Missionsarbeit, für teilweisen oder vollständigen Unterhalt von hunderten von Missionaren sind 5 100 000 M. verwandt worden.

Viertens sind etwa 106 500 000 Traktate, Flugblätter, Bücher und verschiedenerlei andere christliche Litteratur in verschiedenen Ländern und Sprachen zerstreut worden. Und wer kann den Segen ermessen, der aus einer solchen Aussaat erwächst! Tag für Tag gelangen Briefe in das Waisenhaus, mitunter fünf und zehn zu gleicher Zeit, welche Kunde bringen von der wunderbaren Weise, in welcher Gott die Verbreitung der christlichen Litteratur in weit verstreuten Arbeitsfeldern anerkannt hat.

Fünftens kommt noch zuguterletzt die Waisenarbeit. Fünf Waisen-

Digitized by Google

häuser sind in Ashley Down errichtet worden, deren Erbauung, Ausstattung und Möblierung nicht weniger als 2300000 M. erforderten. Diese Gebäude enthalten 500 Zimmer und können 2050 Waisen und 112 Lehrer und Gehilfen beherbergen. Die zu dem Unterhalte dieser Waisen erforderliche Durchschnittssumme beträgt jährlich 520000 M.

Dieses kolossale Werk, dessengleichen in unserer Generation nicht einer vollbracht hat, ist auf das Gebet des Glaubens zurückzuführen. Es bietet sich uns hier das einzig in seiner Art dastehende Beispiel von einem Manne, der, selbst aller Geldmittel bar und, was selbständiges Vermögen betrifft, arm im buchstäblichen Sinne des Wortes, unternommen hat, in einfältigem Vertrauen auf die Verheißungen eines Gebete hörenden Gottes, hunderte von Missionaren zu unterstützen, Bibeln, Traktate und andere Bücher zu verbreiten, 5 große Waisenhäuser zu bauen und 2000 Waisen zu unterhalten; selbst 42 Länder zu bereisen, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange, und in allen diesen Ländern das Evangelium zu predigen und Zeugnis abzulegen von der Treue Gottes, ohne je irgend welchen Besitz in Ländereien oder Geld auf der Bank zu haben, um die ungeheuren damit verbundenen Ausgaben zu bestreiten. Tausende von Malen hat er nicht einmal genug Geld in Händen gehabt, um die Mahlzeiten eines Tages oder auch nur das nächste Mahl zu beschaffen, und mußte zwischen Frühstück und Mittagessen, oder Abendessen und Frühstück Gebetsversammlungen veranstalten, um für die augenblicklichen Bedürfnisse das Nötige von dem Herrn zu erflehen; und doch ist es in 55 Jahren nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß das Gebet unerhört, die Not unberücksichtigt geblieben wäre, obwohl zuweilen buchstäblich nur von einer Mahlzeit zu der anderen vorgesehen wurde und nicht das Geringste übrig blieb. Dabei möchte ich betonen, daß Herr Müller, um sein Zeugnis von der Macht des Gebetes nicht zu schwächen, seinen Gehilfen und Gehilfinnen auf die Seele gebunden hat, die Bedürfnisse oder Notstände des Werkes niemals außerhalb der Anstalt bekannt zu geben, sondern mit ihm vereint derartige Bedürfnisse allein vor den Herrn zu bringen; und damit die alljährlichen Berichte nicht etwa als indirekte Bitten oder Aufrufe gelten möchten, ist in den letzten drei Jahren kein Bericht mehr veröffentlicht worden, und doch kommen die Beiträge an Geld und Lebensmitteln ohne Unterbrechung und ebenso reichlich wie vorher.

Dies alles und noch mehr wurde vor jener versammelten Menge

Digitized by Google

in Briſtol bezeugt, nicht nur ohne alle Selbſtgefälligkeit oder eitlen Ruhm, ſondern mit der wiederholten, demütigenden Verſicherung, daß es im überwältigenden Bewußtſein der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit geſchehe, einzig und allein, um zu beweiſen, daß Gott treu iſt, und daß jeder Gläubige, der ſich völlig ihm ausliefert und der Macht des Gebetes traut, Gott aus eigener Erfahrung als unwandelbaren Freund und Beiſtand jedes zuverſichtlichen Beters kennen lernt und erfährt, daß er jeglicher Not gewachſen iſt.

Während meines Aufenthaltes in Briſtol hatte ich tagtäglich Gelegenheit, Herrn Müller zu ſprechen, und dieſe Unterredungen zähle ich mit zu den köſtlichſten Erinnerungen meines Lebens. Nicht einmal in einem Jahrhunderte hat wohl die Welt Gelegenheit, eine Lebensgeſchichte wie die des großen Glaubenshelden von Briſtol in ihre Annalen aufzunehmen; und ich wollte dieſe vielleicht letzte Möglichkeit, mich mit ihm auszuſprechen, nicht verſäumen.

Georg Müller wurde am 25. September 1805 geboren und ſteht demnach in ſeinem 91. Lebensjahre. Er iſt friſch und geſund, durchaus nicht gebeugt von der Laſt der Jahre, gut konſerviert und, wie er mir ſagte, als ich die ſchätzenswerte Bekanntſchaft und Freundſchaft von 17 Jahren im Laufe unſeres Zuſammenſeins erneute, hat er ſich niemals wohler und fähiger gefühlt, die ungeheure Laſt der Arbeit, welche auf ſeinen Schultern liegt, zu tragen. Man kann ihn täglich in ſeinem Bureau „Nr. 3“ in dem großen Waiſenhauſe von Aſhley Down treffen, und ſein Haar iſt nicht grauer als das eines Mannes in den fünfziger Jahren, während ſein Auge ebenſo helle und ſeine Kraft beinahe größer iſt als vor 60 Jahren, und ſein Geſicht denſelben Stempel des Friedens Gottes trägt wie damals.

An zwei ſeiner langjährigen Mitarbeiter wurde ungefähr folgende Frage geſtellt: „Sie haben Herrn Müller in den verſchiedenſten Lagen des Lebens geſehen; wenn viel Geld in der Bank und viele Vorräte in der Speiſekammer waren, haben Sie zu ſolchen Zeiten einen Unterſchied in ſeiner Geiſtesverfaſſung und Seelenſtimmung wahrgenommen?“ Einer dieſer vertrauten Mitarbeiter antwortete: „Nicht den geringſten Unterſchied!“ Der andere aber: „Wenn möglich, ſcheint ſeine Gemütsruhe beinahe größer, wenn alle Geld- und Nahrungsmittel erſchöpft ſind.“ Es folgte hierauf die Frage: „Wie erklären Sie dies? Jeder Vater würde eine gewiſſe, ſehr natürliche und unvermeidliche Unruhe empfinden, wenn alle Exiſtenzmittel für ſeine Kinder völlig erſchöpft

Digitized by Google

wären: wieviel mehr der Vater von 2000 Waisenkindern!" Hierauf kam die nie zu vergessende Antwort: „Ich kann dies nur mit Herrn Müllers eigener heiliger Lebensweisheit erklären; nämlich daß der Anfang der Sorge das Ende des Glaubens, der Anfang wahren Glaubens aber das Ende der Sorge ist."

Wir behandeln den lebendigen Gott, als wäre er tot; wie einen, der war, aber nicht ist, der wohl früher Wunder that, aber „vergessen hat, gnädig zu sein." Wollte Gott, daß wir zu dem Schlusse des Psalmisten kämen, Psalm 77, 10.

Ich hatte das Privilegium, diesen heiligen Mann Gottes jenen Psalm am 23. März in der Bethesda-Kapelle erklären zu hören; und jene Erklärung wird fortan in meinem Geiste unzertrennlich sein von den Unterredungen, welche derselben folgten, und dem großartigen Zeugnisse, welches er in der denkwürdigen, öffentlichen Versammlung vom 25. März ablegte. Mit einem wunderbaren Verständnisse für das Wort Gottes zeigte er, wie die erste Hälfte des Psalms bis zum 10. Verse die Erfahrung einer angefochtenen Seele ist, die sich in ihrem Unglauben sogar gegen den Trost der Verheißungen Gottes verschließt, die sich gegen Gott auflehnt, sodaß der Gedanke an Gott ihr nicht zum Troste gereicht, sondern eher eine Last ist: der Geist wird unruhig, anstatt stille zu werden, bis der Schlaf weicht und die Not immer größer wird. Nach dem „Sela" aber am Schlusse des 10. Verses, welches uns „innehalten und nachdenken" heißt, und sozusagen der Wendepunkt des Psalms ist, bekennt die Seele: „Ich muß das leiden," mit anderen Worten, „ich bin ein Thor gewesen!" Von da an zieht Trost ein. Die Seele erinnert sich der vorigen Thaten Gottes, der unwandelbaren und unveränderten Treue, mit welcher er zu seinen Verheißungen steht, und an stelle der Niedergeschlagenheit tritt neuer Mut. Der Gott, der sein Volk aus Egypten brachte, kann es auch in das Land der Verheißung, in sein wahres Erbe bringen.

Was gewännen unsere Missionsunternehmungen für neue Kraft, wenn wir alle Georg Müllers Sinn hätten! Wir sind Thoren gewesen, daß wir unserem Gott mißtrauten, der unaussprechlich mehr thun kann, als wir bitten und verstehen; und wie wenig denken wir daran, daß seit der Auferstehung Christi Gottes Maßstab für das, was er für uns thun kann, ist: „So nun der Geist deß, der Jesum von den Toten auferwecket hat, in euch ist" u. s. w. Röm. 8, 11.

Herrn Müllers Vertrauen zum Gebete ist unbegrenzt, dabei aber

Digitized by Google

kindlich einfältig. Zum Beispiel sagte er vor kurzem seinen Mitarbeitern zur Stärkung ihres Glaubens: „Erst gestern Nachmittag empfing ich die Erhörung meiner Bitte, welche ich Gott seit 25 Jahren alle Tage vorgetragen habe.“ Und im Gespräche mit mir fügte er hinzu: „Ich habe Gott 25 Jahre lang täglich um die Bekehrung zweier Männer gebeten, und ich zweifle keinen Moment, daß beide sich zu Gott wenden werden, denn Gott hat es mir auf die Seele gelegt, und hat mir über ein Vierteljahrhundert lang Gnade gegeben, ihm diese Bitte vorzutragen, und ich danke ihm jetzt oft im voraus, was er auf mein Gebet hin thun wird.“

Das Geringste und leider auch das Höchste, was ich für die Leser dieser Missionsschrift thun konnte, war, die Hauptzüge meiner persönlichen Erfahrung, sowie die hervorragendsten Punkte von Herrn Müllers Zeugnis wiederzugeben. Gott gebe seinen Segen zu diesem schwachen Versuche, seinem Volke, wie es auch sein möge, einzuschärfen, daß der eine große Schlüssel zu allen Rätseln der Missionen auf der ganzen Welt ein in Glaube, Gehorsam und gläubigem Gebete bestehendes Bündnis mit Gott ist, dessen Werk es ist, die Welt zu evangelisieren und durch die Instrumentalität seiner Gläubigen sein Wort einzulösen.

Soeben erschien:

Georg Stosch,
Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

Im fernen Indien.

Preis 2,80 M., eleg. geb. 3,60 M.

Das interessante Buch schildert die Eindrücke und Erfahrungen des Autors als Missionar im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen.

(Vergl. die Besprechung in dieser Nummer S. 535.)

Berlin W. **Martin Warneck,** Verlagsbuchhandlung.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Digitized by Google

1. Heft. Januar.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Jahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

ANDOVER THEOL. SEMINARY JAN 13 1896 LIBRARY

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Rother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

Bitte für das Diakonissenhaus zu Halle a. S.

Auf der Westseite unseres Diakonissenhaus-Grundstückes liegt ein schöner Garten, der im Norden von dem Grundstück unseres Feierabendhauses völlig eingeschlossen wird. Auf diesen Garten hatte unser heimgegangener, edler Freund, Herr Rudolf Weiß, als er uns das Land zu unserm Feierabendhause erwarb, sofort sein Auge geworfen. „Den Garten muß die Anstalt noch einmal haben, den kann sie für die Zukunft nicht entbehren," so äußerte er oft. Je mehr unser Grundstück durch die erweiterten Anstalten besetzt worden ist, desto weniger freier Gartenraum ist uns geblieben. Nun müssen wir, der Not gehorchend und den berechtigten Bedürfnissen Rechnung tragend, zunächst im Frühling unser Isolierhaus erweitern, um für die an Diphtherie erkrankten Kinder, die uns in wachsender Zahl zugeführt worden und — Gott sei Dank dafür — unter sorgfältiger Pflege in überwiegender Zahl dem Leben wiedergegeben wurden, eigene luftige Isolierräume schaffen. Auch warten andere Räume, wie unsere längst viel zu eng und heiß gewordene Anstaltsküche dringend auf eine Erweiterung. Da hat sich denn nach reifem und ernstem Ueberlegen der Vorstand unseres Hauses einmütig für den Ankauf der größeren Hälfte des genannten Koch'schen Grundstücks entschlossen und etwa 4200 Quadratmeter Land zu dem Preise von 20 Mark pro Quadratmeter erworben, ehe das ganze Grundstück in fremde Hände überging, von denen wir zu genanntem Preise das uns besonders für die Zukunft unserer schnell wachsenden Anstalten so unentbehrliche Land nicht mehr würden bekommen haben. Durch diesen neuen Erwerb haben wir allerdings die Last unserer Schulden vermehrt, aber wir haben es damit aus Liebe zu dem uns anvertrauten Werke im Glauben gewagt und denken, das Hallesche Diakonissenhaus, welches im Laufe der Jahre bereits 21 667 Kranken Pflege hat angedeihen lassen und in der Provinz Hunderttausende in 38 Jahren gepflegt und ihnen viel Liebe erwiesen hat, wird doch noch 4200 Freunde finden, welche ihm zum Kauf von ein Quadratmeter Land 20 Mark schenken oder ein größeres, unverzinsliches Darlehn zum Ankauf von 100 oder 500 Quadratmeter freundlich und gütig gewähren. Dreißig Quadratmeter habe ich schon geschenkt erhalten, wann werden es dreihundert, wann dreitausend sein? Gott segne jeden, der uns unsere Lasten tragen hilft und uns den Mut und die Freudigkeit fortzufahren im befohlenen Werk des Herren stärkt und neu belebt. —

Der letzte Satz war noch nicht vollendet, da ward ein Brief in meine Hand gelegt, und als ich ihn öffnete, fielen 800 Mark, das ist vierzig Quadratmeter Land heraus, begleitet von folgenden herzigen Grüßen:

Aus vielen Gaben groß und klein
Manch' Werk entstehen kann,
Drum nehmt denn auch dies Scherflein
Von „Bettlern" gütig an.
Möcht' es gleich andern Gaben
Auch seinen Segen haben.

Pastor Jordan.

In meinem Verlage erschien:

Wegweiser durch die volkstümliche Missions-Litteratur

herausgegeben von dem

Vorstande der Missions-Konferenz der Provinz Sachsen

bearbeitet unter Mitwirkung anderer von

Pfarrer **Eger** in Nienstedt.

56 Seiten gr. 8°. — **Preis 50 Pfennig.**

Der „Wegweiser", auf das praktischste geordnet, charakterisiert mit kurzen Worten jede Schrift. Er giebt über jedes Missions-Gebiet die einschlägige Litteratur an.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, auch erfolgt Zusendung direkt vom Verleger.

Berlin W. 9, Linkstr. 4. **Martin Warneck.**

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und -Ornamente
und Fabrik für Prediger-Ornate
Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Haupthaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 und **Berlin S.W. 61** Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus. Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchen-Teppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12**, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Feinste
Musik-Instrumente
direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der
sächsischen Instrumenten-Manufaktur
von
Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.
Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Pianinos
von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.
W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Aloys Maier, Fulda,
Harmonium-Magazin
(gegr. 1846) empfiehlt
billige Harmoniums
à 75 Mk., 120 Mk., 150 Mk., 185 Mk.
Illustrierte Kataloge **gratis** u. franko.

Empfehle meine
Spezial-Handlung
für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** etc.
Bedeutendes theologisches Antiquariat.
Kataloge gratis.
Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.
Regelmässige Ansichtssendungen bereitwilligst.
Antiquaria
gebe auch leihweise ab.
Hugo Rother's
theolog. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9.

Digitized by Google

Inhalt.

Der Anteil des evangelischen Deutschland an dem Werke der Weltchristianisierung. Vom Herausgeber . . . . . .
Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission. Von P. Ed. Kriele . . . .
Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China. Von P. F. Hartmann . .
Missionsrundschau. Von D. Grundemann . . . . . .
Ein neuer Missionsatlas . . . . . .
Beiblatt:
Die Wandlungen im Volke der Kols nach fünfzigjähriger Goßnerscher Missionsarbeit. Von F. Hahn . . . . . .
Neueste Nachrichten über Miß Taylors Tibetische Pionier-Mission . . . . . .
Eine Evangelisationsarbeit durch einen Laien in Fukien (China) . . . . . .

Unsere Haus-musik billige Ausgaben der Werke **klassischer** und **moderner** Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach **Schwierigkeitsgraden** geordnet Preisverzeichnis kostenfrei. **P. Papst, Leipzig,** Musikalien-Gross-Sortim.

Hostien

mit Christus am Kreuz. Mille M. [illegible] versendet unter Nachnahme **Wilhelm Steinberg, Breslau, Minoritenhof 4.** Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslau

Wachs-Altarkerzen, gut brennend und rein

No.	1	2	3	4	5	6	7	8	10	12	14	
circa	46	52	57	68	75	84	84	48	90	92	94	cm lang
„	22	32	35	40	45	45	47	50	60	70	80	mm stark
pr. Paar	0,4	0,8	1,2	1,6	2,0	2,4	2,8	3,2	4,0	4,8	5,6	Ko. schw
pr. Paar à	2	4	6	8	10	12	14	16	20	24	28	Mark

gegen Nachnahme. Bei Vorhersend. von **10 Mark** an inkl. und franko. Br[illegible] gratis umgetauscht. Enden und Ablauf à 2 M. pr. Ko. angenommen.
H. Voigt & Grunow. Grossh. Sächs. Hoflieferant, **Nedlitz in Anhalt**

Holländische Zigarren.
Viele Anerkennungsschreiben.

Nr. 4.	**Flor de Partogas** .	M. 3,60	500 St. franko. pro 100 Stück
„ 6.	**Merido**	„ 3,80	
„ 7.	**Pevas**	„ 4,—	
„ 10.	**La Perfuma** . .	„ 4,60	
„ 16.	**Brasiliana** . . .	„ 5,20	

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.
Zigarren- und Tabakfabrik von
H. Dahlschen & Co., Orsoy,
Holländische Grenze.

Thorwaldsen: Segnender Christus
in vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe:	100	75	56	48	35 cm
Preis:	36,—	20,—	10,—	7,50	3,— M.

Verpackung M. 8,—; 4,75; 1,50; 1,25 u. 1,—.
Hugo Rother's theolog. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.

Antiquaria:

Büchner, Handkonkordanz. eleg. geb. Hrsg. v. Heubner. **Statt** 8 M. **für** . . . . . M. [illegible]
Reuss, Ed., Gesch. d. heil. Schrift Alt. Test. 2. Aufl. **Statt** M. 15 **für** . . . . . M. [illegible]
— **Neues Testament.** 6. Aufl. **Statt** M. 12 **für** . . . . M. [illegible]
Nissen, Unterredungen üb. d. kl. Katechismus Luthers. Neueste Aufl. geb. **Statt** M. 5 **für** M. [illegible]
— **über d. bibl. Geschichten** geb. **Statt** M. 8,40 **für** . . . M. [illegible]
Zöckler, O., Handbuch d. theol. Wissenschaften i. encyklopäd. Darstellung m. bes. Rücksicht a. d. Entwicklungsgesch. d. einzel. Disziplinen. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg., m. 4 Krtn. u. 33 Textabbild. 1889/90. 4 Hfrzbde u. 1 Lwdbd. tadellos neu. **Statt** M. 58,80 **für** M. [illegible]

Hugo Rother's theol. Antiquariat
(Martin Warneck)
BERLIN W. 9, Linkstr. 4.

Digitized by Google

2. Heft. Februar.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Kother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

Empfehle meine

Spezial - Handlung

für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** etc.

Bedeutendes theologisches Antiquariat.

Kataloge gratis.

Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.

Regelmässige Ansichtssendungen bereitwilligst.

Antiquaria gebe auch leihweise ab.

Hugo Rother's

theolog. Buchhandlung

(Martin Warneck)

Berlin W. 9.

Antiquaria:

Büchner, Handkonkordanz. eleg. geb. Hrsg. v. Heubner. **Statt** 8 M. **für** . . . . . M. 6.–

Reuss, Ed., Gesch. d. heil. Schrift Alt. Test. 2. Aufl. **Statt** M. 15 **für** . . . . . M. 2.–

— **Neues Testament.** 6. Aufl. **Statt** M. 12 **für** . . . . M. 8.–

Nissen, Unterredungen üb. d. kl. Katechismus Luthers. Neueste Aufl. geb. **Statt** M. 5 **für** M. 4.–

— **über d. bibl. Geschichten** geb. **Statt** M. 8,40 **für** . . . M. 6,50

Zöckler, O., Handbuch d. theol. Wissenschaften i. encyklopäd. Darstellung m. bes. Rücksicht a. d. Entwicklungsgesch. d. einzel. Disziplinen. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg., m. 4 Krtn. u. 33 Textabbild. 1889/90. 4 Hfrzbde u. 1 Lwdbd. tadellos neu. **Statt** M. 58,80 **für** M. 28.–

Hugo Rother's theol. Antiquariat.
(Martin Warneck)
BERLIN W. 9, Linkstr. 4.

In meinem Verlage erschien:

Wegweiser durch die volkstümliche Missions-Litteratur

herausgegeben von dem

Vorstande der Missions-Konferenz der Provinz Sachsen

bearbeitet unter Mitwirkung anderer von

Pfarrer Eger in Nienstedt.

56 Seiten gr. 8°. — **Preis 50 Pfennig.**

Der „Wegweiser", auf das praktischste geordnet, charakterisiert mit kurzen Worten jede Schrift. Er giebt über jedes Missions-Gebiet die einschlägige Litteratur an.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, auch erfolgt Zusendung direkt vom Verleger.

Berlin W. 9, Linkstr. 4. **Martin Warneck.**

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und Ornamente

und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — HauptHaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 und **Berlin S.W. 61** Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus. Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Feinste

Musik-Instrumente

direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der

sächsischen Instrumenten-Manufaktur

von

Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.

Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Aloys Maier, Fulda,

Harmonium-Magazin

(gegr. 1846) empfiehlt

billige Harmoniums

à 75 Mk., 120 Mk., 150 Mk., 185 Mk.
Illustrierte Kataloge **gratis** u. franko.

Pianinos

von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.

Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.

W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Soeben erschien im Verlag von
C. Bertelsmann in Gütersloh:
Der

Allgemeine ev.-prot. Missionsverein in Japan.

Ein Wort der Abwehr

von

Herm. Dalton.

Preis 50 Pf.

Ankauf

theologischer Werke
und **ganzer Bibliotheken**
zu höchsten Preisen.

Hugo Rother's theol. Antiquariat
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.

Digitized by Google

Inhalt.

Nationalität und Internationalität in der Mission. Von F. M. Zahn. I. . . 49
Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission. Von P. Ed. Kriele. II. . . 67
Ein kolonialpolitisches Programm. Von D. Warneck 73
Der Allgem. evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan. Von D. Warneck 82
Gemischte Zeitung 86
Missionsrundschau. China. Von D. Grundemann. (Schluß) 88
Litteratur-Bericht. 91
Berichtigung 96

Unsere Hausmusik billige Ausgaben der Werke klassischer und moderner Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach Schwierigkeitsgraden geordnet. Preisverzeichnis kostenfrei. **P. Papst, Leipzig,** Musikalien-Gross-Sortim.

Hostien mit Christus am Kreuz. Mille M. 2.25 versendet unter Nachnahme **Wilhelm Steinberg, Breslau, Minoritenhof 4.** Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslaus

Wachs-Altarkerzen, gut brennend und rein

No.	1	2	3	4	5	6	7	8	10	12	14	
circa	46	52	57	68	75	84	84	48	90	92	94	cm lang
„	22	32	35	40	45	45	47	50	60	70	80	mm stark
pr. Paar	0,4	0,8	1,2	1,6	2,0	2,4	2,8	3,2	4,0	4,8	5,6	Ko. schwer
pr. Paar à	2	4	6	8	10	12	14	16	20	24	28	Mark

gegen Nachnahme. Bei Vorhersend. von **10 Mark** an inkl. und franko. Brand gratis umgetauscht. Enden und Ablauf à 2 M. pr. Ko. angenommen.
H. Voigt & Grunow, Grossh. Sächs. Hoflieferant, **Nedlitz in Anhalt.**

Holländische Zigarren.
Viele Anerkennungsschreiben.

Nr. 4.	Flor de Partogas	M. 3,60	500 Stück franko pro 100 Stück
„ 6.	Merido	„ 3,80	
„ 7.	Pevas	„ 4,—	
„ 10.	La Perfuma	„ 4,60	
„ 16.	Brasiliana	„ 5,20	

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.
Zigarren- und Tabakfabrik von
H. Dahlschen & Co., Orsoy,
Holländische Grenze.

Thorwaldsen:
Segnender Christus
in vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe:	100	75	56	48	35 cm
Preis:	36,—	20,—	10,—	7,50	3,— M.
Verpackung	M. 8,—	4,75	1,50	1,25	u. 1,—.

Hugo Rother's theolog. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.

Neu! Neu! Neu
Soeben erschienen
Adoniram Judson.
Ein Apostel unter den Birmanen

Ein Lebensbild,
geschrieben von seinem Sohne
Edward Judson D. D.
Mit vielen Illustrationen. — 166 Seiten
Preis brosch. M. 1,20. Eleg. geb. M. 1.80

Diese spannend geschriebene Lebensbeschreibung des großen Missionars ist voller gewaltiger Erlebnisse. Man sieht hierin die wundervolle Leitung Gottes. Der Preis des Buches ist darum so niedrig gestellt, weil wir der Erwartung leben, es wird in jeder Familie wenigstens ein Exemplar niedergelegt werden. Kann unserm Volke kaum ein besseres Buch geschenkt werden; aus demselben lernt man, wie mit wahrer Hingebung und inniger Liebe zu Gott ein Mann wie Judson alles auf den Altar legte, um anderen den Weg des Heils zu weisen.

Verlag von
J. G. Oncken, Nachfolger
(Phil. Bickel)
Hamburg-Borgfelde.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die diesem Hefte eingelegten Prospekte werden besonderer Einsicht anempfohlen.

Digitized by Google

3. Heft. März.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Bother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

Soeben erschien im Verlag von
C. Bertelsmann in Gütersloh:
Der
Allgemeine ev.-prot. Missionsverein in Japan.
Ein Wort der Abwehr
von
Herm. Dalton.
Preis 50 Pf.

Ankauf theologischer Werke
und **ganzer Bibliotheken**
zu höchsten Preisen.
Hugo Rother's theol. Antiquariat
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.

Neu! Neu! Neu!
Soeben erschienen
Adoniram Judson.
Ein Apostel unter den Birmanen.

Ein Lebensbild,
geschrieben von seinem Sohne
Edward Judson D. D.
Mit vielen Illustrationen. — 166 Seiten.
Preis brosch. M. 1,20. Eleg. geb. M. 1,80.

Diese spannend geschriebene Lebensbeschreibung des großen Missionars ist voller gewaltiger Ereignisse. Man sieht hierin die wundervolle Leitung Gottes. Der Preis des Buches ist darum so niedrig gestellt, weil wir der Erwartung leben, es wird in jeder Familie wenigstens ein Exemplar niedergelegt. Es kann unserm Volke kaum ein besseres Buch gegeben werden; aus demselben lernt man, wie mit wahrer Hingebung und inniger Liebe zu Gott ein Mann wie Judson alles auf den Altar legte, um anderen den Weg des Heils zu weisen.

Verlag von
J. G. Oncken, Nachfolger
(Phil. Bickel)
Hamburg-Borgfelde.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).
Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.
Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Neu! **Kähler** Prof. D. M.. **Jesus u. d. alte Testament. 1,20 M.** Neu!
A. Deichert'sche Verlagsb., (G. Böhme) **Leipzig.**

30 Stück 1 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
— Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei. —

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und Ornamente
und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Verlagshaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 und **Berlin S.W. 61** Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus. Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchen-Teppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12**, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente) **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Pianinos

von 440 Mk. an.
Flügel.
Jährige
Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.

Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.

EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Mehrh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Holländische Zigarren.

Viele Anerkennungsschreiben.

Nr.	4.	**Flor de Partogas**	M.	3,60
„	6.	**Merido**	„	3,80
„	7.	**Pevas**	„	4,—
„	10.	**La Perfuma**	„	4,60
„	16.	**Brasiliana**	„	5,20

500 St. franko, pro 100 Stück

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.

Zigarren- und Tabakfabrik von

H. Dahlschen & Co., Orsoy,
Holländische Grenze.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M.	2,—
500 „	„ stark	„	2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„	3,50
500 „	„ Ia. kräftig	„	5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„	2,40
500 „	Billet Post, weiss	„	1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„	2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„	2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„	3,—

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.

Ausführliche Preislisten gratis und franko.

Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, **Breslau**, Nikolaistr. 12.

Feinste Musik-Instrumente

direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der

sächsischen Instrumenten-Manufaktur

von

Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.

Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Diese, L. D., **Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?**
Eine Mitgabe an Konfirmierte. 3. Aufl. 2,75 M.

Euphrosyne. Mancherlei Frucht zur Geistesnahrung weiblicher Jugend. 4 M.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Lage in Madagaskar. I. Von G. Kurze 97
Die Missionsgesellschaft Berlin I. Vom Missionsdirektor Gensichen 110
Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands und Großbritanniens. Von Lic. Dr. Carl Clemen 122
Gemischte Zeitung 134
Missionsrundschau. Britisch-Indien. I. Von D. Grundemann 137

Beiblatt:

Daulat. Von einer deutschen Seminarlehrerin 17
Die Beschuldigung chinesischer Missionare als Kindermörder. Von Missionar Dietrich 30

Unsere Hausmusik billige Ausgaben der Werke klassischer und moderner Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach Schwierigkeitsgraden geordnet Preisverzeichnis kostenfrei. P. Papst, Leipzig, Musikalien-Gross-Sortim.

Hostien

mit Christus am Kreuz. Mille M. 2,25 versendet unter Nachnahme
Wilhelm Steinberg, Breslau, Minoritenhof 4.
Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslaus.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Missionsstunden

nach Burckhardt-Grundemanns Missionsbibliothek
von **Th. Kegel**, Oberpfarrer.
Preis 2,25 M.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesen „Missionsstunden" eine praktische Verwertung der Burckhardt-Grundemannschen Missionsbibliothek für die Predigt wie für jeden christlichen Hausvater und Missionsfreund zu geben, und man muß sagen, so wenig die Missionsbibliothek sich zum unmittelbaren Gebrauch eignet, so anziehend, fesselnd, praktisch und knapp sind die Missionsstunden Kegels gehalten. Mit Vorausschickung je eines passenden Schriftwortes, das er zuerst in seinem Zusammenhang erklärt, schildert er dann ein Missionsgebiet, wie Grönland, Labrador, West-Indien, von der ersten Missionsarbeit an, die ihm zu teil geworden, bis auf den heutigen Tag, weshalb in der Regel 3—5 Missionsstunden einem einzigen Missionsfelde gelten. Im ganzen sind es 19 Betrachtungen, die sich ebensowohl zum Vorlesen in der Kirche wie zum Hausgebrauch eignen, und wegen ihres schlichten, herzlichen und durchaus gründlichen Inhalts nicht bloß den Geistlichen, sondern auch den Laien dringend empfohlen werden.
Südd. Landpost.

Gediegene Festgeschenke!

Biblische
Jünglingsbilder
in zwanglosen Rahmen.
Von
G. W. Ulrich-Kerwer.
Geb. 4 M., m. Goldschn. 4,60 M.

Biblische
Jungfrauenbilder
in zwanglosen Rahmen.
Von
G. W. Ulrich-Kerwer.
Geb. 4 M., m. Goldschn. 4,60 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die diesem Hefte eingelegten Prospekte werden besonderer Einsicht anempfohlen.

Digitized by Google

4. Heft. April.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. W. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Kother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

Als Konfirmationsgeschenk

sei hiermit **angelegentlichst empfohlen:**

Wo ist das Glück?

Eine Sammlung von Altem und Neuem.

Preis in **eleg. Einband mit Goldschnitt M. 2,—**, eleg. engl. kartoniert mit Goldschnitt M. 1,20.

Der **Reichsbote** schreibt in einer längeren Kritik u. a.:

„Der volkstüml. Ton ist stets festgehalten, so daß sich an dem Schatze kluge und einfältige Christen erfreuen können. Meist ist es eine kleine Geschichte, welche symbolisch und allegorisch auf das Christentum angewendet wird."

Von diesem Buche wurden vor Weihnachten innerhalb 3 Monaten nahezu **10 000** Exemplare verkauft! **Eine gute Empfehlung!**

Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin SW.

Vorrätig in jeder Buchhandlung.

Hostien,

ev. Abendmahlsoblaten bester Qual. u. Prägung in hübschen Holzschachteln mit je 500 Stück Inhalt, à Mille 1,20 Mark. Bei Abnahme von 5 Mille **franko** innerhalb Deutschlands und Oesterreichs, bei 10 Mille **franko** nach Dänemark, Grossbritannien, Niederland, Norwegen, Schweden und der Schweiz. Nach allen übrigen Ländern der Erde billigst.

Julius Hunger, Königsee, Thür.

Kanarienroller.

Hochfeine **Hohl-, Klingel-** und **Knorrroller,** Zuchtweibchen, Dutzend 20 M. in kerngesunder großer Auswahl hat noch abzugeben. Seit 20 Jahren Privatzüchter der edelsten Stämme. Streng reell.

Paul Hesse, Polizeibeamter, **Berlin S.,** Blücherstr. 49.

Empfohlen durch **M. Warneck,** Verlagsbuchhändler, Berlin.

Missionare in Westafrika wie in Ostafrika rauchen seit Jahren den erprobten **Holländer Tabak** bei **B. Becker** in **Seesen** a. Harz. **10** Pfd. im Beutel ab Seesen **7½** Mk.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und Ornamente

und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Haupthaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr 46/47 und **Berlin S.W. 61** Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus. — Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Pianinos

von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER

Harmoniums

von 90 Mk. an.

Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.

W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2,—
500 „	„ stark	„ 2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3,50
500 „	„ Ia. kräftig	„ 5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2,40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3,—

Schreibebücher,

Inhalt 8, 14 und 16 Blatt per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.

Ausführliche Preislisten gratis und franko.

Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

Eine verhältnismässig billige „**Amerik. Cottage-Orgel**" mit 4 Oktaven, 2 Registern, 1 Knieschweller in elegantem, polierten Gehäuse für **M. 150,—** ist von der Firma **Gebrüder Hug & Co. in Leipzig** in den Handel gebracht worden; dieselbe zeichnet sich durch edlen, vollen Ton, welcher durch den Knieschweller noch verstärkt werden kann, besonders vorteilhaft aus. Das Instrument wird für Hausgebrauch sehr empfohlen.

Holländische Zigarren.

Viele Anerkennungsschreiben.

Nr. 4.	Flor de Partogas	M. 3,60	500 St. franko pro 100 Stück
„ 6.	Merido	„ 3,80	
„ 7.	Pevas	„ 4,—	
„ 10.	La Perfuma	„ 4,60	
„ 16.	Brasiliana	„ 5,20	

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.

Zigarren- und Tabakfabrik von

H. Dahlschen & Co., Orsoy,
Holländische Grenze.

Feinste Musik-Instrumente

direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der

sächsischen Instrumenten-Manufaktur

von

Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.

Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern. Von Missionssekretär Würz	145
Die Lage in Madagaskar. II. Von G. Kurze	162
Eine chinesische Kreuzigung. Von Missionar D. Davis	180
Gemischte Zeitung	187
Missionsrundschau. Britisch-Indien. II. Von D. Grundemann	187
Litteratur-Bericht	198

Neu! **Kähler** Prof. D. M., **Jesus u. d. alte Testament.** 1,20 M. Neu!
A. Deichert'sche Verlagsh., (G. Böhme) **Leipzig.**

Hostien

mit Christus am Kreuz. Mille M. 2,25 versendet unter Nachnahme
Wilhelm Steinberg,
Breslau, Minoritenhof 4.
Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslaus.

Unsere Haus-musik **billige** Ausgaben der Werke **klassischer** und **moderner** Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach **Schwierigkeitsgraden** geordnet. Preisverzeichnis kostenfrei.
P. Papst, Leipzig,
Musikalien-Gross-Sortim.

Seltene Antiquaria!

Werther, C. W., **Zum Viktoria Nyanza.** E. Antisklaverei-exp. 1894. O. Lw., tadellos (12,—) M. 9
Dächsel's Bibelwerk. A. u. N. Test. 7 Bde. 1876—81. O. Hfz. neu (82,75). „ 60
Herzog - Plitt. Realencyklopädie. 2. Aufl. 18 Bde. Hfz. (216,—) „ 100
Martensen. Ethik. 3 Bde., neueste Aufl. O. Hfz., wie neu. (28,50) „ 22
Wangemann. E. Reisejahr in Südafrika. 1868. (3,—) „ 1

Hugo Rother's theol. Buchhandlung,
(Martin Warneck)
BERLIN W. 9, Linkstr. 4.

Silberne.

Dittmar's Möbel-Fabrik

BERLIN C., Molkenmarkt 6.
Gegründet 1836.

Goldene.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Antiquariats-Katalog XXVII. Wissenschaftliche u. praktische Theologie in Vorbereitung.
Hugo Rother's theol. Buchhandlung (Martin Warneck) Berlin W. 9.

Digitized by Google

5. Heft. Mai.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. W. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck,

Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

(Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.

(Inhaber von Hugo Kother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jacobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Besschen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskourante, Zeichnungen, Proben und Berechnungen franko.

Soeben erschien:

Pfarrhaussegen.

Dichtung von

Otto Franz Genschen.

Oktav.

Elegant gebunden 3,— M., geheftet 2,40 M.

Diese Dichtung wird in ihrer poetischen Keuschheit willkommenen Eingang in jede deutsche Familie finden und sich namentlich zu einem erwünschten Geschenk für Frauen und junge Mädchen eignen, wo sie vielfach an die Stelle von **Voß' Luise** und **Goldsmith' „Landprediger von Wakefield"** treten dürfte.

Berlin, Verlag von **Alexander Duncker,** Kgl. Hofbuchhandlung.

Holländ. Tabak Unübertroffen und seit 1880 bewährt! **10** Pfd. lose im Beutel fko. **acht** Mk. **B. Becker** i. Seesen a. H.

Im Verlag von **C. Bertelsmann in Gütersloh** ist soeben erschienen:

Glaube, Schrift und heilige Geschichte.

3 Vorträge von D. **H. Cremer,** Prof. in Greifswald. — 1,50 M., geb. 2 M.

Inhalt: Die Autorität der heiligen Schrift. — Das Evangelium Jesu und das Evangelium von Jesu. — Der Glaube und die Heilsthatsachen.

Bei uns ist soeben erschienen:

Jahresbericht des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld

vom Studienjahr 1895/96

von Direktor P. Kölbing.

Gr. 8°. 65 Seiten. — Preis M. 1,—

Inhalt: 1. **Jahresbericht** und Vorlesungs-Verzeichnisse. Seite 1 bis 5. — 2. **Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis.** Dogmatische Untersuchung von P. Kölbing. S. 7—65.

Unitäts-Buchhandlung in Gnadau b. Magdeburg.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und Ornamente
und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Haupthaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr 46/47 und **Berlin S.W. 61** Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus. Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente). **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Hostien,

ev. Abendmahlsoblaten bester Qual. und Prägung in hübschen Holzschachteln mit je 500 Stück Inhalt, à Mille 1,20 M. Bei Abnahme von 5 Mille **franko** innerhalb Deutschlands und Oesterreichs, bei 10 Mille **franko** nach Dänemark, Grossbritannien, Niederland, Norwegen, Schweden u. der Schweiz. Nach allen übrigen Ländern der Erde billigst.

Julius Hunger, Königsee, Thür.

Unsere Haus-musik

billige Ausgaben der Werke **klassischer** und **moderner** Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach **Schwierigkeitsgraden** geordnet

Preisverzeichnis kostenfrei.

P. Papst, Leipzig,
Musikalien-Gross-Sortim.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2,—
500 „	„ stark	„ 2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3,50
500 „	„ Ia. kräftig	„ 5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2,40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3,—

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.

Ausführliche Preislisten gratis und franko.

Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

Hostien

mit Christus am Kreuz. Mille M. 2,25 versendet unter Nachnahme

Wilhelm Steinberg,
Breslau, Minoritenhof 4.

Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslaus.

Feinste
Musik-Instrumente
direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der
sächsischen Instrumenten-Manufaktur
von
Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.
Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Antiq.-Katalog XXVII.

ist erschienen, enth. Theologie etc.

Hugo Rother's theol. Buchh. (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Der gegenwärtige Stand der Mission der evangelischen Brüdergemeine. Von Missionsdirektor C. Buchner 201
Die skandinavische Santhalmission. Von Propst J. Vahl 220
Zur jüngsten Kolonialdebatte. Von D. Warneck 235
Gemischte Zeitung 241
Litteratur-Bericht 244

Beiblatt:

Rechtstitel und Kraft der Mission. Von Prof. D. Kähler 33
Die gegenwärtigen Aussichten für das Christentum in China. Von Missionar Genähr 38

Neu! **Kähler** Prof. D. M., **Jesus u. d. alte Testament.** 1,20 M. Neu!

R. Reichert'sche Verlagsh. Nachf., (G. Böhme) Leipzig.

Holländische Zigarren.

Viele Anerkennungsschreiben.

Nr.	4.	**Flor de Partogas** .	M.	3,60
„	6.	**Merido**	„	3,80
„	7.	**Pevas**	„	4,—
„	10.	**La Perfuma** . .	„	4,60
„	16.	**Brasiliana** . . .	„	5,20

500 St. franko pro 100 Stück.

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.

Zigarren- und Tabakfabrik von

H. Dahlschen & Co., Orsoy,

Holländische Grenze.

Pianinos

von 440 Mk. an.
Flügel
10jährige Garantie.

EMMER.

Harmoniums

von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.

W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Silberne.

Dittmar's Möbel-Fabrik

Goldene.

Molkenmarkt 6, BERLIN C., Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Digitized by Google

6. Heft. Juni.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Kother's theolog. Buchhandlung)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jacobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Beffchen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskourante, Zeichnungen, Proben und Berechnungen franko.

Gustav Schmidt & Sohn in Colmar, Ober-Elsass

Weingut und Weinhandlung, Turkheimerstrasse 12.

Versand reiner Traubenweine.

	Jahr	Preis per 100 Ltr. i. Fass	Preis per 1 Fl. m. Verp.
Weissweine.			
1. Gutedel (1895 M. 46)	1893	40	
2. Gutedel (1895 M. 50)	1893	45	0,65
3. Riesling	1891	55	0,75
4. Riesling	1889	80	0,90
5. Clevner	1889	80	0,90
6. Edelwein	1886	80	0,90
Rotweine.			
7. Trollinger (Elsass 1895 M. 55)	1893	55	0,75
8. Burgunder (Elsass 1895 M. 55)	1893	50	0,70
9. Burgunder, Elsass	1891	80	0,90
10. Ottrotter, Elsass, gleich Bordeaux	1893	100	1,05
11. Saint Laurent, Elsass gleich Bordeaux	1893	65	0,80
12. Kaiserstühler, Baden	1893	65	0,80
Ausländische Weine.			
13. Californ. Burgunder	1893	120	1,20
14. Château-Rebeymont, Bordeaux	1893	112	1,15
15. Saint-Emilion, Bordeaux . . carte rose	1891	150	1,50
carte or	1890	200	2,00
16. Muskateller, süsser Weisswein	1893	120	1,20
17. Portwein, süsser Rotwein	1892	120	1,20

Preise ab Colmar.

Wir liefern die Weine: in unsern Fässern von 20 Liter ab; auch in Probefässchen von 4 Liter. A in Kisten von 15 Flaschen, B in Kisten von 20 Flaschen.

Die Flaschen können bei Angabe der Nummern nach Belieben zusammengestellt werden. Die Flaschenpreise verstehen sich mit Verpackung. — Die leeren Flaschen mit Kiste A werden um 3 M., die leeren Flaschen mit Kiste B werden um 4 M. **franko** zurückgenommen.

Die Firma **Gustav Schmidt & Sohn** ermächtigt jeden Missionsfreund, 10 pCt. von dem Betrag der von dieser Firma auf seinen Namen ausgestellten Rechnung derjenigen Missionsgesellschaft zu übergeben, mit der er in Verbindung steht. Der Käufer zieht natürlich die 10 pCt. selbst von der Rechnung ab und übermittelt auch selbst die Gabe seiner Missionsgesellschaft.

Martin Warneck.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und -Ornamente
und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — HauptHaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 — Zweig- und Musterlagerhaus.
und
Berlin S.W. 61 Johannistisch 6 — Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Günstiges Angebot!

A. Dächsel's Bibelwerk.

Altes und neues Testament.
7 Bde. in neuester Auflage.
Elegant gebunden, tadelloses Exemplar.
Statt 82,75 M. für 60 M.

Hugo Rother's Buchandlung (Martin Warneck),
Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2,—
500 „	„ stark	„ 2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3,50
500 „	„ Ia. kräftig	„ 5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2,40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3,—

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.
Ausführliche Preislisten gratis und franko.

Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

Holländ. Tabak. Ein exquisites Kraut! Milde u. fast nikotinfrei! Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **8** M. **B. Becker** i. Seesen a. H.

Unsere Haus-musik — billige Ausgaben der Werke klassischer und moderner Komponisten, in vorzügl. Ausstattung. Nach Schwierigkeitsgraden geordnet. Preisverzeichnis kostenfrei.
P. Papst, Leipzig, Musikalien-Gross-Sortim.

Hostien

mit Christus am Kreuz. Mille M. 2,25 versendet unter Nachnahme

Wilhelm Steinberg,
Breslau, Minoritenhof 4.
Lieferant sämtl. evang. Gemeinden Breslaus.

Feinste
Musik-Instrumente
direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der
sächsischen Instrumenten-Manufaktur
von
Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.
Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Leipziger Mission. Von Missionsdirektor von Schwartz 257
Die skandinavische Santhalmission. Von Propst J. Vahl 262
Die Lage in Madagaskar. III. Von G. Kurze 271
Reginald Heber. Von P. Richter 276
Missionsrundschau. Britisch-Indien. III. Von D. Grundemann 283
Litteratur-Bericht 296

Neu! **Kähler** Prof. D. M., **Jesus u. d. alte Testament.** 1,20 M. Neu!

R. Reichert'sche Verlagsh. Nachf., (G. Böhme) **Leipzig.**

Holländische Zigarren.

Viele Anerkennungsschreiben.

Nr. 4.	**Flor de Partogas** .	M.	3,60
„ 6.	**Merido**	„	3,80
„ 7.	**Pevas**	„	4,—
„ 10.	**La Perfuma** . .	„	4,60
„ 16.	**Brasiliana** . . .	„	5,20

500 St. franko pro 100 Stück

Rauchtabak 40 Pf. bis 3 M. pro Pfd.

Zigarren- und Tabakfabrik von

H. Dahlschen & Co., Orsoy,

Holländische Grenze.

Pianinos

von 440 Mk. an.

Flügel.

10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums

von 90 Mk. an

Abzahlung gestattet. — Bar-

Barzahlung Rabatt u. Freisendung

W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Dittmar's Möbel-Fabrik

Silberne. Goldene.

Molkenmarkt 6, BERLIN C., Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Die beigefügten Prospekte von Klever & Werres in Geldern, Verlag der Akadem. Buchh. (W. Faber) in Leipzig und Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld werden freundlicher Beachtung empfohlen.

Digitized by Google

7. Heft. Juli.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Bother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

5 pCt. Rabatt und 2 Monat Ziel

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jacobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Beffchen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskourante, Zeichnungen, Proben und Berechnungen franko.

Gustav Schmidt & Sohn in Colmar, Ober-Elsass

Weingut und Weinhandlung, Turkheimerstrasse 12.

Versand reiner Traubenweine.

	Jahr	Preis per 100 Ltr. i. Fass	Preis per 1 Fl. m. Verp.
Weissweine.			
1. Gutedel (1895 M. 46)	1893	40	
2. Gutedel (1895 M. 50)	1893	45	0,65
3. Riesling	1891	55	0,75
4. Riesling	1889	80	0,90
5. Clevner	1889	80	0,90
6. Edelwein	1886	80	0,90
Rotweine.			
7. Trollinger (Elsass 1895 M. 55)	1893	55	0,75
8. Burgunder (Elsass 1895 M. 55)	1893	50	0,70
9. Burgunder, Elsass	1891	80	0,90
10. Ottrotter, Elsass, gleich Bordeaux	1893	100	1,05
11. Saint Laurent, Elsass gleich Bordeaux	1893	65	0,80
12. Kaiserstühler, Baden	1893	65	0,80
Ausländische Weine.			
13. Californ. Burgunder	1893	120	1,20
14. Château-Rebeymont, Bordeaux	1893	112	1,15
15. Saint-Emilion, Bordeaux . . carte rose	1891	150	1,50
carte or	1890	200	2,00
16. Muskateller, süsser Weisswein	1893	120	1,20
17. Portwein, süsser Rotwein	1892	120	1,20

Preise ab Colmar.

Wir liefern die Weine: in unsern Fässern von 20 Liter ab; auch in Probefässchen von 4 Liter. A in Kisten von 15 Flaschen, B in Kisten von 20 Flaschen.

Die Flaschen können bei Angabe der Nummern nach Belieben zusammengestellt werden. Die Flaschenpreise verstehen sich mit Verpackung. — Die leeren Flaschen mit Kiste A werden um 3 M., die leeren Flaschen mit Kiste B werden um 4 M. franko zurückgenommen.

Die Firma **Gustav Schmidt & Sohn** ermächtigt jeden Missionsfreund, 10 pCt. von dem Betrag der von dieser Firma auf seinen Namen ausgestellten Rechnung derjenigen Missionsgesellschaft zu übergeben, mit der er in Verbindung steht. Der Käufer zieht natürlich die 10 pCt. selbst von der Rechnung ab und übermittelt auch selbst die Gabe seiner Missionsgesellschaft.

Martin Warneck.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichniss kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und -Ornamente

und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Haupthaus und Korrespondenz-Bureaus.

Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 und — Zweig- und Musterlagerhaus.

Berlin S.W. 61 Johannistisch 6 — Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente). **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Günstiges Angebot!

A. Dächsel's Bibelwerk.

Altes und neues Testament.
7 Bde. in neuester Auflage.
Elegant gebunden, tadelloses Exemplar.
Statt 82,75 M. für 60 M.
Hugo Rother's Buchhandlung (Martin Warneck),
Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2,—
500 „	„ stark	„ 2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3,50
500 „	„ 1a. kräftig	„ 5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2,40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3,—

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.
Ausführliche Preislisten gratis und franko.
Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

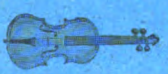
Missionare in Westafrika wie in Ostafrika rauchen seit Jahren den erprobten **Holländer Tabak** bei **B. Becker** in **Seesen** a. Harz. **10** Pfd. im Beutel ab Seesen $7\frac{1}{2}$ Mk.

Günstige Gelegenheit!

Allgemeine Missions-Zeitschrift

1876, 77, 81—90 à 3,— Mk.
1878, 79, 92—94 à 4,— Mk.
Diese 17 Bände zusammen für nur
45,— Mark.

Hugo Rother's Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.



Feinste
Musik-Instrumente
direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der
sächsischen Instrumenten-Manufaktur
von
Schuster & Co.,
Markneukirchen 297.
Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland. Von D. Grundemann 297
Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission in Ostindien. Von Missionar Dr. A. Nottrott 307
Die Kols nach dem Regierungs-Census von 1891. Von Missionar Ferdinand Hahn 329
Die Missionsabteilung der deutschen Kolonialausstellung auf der Berliner Gewerbeausstellung. Von A. Merensky 337
Litteratur-Bericht 343

Beiblatt:

Bilder aus Kaiser-Wilhelmsland. Von R. Grundemann. 49
Wieder in Kumase. Von Missionar Ramseyer 62

Thorwaldsen: **Segnender Christus**

in vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe:	100	75	56	48	35 cm
Preis:	36,—	20,—	10,—	7,50	3,— M.

Verpackung M. 8,—; 4,75; 1,50; 1,25 u. 1,—.

Hugo Rother's theolog. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.

Pianinos
von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.
W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Silberne.

Dittmar's
Möbel-Fabrik

Goldene.

Molkenmarkt 6, BERLIN C., Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Digitized by Google

8. Heft. August.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

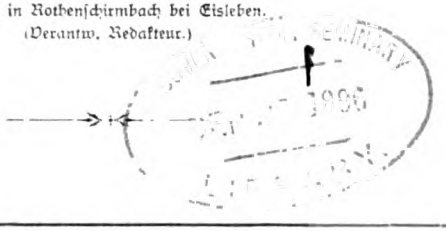
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. W. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. (Verantw. Redakteur.)



Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.

(Inhaber von Hugo Kother's theolog. Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

Digitized by Google

6 pCt. Rabatt gegen Barzahlung

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 15, Alte Jacobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Beffchen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskourante, Zeichnungen, Proben und Berechnungen franko.

Gustav Schmidt & Sohn in Colmar, Ober-Elsass

Weingut und Weinhandlung, Turkheimerstrasse 12.

Versand reiner Traubenweine.

	Jahr	Preis per 100 Ltr. i. Fass	Preis per 1 Fl. m. Verp.
Weissweine.			
1. Gutedel (1895 M. 46)	1893	40	
2. Gutedel (1895 M. 50)	1893	45	0,65
3. Riesling	1891	55	0,75
4. Riesling	1889	80	0,90
5. Clevner	1889	80	0,90
6. Edelwein	1886	80	0,90
Rotweine.			
7. Trollinger (Elsass 1895 M. 55)	1893	55	0,75
8. Burgunder (Elsass 1895 M. 55)	1893	50	0,70
9. Burgunder, Elsass	1891	80	0,90
10. Ottrotter, Elsass, gleich Bordeaux	1893	100	1,05
11. Saint Laurent, Elsass gleich Bordeaux	1893	65	0,80
12. Kaiserstühler, Baden	1893	65	0,80
Ausländische Weine.			
13. Californ. Burgunder	1893	120	1,20
14. Château-Rebeymont, Bordeaux	1893	112	1,15
15. Saint-Emilion, Bordeaux . . carte rose	1891	150	1,50
carte or	1890	200	2,00
16. Muskateller, süsser Weisswein	1893	120	1,20
17. Portwein, süsser Rotwein	1892	120	1,20

Preise ab Colmar.

Wir liefern die Weine: in unsern Fässern von 20 Liter ab; auch in Probefässchen von 4 Liter. A in Kisten von 15 Flaschen, B in Kisten von 20 Flaschen.

Die Flaschen können bei Angabe der Nummern nach Belieben zusammengestellt werden. Die Flaschenpreise verstehen sich mit Verpackung. — Die leeren Flaschen mit Kiste A werden um 3 M., die leeren Flaschen mit Kiste B werden um 4 M. **franko** zurückgenommen.

Die Firma **Gustav Schmidt & Sohn** ermächtigt jeden Missionsfreund, 10 pCt. von dem Betrag der von dieser Firma auf seinen Namen ausgestellten Rechnung derjenigen Missionsgesellschaft zu übergeben, mit der er in Verbindung steht. Der Käufer zieht natürlich die 10 pCt. selbst von der Rechnung ab und übermittelt auch selbst die Gabe seiner Missionsgesellschaft.

Martin Warneck.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichniß kostenlos.

Digitized by Google

Seltene Antiquaria

aus

Hugo Rother's Antiquariat

(Martin Warneck)

Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Funcke, O., Gesammelte Schriften. 28 Bde. V.-A. 1894—95. (28,—) M. 20,—.

Brockhaus, Konversations-Lexikon. Neueste Aufl. (14.) 16 Bde. eleg. geb. Statt 160,— **für M. 110,—.**

Moltke, H. Graf von, **Gesammelte Schriften.** 7 Bde. O. Hlfz. Wie neu. (51,—) M. 40,—.

Lützow, C. v., Kunstschätze Italiens. Mit 50 Radierungen. 348 Textillustrationen Folio auf ff. Kupferdruckpapier. O. Hlfrz. Tadellos. (100,—) M. 45,—.

Genua (Italien).

Deutsches **„Christliches Hospiz"**. Telegramm u. Postadresse: Ospizio Christiano via Caffaro 12, piano nobile. Bei vorheriger Anmeldung Portier an der Bahn oder am Schiff.

Feinste

Musik-Instrumente

direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der

sächsischen Instrumenten-Manufaktur

von

Schuster & Co.,

Markneukirchen 297.

Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei

Zur Vorführung von Missions- und biblischen Bildern 2c. empfehlen wir und ist durch uns zu beziehen:

Sciopticon

(einfacher Nebelbilder-Apparat)

(Laterna magica bester Konstruktion) mit eigens dazu konstruierter dreiflammiger Petroleumlampe in vorzüglicher Ausführung für 85×85 mm große Bilder.

Preis 75 Mark.

Wir lassen diese Apparate von einem hiesigen anerkannt tüchtigen Mechaniker, der vielfach für wissenschaftliche Institute arbeitet, herstellen und garantieren für ihre Vorzüglichkeit.

Bilder zum Sciopticon resp. Nebelbilder-Apparat

aus den Missionsgebieten in Deutsch-Ostafrika, Südafrika und China, sowie biblische Bilder nach den Originalen ausgezeichneter Künstler, liefern wir

fein koloriert à 3 Mark.

Vielfach geäußerten Wünschen gemäß haben wir uns entschlossen, zur Vorführung von Missions- und biblischen Bildern in Vereinen u. s. w. Apparate sowohl wie Bilder zu verleihen.

Wir berechnen dafür an

Leihgebühr p. Woche

für 1 Sciopticon mit guter Sciopticon-Lampe 8 M.,

für jedes einzelne Bild 15 Pf.

Porto für Hin- und Rücksendung hat der Besteller zu tragen.

Buchhandlung

der Berliner evangel. Missionsgesellschaft,

Berlin NO. 43, Friedenstr. 9.

Soeben erschien im Verlage der **Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft, Berlin NO. 43, Friedenstr. 9** und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tagebuchblätter,

beschrieben während der Jahre 1891 bis 1895

in Südafrika

von

Käthe Kühne, Missions-Lehrerin.

Preis elegant gebunden 1,50 Mark.

Das Büchlein eignet sich vortrefflich zum Vorlesen in Frauenvereinen sowie, auch seiner gefälligen Ausstattung wegen, zum Geschenk für Damen und für die reifere weibliche Jugend.

A. Merensky.

Digitized by Google

Inhalt.

Die Lage in Madagaskar. IV. Von G. Kurze 441
Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Von Dr. Arndt . . . 456
Wie es in den einheimischen Gemeinden auf Hawaii steht 467
Der Studenten-Bund für Mission 477
Die römische Mission in den deutschen Schutzgebieten. Von Prinz von Arenberg 480
M. Müller's Psychologische Religion. Vom Herausgeber 484

Um weitere Empfehlung der Missions-Zeitschrift wird herzlich gebeten.

Pianinos ✻
von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.
W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Holländ. Tabak. Ein exquisites Kraut! Milde u. fast nikotinfrei! Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **8** M. **B. Becker** i. **Seesen** a. H.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2.–
500 „	„ stark	„ 2.70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3.50
500 „	„ Ia. kräftig	„ 5.20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2.40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1.75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2.50
1000 „	silbergr. □ Konverts	„ 2.25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3.–

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.
Ausführliche Preislisten gratis und franko.
Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

Silberne.

Dittmar's Möbel-Fabrik

Goldene.

Molkenmarkt 6, BERLIN C., Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Digitized by Google

11. Heft. November.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. W. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor em. in Halle a. S. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Kother's Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

6 pCt. Rabatt gegen Barzahlung

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jacobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Beffchen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskourante, Zeichnungen, Proben und Berechnungen franko.

Gustav Schmidt & Sohn in Colmar, Ober-Elsass

Weingut und Weinhandlung, Turkheimerstrasse 12.

Versand reiner Traubenweine.

	Jahr	Preis per 100 Ltr. i. Fass	Preis per 1 Fl. m. Verp.
Weissweine.			
1. Gutedel (1895 M. 46)	1893	40	
2. Gutedel (1895 M. 50)	1893	45	0,65
3. Riesling	1891	55	0,75
4. Riesling	1889	80	0,90
5. Clevner	1889	80	0,90
6. Edelwein	1886	80	0,90
Rotweine.			
7. Trollinger (Elsass 1895 M. 55)	1893	55	0,75
8. Burgunder (Elsass 1895 M. 55)	1893	50	0,70
9. Burgunder, Elsass	1891	80	0,90
10. Ottrotter, Elsass, gleich Bordeaux	1893	100	1,05
11. Saint Laurent, Elsass gleich Bordeaux	1893	65	0,80
12. Kaiserstühler, Baden	1893	65	0,80
Ausländische Weine.			
13. Californ. Burgunder	1893	120	1,20
14. Château-Rebeymont, Bordeaux	1893	112	1,15
15. Saint-Emilion, Bordeaux . . carte rose	1891	150	1,50
carte or	1890	200	2,00
16. Muskateller, süsser Weisswein	1893	120	1,20
17. Portwein, süsser Rotwein	1892	120	1,20

Preise ab Colmar.

Wir liefern die Weine: in unsern Fässern von 20 Liter ab; auch in Probefässchen von 4 Liter. A in Kisten von 15 Flaschen, B in Kisten von 20 Flaschen.

Die Flaschen können bei Angabe der Nummern nach Belieben zusammengestellt werden. Die Flaschenpreise verstehen sich mit Verpackung. — Die leeren Flaschen mit Kiste A werden um 3 M., die leeren Flaschen mit Kiste B werden um 4 M. **franko** zurückgenommen.

Die Firma **Gustav Schmidt & Sohn** ermächtigt jeden Missionsfreund, 10 pCt. von dem Betrag der von dieser Firma auf seinen Namen ausgestellten Rechnung derjenigen Missionsgesellschaft zu übergeben, mit der er in Verbindung steht. Der Käufer zieht natürlich die 10 pCt. selbst von der Rechnung ab und übermittelt auch selbst die Gabe seiner Missionsgesellschaft.

Martin Warneck.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl, Kirchenfenster, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen Preisen.

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — Reichhaltiges Musterlager zur gefl. Besichtigung. — Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und -Ornamente

und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen)	**Berlin S.W. 12** Schützenstr. 46/47 und	**Berlin S.W. 61** Johannistisch 6
Haupthaus und Korrespondenz-Bureaus.	Zweig- und Musterlagerhaus.	Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Beffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12**, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

---

*Was ist Schapirograph?**)

Schapirograph ist ein neuer unübertroffener Vervielfältigungs-Apparat zur **selbständigen kostenlosen** Herstellung von Drucksachen aller Art, sowie zur Vervielfältigung von Briefen, Aktenstücken, Zeichnungen, Noten, Plänen, Programmen etc. etc. in **Schwarzdruck.** Die Handhabung dieses Apparates ist für jeden Laien eine **erstaunlich einfache,** der Erfolg **unausbleiblich** und **garantiert.** Von einer mit Tinte auf Papier hergestellten Schrift oder Zeichnung erzielt man ohne Presse und ohne jede Chemikalien auf die einfachste Weise ca. **150** Abzüge innerhalb **15** Minuten. Ein Schapirograph für Quart und Folio kostet mit allem Zubehör nur **Mk. 17,—.** Zum Beweise, dass der Schapirograph der beste Vervielfältigungs-Apparat ist, sind wir bereit, denselben auf unsere Gefahr und ohne Zahlung zum **probeweisen** Gebrauche für 5 Tage franko zu versenden, und beanspruchen wir im Falle der Rücksendung keinerlei Entschädigung.

*) Prospekt und Druckproben frei.

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

In piam memoriam.

D. Rudolf Kögel's Heimgang.

Preis mit Bild 80 Pf.

Die Denkschrift bringt zunächst die schlichte, ergreifende Schilderung von den letzten Tagen und der Sterbestunde des Verewigten, von der Trauerfeier der Familie und der Hausgemeinde des Domkandidatenstifts. Daran schließen sich die herrlichen Gedächtnisreden von Inspektor Dr. Conrad und Generalsuperintendent W. Faber. Ferner Schilderung des Begräbnisses 2c. Das Büchlein ist aufs würdigste ausgestattet.

Der Ertrag ist für die Armen der Domgemeinde.

Berlin W. 9.
Linkstr. 4.

Martin Warneck.

Inhalt.

Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft. Von D. F. M. Zahn 489
Deportation von Verbrechern. Von E. A. Fabarius 504
Missionsrundschau. Japan. Vom Herausgeber 521
Litteratur-Bericht 542

Beiblatt:

Die China-Inland-Mission. Von P. Hartmann 81
Georg Müller, der Patriarch und Prophet von Bristol 88

Um weitere Empfehlung der Missions-Zeitschrift wird herzlich gebeten.

Pianinos ✻
von 440 Mk. an.
Flügel.
10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums
von 90 Mk. an.
Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.
W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**
Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Holländ. Tabak. Unübertroffen und seit 1880 bewährt! **10** Pfd. lose im Beutel fko. **acht** Mk. **B. Becker i. Seesen** a. H.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2,—
500 „	„ stark	„ 2,70
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3,60
500 „	„ Ia. kräftig	„ 5,20
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2,40
500 „	Billet Post, weiss	„ 1,75
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2,50
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2,25
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3,—

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.
Ausführliche Preislisten gratis und franko.
Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, Breslau, Nikolaistr. 12.

Silberne.

Dittmar's Möbel-Fabrik

Goldene.

Molkenmarkt 6, BERLIN C., Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Tischlerei. — Eigene Tapeziererei.
Malerei. — Dekorations-Werkstatt.
Bildschnitzerei. — Dreherei.

Besichtigung der Magazine und Werkräume erbeten.

Digitized by Google

12. Heft. Dezember.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1896.

Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig,

herausgegeben von

D. G. Warneck, Pastor em. in Halle a. S., Gütchenstr. 20. (Verantw. Redakteur.)

Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstr. 4.
(Inhaber von Hugo Bother's Buchhandlung.)

Der Abdruck einzelner Artikel ist nur mit Erlaubnis des Herausgebers und Verlegers gestattet.

6 pCt. Rabatt gegen Barzahlung

gewähren den Herren Geistlichen beim Bezuge unserer anerkannt billigst gestellten guten Qualitäten

Herren- und Damen-Kleiderstoffe, Teppiche, Schlafdecken und Strumpfwolle.

Ein Versuch wird überzeugen. — Muster bereitwilligst franko.

G. KLAUS & Co., Ballenstedt a. Harz, Tuchversandgeschäft.

An Sonn- und christlichen Feiertagen findet kein Versand statt.

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jacobstraße 5.** Neben Filiale

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** u. **Beffchen** 2c., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken, Patenen, Kelche** 2c. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer **Kirchen und Kapellen** nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskouranten, Zeichnungen, **Proben** und Berechnungen franko.

Gustav Schmidt & Sohn in Colmar, Ober-Elsass

Weingut und Weinhandlung, Turkheimerstrasse 12.

Versand reiner Traubenweine.

	Jahr	Preis per 100 Ltr. i. Fass	Preis per 1 Fl. m. Verp.
Weissweine.			
1. Gutedel (1895 M. 46)	1893	40	
2. Gutedel (1895 M. 50)	1893	45	0,65
3. Riesling	1891	55	0,75
4. Riesling	1889	80	0,90
5. Clevner	1889	80	0,90
6. Edelwein	1886	80	0,90
Rotweine.			
7. Trollinger (Elsass 1895 M. 55)	1893	55	0,75
8. Burgunder (Elsass 1895 M. 55)	1893	50	0,70
9. Burgunder, Elsass	1891	80	0,90
10. Ottrotter, Elsass, gleich Bordeaux	1893	100	1,05
11. Saint Laurent, Elsass gleich Bordeaux	1893	65	0,8
12. Kaiserstühler, Baden	1893	65	0,8
Ausländische Weine.			
13. Californ. Burgunder	1893	120	1,-
14. Chateau-Rebeymont, Bordeaux	1893	112	1,5
15. Saint-Emilion, Bordeaux . . carte rose	1891	150	1,5
carte or	1890	200	2,-
16. Muskateller, süsser Weisswein	1893	120	1,-
17. Portwein, süsser Rotwein	1892	120	1,2

Preise ab Colmar.

Wir liefern die Weine in unsern Fässern von 20 Liter ab; auch in Probefässchen von 4 L. A in Kisten von 15 Flaschen, B in Kisten von 20 Flaschen.

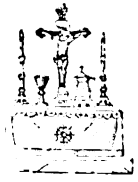
Die Flaschen können bei Angabe der Nummern nach Belieben zusammengestellt wer. Die Flaschenpreise verstehen sich mit Verpackung. - Die leeren Flaschen mit Kiste A wer. um 3 M., die leeren Flaschen mit Kiste B werden um 4 M. franko zurückgenommen.

Die Firma Gustav Schmidt & Sohn ermächtigt jeden Missionsfreund, 10 pCt. von dem Be. der von dieser Firma auf seinen Namen ausgestellten Rechnung derjenigen Missionsgesellsc. zu übergeben, mit der er in Verbindung steht. Der Käufer zieht natürlich die 10 pCt. v. von der Rechnung ab und übermittelt auch selbst die Gabe seiner Missionsgesellschaft.

Martin Warneck.

Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von **Dr. C. Ernst, Berlin W., Kronenstraße 24.**



Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, **Gestühl, Kirchenfenster**, Altargemälde u. s. w.).

Paramente (Altar- und Kanzelbekleidungen, **Bahrtücher, Kirchenteppiche** u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mäßigen **Preisen.**

Hostien das Tausend 1,50 Mark. — **Ornate.** — **Reichhaltiges** Musterlager zur gefl. Besichtigung. — **Musterblätter und Preisverzeichnisse** kostenlos.

Digitized by Google

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente und Ornamente

und Fabrik für Prediger-Ornate

Errichtet 1680

Lüdenscheid (Westfalen) — Hauptshaus und Korrespondenz-Bureaus.
Berlin S.W. 12 Schützenstr. 46/47 und Johannistisch 6 — Zweig- und Musterlagerhaus.
Berlin S.W. 61 — Berliner Stadtmission.

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 St. 1,30 M.), ferner Talare, Baretts und Beffchen etc. — Uebernahme ganzer Kirchen-Ausstattungen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von königlichen Konsistorien, von vielen Hochwürdigen Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin S.W. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente). **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Feinste

Musik-Instrumente

direkt zu beziehen — ohne Zwischenhandel aus der

sächsischen Instrumenten-Manufaktur

von

Schuster & Co.,

Markneukirchen 297.

Ausführliche Hauptlisten mit Abbildungen frei.

Pianinos

von 440 Mk. an.

Flügel.

10jährige Garantie.

EMMER-

Harmoniums

von 90 Mk. an.

Abzahlung gestattet. — Bei Barzahlung Rabatt u. Freisendung.

W. EMMER, Berlin C., **Seydelstrasse 20.**

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmed. etc.

Genua (Italien).

Deutsches **„Christliches Hospiz".** Telegramm u. Postadresse: Ospizio Christiano via Caffaro 12, piano nobile. Bei vorheriger Anmeldung Portier an der Bahn oder am Schiff.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

In piam memoriam.

D. Rudolf Kögel's Heimgang.

Preis mit Bild 80 Pf.

Die Denkschrift bringt zunächst die schlichte, ergreifende Schilderung von den letzten Tagen und der Sterbestunde des Verewigten, von der Trauerfeier der Familie und der Hausgemeinde des Domkandidatenstifts. Daran schließen sich die herrlichen Gedächtnisreden von Inspektor Dr. Conrad und Generalsuperintendent W. Faber. Ferner Schilderung des Begräbnisses ꝛc. Das Büchlein ist aufs würdigste ausgestattet.

Der Ertrag ist für die Armen der Domgemeinde.

Berlin W. 9.
Linkstr. 4.

Martin Warneck.

Digitized by Google

Inhalt.

Das Christentum in Uganda. Von Julius Richter . . . . .
Deportation von Verbrechern. Von E. A. Fabarius . . . . .
Der Jerusalems-Verein in Berlin. Von Pastor C. Schlicht . . . . .
Der Berliner Frauen-Verein für China. Von Missionar Gottschalk . . . .
Die Schreckenstage von Sirabe. Von G. Kurze . . . . .
Litteratur-Bericht . . . . .
Inhalt . . . . .
Namen- und Sachregister . . . . .

Um weitere Empfehlung der Missions-Zeitschrift wird herzlich gebeten.

150 Liter eines dem natürlichen **Obstmost** ähnlichen, gesunden u. schmackhaft. Getränks kann sich Jedermann leicht bereiten aus meinen seit 15 Jahren bewährten Substanzen, die ich ohne Zucker für nur Mk. 3.25 franco versende. Man verlange Prospekte und Zeugnisse.

P. Hartmann. Apotheker.

B. Becker in **Seesen** a. Harz fabr. allein seit 1880 den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein **10** Pfd.-Beutel fko. **acht** Mk.

Billige Papiere.

500 Bg.	Konzept, geleimt	M. 2.–
500 „	„ stark	„ 2.7
500 „	Kanzlei, geleimt	„ 3.–
500 „	„ Ia. kräftig	„ 3.5
500 „	Oktav Post, weiss	„ 2.4
500 „	Billet Post, weiss	„ 1.7
1000 St.	weiss ger. Kouverts	„ 2.5
1000 „	silbergr. □ Kouverts	„ 2.5
1000 „	engl. Billet-Kouverts	„ 3.–

Schreibebücher,
Inhalt 8, 14 und 16 Blatt
per Dtzd. 40, 55 und 75 Pfg.
Ausführliche Preislisten gratis u franko.
Heinr. Ritter & Kallenbach,
Papierhdl. engros, **Breslau,** Nikolaistr. 1

Verlag von Ulrich Meyer, Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.

Neuheit! Neuheit!

Der Brautwächter.

Novelle
aus Rußland
von
Ernst Schrill
(S. Keller).

Preis eleg. brosch. 1,60 M., in hochf. Einband 2,60 M.

Der durch seine Schriften in ganz Deutschland wohlbekannte und beliebte Verfasser bietet hier eine originelle, humorvolle Geschichte, die zweifelsohne überall freundliche Aufnahme finden wird.

Auf die dieser Nummer beiliegenden Prospekte von: W. G. Thraen & Co., Buchfrei: Buchhandlung der Berl. Evang. Missionsgesellschaft, Berlin; Max Kielmann, Braun; Gebr. Bierhaus, Orsoy; J. F. Steinkopf, Stuttgart; Wilh. Friedrich, Leip

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google